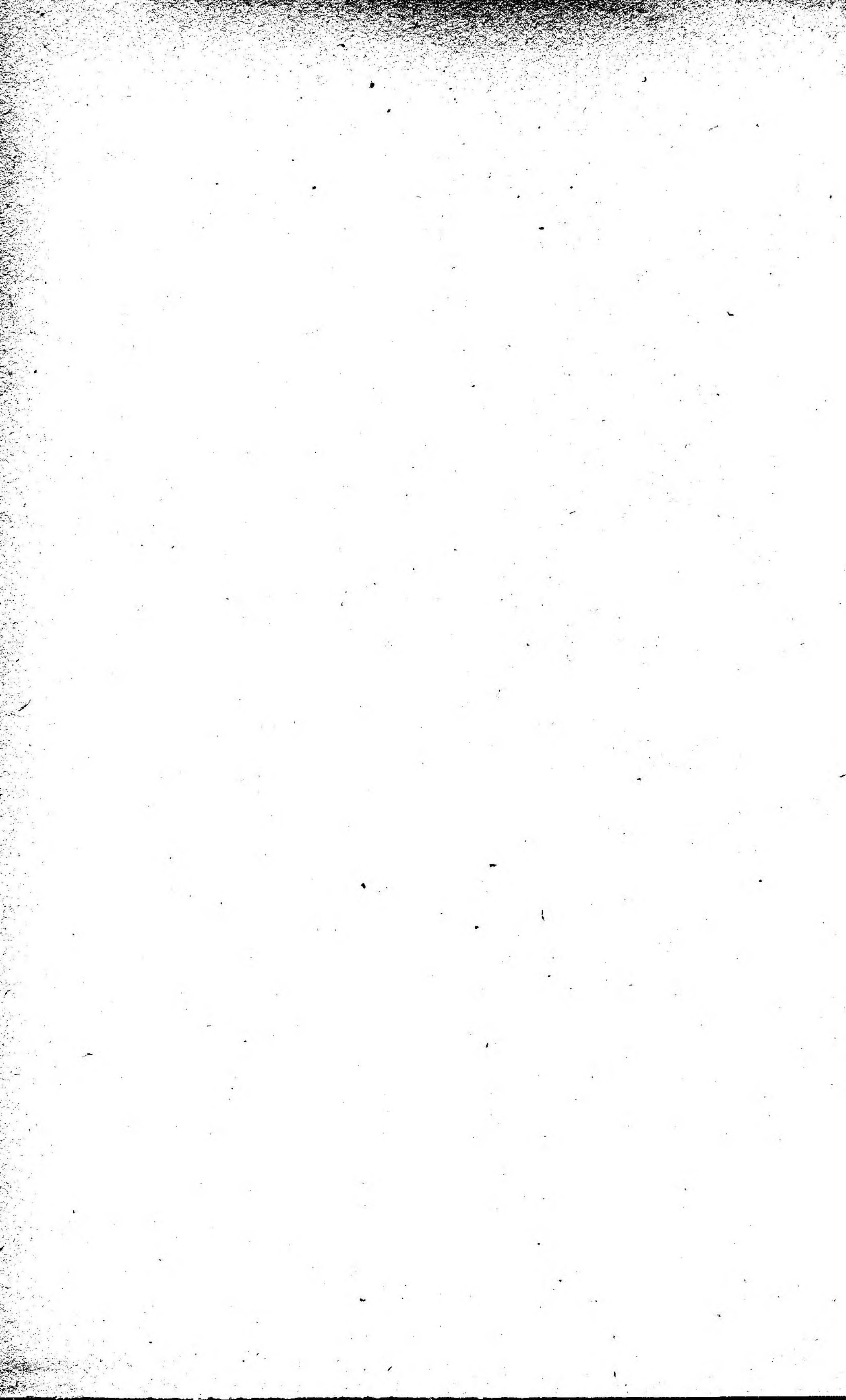
FRIEDRICH RITTER · DAS OFFENBARTE LEBEN



DAS OFFENBARTE LEBEN

I. BAND

LEBENSSCHÖPFUNG UND VERNUNFTFREVEL

VON

FRIEDRICH RITTER

1951

FRIEDRICH RITTER · EBERSTEINBURG ÜBER BADEN-BADEN

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten
Copyright 1951 by Friedrich Ritter, Ebersteinburg über Baden-Baden
Printed in Germany
Satz, Druck und Bindearbeiten: Konkordia AG., Bühl-Baden

„Ich möchte verschenken und austeilen, bis die Weisen unter den Menschen wieder einmal ihrer Torheit und die Armen wieder einmal ihres Reichtums froh geworden sind."

„Also sprach Zarathustra."

Vorwort.

Dies Werk ist ein Ergebnis vieljähriger Studien über das Problem des Lebens. Sein Hauptanliegen ist das Verständnis des Menschen selbst als Lebewesen. Die hier vorgetragene Lebensanschauung ist derart umstürzend gegenüber allen herkömmlichen Anschauungen, ihr volles Verständnis erfordert ein solches Maß von geistigem Umlernen, dazu ein vertrautes Zuhausesein in biologischen, zumal kausalbiologischen Vorstellungen, daß ich jedem, der nicht in der Lage ist, diese Schrift gründlich durchzuarbeiten, raten möchte, die Finger davon zu lassen; sie ist nicht für jedermann geschrieben; man kann über sie mit gutem Fuge die Worte setzen, die Nietzsche über seinen Zarathustra setzte: „Ein Buch für alle und keinen". Wer über schlecht verstandene Abschnitte und anscheinende Paradoxa und Widersprüche hinweggeht, wird vermutlich spätere Ausführungen noch schlechter verstehen und noch paradoxer und widerspruchsvoller finden und lege besser das Buch beiseite. Die Abschnitte sind nicht dazu geschrieben, für sich isoliert gelesen zu werden. Wer da glaubt, auf Grund herausgerissener Partien und ohne daß er dem Autor geistig zu folgen imstande war, über das Werk aburteilen zu können, vergreift sich gründlich. Irrtümer oder Schiefheiten, welche mir bei der Weite des Themas gewiß im einzelnen unterlaufen sein werden, können die Konzeption des Ganzen nicht umstoßen.

Die ausschlaggebende Bedeutung, die ich in den übertragbaren Krankheiten für das biologische Schicksal der Menschheit erkannte, machte eine ausführlichere Behandlung dieses Teilgebietes des Lebens erforderlich, als es der Rahmen des Ganzen zugelassen hätte. Ich lasse daher der Gesamtdarstellung des Lebens als erstem Teil dieses Werkes einen zweiten Teil folgen unter dem Titel: „Schmarotzerzüchtung und Erbopferung", der im wesentlichen den parasitologisch-epidemiologischen Bereich mit besonderem Bezuge auf die Menschheit zum Thema hat. Ein dritter Teil: „Nietzsche, der gerechtfertigte Seher", bringt eine Darstellung des Lebenswerkes dieses tiefsten Denkers aller Zeiten unter der neu gewonnenen Perspektive dieses ersten Teiles. Als vierter Teil ist eine Weltanschauungsdichtung in Aussicht genommen.

Wenn die Auswahl der zitierten Literatur etwas einseitig ausgefallen ist und nicht immer die Originalquellen als literarische Belege angeführt werden, so beruht das namentlich darauf, daß mir keine öffentlichen wissenschaftlichen Biblio-

theken für Benutzung zur Verfügung stehen. Es wurde jedoch sorgfältig nur Literatur ausgewählt, welche wissenschaftlich ernst zu nehmen ist, und der Leser, welcher eine Vertiefung seines biologischen Wissens erstrebt, um die Ausführungen dieses Buches mit besserem Verständnis aufnehmen zu können, sei ausdrücklich gerade auf diese ausgewählte Literatur hingewiesen, da man einen hohen Prozentsatz der sonstigen biologischen Literatur nicht als Quelle der Belehrung empfehlen kann.

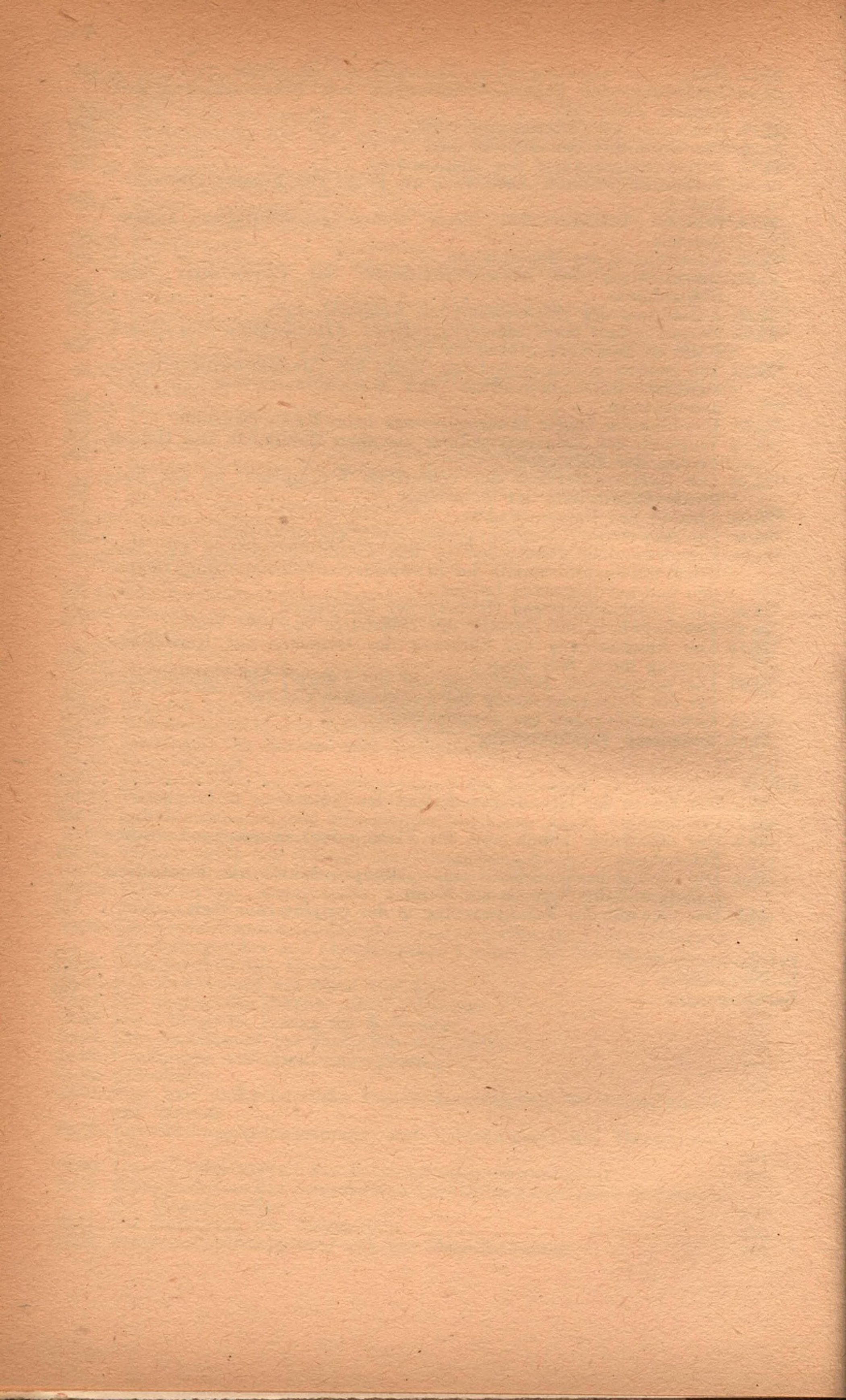
Ebersteinburg über Baden-Baden, den 25. August 1950, am Tage der fünfzigjährigen Wiederkehr von Nietzsches Tod.

Friedrich Ritter.

„Fünfzig Jahre später werden vielleicht einigen (oder einem: — es bedürfte eines Genies dazu!) die Augen dafür aufgehen, was durch mich getan ist."

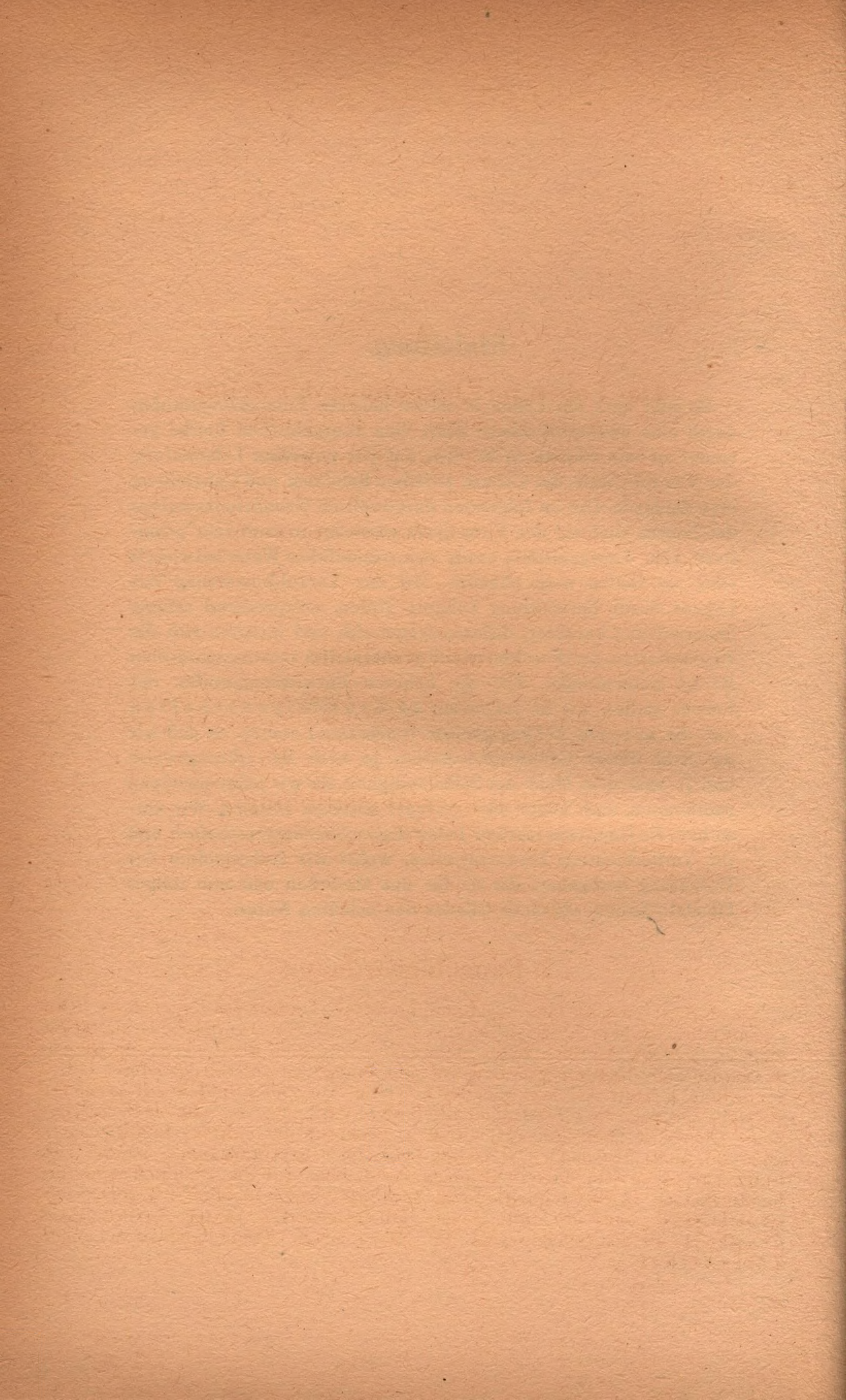
Nietzsche.

Inhaltsübersicht.



Einleitung.

So sehr auch das Leben in seinen höheren Entwicklungsstufen durch eine unüberbrückbare Kluft vom anorganischen Reiche getrennt zu sein scheint, so ist doch auf der untersten Lebensstufe, der Virus-Stufe, die Grenze zwischen Belebtem und Unbelebtem eine fließende. Die im folgenden dargestellten Grundeigenschaften des Lebens sind auf der Virus-Stufe entweder in noch sehr primitiver, vom Anorganischen wenig unterschiedlicher Weise entwickelt oder sie fehlen noch gänzlich. Mit der Vervollkommnung des Lebens durch Entwicklung höherer Stufen, entsprechend seinem historischen Charakter, differenzierten sich und mehrten sich die Eigenschaften, durch welche es sich grundsätzlich vom anorganischen Reiche unterscheidet. Für die höheren Entwicklungsstufen des Lebens stellen wir im folgenden 24 Grundeigenschaften auf, die in engen Abhängigkeiten voneinander stehen, so daß wir die Zahl dieser Grundeigenschaften je nach Betrachtungsweise und je nach dem Maße der Selbständigkeit, die wir jeder einzelnen zuerkennen, auch höher oder geringer ansetzen könnten. Wir versuchen, die Hauptwesenszüge jeder dieser Grundeigenschaften und ihr Verflochtensein herauszustellen, wobei wir insbesondere der Bedeutung nachgehen, die sie für den Menschen und sein tätiges Handeln haben, als eines Gliedes der belebten Natur.



A

Das Leben im Querschnitt der Zeiten

(d. h. unhistorisch und individuell betrachtet)

und als Eigenphänomen

(d. h. autark gegenüber der Umwelt betrachtet)

zeigt folgende Grundeigenschaften (1—15):

1. Individualität.

Das Leben und alle seine weiteren Grundeigenschaften sind gebunden an räumlich und zeitlich abgegrenzte stofflich-morphologisch-dynamische Gebilde: an Individuen, Lebenseinheiten oder Lebewesen mit:

2. Molekulargefügeordnung.

Jedes Lebewesen ist hinsichtlich seiner chemischen Beschaffenheit, seiner Stofflichkeit, ein hochdifferenziertes, wohlgeordnetes System, dessen Stoffe (Elemente) dem anorganischen Reiche entstammen und wieder in dasselbe eingehen. Diese Ordnung führt in fließenden Übergängen zur:

3. Baugefügeordnung.

Durch diese ist auch eine eigentümliche äußere Gestalt des Organismus (oder eigentümliche äußere Einzelgestaltungen innerhalb einer gewissen Gestaltungsfreiheit) bedingt. Als Baueinheit dient im wesentlichen die Zelle, ein chemodynamisches System mit Molekulargefügeordnung von verschiedenartiger Differenzierung, Gestalt und funktioneller Leistung. Aus Zellen bilden sich Verbände (Gewebe, Organe). Im einfachsten Falle besteht das Lebewesen aus einer einzigen Zelle. Die vielzelligen Lebewesen sind ursprünglich aus sich vervielfältigenden, aber sich nicht trennenden Einzellen-Lebewesen hervorgegangen, welche sich unter Verteilung von Einzelfunktionen des Lebens auf die verschiedenen Verbandsgenossen (Arbeitsteilung) durch Zuchtwahl untereinander differenzierten, spezialisierten und sich miteinander kollektivisierten (unter Verlust ihres Charakters als Einzellebewesen) zu einem neuen Gesamtlebewesen, einem Zellenstaat.

4. Erbgefügeordnung[1].

Die beiden vorgenannten Gefügeordnungen (2. und 3.) sind ein Ergebnis der Erbgefügeordnung. Von geordnetem Gefüge ist die Erbsubstanz oder der Erbschatz, der dem Zellkern jeder normalen Lebenszelle eingelagert ist (von den allerprimitivsten noch kernlosen Zellen wie Bakterien abgesehen). Diese Erbgefügeordnung baut in Wechselwirkung mit ihrer stofflich-strukturell definierten und durch sie selbst organisierten Umgebung, nämlich dem Protoplasma der Zelle, den gesamten Organismus vermittels der Produktion entsprechender Schaltstoffe (Fermente) auf dem Wege der chemischen Katalyse auf, regeneriert ihn, bewerkstelligt seine funktionellen Anpassungen und gewährleistet seine verschiedenen Verrichtungen und Funktionsvermögen. Der Erbschatz besteht aus Tausenden von Funktionseinheiten, spezifischen Schaltstofferzeugern: Erbzeugern oder Genen. Jeder Erbzeuger produziert für sich allein oder im Zusammenhang mit anderen (Vielerbigkeit oder Polygenie) eine oder verschiedene (Vielmerkmaligkeit oder Polyphänie) sogenannte Erbmerkmale als Fabrikate der chemisch-synthetischen Wirksamkeit seiner Schaltstoffe; denn alle Lebensfunktionen sind mit der stofflichen Organisation der Funktionsträger automatisch gegeben. So wie die Individualität eines Atoms allein auf seiner stofflich-energetischen Organisation beruht, desgleichen die Individualität einer Molekel (und eines Erbzeugers [Gens] als einer einzigen riesigen Molekel) allein auf der Beschaffenheit und Organisation seiner Atome (mit beliebiger Austauschbarkeit derselben), so beruht die Individualität jedes Lebewesens allein auf seiner stofflichen Organisation, die, durch die molekulare Werkstätte des Erbschatzes erzeugt, vom Molekularaufbau ausgehend zu immer höheren stofflichen Ordnungssystemen emporsteigt. Diese Erbzeuger sind ohne den ganzen Apparat ihrer Kern- und Zellumgebung, in den sie eingeordnet sind, völlig leblose Gebilde, so wie jedes kleinste Einzelteilchen des lebenden Organismus für sich allein betrachtet tot ist, denn erst die Zusammenwirkung des Ganzen vermöge seiner auserlesenen Gefügeordnungen macht das Leben aus, seine Individualität, die Persönlichkeit des Individuums; und das Leben erwächst allein aus den durch diese technischen Ordnungen selbsttätig erfolgenden Vervollkommnungen energetischer Vorgänge (bis zur Geistestätigkeit) ohne jede metaphysische Sonderfundierung oder Sondergesetzlichkeit.

Die Erbzeuger (Gene) sind auf Erbfäden (Chromonemen) von Eiweiß perlschnurartig aufgereiht in einer ganz bestimmten linearen Anordnung. Jeder Erbzeuger hat seinen Erbort (Genlocus) auf einem bestimmten Erbfaden. Die Bakterien und Blaualgen haben als allerprimitivste Zellen noch keinen Zellkern entwickelt, und die Erbsubstanzen liegen als Erbzeuger-Partikelchen frei in der Zelle. Bei allen sonstigen Organismen bis zum Menschen hinauf sind die Erbzeuger auf Erbfäden zu bestimmten Anordnungen vereinigt. Einen Erbfaden mit seinen Erbzeugern und mit seiner Hüllsubstanz wollen wir Erbkörperchen nennen; der Biologe bezeichnet ihn als Chromosom. Jede Art, bzw. jede Rasse besitzt eine ihr eigentümliche bestimmte Anzahl solcher Erbkörperchen, auf welche ihre sämtlichen Erbzeuger verteilt sind.

5. Entwicklung (Zeitgefügeordnung).

Mit dem Aufbau des Lebewesens durch seinen Erbschatz vollzieht dasselbe seine eigentümliche Entwicklung aus innerer Ursächlichkeit als Individualkreislauf (Individualzyklus) — eingeschlossen zwischen Zeugung und Alterstod —, eine bestimmte Abfolge seiner Zustandsformen. Dieselbe ergibt sich damit, daß in den (unter dem Einfluß der stoffbauenden [katalytischen] Wirksamkeit des Erbschatzes) sich definiert fort und fort vollziehenden Wandlungs-

[1] Kühn, Alfr., 1939: „Grundriß der Vererbungslehre". Leipzig.
Geitler, L., 1938: „Chromosomenbau". Berlin.

vorgang der Umgebung des Kernes (des Sitzes des Erbschatzes) eine bestimmte Erzeugungsfolge von Reizstoffen oder Botenstoffen (Hormonen) eingegliedert ist, welche rückwirkend auf den Kern diese bestimmte Abfolge im Funktionseinsatz von Erbzeugern (Genen) bedingt, was den Gang der Entwicklung bestimmt. Es treten also unter dem stofflichen Einflusse als Rückwirkung der sich durch den Erbschatz wandelnden Zelle immer nur ganz definierte Erbzeuger des großen Erbschatzes nacheinander in Aktion und bestimmen so automatisch den Entwicklungsgang.

6. Funktionsgefügeordnung.

Die vorgenannte Selbststeuerung der Entwicklung und sonstige organisatorische Selbststeuerungen vollziehen sich durch die Funktionsgefügeordnung, welche sich aus der Molekular-, Bau- und Erbgefügeordnung selbsttätig ergibt und welche auch die Zeitgefügeordnung der Entwicklung bestimmt, indem die genannten materiellen Strukturordnungen technische sind, d. h. sie befähigen zu auserlesenen spezialisierten Leistungen. In diesem Sinne sind Organismen maschinelle Systeme von Gefügemechanismen (mit weitgehendem, erblich fundiertem Eigenregulationsvermögen auf Wiederherstellung nach Ordnungs- und Gleichgewichtsstörungen), durch welche Abbausteuerungen und Einsatzlenkungen von Energien sowie Einverleibungen und Hortungen von Energien gewährleistet werden. Dabei ist das Prinzip der Arbeitsteilung verwirklicht. Für die Einzelfunktionen des Ganzen sind dessen verschiedene Einzelteile spezialisiert, was zur Differentiation des Ganzen führt und, in dem Maße wie der Organismus aktiv für seine Selbstbehauptung (und somit für seine Zuchtwahl) mitwirkt, zur Zentralisation und Verganzheitlichung der differenzierten Funktionen führt. Der erreichte Grad der technischen Nutzung der Differentiationen für das Ganze durch funktionelle Zentralisation bedingt zusammen mit der funktionellen Vollkommenheit dieser Differentiationen die Entwicklungshöhe des Organismus, seine Leistungshöhe, den Grad der Vollkommenheit seiner Körperorganisation, seine Selbstherrlichkeit (Autonomie) gegenüber seiner Widersacher-Umwelt und die Breite seiner Einpassung (seine Plastizität) in dieselbe[2].

Durch die Funktionsgefügeordnung vollziehen sich die folgenden besonderen Lebensverrichtungen (namentlich Nr. 7—15; 17—18; 23):

7. Stoff- und Energieabbau (Dissimilation).

Dieser hat im Charakter der Lebewesen als chemischer Energieträger mit freier, d. h. arbeitsfähiger Energie seine Voraussetzung. Alle Lebensenergie stammt aus der Sonnenstrahlung und wird auf dem Wege der Kohlensäure-Reduktion durch Pflanzen an den Stoff gebunden. Die Lebensvorgänge (einschließlich aller menschlichen körperlichen, geistigen und seelischen Aktivität) sind verzögernde Einschaltungen in den Umwandlungsprozeß der Energie der Sonnenstrahlen in den Entropiezustand, eingeschaltet zwischen Sonnenstrahl und zerstreute, arbeitsunfähig gewordene Wärme. Die durch den (durch ein Schaltstoffsystem vollzogenen) Stoffabbau im Organismus frei werdende Energie wird durch die Funktionsgefügeordnung zum Vollzug aller aktiven Lebensleistungen gelenkt und gesteuert, woraus sich die folgenden energetischen Leistungen und Grundeigenschaften des Lebens ergeben (namentlich Nr. 8—15; 17—18; 23):

[2] Franz, V., 1935: „Der biologische Fortschritt“. Jena.
Franz, V., 1937: „Die Fortschritts- oder Vervollkommnungstheorie“. In: „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie . . .“. München. Bd. 31, S. 281—295.
Rensch, B., 1947: „Neuere Probleme der Abstammungslehre“. Kapitel 7: „Die Anagenese (Höherentwicklung)“. S. 282—316. Stuttgart.

8. Stoffangleichung (Assimilation).

Sie besteht in einer Umbildung von körperfremden Stoffen in körpereigene Stoffe (durch die katalytische Wirksamkeit von Schaltstoffen) nach vorheriger Aneignung des Stoffmaterials: Nahrungsgewinnung und -einverleibung: Bei den Pflanzen Sonnenenergie-Beladungen an anorganische Stoffe unseres Erdballs, welche dadurch zu organischen Stoffen werden (Kohlenstoff-Verbindungen), bei den Tieren Aneignung und Einverleibung von derart energiegeladenen Stoffen: zumeist — soweit es sich nicht um Verzehren von bereits abgestorbenen Pflanzen- und Tierkörpern handelt — Energieraub durch Entwendung von Körpereigentum anderer Lebewesen (Pflanzen, Tiere), also deren vitale Schädigung, bis zur vollen Vernichtung lebender Organismen durch Verzehrung, stoffliche Einschmelzung und Eingliederung der Beute in den eigenen Organismus. Daseins- und Unverletzlichkeitsrechte lassen sich nirgends aus der Natur herleiten; sie hätten jede Aufwärtsentwicklung des Lebens unmöglich gemacht.

9. Inneres Wachstum.

Die Eingliederung des aufgebauten (Pflanzen) oder erbeuteten (Tiere) energiegeladenen Stoffes ergibt einerseits inneres Wachstum, wie es sich namentlich in den Individualkreisläufen vollzieht, andererseits als Ersatz abgebauter energiegeladener Stoffe:

10. Stoff- und Energiewechsel.

Mit diesem werden erst die energetischen Leistungen des Organismus als Dauervermögen gewährleistet. Denn da ein Teil der Energieausgaben und Energieleistungen infolge der Funktionsgefügeordnung immer wieder (über die Nahrungsaneignung) in die katalytische (stoffbauende) Wiederherstellung des sich energetisch abbauenden Systems zurückläuft (vermittels Aufbau-Schaltstoffe, welche durch den Aufbau, den sie vermitteln, wieder blockiert werden), als technische Kreisläufe, so erhält der Lebensprozeß den Charakter eines stationären, nie ins Gleichgewicht gelangenden Prozesses, der von einem ständigen Stoff- und Energiestrom gespeist wird, bei Wahrung von Gestalt und Form (abgesehen von der Entwicklung), so daß auf diese Weise ohne die Selbstverausgabung des Körpers ein ständiger Energiestrom ihn durchfließt, welcher den Energieleistungen der Lebensbehauptungserfordernisse des Lebewesens verfügbar ist und welcher sich auf die Höhe des Energiebedarfs (vermittels automatischen Einsatzes von Reiz- und Schaltstoffen) weitgehend abzustimmen vermag (z. B. bei der Muskelarbeit) über die technischen Mechanismen der Gefügeordnungen.

Der zur Energiegewinnung für die Lebensleistungen erforderliche Stoffabbau und Stoffersatz (was den Stoffwechsel ausmacht) erstreckt sich auch im Zustande äußerer Inaktivität auf alle lebenden Substanzen des Organismus (Ruhe-Stoffwechsel), wodurch die Funktionsentwertung der Körpersubstanzen durch chemische Razemisierung verhindert wird.

11. Funktionelle Anpassung.

So wie die vorgenannte Verhinderung der chemischen Razemisierung, beruht auch die funktionelle Anpassung (z. B. Kräftigung eines Muskels durch Übung) auf dem Stoff- und Energiewechsel. Diese funktionelle Anpassung kommt zustande durch Rückwirkung der Beanspruchung der Zellfunktionen auf das Ausmaß der stoffbauenden (katalytischen) Tätigkeit des Erbschatzes (der betroffenen Zellen), welch letzterer die Zellsubstanz aufbaut und dadurch ihre Leistungshöhe bestimmt (Selbstregulationsmechanismus).

Die funktionelle Anpassung ruft keinerlei gleichgerichtete oder sonstige Erbänderung hervor, d. h. keine Änderung der die Anpassungen bewirkenden Erbzeuger (Gene) in den sich anpassenden Zellen — deren jede ja den ganzen Erbschatz enthält —, geschweige denn gar eine entsprechende Erbänderung der Erbzeuger in den Fortpflanzungszellen, mit denen nicht einmal ein funktioneller Zusammenhang besteht; denn die Erbzeuger sind für sich tote, rein chemische Gebilde, welche selbst keinerlei funktionelle Anpassung erlangen können, welche nur maschinenmäßig Schaltstoffe produzieren, je nachdem wie sie von der Zelle aus in Funktion und Produktion gesetzt werden; d. h. die letzten mechanischen Bedingungen der funktionellen Anpassungsfähigkeit des Lebewesens können nicht selbst wieder Anpassungsfähigkeit besitzen. Verfolgt man das Leben in seine letzten Wurzeln, so löst es sich jedesmal in die blinde Mechanik alles Naturgeschehens auf. Es ergibt sich also insgesamt, daß der Lamarckismus, welcher die Vererbung funktioneller Anpassungen behauptet und damit auch die Vererbung von Erziehungserfolgen, Schulerfolgen, Lernerfolgen, Gewöhnungen usw. (was alles funktionelle Anpassungen sind, welche auf Erbbeanspruchung beruhen) eine Irrlehre ist[3].

12. Regenerationsvermögen.

Die Fähigkeit des Ausheilens von Körperverletzungen, der Genesung von Krankheiten, der Erholung nach Ermüdungen und Erschöpfungszuständen usw., kurz das Regenerationsvermögen des Organismus beruht ebenfalls auf der Wirksamkeit des Erbschatzes. Im äußersten Falle ist es die Regeneration des ganzen Individuums aus einer seiner Zellen (denn jede Zelle enthält ja den ganzen Erbschatz), einer befruchteten oder unbefruchteten Fortpflanzungszelle, also die als fünfte Grundeigenschaft des Lebens aufgeführte Entwicklung.

Die mit dem Erbschatze vermachten letzten chemophysikalischen Bedingungen der Regenerationsfähigkeit können nicht selbst wieder Regenerationsfähigkeitscharakter besitzen, d. h. Erbschatz-Schädigungen können nicht regenerieren! Es gibt eben keinerlei metabiologisches Agens hinter den Lebenserscheinungen. Ist ein Erbschatz geschädigt, so kann er genau so unmöglich wieder ausheilen wie irgendeine geschädigte Maschine.

Darauf beruht im übrigen die Furchtbarkeit der Verbrennungen durch Röntgen- und Atomstrahlen. Solche Verbrennungen vermögen nicht wieder auszuheilen, es sei denn nach einem langwierigen Absterben der betroffenen Zellen, denn hier gingen die Verbrennungen bis in den Erbschatz der Zellkerne, wo sie Zerstörungen anrichteten, d. h. sie richteten Zerstörungen am Regenerationsmechanismus selbst an, die ihrer Natur nach unheilbar sein müssen.

Ebenso beruht darauf die Unheilbarkeit bösartiger Geschwülste (Krebs, Karzinom), es sei denn, daß die Krebszellen entfernt oder zum Absterben gebracht werden, denn in ihnen ist durch Erbschädigung der Selbstvermehrungsmechanismus des Erbschatzes und der Zelle, der normalerweise nur unter ganz bestimmten Zellbedingungen in Aktivität gesetzt wird, enthemmt worden, so daß dieser hochgezüchtete, höchst sinnvoll arbeitende und lebenswichtige Apparat nun zum Fluche für den Organismus rastlos automatisch tätig sein muß und die Kräfte des Körpers aufzehrt durch wahnsinnige Zellproduktion.

13. Bewegungsfähigkeit.

Sie steht im Dienste der Körperverrichtungen, Ortsveränderung, Nahrungsgewinnung, Beuteüberwältigung und -einverleibung, Gefahrenflucht, Abwehr, Geschlechtsannäherung, Paarung, Nachkommenfürsorge, des Spieltriebes, der Lautäußerungen usw. Auch aller geistige Verkehr zwischen Menschen beruht auf

[3] Zimmermann, W., 1938: „Vererbung erworbener Eigenschaften und Auslese". Jena. 2. Aufl. in Vorbereitung.

körperlichen Bewegungen (der Sprechwerkzeuge, Gesichtsmuskeln, Handmuskeln beim Schreiben usw.); ohne Muskelbewegungen könnten wir keinerlei Wirkungen auf Menschen und Dinge ausüben. Die Muskelverkürzung (und die durch diesen Akt verrichtete Muskelarbeit) ist ein in seiner Dynamik, Energetik und in seinem Arbeitsstoffwechsel weitgehend aufgeklärter chemischer, mechanischer und maschineller (d. h. durch seine technischen Gefügeordnungen dynamisch gelenkter) Naturvorgang.

14. Reizbarkeit.

Die organischen Substanzen reagieren physiologisch auf sie treffende physikalische und chemische Einwirkungen oder Reize. Gemäß seiner Funktionsgefügeordnung reagiert der Organismus auf Reize meist adäquat, d. h. im Sinne seiner Selbsterhaltung, bzw. unter Selbstgefährdung im Sinne seiner Rassenerhaltung. Wesentlich für Reizbeantwortungen des Organismus sind Reizstoffe oder Botenstoffe (Hormone) als Vermittler zwischen Reizen und Reizbeantwortungen, bei höheren Tieren auch Nerven und Nervensysteme. Außer den Außenreizen sind vor allem körpereigene Reize für die Verrichtungen des Organismus wichtig. Alle Funktionen des Organismus und ihre gegenseitige Angleichung und ganzheitliche Ausrichtung auf die Erfordernisse des Organismus werden durch körpereigene Reize automatisch (d. h. vermittels der technischen Gefügeordnungen des Körpers) gesteuert.

15. Bewußtsein.

15,1. Grundtatsachen des Bewußtseins.

Bei höher organisierten Tieren tritt zu den Reizerscheinungen das Bewußtsein, das sich aus der Innen- oder Erlebnisseite der Reizerscheinungen aufbaut, welche unserer Welterfahrung unzugänglich ist; das heißt welche durch das Ich nur aus seinem Selbst, aber niemals von außerhalb seiner selbst, also von der Welt her über die Sinnesorgane erfahrbar ist. Von unserem Bewußtsein rückschließend werden wir jedoch der Reizbarkeit wohl zwei in unserem Bewußtsein mitwirksame Urphänomene zuschreiben können: Empfindung als Reaktion und Trieb oder blinden Drang als Aktion, wobei hier Trieb oder blinder Drang mit Nietzsches Konzeption „Wille zur Macht" zu identifizieren ist; möglicherweise außerdem auch schon Lust als ungehemmtes Walten des Triebes und Unlust als Hemmung desselben, als Reaktion auf Widerstand gegen das Walten der spontanen Aktion des Triebes. Dadurch daß nun zu den genannten psychischen Urphänomenen die Erinnerung bei Nerventieren hinzukommt — als innere Wiederwahrnehmung eines erlittenen psychischen Eindruckes, eines nervösen Engrammes —, entsteht ein ganz neues Vermögen, nämlich das Bewußtsein.

Wir erleben im Bewußtsein folgende vier Grundphänomene:

1. Empfindung (Wahrnehmung);
2. Trieb;
3. Gefühl, meist mit Lust- oder Unlust-Betonung, oft mit Anziehung oder Abstoßung zum Objekte der Gefühlsauslösung, falls ein solches wahrgenommen wird, d. h. mit richtungsbestimmter Triebauslösung;
4. Erinnerung, welche sich erstreckt auf Empfindungen, Wahrnehmungen, Triebe, Gefühle und Erinnerungen und auf Ableitungen von alledem, nämlich einerseits auf Erinnerungen aufbauend: Erfahrungen, Vorstellungsabläufe, Phantasie, Verstand; andererseits auf Kombinationen von alledem mit dem Trieb, was zum zielbewußten Willen führt, der unter Lenkung von Gefühlen steht und für dessen Bestimmung Erinnerung-Gefühls-Assoziationen im Dienste von Instinkten eine ausschlaggebende Rolle spielen.

15,2. Triebe, Auslöser und Schemata[4—5].

Reizwirkungen erfolgen rein automatisch und unterliegen nicht der Regulierbarkeit durch Bewußtseinsvorgänge. Mit der Entstehung des Bewußtseins ergibt sich jedoch ein ganz neues Regulationsprinzip für das Verhalten des Organismus. Die Erinnerung, welche der Entstehung des Bewußtseins zugrunde liegt, würde, wenn sie völlig gefühlsneutral bliebe, niemals das Verhalten des Organismus zu beeinflussen vermögen. Anders, wenn bestimmte Gefühle und durch sie wieder Triebe mit bestimmten Wahrnehmungen automatisch geweckt werden (z. B. angeborene Furcht und Fluchttrieb vor schreckhaften Erscheinungen) oder auch ohne Weckung durch Wahrnehmungen, rein endogen, Triebe mit bestimmten Zielen gekoppelt werden (z. B. Vogelzugtrieb). Dann vermögen bewußte Wahrnehmung und Wahrnehmungserinnerung von den Trieben in Dienst genommen zu werden oder selbst Triebe zu wecken und das Verhalten des Organismus zu beeinflussen. Damit ergibt sich ein hoher Selektionswert sowohl für die Fähigkeiten der Wahrnehmung und Wahrnehmungsnutzung als auch für die erbliche Koppelung bestimmter Gefühle und Triebe an bestimmte Wahrnehmungen, so daß sich solche erblichen Koppelungen sowie Fähigkeiten der Wahrnehmungsnutzung überall, wo Leben die Bewußtseinsstufe erreicht, in reicher Mannigfaltigkeit anzüchten. Das Ansprechen bestimmter Gefühle und Triebe auf bestimmte Wahrnehmungen bezeichnet man als Auslösung und die entsprechenden wahrgenommenen Objekte und Vorgänge der Außenwelt als Auslöser. Damit erbliche Auslösungen erfolgen können, müssen angeborene Strukturelemente im Produktionsapparat der (visuellen, akustischen usw.) Wahrnehmung (im Gehirn) vorhanden sein, die mit der Erzeugung bestimmter Gefühle und Triebe gekoppelt sind. Man bezeichnet diese angeborenen auslösenden Elemente in den Wahrnehmungsgehalten als Schemata. Jedes Schema oder jeder Elementaranteil eines Schemas kann wie jedes sonstige erbliche Merkmal nur irgendwann in den Vorfahrengenerationen durch Erbsprung (Mutation) entstanden sein (was unter Punkt 16 erläutert wird) und kann sich, soweit es Rasseneigenschaft ist, nur aus einer Menge unbrauchbarer Elemente durch die Lebenseignung, die es seinen Trägern verlieh, ausgelesen haben. Bei der Nichtvererbung individuell erworbener und in der Erinnerung haftender Einzel- oder Gestaltwahrnehmungen kann natürlich ein solches Schema niemals auf diese Weise entstanden sein. Damit ergibt sich, daß die ererbten Strukturelemente des Schemas nur sehr sparsam sein können, denn jedes Einzelelement erforderte zu seinem Rassensiege eine Unsumme von individuellen Ausmerzungen. Diese Sparsamkeit ist überall durch Experimente bestätigt worden.

15,3. Schematenprägung[4—5].

Dagegen können Gestaltwahrnehmungen und die Erinnerungsbilder, die sie hinterlassen, weil individuell und opferlos erworben (nur die Erbfähigkeit zu solchen Wahrnehmungen ist durch Selektion über die Vorfahrengenerationen erkauft), eine sehr reiche innere Differenzierung erfahren. Durch diesen Merkmalsreichtum, der ein Wiedererkennen bis auf feinste Einzelheiten und damit ein äußerst scharfes Unterscheidungsvermögen zwischen ähnlichen Gestaltwahrnehmungen ermöglicht (z. B. Sich-Erkennen zusammengehöriger Ehepartner innerhalb einer Tiergesellschaft äußerst ähnlicher Rassengenossen bei vielen Vögeln und Säugern), vermögen solche Gestaltwahrnehmungen den Selektionswert des Schemas stark zu erhöhen, wenn sie ein angeborenes Schema ganz spezifisch auffüllen und ausprägen. Diese sogenannte Prägung des mit Gefühlen und Trieben gekoppelten, aber immer sehr merkmalsarmen Schemas durch Gestaltwahrnehmungen spielt für die Einordnung von mit Bewußtsein begabten Tieren

[4—5] Lorenz, K., 1937: „Über die Bildung des Instinktbegriffes". In: „Die Naturwissenschaften". Bd. 25, Heft 19—21.
Lorenz, K., 1943: „Die angeborenen Formen möglicher Erfahrung". In: „Zeitschrift für Tierpsychologie". Bd. 5, Heft 2.

wie auch von Menschen in ihre Umwelt und für ihr lebensdienliches Verhalten eine recht bedeutende Rolle, so in der Bindung an Nest, Brutplatz, Heimat, an den Ehegefährten, der Eltern an die Jungen, der Jungen an die Eltern usw. Das angeborene Schema kann so merkmalsarm sein, daß z. B. Stockentenkücken, wenn sie gleich nach dem Schlüpfen, ehe sie ihr Schema auf ihre Mutter ausgeprägt haben, dieser weggenommen werden, sich auf den ersten Menschen prägen, der sie wartet, und ihm gegenüber alle Reaktionen bekunden, welche normal aufgezogene Junge gegenüber ihrer leiblichen Mutter betätigen, während sie nunmehr auf diese und auf andere Artgenossen nicht mehr als Kücken artgemäß reagieren, sondern wie auf fremde Lebewesen. Die Zeitdauer der Prägbarkeit des angeborenen Mutterschemas beträgt hier nur wenige Stunden nach dem Schlüpfen, und die einmal erfolgte Prägung eines Schemas ist ganz allgemein nicht wieder umkehrbar, was namentlich für die Kulturmenschheit von heute die verhängnisvollsten biologischen Folgen hat, denn deren Jugend wächst in einem hochgradig naturentwurzelten Milieu auf, auf welches sie in ihrem Triebleben falsch ausgeprägt wird. Welche seelische Verkrüppelung wird allein durch konfessionelle Prägung angerichtet! So wie das Entenkücken bei Wegnahme seiner Mutter auf den Menschen als artfremdes Lebewesen falsch ausgeprägt wird, so daß seine leibliche Mutter und seine Artgenossen als fremdartig empfunden und abgelehnt werden, so werden unsere Kinder schon in zarter Jugend auf eine unnatürliche und ihrer angestammten Natur wesensfremde Kulturumwelt und Religion seelisch geprägt, in welche die sich entwickelnden Gemütskräfte innige Wurzeln schlagen, während die erbgemäße seelische Eigennatur in ihrer Ausprägung verkümmert und eine solche nunmehr als befremdend empfunden und abgelehnt wird. Daß man einen im Sinne der herrschenden Religion ausgeübten Zwang auf die seelische Entfaltung des Kindes und die damit ausgeübte Unduldsamkeit gegen seelische Eigenentfaltungen gutheißt, wird sogar als religiöse Duldsamkeit empfunden. Die dabei mit Hilfe von Höllenverängstigungen ausgeübte Gewissensknebelung wird als „Gewissensfreiheit" empfunden und durch die staatlichen Machtmittel geschützt[6]. „Du bist es, künftiger Lehrer und Erzieher, der mit seinem Wirken . . . die feine Fessel um die bildsame, tonweiche Kindesseele legen wird, die Fessel, die dann unlösbar sich zeigt und unabstreifbar wie die Fenrisfessel." (Kardinal Schulte bei der Einweihung der katholischen Pädagogischen Akademie in Bonn 1926.) Die sogenannte „Freiheit des religiösen Bekenntnisses" ist also eine grobe Selbsttäuschung, deren Opfer man ist; die Freiheit ist hier ein Phantom.

15,4. Stimmungen und Instinkthandlungen[7].

Das Schema, mit oder ohne Prägung, löst bestimmte Gefühle aus oder bestimmte Antriebe, welche eine bestimmte Gefühlstönung haben; man bezeichnet solche Antriebe als A p p e t e n z e n. Gefühle und Appetenzen können wir als S t i m m u n g e n bezeichnen. Die Appetenzen drängen den Organismus dahin, in ganz bestimmte Situationen zu gelangen, in denen er ganz bestimmte, erblich fixierte Verhaltensweisen betätigt, z. B. in eine Umweltsituation für den Schlaf zu gelangen, oder in eine Situation zum Ablaufenlassen bestimmter I n s t i n k t - h a n d l u n g e n, oder in eine Auslösersituation für ein anderes bestimmtes Schema, welches seinerseits eine Stimmung nächstunterer Ordnung für eine bestimmte Instinkthandlung liefert. Es kann sich dabei eine Ordnungshierarchie verschiedener gleichzeitig wirksamer Stimmungen ergeben[8]. Instinkthandlungen laufen als bestimmte Muskelbewegungen ab, die zu Aktionen mit Umweltmedien führen (Laufen, Fliegen, Scharren, Fressen, Kauen, Begatten usw.) oder zu

---

[6] Wendt, W. (Facharzt für Psychiatrie): „Die Hölle als Bestandteil der Kindererziehung. (Zur Psychopathologie des Religionsunterrichts.)" 1935. München.
[7] Lorenz, K., 1937 und 1943, a. a. O. (unter 15, 2).
[8] Baerends, G., 1941: „Fortpflanzungsverhalten und Orientierung der Grabwespe Ammophila campestris Jur". Tijdschrift voor Entomologie, Deel 84. Besprechung in „Zeitschrift für Tierpsychologie" 1942. Bd. 5, Heft 1.

Aktionen mit eigenen Körperteilen (Sich-Belecken, Sich-Kratzen, Sich-Putzen) oder als bloße körperliche Ausdrucksbewegungen (Balzspiele, Sich-Sträuben, Fauchen, Lock- und Warnrufe, Vogelgesang, Lachen und Weinen usw.). Während bei Aktionen mit Umweltmedien oder mit eigenen Körperteilen Appetenzen wirksam sind, welche vermittels gerichteter Bewegungen (T a x i e n) den Körper oder Teile desselben in jene Situationen bringen, in denen solche Instinkthandlungen ablaufen können, laufen die Instinkthandlungen der Ausdrucksbewegungen direkt ohne Mithilfe von Appetenzen ab (wie wir es vom Lachen und Weinen kennen); die Koppelung mit Appetenzen wird hier entbehrlich, da der Körper keiner Taxis zum Aufsuchen der Reizsituation und zur körperlichen Stellungsausrichtung bedarf für den Ablauf der Instinkthandlungen. Vielmehr entladen sich hier Emotionen direkt und ohne Appetenzen in Instinkthandlungen als Ausdrucksbewegungen. Wohl aber können Appetenzen wirksam sein, die das Individuum zum Aufsuchen jener Reizsituationen treiben, in denen Emotionen (als Stimmungen nächstunterer Ordnung) ausgelöst werden, die sich direkt in Ausdrucksbewegungen entladen (z. B. Appetenzen zum Aufsuchen einer Balzsituation). Die Instinkthandlungen (z. B. Saugakt des Säuglings, Freßakte, Gangarten, Flugbewegungen, Balzspiele, Nestbaubewegungen usw.) werden, nachdem sie individual erbgemäß ausgereift sind, vollkommen ausgeführt, ohne daß sie verbesserungsbedürftig durch Lernvorgänge wären. In ihnen wirken verschiedene Muskelbewegungen automatisch zu koordinierten Handlungen zusammen. Für das Ablaufenlassen vieler solcher stereotyper Instinkthandlungen ist ein Antrieb des Organismus aus innerer Reizursache erforderlich, wenn die Instinkthandlungen wechselnde innere Bedürfnisse des Organismus zu befriedigen haben oder an bestimmte Zeiten gebunden sein müssen. Diese Bereitschaft zur Instinkthandlung wird durch bestimmte innere Reize (durch bestimmte Reizstoffe oder Hormone) erreicht, deren Produktion in den Lebenszyklen an den betreffenden Bedarfszeitpunkten automatisch erfolgt und durch welche die entsprechende erbtypische Stimmung ausgelöst wird (z. B. Fortpflanzungstriebe zur Brunstzeit, Triebe des Nahrungserwerbs und des Fressens im Hungerzustande, Zugtrieb im Herbste und Frühjahr usw.). Diese inneren (endogenen) Reize ermöglichen erst die Ansprechbarkeit auf äußere (exogene) Reize durch äußere Auslöser oder erniedrigen den Schwellenwert für die Wirksamkeit der äußeren Auslöser. Im äußersten Falle kann eine ganze Instinkthandlung bei starker Aufstauung nicht abreagierter innerer Reize schon ohne jeden äußeren Auslöser im Leeren ablaufen in einer sogenannten L e e r l a u f r e a k t i o n. In den Instinkthandlungen sind starre Bewegungsautomatismen wirksam, aber nicht jeder Bewegungsautomatismus ist eine Instinkthandlung. Herzschlag und Darmperistaltik sind Bewegungsautomatismen, welche ohne unser Bewußtsein ablaufen und sich damit grundsätzlich von Instinkthandlungen unterscheiden; auch Reflexe wie z. B. der Niesreflex oder der Kniescheibenreflex sind keine Instinkthandlungen, wenn sie auch bewußt ablaufen, denn sie werden nicht durch Stimmungen herbeigeführt und sind damit bewußten, zwischen Reiz und Bewegungsablauf eingreifenden oder zum Eingriff befähigten Einflußnahmen entzogen, können auch keine Leerlaufreaktionen zeigen, da ihnen keine Aufstauungen innerer Reize, die auf äußere Auslöser abgestimmt sind, entsprechen; sie erfolgen vielmehr als automatische Reaktionen auf äußere oder innere Reize, und eben wegen solcher Nichtunterstellung unter bewußte Einflußnahme bedürfen sie keiner auslösenden Stimmungen, so daß sich solche nicht für Auslösung derartiger unbedingter Reflexe anzuzüchten vermochten. Diese Unterstellung unter Stimmungen, welche die Einflußnahme durch Bewußtseinsakte ermöglichen, ist wesentlich für Instinkthandlungen und darf nicht von ihrer Begriffsfassung ausgesondert werden. Ein derartiges Vermögen bewußter Einflußnahme durch Stimmungen mußte sich überall da anzüchten, wo ein solches Selektionswert erlangte. Überhaupt war Bewußtsein eine Voraussetzung für Instinktentstehungen: ohne Bewußtsein keine Instinkthandlung, sondern nur starre, durch innere und äußere Reize ausgelöste Bewegungsautomatismen.

15,5. Physik und Metaphysik des Bewußtseins.

Alle Bewußtseinsvorgänge beruhen auf physiologischen und mithin auf chemophysikalischen Vorgängen und Zuständen an bestimmten Nervensubstanzen. Jedes Gefühl und jede Appetenz beruht auf einer in entsprechenden Nerven freigesetzten Menge potentieller Energie, welche einen gewissen Spannungszustand bedingt. Die verschiedene Tönung der Gefühle und Appetenzen mag auf spezifischen Strukturen der Nerven beruhen, welche diese Energien enthalten. Was man physikalisch, d. h. von unserer Sinnesaufnahme aus betrachtet, als potentielle Energie bezeichnet, zeigt sich hier von einer Innenseite, die, da sie nicht Wechselwirkungen mit Außendingen ausübt, auch nicht physikalisch, also nicht mit unseren Sinnesorganen, erfahrbar ist, nämlich als Gefühl und Appetenz. In unserem Bewußtsein erfahren wir Weltwirklichkeiten, welche der physikalischen Erfahrbarkeit (nämlich vermittels Sinnesbeobachtung, d. h. vermittels physikalischer Reaktionen mit unseren Sinnesorganen, die erst sekundär mit bewußten Empfindungen gekoppelt werden) stets verschlossen bleiben müssen, nämlich von der Innenseite von Weltwirklichkeiten, aber natürlich nur soweit wir selbst in unseren Bewußtseinszentren solche Weltwirklichkeiten sind, denn mit Weltwirklichkeiten außerhalb ihrer selbst vermögen die Zentren unseres Bewußtseins nicht identisch zu werden, und auch alles, was wir von unseren Sinnesorganen her über die Außenwelt erfahren, ist immer als Bewußtseinsphänomen ein Erlebnis bestimmter Seiten unseres eigenen Selbst, welche bestimmten Sinneserregungen zugeordnet sind und durch sie energetisch ausgelöst werden. Als Gefühle und Appetenzen werden uns gewisse Spannungszustände potentieller Energie in Nerven bewußt, welche auf physikalische Entladung drängen. Entlädt sich diese potentielle Energie mit der ihr entsprechenden Kraftausübung in die mechanische Energie von Muskelanregungen, so muß mit ihrem Verschwinden im Nerven auch ihre Innenseite, Gefühl und Appetenz wieder verschwinden. Solche Entladungen sind Abreaktionen und Überführungen von Erregungszuständen (der potentiellen Energien) in aktuelle Energie der Muskelanregungen (z. B. Lachen, Weinen, Affektbewegungen, Toben usw.).

15,6. Gefühlsentladungen als Glieder der lebensdienlichen Ordnung des Organismus.

Das nervöse Ordnungsgefüge als Ausleseergebnis läßt diese Entladungen in einer lebensdienlichen Weise erfolgen. So entladen sich bestimmte lustvolle Gemütsbewegungen in der Erregung der Lachmuskeln des Gesichtes, gleichzeitig in charakteristischen Erregungen von Stimmuskeln und von beim Atmen betätigten Muskeln und in anderen Körperbewegungen; bestimmte leidvolle Gemütsbewegungen entladen sich in der Erregung der beim Weinen betätigten Gesichtsmuskeln, in anderen charakteristischen Erregungen von Stimmuskeln, in der Erregung der Tränendrüsen und ihrer Muskeln, in der Erregung der Muskeln des Schluchzreflexes. Wutstimmungen reagieren in bestimmten Gebärden, Angriffsbetätigungen, bestimmten Lauten oder Stimmverstärkungen usw. ab. Die im Orgasmus des Begattungsaktes aufgestaute nervöse potentielle Energie entlädt sich in der mechanischen Ejakulation der Samenflüssigkeit. Bei Unterdrückung normaler Abreaktion kann der Erregungszustand auf inadäquate Entladungsobjekte überspringen und dort mechanisch abreagieren, z. B. in Herzklopfen, Blutwallungen, beschleunigter Darmperistaltik, Sekretausschüttung verschiedener Drüsen usw., wobei es zu Gesundheitsschädigungen kommen kann. Normalerweise stehen aber die Erregungen auslesegemäß im Dienste der Lebensbehauptung, nach innerer und äußerer Auslösung, Ausmaß, Tönung, funktionellen Entladungen und Auslöser-Wirkungen der letzteren auf Schemata anderer Individuen, ferner als Stimulantia für geistige Erwerbungen (Interesse und Neugier, welche immer mit der Begabung des Tieres für Erfahrungen und Erfahrungsverwertung wachsen), für Nutzung von derart Erworbenem. Beispielsweise wirken menschliches Lachen, Weinen und Schluchzen als Auslöser auf an-

geborene visuelle und akustische Schemata der Mitmenschen und lösen entsprechende Gegenerregungen und Handlungen aus, welche der Lebensbehauptung dienen. Entladungen der Wut steigern normalerweise die Selbstbehauptung des Individuums durch Verteidigung und Angriff, wirken als Auslöser auf angeborene Schemata der Artgenossen, auch von Individuen anderer Art, indem sie Reaktionen der Einschüchterung, der Flucht oder der Gegenverteidigung und des Gegenangriffes auslösen, oder der Mitverteidigung und des Mitangriffes unter sozial lebenden Tieren, und wirken sich mit alledem für die Lebensbehauptung aus. Die Entladungen der sexuellen Erregungen bei der Begattung wirken als Auslöser auf angeborene Schemata des gegengeschlechtlichen Begattungspartners, lösen bei ihm entsprechende sexuelle Erregungen und Erregungsentladungen aus, welche die Begattung gemeinsam zum Austrag bringen und damit die Lebensbehauptung durch individuelle Fortpflanzung sichern.

15,7. Lebensdienliche Zwecksetzung als Widersacher lebensdienlicher Instinktzüchtung.

Es verdient sorgfältige Beachtung, daß alle diese Lebensdienlichkeiten nicht vom bewußten Willen her gesetzt sind, ja überhaupt nicht in ihrer Lebensdienlichkeit erkannt werden, daß sie also nicht mit Zweckdienlichkeiten begrifflich gleichgesetzt werden dürfen, denn die Natur, die ja nichts Geistiges ist, kann natürlich keine Zwecke verfolgen. Im Gegenteil: diese Lebensdienlichkeit der Instinkte wurde überhaupt erst dadurch möglich, daß keine Zwecke betätigt wurden; denn wenn die Erreichung eines Lebenszieles als Zweck gesetzt wird, so wird unter verschiedenen Verhaltensmöglichkeiten im Sinne der Zielverwirklichung (auf Grund von Erfahrungen) gewählt, es wird etwa eine Instinktbetätigung zu einem solchen Ziele hin ersetzt durch Vernunftbetätigungen; aber damit wird die Auslese auf gesunde Instinkte zu solchem Lebensziele hin, die Instinktauslese auf Lebensdienlichkeit, gerade unterbunden, der biologische Vorrang des gesunden Instinktes und seine Fortpflanzungsbegünstigung wird niedergerissen. Der lebensdienliche Zweck macht die Anzüchtung lebensdienlicher Instinkte und damit die Lebensdienlichkeit als selbsttätige Rasseneigenschaft gerade unmöglich. Alles zweckdienliche Handeln, also alles vernünftige Handeln, verdrängt und merzt das instinktive, unbewußt lebensdienliche Handeln aus, denn letzteres ist immer ein Ausleseergebnis aus zahlreichen in Einzelindividuen verwirklichten Zufallswürfen, mit Vernichtung, bzw. Fortpflanzungsverringerung aller das Ziel nicht erreichenden mißglückten Würfe oder Erbsprungträger; das vernünftige Handeln aber umgeht diese für jede gesunde Instinktzüchtung unumgängliche Ausmerze durch final gesteuerte Auswahl und arbeitet damit einer erblichen Erhöhung entgegen. Die Lebensdienlichkeit von Instinkten wurde also erst dadurch verwirklicht, daß keine Lebensdienlichkeit bewußt betätigt oder auch nur gewollt wurde; und es erweist sich damit auch die instinktive Abneigung gegen alle Betrachtung des Organismus unter der Perspektive der Lebensdienlichkeit, Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit als ein lebensdienlicher Instinkt. Beim tierischen Instinkt ist es nicht anders. Das Vogellied dient nicht nur der Anlockung des Weibchens und dem Zusammenhalt des Paares, sondern auch der Behauptung und Abgrenzung des Nistrevieres, der Ankündigung an reviersuchende Artgenossen, daß das betreffende Revier bereits besetzt ist und der Einschüchterung von Nebenbuhlern. Aber die instinktive Betätigung dieser lebensdienlichen Funktionen konnte der Vogel mit seinem Liede nur dadurch züchterisch gewinnen, daß solche Ziele nicht als Zwecke bewußt verfolgt wurden: der Vogel singt nicht, weil es ihm aus den genannten Gründen dienlich und nützlich ist, sondern er singt, weil es ihm Spaß macht, zu singen; und erst durch diese Zwecklosigkeit gewinnt das Vogellied seine höchste lebensdienliche Funktion auf dem Wege seiner züchterischen Auslese. „Ein Blaukehlchen, eine Schama, eine Amsel singen ihre kunstvollsten und für unser Empfinden schönsten, objektiv gesehen am kompliziertesten gebauten Lieder

dann, wenn sie in ganz mäßiger Erregung, ‚dichtend‘ vor sich hinsingen. Wenn das Lied (gewollt) funktionell wird, wenn der Vogel einen Gegner ansingt oder vor dem Weibchen balzt, gehen alle höheren Feinheiten verloren, man hört dann eine eintönige Wiederholung der lautesten Strophen, wobei bei sonst spottenden Arten, wie beim Blaukehlchen, die schönen Nachahmungen völlig verschwinden und der kennzeichnende, aber unschön schnarrende angeborene Teil des Liedes stark vorherrscht. Es hat mich immer wieder geradezu erschüttert, daß der singende Vogel haargenau in jener biologischen Situation und in jener Stimmungslage seine künstlerische Höchstleistung erreicht, wie der Mensch, dann nämlich, wenn er in einer gewissen seelischen Gleichgewichtslage, vom Ernst des Lebens gleichsam abgerückt, in rein spielerischer Weise produziert.“ (K. Lorenz, a. a. O. Einklammerung von mir.)

Man sollte die Verachtung, die der ethische Idealist gegen die Vernunftethik hegt, in Ehren halten, denn in diesem Idealismus verkörpert sich (falls er nicht andersartigen Motiven entspringt) ein hochwertiger Lebensinstinkt. Rein sachlich freilich beruht die Begründung eines solchen ethischen Idealismus auf Irrtum, denn ihre Lebensdienlichkeit entscheidet über alle Rasseneigenschaften, auch alle geistigen und seelischen, aber eine ethische Ausrichtung unter der Perspektive der Lebensdienlichkeit (die immer in erster Linie auf das Individuum gerichtet und also gegenwartsbezogen statt rassebezogen sein wird) ist nicht lebensdienlich im überindividuellen, zukunftsbezogenen (und also biologischen) Sinne, sondern die rassische Lebenszukunft zerstörend. Hier ist, wie so oft, nicht die Wirklichkeitserkenntnis, sondern der Irrtum über die Wirklichkeit, das Nichtwissen um die Wahrheit, Voraussetzung der Lebensfähigkeit, denn das Wissen um die Wirklichkeit führt zu ihrer Ausbeute durch die Vernunft im Sinne der Lebensdienlichkeiten für das Individuum durch erfolgreiche Vernunftbetätigungen und arbeitet damit jeder zukunftserhöhenden Züchtung entgegen. Alle menschliche Wissenschaft strebt danach, alle Wirklichkeit zu erkennen, bewußt zu machen und handhabbar, so daß sie für die Vernunft im Sinne der Zweckdienlichkeit für das Individuum und gegen dessen natürliche Zuchtwahl ausbeutbar wird. Damit dient alle Wissenschaft der überindividuellen (d. h. der in die rassische Erbzukunft wirkenden) Lebenszerstörung. Daß ich gleichwohl meinen Versuch, mit dieser Abhandlung die Wirklichkeit bewußt zu machen, gerechtfertigt glaube, wird unter Punkt 19 erörtert. „Eigentlich sind die stets haarscharf auf biologische Arterhaltung ausgelesenen Instinkthandlungen, die das Tier, an seine Lust gebunden, zur arterhaltenden Tätigkeit geradezu zwingen, unendlich viel wunderbarer als jene Verstandesleistung. Und vor allem wirken sie im natürlichen Normalfall weit zuverlässiger und sicherer als Handlungen, die überlegt werden wollen... Wir sollten die Tiere um ihrer sicher arbeitenden Instinkthandlungen willen keineswegs verachten, denn sie wollen und sollen nicht Menschen sein, sondern eben Tiere; viel eher sollten wir sie um ihre Instinktsicherheit beneiden. Nie wird eine Tierart durch selbstgewollte Fortpflanzungsverweigerung sich ausrotten. Der Menschenverstand aber hat mit seiner Erfindung, daß die Lust des Zeugens und sein biologischer Sinn voneinander trennbar sind, gerade die klügsten Menschen der Selbstausrottung am nächsten gebracht... Je mehr wir uns mit einer vorurteilsfreien, naturwissenschaftlich nüchtern zurückhaltenden, nichts übertreibenden Tierpsychologie beschäftigen, um so ehrfürchtiger werden wir gewahr, wie unendlich viel wir mit den Tieren an seelischen Urvermögen gemeinsam haben. Nicht nur die ganze körperliche Organisation teilen wir mit ihnen, auch unsere Lust und unseren Schmerz, Angst, Eifer, Wut, stärkstes Streben, tiefste Niedergeschlagenheit, Liebe, Ekel, Hunger und Durst haben wir von ihnen übernommen, nicht minder Heimweh und Heimatliebe und vor allem den ganz unersetzlichen Schatz lebenserhaltender Strebungen, den wir in Ehren halten und vor jedem Abgleiten sorglich bewahren müssen, wenn wir unsere Art erhalten wollen. Endlich ist gewiß sehr viel von unserem sozialen Verhalten in der Familie, im Volk und ebenso in unserer Einstellung

zu den Tieren rein angeboren, völlig tierhaft und doch edelstes Erbgut der Rasse. In allen diesen Dingen haben wir uns nicht zu schämen, daß wir darin ‚nur‘ wie freilebende Tiere sind, sondern vielmehr von ihnen zu lernen: wo wir es nicht mehr sind, da steht es schlecht um uns, es ist Gefahr im Verzuge... Wir müssen das Tierische in uns selbst erkennen und achten lernen, um wieder naturnahe, lebenswillig, lebensstark und rassebeständig zu werden, ehe es zu spät ist[9].“

15,8. Das Wesen der Instinkte[10].

Alle bewußte Tätigkeit enthält zwei Bereiche: einen angeborenen, automatisch funktionierenden Bereich und einen erworbenen und Erworbenes handhabenden Bereich (innerhalb des letzteren Bereiches können wir noch die bewußten und einsichtigen Ziel- und Zweckhandlungen, welche sich auf bewußten Erinnerungen aufbauen, abgrenzen). Dieser erworbene Bereich (Prägungen, kinästhetische eingeschliffene Bewegungsfolgen [z. B. Klavierspiel], Wahrnehmungs-Gefühls-Verhaltens-Assoziationen, Gedächtnisinhalte, Erfahrung, einsichtiges, zukunftsbezogenes Verhalten) gliedert sich immer ein in den angeborenen ererbten Bereich. Wir würden keinerlei geistige Erwerbungen betätigen, wenn nicht letzten Endes ererbte Triebe solche Betätigungen auslösten. Damit spannt sich alle bewußte Tätigkeit in einen weiten Rahmen angeborener Schematen, Auslösungen, Gefühle, Affekte, Appetenzen, Interessen, Instinkthandlungen usw., und dieser R a h m e n ist es, was gemeinhin als I n s t i n k t zu bezeichnen ist. Es geht nicht an, den Begriff des Instinktes auf die Instinkthandlung einzuschränken, welche oft, aber durchaus nicht immer, am Ende der genannten Reihe steht. Wenn ein Säugling auf ein lachendes Gesicht mit Lachen reagiert und auf ein Fratzengesicht mit Weinen, so werden in beiden Fällen durch bestimmte angeborene Schemata bestimmte Instinktverhalten ausgelöst, nämlich bestimmte Ausdrucksbewegungen, in denen sich Gemütsbewegungen entladen; aber auch die bloße Erregung bestimmter Gefühle durch bestimmte Auslöser ist als Instinkt zu betrachten, auch wenn es nicht zur Entladung in einer Instinkthandlung kommt. Mit Recht spricht man daher von instinktiven Urteilen, instinktiven Abneigungen und Zuneigungen, z. B. gegenüber bestimmten Personen, wenn diese Urteile und Neigungen nicht auf Erfahrungsschlüssen beruhen, sondern einfach triebhaft durch den ersten Eindruck erfolgen. In diesem Falle liegen ihnen gewöhnlich angeborene Koppelungen bestimmter Gefühle mit bestimmten Schematen zugrunde, welche durch die sinnliche Wahrnehmung zur Auslösung gelangten. Im einzelnen übersteigt es natürlich unser Vermögen, Instinkte und Erworbenes voneinander abzugrenzen; das liegt an ihrer engen sogenannten V e r s c h r ä n k u n g mit Erworbenem infolge des R a h m e n c h a r a k t e r s d e r I n s t i n k t e f ü r E r w o r b e n e s und daran, daß wir nicht darauf gezüchtet sind, zu erkennen, sondern uns durch Betätigungen von Instinktivem und Erworbenem zu behaupten, was durch geistige Selbstanalyse gerade gestört wird. Keineswegs gehört zum Wesen der Instinkte ihre Rassendienlichkeit; diese kann ja nur jedesmaliges Ausleseergebnis sein. Jede rassendienliche Erbkomponente eines Instinktes ist mal als neuer Erbsprung sporadisch entstanden und ist erst durch den Fortpflanzungsgewinn seiner Träger allmählich zur Rasseneigenschaft geworden. Instinkte ohne Lebenseignung für die Rasse merzen sich eben in natürlicher Umwelt bald aus; in der Kulturmenschheit haben sie sich aber in ganz erschreckender Menge angesammelt, worauf wir noch zurückkommen.

15,9. Phylogenie der Vernunft.

Der Bereich der Steuerung des organismischen Verhaltens im Dienste von Instinktzielen durch Wahrnehmungen, Erfahrungen und Erfahrungs-Gefühls-Assoziationen unter Appetenz-Antrieben ist im Laufe der Entwicklung höheren Lebens aus spärlichsten Anfängen auf Kosten und mit Abbau von erblich fest-

---

[9] Koehler, O., 1939 in „Die Naturwissenschaften“. Jg. 27, S. 183 f.
Koehler, O., 1939 in: „Zeitschrift für Tierpsychologie“. Jg. 3, S. 387.
[10] Lorenz, K., 1937 und 1943, a. a. O. (unter 15, 2).

gelegten Verhaltenswegen allmählich zu immer größerer und freierer Betätigung aufgestiegen. Die vernunftmäßige Lenkung wird beim tierischen Instinkte einem engen Instinktrahmen mit nur wenig Freiheitsgraden eingefügt durch hohe Spezifität der Schemata, durch starke Prägungsausfüllung derselben, durch kinästhetisch eingeschliffene Bewegungsfolgen, durch starre Bindung der Appetenzen an begrenzte Instinktziele und durch kettenförmig durchlaufene Zwischeninstinkte unterer Ordnung zum Hauptinstinktziel hin, entsprechend den sehr begrenzten Aufgaben, die das geistige Vermögen der Tiere zu bewältigen imstande ist. Bei der menschlichen Vernunft (die ebenfalls ihre Antriebe stets aus Instinkten erhält, Instinkten allgemeinerer Zielbestimmungen) gewinnt die Lenkung ein weites Wirkungsfeld, wobei die Instinkte, welche sich der Vernunft und der Begabungen als ihrer Werkzeuge bedienen, sich leicht dem Bewußtsein entziehen, was aber gerade ihre Wirksamkeit sichert, indem sie keine Behinderung durch Bewußtseinswiderstrebungen erfahren. Dieser Bewußtseinsmangel geht so weit, daß viele Menschen sich einbilden, ihr Tun und Lassen stände nicht unter der Herrschaft von Instinkten.

15,10. Geburt der Finalität aus der Kausalität. Geburt des Geistes.

Durch Zusammenwirken der vier Grundfunktionen des Bewußtseins — Sinnesempfindung, Trieb, Lust- und Unlust-Gefühle und Erinnerung (Gedächtnis) —, also ohne alle zusätzliche metaphysische Fundierung entsteht somit innerhalb der psychischen Evolution ein neues stammesgeschichtlich wirksames Lebensprinzip, nämlich der bewußte, vernunftbegabte Wille (siehe oben unter 15,1): die Schicksalsgestaltung durch Vorwegkonzipierung zukünftiger Wechselwirkungen mit der Umwelt als Motiv gegenwärtiger Aktionen mit der Umwelt, d. h. die Geburt der Finalität aus der Kausalität, womit sich im übrigen der Wille als determiniert, als nicht frei, also als prinzipiell unverantwortlich im moralischen Sinne und die Moral als eine Zweckfiktion (als ein zur Mitwirkung eingeschobenes Glied der Willensdetermination) erweist; es entsteht also die Geburt des sogenannten freien Willens aus der Notwendigkeit alles Naturlaufes, die Geburt der Vernunft aus dem vernunftlosen Naturzwang alles Geschehens; die Geburt des Handelns nach Absichten und Zwecken aus der Reproduktion der Spiegelung von Kausalwirkungen im Intellekte (d. h. vermöge und vermittels eines die Zukunft reproduktiv vorwegkonzipierenden, kausal determinierten Bewußtseinsphänomens, nämlich der Erinnerung, bzw. der durch Erinnerungen erworbenen Erfahrungen und der hinwiederum aus diesen Erfahrungen sich gestaltenden Vorstellungen der Handlungsentwürfe und deren Kausalfolgen); — kurz: es entsteht so die Geburt des Geistes, der demgemäß also kein metaphysisches Sonderdasein über seine physische Existenz hinaus besitzen kann.

15,11. Das Bewußtsein in seiner Ganzheitlichkeit.

Erst in dem Komplex Empfindung - Erinnerung - Gefühl gewinnt sowohl die Erinnerung (die Gedächtnisfähigkeit) als auch das Gefühl stammesgeschichtlichen Selektionswert. Und erst mit diesem Komplex ist auch Instinktbetätigung möglich, denn Instinkte sind ja immer Nutzungen dieses Bewußtseinskomplexes im Dienste eines angeborenen Rahmens von Schema-Gefühl-Trieb-Koppelungen. Gefühle können also einerseits mit Schematen und Trieben als Instinktrahmen erblich gekoppelt sein, andererseits unter dieser erblichen Führung sich mit nichterblichen Wahrnehmungen, Erinnerungen und Schematenprägungen assoziieren, womit letzterer Bewußtseinskomplex dem erblichen Komplex (dem Instinktrahmen) dienstbar wird. Ohne Gefühl keine erbliche Selektion auf Gedächtnisvermögen, ohne Gedächtnis keine erbliche Selektion auf Gefühle. Soweit wir also in der Stammesentwicklung des Lebens Gedächtnisleistungen feststellen können, mindestens ebensoweit müssen wir auch auf das Vorhandensein von Gefühlen rückschließen, denn ohne letztere würde keine Erinnerung im Dienste des Lebens

genutzt werden können. Gedächtnis bedeutet Reproduzierbarkeit von Empfindungs- oder Wahrnehmungs-Abbildern, von psychophysiologischen Funktionen, als deren materielle Unterlagen wir engrammartige physische Modellierungen an Spezial-Körperzellen, nämlich an Nervenzellen, anzunehmen haben. Gedächtnisleistungen, welche sich experimentell durch Dressierbarkeit anzeigen, finden wir bei Lebewesen nur soweit als Nervenzellen entwickelt wurden (also nicht bei Pflanzen, Einzellern und Schwämmen als den niedersten Vielzellern), dagegen finden wir Reizbarkeit (und somit wohl auch einfachste Empfindungen) an allem echten Leben, sogar schon bei Bakterien. Empfindungen sind hinsichtlich ihrer Innenseite psychischer Natur, aber sie bleiben unbewußt, wenn sie nicht durch physiologische Rückbeziehung im Gedächtnisvorgang von dazu spezialisierten Zellen, nämlich Nervenzellen, festgehalten werden. Alles Bewußtsein ist Rückerinnerung psychischer Vorgänge.

15,12. Das Auslesegewicht des Bewußtseins.

Der Dienst, den das Bewußtsein für die Selbstbehauptung des Organismus zu leisten vermag, ist natürlich außerordentlich. Demgemäß werden die höheren Organismen durch die natürliche Zuchtwahl stark auf Vervollkommnung ihres Bewußtseins ausgelesen. Dies gibt sich stammesgeschichtlich darin zu erkennen, daß bei höheren Gehirntieren, vor allem in allen Säugetierordnungen parallel laufend die Gehirne je länger desto schneller an Größe und Skulpturierung zunehmen, wie die Paläontologie, die Wissenschaft von den vergangenen Lebewelten, in ihren Dokumenten, den Versteinerungen, eindrucksvoll belegt. Das Leben geht also einem Erdzeitalter der allgemeinen Geistesentwicklung entgegen, in welchem der Mensch der erste Vorläufer ist und auch den ersten Akt in der zu erwartenden Abfolge von Tragödien der Selbstzerstörung des Geistes auf der Erdenbühne spielt. Die ungeheuere Gefahr für das geistbegabte Lebewesen beruht nämlich vor allem auf seiner Emanzipation von seiner Schicksalsbestimmung, den Geist als bloßes Vollzugsorgan im Dienste des individuellen Erbauftrages seines Trägers zu betätigen (was unter Punkt 17 noch näher erläutert wird).

Die Fruchtbarmachung der Erfahrungen (d. h. der auf Erinnerung fußenden Schlüsse) für den künftigen Selbstbehauptungs-Aktionseinsatz durch Lenkung des (in seinen Zielen von geheimen Lebensinstinkten kommandierten) Willens vermittels der mit den Erfahrungen assoziierten (durch Rückerinnerung geweckten) Lust- und Unlustgefühle ist es, was dem Bewußtsein einen solchen hohen Auslesewert für die Lebensbehauptung verleiht. Dadurch vermag sich der Instinkt zur Erreichung seiner Ziele außerordentlich wirksamer Instrumente zu bedienen: nämlich der Vernunft und der Begabungen, letztere als Diener der Vernunft. Dadurch beschränkt sich der Instinkt mit der Geistesentwicklung in wachsendem Maße auf die Zielsetzung für den Willen, während immer größere Bereiche des Weges zu solchen Zielen unter die Herrschaft der Vernunft geraten, denn die Vernunft ist (vermöge der Erfahrungsnutzung) ein Schlüssel zu tausend Wegen zum Ziele, während die Führung durch den Instinkt an einen festen Weg von erblich vorgeschriebenen, durch Zuchtwahl-Auslese erprobten Handlungsfolgen zum Ziele hin gebunden ist. Aus der instinktgelenkten Wegeführung ohne Zielbewußtsein beim Tier wird allmählich beim Menschen eine vernunftgelenkte Wegeführung mit einem vom Instinkt (unter Mitwirkung der in Dienst genommenen Vernunft) gesetzten und im Geistesbewußtsein erlebten und vorgestellten Willensziele. Natürlich vermögen Erziehung, Tradition, Gewöhnungen und Erfahrungen instinktgeborene Willensziele zu modifizieren und verschiedenartig auszuprägen oder entgegenkommende Instinkte für sich einzuspannen. Während also beim Tiere die instinktgelenkten Schritte zum Ziele vererbt werden, werden die Wege, welche durch die Vernunft zum instinktgesetzten Ziele hingewiesen werden (weil sie auf der Verwertung von Erinnerungen an Einzelerlebnisse beruhen), nicht in ihrem Charakter als Vollzugsverrichtung vererbt, sondern lediglich als Vermögen, derartige Vollzüge nach ihrer Konzipierung als Hand-

lungsentwürfe verrichten zu können, womit sich ein weites Feld der Abwandlungsmöglichkeiten der zu beschreitenden Wege oder der anzuwendenden Verfahren durch den Gebrauch der Vernunft erschließt.

15,13. Grenzen der Verstehbarkeit.

Die Wißbarkeit der Welt für das Bewußtsein hat ihre engen, unübersteigbaren Grenzen, die durch das Bewußtsein selbst als einen energetischen Geschehensablauf gesetzt sind. Der Welteninhalt in seinem Eigensein und Eigengeschehen bleibt für das Bewußtsein prinzipiell ein Ignorabimus, da sich kein Bewußtsein mit Welteninhalten außerhalb seiner selbst zu identifizieren vermag. Außerdem ist alle Verstehbarkeit des Wißbaren nichts als Wiedererinnerung, also Bewußtseins-Rückbezug auf sich selbst, dagegen ist jedes erste und nicht auf sich selbst rückführbare Erleben oder Bewußte seinem Wesen nach prinzipiell unverständlich oder irrational. Das innerste Wesen der ganzen Welt ist irrational, mehr noch: es ist nicht im entferntesten erfindlich, wie oder auf welchem Grunde es rational oder verstehbar zu sein vermöchte. In jedem Verstehen und Erklären steckt der Bewußtseins-Rückbezug auf sich selbst als ein Wiedererkennen eines an sich letzthin nicht Verstehbaren, eines einfach schlechthin Gegebenen. Alles Welterleben setzt immer Bedingungszustände und Wechselwirkungszustände voraus, und zwar nicht nur an und für sich, sondern mit uns selbst als erlebenden Subjekten. Keine Passivität außerhalb unser vermag sich uns mitzuteilen; damit bleibt aller nichtenergetische Welteninhalt wie etwa der Weltenäther unserem Eigenerlebnis prinzipiell verschlossen, er ist unerfahrbar nicht nur seinem Eigendasein nach wie alles außerhalb unseres Bewußtseins bestehende und verlaufende Sein, sondern auch korrespondenzmäßig als nicht in Wechselwirkung mit unserem Bewußtsein tretend: denn wir erleben und erklären niemals Zustände und Vorgänge an sich, sondern nur gewisse Innenseiten von objektiven Vorgängen in uns selbst, welche durch korrespondierende, ebenso objektive Außenvorgänge (d. h. Vorgänge außerhalb unseres Bewußtseins und unserer Bewußtseinsbedingungen) in uns ausgelöst werden. Es ist irreführend, unsere Erlebnisqualitäten, wie allgemein üblich, als subjektiv zu bezeichnen. Subjektiv (d. h. ohne objektive, ichunabhängige Gültigkeit) ist dabei lediglich (im Gegensatze zu Kants fundamentalem Irrtume) die Zuweisung dieser objektiven Erlebnisqualitäten in die erregenden Außenobjekte, als deren vermeintlich objektive Seinsqualitäten, während doch nur Korrespondenzen von erregten objektiven Erlebnisvorgängen mit erregenden objektiven Außenvorgängen vorliegen können, welch letztere uns bewußtseinsmäßig prinzipiell verschlossen sind, deren ichunabhängige Existenz jedoch logisch zu fordern ist, wenn man nicht unausweichlich im Widersinn des Solipsismus landen will.

B

Das Leben im Strome der Zeiten

(d. h. historisch und überindividuell betrachtet)

und als Weltphänomen

(d. h. als Umwelterzeugnis betrachtet)

zeigt folgende Grundeigenschaften (16—24):

16. Erbsprungordnung (Mutationsordnung)[11].

16,1. Begriff und Wesen des Erbsprunges.

Wäre der Erbschatz nicht abänderungsfähig, so hätte sich das Leben nie entwickeln können und wäre in seinen Uranfängen stecken geblieben. Jegliche einzelne Änderung in einem Erbschatz nennen wir einen Erbsprung oder eine Mutation. Es kann sich dabei um eine Änderung im Bau des Erbzeugers (Gens) handeln, um eine Änderung seiner chemischen Konstitution, oder es kann sich um Änderungen an Erbkörperchen (Chromosomen) handeln, etwa um Verdoppelungen eines Erbzeugers oder eines Erbkörperchenstückes, um eine Umkehrung eines Stückes, um Verlagerungen von Stücken in ein anderes Erbkörperchen (einseitig oder wechselseitig) usw., oder es kann sich um Änderungen im ganzen Erbsatze handeln, etwa um Verdoppelungen eines oder mehrerer Erbkörperchen oder um Vervielfältigungen des ganzen Erbsatzes. Jegliche Art Veränderung am Erbschatze wirkt sich irgendwie abändernd auf den Organismus aus, d. h. die katalytische Wirksamkeit des Erbschatzes verändert sich. Ein höherer Prozentsatz der Erbsprünge wirkt unbedingt tödlich schon während der Entwicklung des Organismus.

16,2. Die Seltenheit von Eignungserbsprüngen.

Da jedes Lebewesen ein in unzähligen Teilschritten durch die Generationenkette hochausgelesenes Gebilde ist, so müssen die weitaus meisten blindlings erfolgenden Erbänderungen Beeinträchtigungen ergeben, Einbußen und Entartungen der Träger solcher Fehlerbsprünge. Andererseits eröffnen die seltenen Erbänderungen, die zufällig Verbesserungen darstellen und Vervollkommnungen der Trägerindividuen bewirken, die Eignungserbsprünge

[11] Stubbe, H., 1937: „Spontane und strahleninduzierte Mutabilität". Leipzig.
Timoféeff-Ressovsky, N. W., 1937: „Experimentelle Mutationsforschung in der Vererbungslehre". Leipzig.
Timoféeff-Ressovsky, N. W., 1940: „Eine biophysikalische Analyse des Mutationsvorganges". Halle.

oder Glückserbsprünge, die Möglichkeit der Höherzüchtung durch deren Fortpflanzungsauslese. Eignungserbsprünge müssen außerdem noch deshalb viel seltener sein als Fehlerbsprünge, weil sie durch die Auslese, die ihre Träger erfahren, zur allgemeinen Rasseneigenschaft werden; es schalten also alle bereits zum Rassensiege gelangten Erbsprünge für Neuentstehungen weiterhin aus. Dagegen können Fehlerbsprünge, weil sie (mit den Trägern) ausgemerzt werden, in identischer Wiederholung immer erneut auftreten.

16,3. Erbsprung als monomolekulare Reaktion.

Die für die Umbildung der Lebewelt weitaus wichtigsten Erbsprünge sind die an den Erbzeugern sich vollziehenden, also irgendwelche Änderungen in ihrem Bau, wobei ein Erbzeuger als eine einzige große Molekel mit vielen tausend Atomen aufzufassen ist. Für einen jeden derartigen Erbsprung ist die Brechung der chemischen Stabilität der Molekel erforderlich, d. h. die Überwindung ihrer Reaktionsträgheit, nämlich die Überwindung einer bestimmten Energieschwelle. Dazu bedarf es also der Zufuhr einer bestimmten, kleinen, je nach Erbsprung verschieden hohen Menge Aktivierungsenergie. Diese beträgt nur etwa den vierhundertsten Teil eines milliardenstel erg, wobei ein erg die Energiemenge ist, welche ein Milligramm einen Zentimeter hoch hebt. Es handelt sich also um eine unfaßbar kleine Energiemenge. Ein erg genügt, um viele Jahrtausende lang die Energie aller in der ganzen Menschheit sich ereignenden Erbsprünge zu bestreiten; und welche Menschenschicksale vermag schon ein einziger Erbsprung heraufzubeschwören, etwa bei einem Religionsstifter, einem Napoleon, einem Hitler usw. (Diese Beispiele sind nur im Sinne der Veranschaulichung zu verstehen: ein einziger Erbsprung kann eine ungeheure Schicksalswirkung auf die Menschheit entfalten, aber wir kennen selbstverständlich nicht die Erbstruktur eines Religionsstifters usw., um sagen zu können, wie weit einzelne neue oder von Urvorfahren überkommenene Erbsprünge für sich oder in Kombination ausschlaggebend für die geistige Macht ihrer Träger waren.)

16,4. Erbsprungrate und ihre Temperaturabhängigkeit.

Die Aktivierungsenergie für Erbsprünge liegt in der Größenordnung der Temperatur-Einzelstöße der Molekularbewegung (Wärme). Eine bestimmte Temperatur entspricht ja nur der Durchschnittsstärke der Stöße in der Molekularbewegung. Für eine normale Temperatur sind die Erbzeuger stabil, aber ganz seltene einzelne Stöße, die besonders hoch über dem Durchschnitt liegen, erreichen die Höhe der Aktivierungsenergie und vermögen damit Erbsprünge auszulösen. Die Zahl der pro hundert Fortpflanzungszellen neu auftretenden Erbsprünge nennt man Erbsprungrate (Mutationsrate). Eine Erbsprungrate von 10 % in einer Bevölkerung besagt also, daß unter durchschnittlich hundert Befruchtungen zweimal zehn neue Erbsprünge (indem sich die Erbsprünge von Samenfäden und Eiern kombinieren), also unter fünf Zeugungen ein neuer Erbsprungträger auftreten. Diese Erbsprungrate des gesamten Erbschatzes setzt sich zusammen aus den zahlreichen Raten für jede einzelne Art von Erbsprung. Diese Einzelraten müssen natürlich außerordentlich niedrig sein, denn die Zahl der Erbzeuger beträgt Tausende (beim Menschen mögen es mindestens 20.000, vielleicht aber das Doppelte oder möglicherweise gar das Dreifache sein), und wir kennen bei gut untersuchten Objekten für bestimmte einzelne Erbzeuger oft mehrere oder viele verschiedenartige Erbsprünge.

Daß die molekulare Wärmebewegung die natürliche, die sogenannte spontane Erbsprungrate liefert, ergibt sich daraus, daß die Höhe der Erbsprungrate der van't Hoff'schen Regel folgt. Ist nämlich für eine chemische Reaktion Aktivierungsenergie in einer Höhe erforderlich, welche von der durchschnittlichen Molekular-Stoßbewegung nicht aufgebracht wird, so muß natürlich mit einem Temperaturanstieg die Reaktion schneller verlaufen, und zwar wächst sie mit jeder gleichen Temperaturerhöhung um ein bestimmtes Vielfaches der

jeweils erreichten Reaktionsstärke; auf je 10 Grad Celsius Temperaturerhöhung kommt, je nach der Höhe der zu überwindenden Reaktionsträgheiten, die 1,4 bis 7fache Zahl von molekularen Einzelreaktionen. Diese van't Hoff'sche Regel gilt auch für die Entstehung von natürlichen (spontanen) Erbsprüngen. So findet man bei der Fruchtfliege (Taufliege) Drosophila, dem am eingehendsten untersuchten Objekte der Vererbungsforschung, bei einer Temperaturerhöhung von 10 Grad Celsius die spontane Erbsprungrate verfünffacht (pro Zeiteinheit). Dies gilt nur innerhalb normaler Temperaturbereiche. Bei übermäßig hohen oder tiefen Temperaturen und bei plötzlichen Temperaturwechseln (sogenannten Temperaturschocks) ist die Erbsprungrate übermäßig erhöht, wohl deshalb, weil durch Plasmaschädigung Abbaureaktionen erfolgen werden, welche zusätzlich Aktivierungsenergie liefern.

16,5. Erbsprungstabilität der Erbzeuger.

Die hohe Vervielfältigungszahl von fünf zeigt an, daß die Erbmolekeln auf einen hohen Grad von Stabilität gegen chemische Umbildungen ausgelesen sind; für die meisten sonstigen chemischen Reaktionen liegt die Zahl zwischen zwei und drei, und so ist es auch meist bei den Erbzeugern: nach den meisten Erbsprüngen ist nämlich die Stabilität der betroffenen Erbzeuger herabgesetzt, und öfters beeinflussen sie auch noch andere Erbzeuger in einer Herabsetzung ihrer Erbsprungstabilität. Wenn gleichwohl die Gesamtstabilität so hoch gehalten wird, so ist das nur durch ständige harte Auslese möglich, indem Träger labilerer Erbsprünge besonders häufig der Ausmerze in ihren Nachkommen verfallen.

16,6. Erbsprungordnung als Zuchtwahlergebnis[12].

Den Zustand einer guten Einzüchtung des Erbschatzes hinsichtlich der Verwirklichung von Erbsprüngen für die Erfordernisse des Rassenwandels wollen wir als Erbsprungordnung bezeichnen. Natürlich kann eine Erbsprungordnung niemals darin bestehen, ein relatives Mehr an wertvollen Erbsprüngen zu ermöglichen. Es liegt in der Natur der Sinnlosigkeit der Mechanik, daß solches nicht möglich ist. Erst die Auslese schafft Sinn und Ordnung, und eine Erbsprungordnung kann nur darin bestehen, die Erbsprünge in der Quantität und Mannigfaltigkeit anzubieten, daß die Zuchtwahl zu höchster Wirksamkeit gelangt, d. h. ohne jede Rücksicht auf individuelle Opferung der Träger fehlgeratener Erbsprünge. Das Individuum kann nur in seinem erblichen Wohlgeratensein einen Wert haben, niemals auf Grund seines bloßen Daseins, und wo es sich bemüht, seinem bloßen Dasein einen Wert an sich beizulegen, da geschieht es stets unter Opferung der Rassenzukunft. Die Rasse (sofern sie inzuchtgestaffelt ist und einer harten Zuchtwahl untersteht) züchtet sich selbsttätig auf eine bestimmte Erbsprungordnung ein, dadurch daß denjenigen Individuen, die der besten Ordnung entsprechen, der Zuchtgewinn derselben zugute kommt. Das wird später noch erläutert.

16,7. Begrenztheit einer förderlichen Erbsprungraten-Höhe.

Je höher die Erbsprungrate ist, desto größere Lebensopfer an Trägern mißglückter Erbsprünge muß die Rasse zahlen, desto schärfer muß die Zuchtwahl arbeiten, soll die Rasse nicht entarten. Andererseits: Je schärfer die Zuchtwahl wirksam ist, zu desto höherer Erbsprungrate züchtet sich die Rasse, d. h. die oben genannte Stabilisierungszüchtung vermag sich in erträglichen Grenzen zu lockern; denn diese höhere Rate bringt im ganzen mehr Träger hochwertiger Erbsprünge hervor und diese letzteren können infolge der Massenvernichtung von durchschnittlich minderbegünstigten Erbträgern schneller zum Rassensiege kommen, so daß auch mit ihnen die Anlage, mehr Erbsprünge hervorzubringen, zum Siege kommt. Voraussetzung ist natürlich, daß die Vernichtung sowieso sehr

[12] „Fortschritte der Zoologie". 1942. Bd. 6, S. 247.

hoch ist und leicht durch die Fruchtbarkeit wieder aufgewogen wird, so daß die Erzeugung viel fehlgeratener Individuen (durch eine relativ hohe Erbsprungrate) belanglos ist.

Eine Grenzhöhe ist der Erbsprungrate dadurch gesetzt, daß die meisten Erbsprünge mißglücken: es darf also nicht zu einer derart großen Ansammlung von Erbsprüngen kommen, daß ein größerer Teil der Individuen deren mehrere unausgelesene besitzt, denn dies würde den Wert der wertvollen Erbsprünge durch gleichzeitige Bekundung von minderwertigen für deren Zuchtwahl zunichte machen. Dabei ist noch zu bedenken, daß ein hoher Prozentsatz der Erbsprünge nur sehr kleine Änderungen der Lebenseignung hervorruft; sie aber liefern vor allem Material für jede Hochzüchtung; da sie aber auch bei scharfer Zuchtwahl nur zu einem kleinen Prozentsatz in jeder Generation von der Auslese und Ausmerze erfaßt werden können, so schleppt jede Rasse einen gewissen Vorrat davon von Generation zu Generation weiter. Damit muß sich die Erbsprungrate weit unter 50 % (durchschnittlich ein neuer Erbsprung pro Nachkomme) erniedrigen, so daß es zu keiner untragbaren Häufung von Erbsprüngen kommt. Sodann muß sich die Erbsprungrate, wenn sie sich gut einzüchtet, wegen den nur schwer zur Bekundung gelangenden und daher ebenfalls in Vorräten mitgeschleppten überdeckten (rezessiven) Erbsprüngen (deren Natur unter Punkt 23 erläutert wird) nochmals weiter erniedrigen. Bei wechselwarmen Lebewesen kommt hinzu, daß für Erbsprungratenerhöhungen durch Hitzeperioden und Temperaturschocks ein Spielraum bleiben muß. Ebenso ist ein Spielraum erforderlich für Spätbefruchtungen, denn mit dem Alter der reifen Fortpflanzungszellen häufen sich in ihnen Erbsprünge an. Entsprechendes gilt für die männlichen Fortpflanzungssporen der Pflanzen, die Pollen, sowie für die Pflanzensamen. Die Samen enthalten einen bereits weit entwickelten, aus der befruchteten Eizelle der Samenanlage hervorgegangenen Embryo, der in der Hauptsache aus dem Keimblatt oder den beiden Keimblättern besteht. Nur eine Zelle dieses Embryo, welche den Sproßvegetationspunkt bildet, wächst zur reifen Pflanze aus. Während der Samenruhe haben nur Erbsprünge im Kern dieser Zelle Bedeutung für die Rassenentwicklung. Mit der Länge der Samenruhe wächst die Erbsprungrate stark an, so daß solche Erhöhungen im ganzen ebenfalls auf eine Niedrighaltung der Erbsprungrate hinzüchten müssen. Würde man eine Pflanzenrasse durch viele Generationen aus überalterten Samen züchten, so müßte sie schließlich durch Überhäufung mit Erbsprüngen der Entartung verfallen und zugrunde gehen.

16,8. Erbsprungraten-Höhe.

Die Feststellung natürlicher Erbsprungraten ist sehr schwierig; je nach der Fähigkeit des Beobachters, Erbsprünge aufzufinden, wird die Rate sehr verschieden hoch gefunden. Bei der Fruchtfliege findet man gewöhnlich mehrere Prozent[13]. In Anbetracht dessen, daß gewiß sehr viele Erbsprünge, vor allem viele physiologisch wirksame, sodann solche der Instinkte, Sinnesfähigkeiten usw. nicht erkannt werden, mag man die Erbsprungrate bei der Fruchtfliege vielleicht zwischen 5 % und 10 % annehmen können. Günstige Erbsprungratenhöhen wird man am ehesten in den gleichen Prozentsätzen erwarten können. Beim Menschen mit seinem verwahrlosten Erbschatze wird sie fraglos bedeutend höher liegen, worauf wir verschiedentlich zurückkommen.

16,9. Wirksamkeit der Thymonukleïnsäure für UV-Strahlen-Erbsprünge bei der Erbschatz-Verdoppelung.

Nun kann ja auch Energie in Form von Strahlen den Erbschatz treffen, und in der Tat führen Strahlen von hinreichender Energie zu einer sehr bedeutenden Erhöhung der Erbsprungrate. Die energieärmsten elektromagnetischen Wellen, die in direkter Bestrahlung der Fortpflanzungszelle noch Erbsprünge auslösen,

[13] „Fortschritte der Zoologie". 1942. Bd. 6, S. 219.

sind ultraviolette Strahlen. Ein Maximum der Wirksamkeit liegt bei der Wellenlänge von 265 Millimikron, wobei ein Millimikron ein millionstel Millimeter ist. Die Wirksamkeit läuft hier parallel der Strahlenabsorption der Thymonukleïnsäure, welche ihr Absorptionsmaximum bei 265 Millimikron hat[14] und welche vor der Erbschatz-Verdoppelung, für die sie wirksam ist (worauf wir unter Punkt 17 eingehen), von bestimmten Stellen der Erbkörperchen entsprechend dem Bedarfe produziert wird. Daß die Thymonukleïnsäure die absorbierten Ultraviolettstrahlen für die Erbsprünge wirksam macht, zeigt, daß dieselbe die aufgenommene Energie an die Erbzeuger weiterleitet. Übrigens ist keine Erbsprungraten-Erhöhung durch die Sonne zu befürchten, denn Ultraviolettstrahlen vermögen vom Körperäußeren gar nicht an die Fortpflanzungszellen heranzukommen, sie werden schon von der Haut absorbiert.

16,10. Erbsprung-Erzeugungen durch Röntgen- und Atomstrahlen.

Das ist nun freilich anders bei Röntgen- und Radium- bzw. Atomstrahlen. Dieselben üben durch ihre große Durchdringungsfähigkeit und bedeutend höhere Energie eine überaus zerstörende Wirkung auf den Erbschatz aus. Ein Energiequant eines Röntgenstrahles beträgt das etwa Zwanzigtausendfache und das eines radioaktiven oder Gammastrahles das etwa Millionfache der Aktivierungsenergie eines Erbsprunges. Nun kommt freilich die hohe Energie solcher Strahlen nur in starker Unterteilung an den Erbschatz heran. Trifft nämlich ein solcher Strahl auf irgendein Atom im Körper, so reißt er ein Elektron aus ihm heraus, dem er seine ganze oder einen Teil seiner Energie übergibt. Im letzteren Falle fliegt der energieärmer, also langwelliger gewordene Strahl in abgelenkter Richtung weiter. Das energiebeladene sogenannte Sekundärelektron gibt auf seiner Bahn seine Energie in kleineren, ziemlich gleichgroßen Teilbeträgen an andere Elektronen ab, welche ebenfalls aus ihren Umlaufsbahnen um die Atome herausgeschleudert werden oder auch nur angeregt werden, d. h. auf eine höhere Umlaufsbahn gehoben werden. Das herausgeschleuderte Elektron wird auf seiner Bahn schließlich von einem Atome eingefangen und teilt demselben dadurch eine negative elektrische Ladung mit, während das Atom, welches das Elektron verloren hatte, dadurch eine positive Ladung gewann. Durch Anziehung solcher entgegengesetzt geladenen Atome aufeinander (Ionenanziehung) kommt wieder der Elektronen- und Elektrizitätsausgleich zustande. Dabei werden die aufgeladenen Energien in der Beschleunigung der sich anziehenden Atome aufgebraucht und werden somit bei deren Zusammenprall zur molekularen Stoßenergie, die entweder in der allgemeinen Molekularwärme, welche ja nichts anderes als Stoßenergie ist, sich zerstreut, oder aber, im Bereiche des Erbschatzes, als weit überdurchschnittlich starker Einzelstoß ebenso wie die Elektronenanregungsenergie die Aktivierungsenergie für einen Erbsprung abgibt. Letzten Endes werden also auch die strahleninduzierten Erbsprünge auf dem Wege über die molekulare Stoßenergie erzeugt. Ob es sich nun um einen weichen (energiearmen) Röntgenstrahl oder um einen harten (energiereichen) Gammastrahl handelt, immer kommt die Energie nur in Unterteilung in verhältnismäßig gleichhohen Beträgen an den Erbschatz heran; diese Beträge liegen freilich weit über den Beträgen der spontanen Aktivierungsenergien, welche aus der Molekularwärme ohne Energiezufuhr aus Strahlungen stammen. Damit ergeben sich auch sehr verschieden hohe Einzelerbsprungraten, je nachdem ob dieselben spontan oder strahleninduzierte sind.

16,11. Natürliche und strahleninduzierte Erbsprünge.

Wir finden die meisten bekannt gewordenen spontanen Erbsprünge auch durch Bestrahlung hervorgerufen, doch in anderen Häufigkeitsverhältnissen; andere spontane Erbsprünge sind als strahleninduzierte Erbsprünge gar nicht

[14] Knapp, Reuß, Risse und Schreiber, 1939: „Quantitative Analyse der mutationsauslösenden Wirkung monochromatischen UV-Lichtes". In: „Die Naturwissenschaften". Bd. 27, S. 304.
Knapp, E., 1944: Ebenda. Bd. 32, S. 145 ff.

beobachtet worden, während viele der letzteren nicht spontan beobachtet wurden. Vor allem werden nach Bestrahlung übermäßig viele Erbkörperchenbrüche beobachtet und nach oft verkehrtem Wiederzusammenwachsen mannigfache, meist tödlich wirkende Stückveränderungen (Chromosomenmutationen), welche spontan nur sehr selten beobachtet werden. Hochwertige Erbsprünge, welche auch spontan selten sind, scheinen nach Bestrahlung noch viel seltener vorzukommen. Nach Bestrahlung finden wir relativ mehr Großerbsprünge, welche zum größten Teil tödlich sind und die auch dann, wenn sich ihre Träger erhalten, die Lebenseignung meist stark herabsetzen.

16,12. Erbgutschädigung durch künstliche Strahlen.

Da die natürliche Erbsprungrate auf eine bestimmte Höhe eingezüchtet ist, so daß sich die Vernichtung der Träger mißglückter Erbsprünge mit deren Neuproduktion im Gleichgewicht halten kann, so muß jede zusätzliche Erhöhung der Erbsprungrate vernichtende Folgen auf die Rassenentwicklung haben. Die Erhöhung durch Röntgen- und Atomstrahlen ist nämlich eine ungeheuere. Eine Röntgendosis, welche eine leichte Rötung der menschlichen Haut hervorruft (450—550 „r" oder „Röntgeneinheiten"), erhöht die Erbsprungrate der Fruchtfliege schon auf das Fünfzehnfache; für den Menschen muß die Erhöhung ähnlich liegen, aber da man nicht mit dem Menschen wie mit einer Fliege experimentieren kann, müssen wir die Rückschlüsse von den Tieren machen. Wie jeder Erbforscher weiß, sind solche Rückschlüsse zwingend. Eine wirksame Abschirmung der Keimdrüsen bei Durchröntgung irgendwelcher Körperteile ist übrigens ganz unmöglich, denn wie wir oben angaben, ändert ja ein Teil dieser Strahlen (die höher energetischen Strahlen fast immer) im Körper selbst seine Richtung, so daß immer ein gewisser Teil von ihnen den Erbschatz der Keimdrüsen auch bei vollkommener Außenabschirmung der Keimdrüsen treffen muß. Die Erhöhung der Erbsprungrate läuft mit der Höhe der Gesamtenergie der induzierten Strahlen parallel, einerlei ob es sich um harte oder weiche Strahlen handelt, ob sie in einer Dosis oder in zahlreichen kleineren Einzeldosen verabfolgt werden, ob in kurzer Zeit als dichte Strahlung oder über lange Zeit als dünne Strahlung; denn die Energie wird ja im Körper unterteilt, es kommt nur auf die Zahl der bewirkten Ionisationen und Elektronenanregungen an, welche lediglich parallel der Höhe der Gesamtenergie läuft; und eine Regeneration, Erholung oder Heilung des mißhandelten Erbschatzes ist selbstverständlich unmöglich, auch wenn die Dosen noch so sehr verteilt werden, denn als letzte mechanische Ursache der funktionellen Anpassung und Regeneration muß ja der Erbschatz, wie wir sahen und wie tausendfach experimentell erwiesen ist, für sich selbst ohne jede Fähigkeit vitaler Selbstregulierung sein. Ein Schaden am Erbschatze wird nur durch Ausschaltung des individuellen Trägers aus dem Rassenerbstrome behoben. Das Individuum selbst hat das Opfer des Schadens zu sein. Um jedoch das Individuum nach Möglichkeit jedem Opfer zu entziehen, werden durch Verabfolgung von Geschoßhageln von erbgiftigen Röntgen- und Atomstrahlen in unseren Kulturvölkern arge irreparable Verwüstungen im Erbschatze angerichtet[15].

16,13. Treffer und Treffbereiche[16].

Jede durch einen Strahl hervorgerufene Ionisation oder Elektronenanregung bezeichnet man als einen T r e f f e r. Man kennt genau die Zahl der Treffer in einem ccm organischem Material für die Meßeinheit bei Bestrahlungen (1 „r") und ebenso die Zahl der in einem ccm enthaltenen Atome und kann danach die

[15] Schubert und Pickhan, 1938: „Erbschädigungen". Leipzig.
Holfelder und Vogt, 1938: „Die Bedeutung der Röntgenstrahlen als Keimgift". In: „Fortschritte der Erbpathologie . . .". Bd. 2, Heft 3.
Hertwig, Paula, 1940: „Mutationen bei den Säugetieren und die Frage ihrer Entstehung durch kurzwellige Strahlen und Keimgifte". In: Just, G.: „Handbuch der Erbbiologie d. Menschen". Bd. 1. Berlin.

[16] Riehl, Timoféeff-Ressovsky und Zimmer, 1941: „Mechanism. der Wirkung ionisierender Strahlen auf biologisch. Elementareinheiten". „Die Naturwissenschaften", Bd. 29, Heft 42/43.

Wahrscheinlichkeit für ein Atom, einen Treffer zu erhalten, berechnen. Außerdem weisen die Beobachtungen darauf hin, daß jeder oder fast jeder Treffer im Erbschatzbereiche einen Erbsprung zur Folge hat. Andererseits kennt man bei dem Hauptuntersuchungsobjekt, der Fruchtfliege, für zahlreiche bestimmte Erbsprünge die Höhe ihrer Erbsprungrate pro Bestrahlungseinheit. Es ergibt sich jedoch dabei, daß diese Einzelerbsprungraten um das Hundert- bis Zweitausendfache größer sind als die Wahrscheinlichkeit für ein einzelnes Atom, einen Treffer zu bekommen. Dies besagt, daß 100 bis 2000 Atome ihre Trefferenergie zu dem Atom weiterleiten müssen, an welchem sich ein Erbsprung vollzieht. Diese Atombereiche nennt man Treffbereiche. Da die Erbzeuger jedenfalls viele tausend Atome enthalten, so sind die Treffbereiche viel kleiner als die Erbzeuger, und da, wie wir sahen, die Thymonukleïnsäure Aktivierungsenergie an empfindliche Atome der Erbzeuger leitet, so liegen die Treffbereiche während des Vorganges der Erbschatz-Verdoppelung, während deren die Thymonukleïnsäure solche Wirksamkeit ausübt, wenigstens teilweise außerhalb der Erbzeuger. Zudem werden sich an sehr verschiedenen Atomen eines Erbzeugers Erbsprünge vollziehen können. Es ergibt sich damit, daß eine größere Anzahl von Treffbereichen wohl ringsherum an einen Erbzeuger herantreten.

16,14. Neutronenstrahlen-induzierte Erbsprungrate.

Wenn jeder Treffer, wie angegeben, einen Erbsprung auslöst, so ist dies dadurch möglich, daß zwei Treffer eines Sekundärelektrons normalerweise soweit auseinander liegen, daß sie nicht in den gleichen Treffbereich fallen. Anders bei Neutronenbestrahlung, also bei Bestrahlung mit elektrisch neutralen Atomkernen; da liegen die Treffer so dicht, daß oft zwei in einen Treffbereich fallen und dann nur einen Erbsprung erzeugen, so daß die Erbsprungrate um 40 % niedriger wird als der Trefferzahl entsprechen müßte. Das Ausmaß dieser Erniedrigung stimmt mit den errechneten Daten über Trefferentfernungen und Treffbereichgrößen überein[17].

16,15. Bedeutung der Treffbereiche für die Erzüchtung der Erbsprungordnung.

Die Bedeutung der Treffbereiche beruht darauf, daß sie eine höhere Stabilisierungszüchtung der Erbzeuger gestatten, ohne daß dadurch die Erbsprungrate zu niedrig würde für die Erfordernisse der Rassenzüchtung. Es wurde ja oben schon erwähnt, daß eine hohe Stabilität der Erbzeuger gegenüber Erbsprüngen zu einer guten Erbsprungordnung gehört. Eine solche Stabilisierungszüchtung erfordert natürlich wieder Lebensopfer. Angenommen, diese Opfer wären nicht gebracht worden, so könnte natürlich eine ebenso niedrige Gesamterbsprungrate erfolgen bei entsprechend viel kleineren Treffbereichen. Aber die Einzelerbsprungraten wären jetzt sehr unterschiedlich hoch. Es würde eine Anzahl labiler Atome geben mit einer hohen Neigung zu bestimmten Erbsprüngen (infolge der Kleinheit der erforderlichen Aktivierungsenergien), die nicht ausgemerzt wurden. Sie würden im wesentlichen die Höhe der Gesamterbsprungrate liefern. Diejenigen Erbsprünge, die sich nur bei höherer Aktivierungsenergie vollziehen, würden bei der Kleinheit der Treffbereiche nur selten zustande kommen. Das mit den Erbsprüngen angebotene Rohmaterial für die Züchtung wäre also sehr schlecht sortiert: von den einen Erbsprüngen würde übermäßig viel, von den anderen fast gar nichts angeboten, wodurch bei gleicher Höhe der Lebensopfer der Züchtungsertrag sehr verringert wäre. Eine Vergrößerung der Treffbereiche gibt jedoch den Erbsprüngen hoher Aktivierungsenergie durch Vergrößerung der Atomzahl, unter welchen eines zufällig diese Energie aufbringt, die für eine erfolgreiche Züchtung erforderliche Häufigkeit. Diese Treffbereich-Vergrößerung kann nur mit einer Stabilisierungszüchtung labiler Erbzeuger einhergehen, so

[17] Timoféeff-Ressovsky, N. W., 1940, a. a. O. (unter 16, 1).

daß einerseits die Gesamterbsprungrate keine untragbare Erhöhung erfährt, andererseits alle Erbzeuger auf eine Stufe relativ möglichst gleichhoher Stabilität gebracht werden, so daß Erbsprünge in einer reichen Auswahl dem Zuchtkampfe angeboten werden. Unter der Voraussetzung einer scharfen Zuchtwahl unter den Erbsprungträgern und einer gestaffelten Inzucht (was unter Punkt 24 erläutert wird) züchtet sich eine solche Erbsprungordnung selbsttätig, denn Individuen, welche sie verwirklichen oder Fortschritte zu solcher Verwirklichung zeigen, unterliegen in ihren Nachkommen einer viel geringeren Ausmerze, da sie in erster Linie die hochwertigen Erbsprünge liefern, und die Erbsprungordnung vollzieht sich so als eine Mitauslese (d. h. als selbsttätiges Begleitergebnis der Auslese) der wertvollen Erbsprünge.

16,16. Stabilisierungszüchtung von Erbzeugern.

Eine Verringerung von unzulässig hohen Einzelerbsprungraten kann somit auf zweierlei Weise erfolgen, einmal durch eine Verkleinerung zugehöriger Treffbereiche, zum anderen auf einer Erhöhung der erforderlichen Aktivierungsenergie, also durch Stabilisierung. Daß der Treffbereich für irgendeinen Erbsprung je nach Rasse und auch innerhalb einer Rasse individuell oft verschieden groß ist (womit eine erbliche Voraussetzung für eine züchterische Vergrößerung der Treffbereiche gegeben ist und somit für eine Stabilisierungszüchtung ohne Verringerung der Gesamterbsprungrate), zeigen Strahlenuntersuchungen an der Fruchtfliege. Im ganzen schwankt ja bei diesem Objekte die Treffbereichgröße, wie oben angegeben, zwischen etwa 100 und 2000 Atomen. Es kann andererseits auch die Stabilität gleicher Erbzeuger für bestimmte Erbsprünge oder überhaupt für Erbsprünge verschieden hoch sein, je nach ihrer Erbumwelt (ihrem sogenannten genotypischen Milieu), d. h. je nach der Beschaffenheit des übrigen Erbschatzes, in dem sich der einzelne Erbzeuger befindet; aber auch je nach dem Erborte, welchen er im gleichen oder verschiedenen Erbschatze einnimmt, was man als Lageeinfluß (Positionseffekt) bezeichnet[18]. Diese starke Erbumweltbezogenheit in der Stabilität der Erbzeuger wird verständlich, wenn wir bedenken, daß Erbzeuger Schaltstofferzeuger (Fermentproduzenten) sind. Wenn ein Erbschatz z. B. zehntausend verschiedene Erbzeuger hat, so entsprechen ihnen zehntausend verschiedene Schaltstoffe, die vom Erbschatz produziert werden und deren Wirksamkeit darin besteht, durch ihre materielle Zwischenschaltung in bestimmte chemische Vorgänge die zu diesen Vorgängen erforderliche Aktivierungsenergie zu verringern, so daß diese Vorgänge leichter ablaufen oder zumeist überhaupt erst ermöglicht werden. Unter dieser Schaltstoffleitung erfolgt ja alle Stoffproduktion, alle Entwicklung, aller Aufbau und Abbau im Körper. Jeder wirksame Erbsprung bedeutet eine Schaltstoff-Veränderung. Daß nun ein veränderter Schaltstoff zufällig auch auf irgendeinen von Tausenden von veränderungsfähigen Erbzeugern als Erniedriger von Aktivierungsenergie, also als Schaltstoff auf ihn paßt, wodurch sich dessen Erbsprungstabilität verringern müßte, liegt sehr nahe anzunehmen; und dann wird auch die relative Lage der Erborte zueinander im Erbschatze solche Wirkung maßgebend beeinflussen müssen. Damit muß eben ein solcher Schaltstoff die Rate des Erbsprunges, für den er sich einschaltet, erhöhen. Wenn trotz dieser Tausende von Schaltstoffen das Erbgut doch so erbsprungstabil ist, so wird solches nur durch ununterbrochen scharfe Auslese möglich sein. Jede Züchtungsverwahrlosung des Erbschatzes führt zu einem ständigen Anstieg der Gesamterbsprungrate, was den Verlust der Erbsprungordnung bedeutet. Manche Erbsprünge haben eine außerordentlich starke Wirkung auf Erhöhung von Erbsprungraten, entweder des eigenen Erbzeugers oder bestimmter anderer. Es gibt hochgradig labil gewordene Erbzeuger, welche für sich allein eine höhere Erbsprungrate liefern als die des ganzen normalen Erbschatzes.

[18] „Fortschritte der Zoologie", 1937, Bd. 2, S. 515. Ebenda 1938, Bd. 3, S. 422.

16,17. Erbsprungraten-Abhängigkeit vom physiologischen Zellzustand.

Eine ermittelte Erbsprungratenhöhe gilt nur für gleiche physiologische Zellbedingungen. Quellung der Thymonukleïnsäure durch Wasseraufnahme erhöht z. B. die Erbsprungrate, indem das aufgenommene Wasser den Treffbereich vergrößert[19]. So ist z. B. auch das wasserreichere Zellgewebe des Kleinkindes und der Frucht im Mutterleibe viel empfindlicher gegen Röntgen- und Atomstrahlen als das trockenere Gewebe des Erwachsenen; der zwei Monate alte Säugling ist z. B. fünfmal empfindlicher für Röntgenschädigungen. Ganz entsprechend ist es bei gequollenen Pflanzensamen.

16,18. Verschiedene Abhängigkeit der Erbsprungratenhöhe vom Reifezustand der Geschlechtszellen je nach Erbsprungursache.

In noch unreifen Geschlechtszellen fällt der Thymonukleïnsäureanteil der Treffbereiche fort. Die strahleninduzierte Erbsprungrate ist hier bei der Fruchtfliege nur etwa halb so hoch als in der reifen Geschlechtszelle, woraus man den Schluß auf halb so große Treffbereiche ziehen wird. Bezüglich der natürlichen (spontanen) Erbsprungrate ist aber der Befund ein ganz anderer. Hier entstehen Erbsprünge nur in der reifenden und reifen Geschlechtszelle, während sie in den unreifen Geschlechtszellen ganz ausfallen. Für die natürliche Rassenzüchtung ist dies hochbedeutsam, denn es würden sich ja im anderen Falle mit dem Alter der Elterntiere in deren Erbschatze Erbsprünge anhäufen, so daß Eltern im höheren Alter hochgradig entartete Nachkommen haben müßten[20]. Wir finden also, daß in unreifen Geschlechtszellen trotz des Vorhandenseins von Treffbereichen (was die strahleninduzierten Erbsprünge erweisen) keine spontanen Temperatur-Erbsprünge erfolgen, sondern nur strahleninduzierte, die ja auf der Zufuhr von viel höherer Aktivierungsenergie beruhen. Der Erbschatz erweist sich damit also so stabil gezüchtet, daß selbst stärkste Temperatur-Einzelstöße nicht ausreichen, die Aktivierungsenergie für Erbsprünge aufzubringen.

16,19. Rolle der Thymonukleïnsäure für die natürliche Erbsprungrate.

Wenn nun nach Hinzutreten der Thymonukleïnsäure zu den Treffbereichen die natürliche Temperatur-Erbsprungrate zustande kommt, so muß jedenfalls diese Säure die Energie höchster, über dem statistischen Temperaturmittel liegender Einzelstöße bis zu der Höhe der Aktivierungsenergie steigern. Derartige Prozesse hat man kennengelernt. Die sterische Beschaffenheit der Molekeln dieser Säure bietet gute Voraussetzungen für einen solchen Vorgang. Es gibt verschiedene Formen der Energiewanderung über eine Anzahl Atome hin. Bei der Thymonukleïnsäure nimmt man eine Energiewanderung durch Dipolresonanzkräfte an. Die Molekeln dieser Säure sind zusammengesetzt aus einer größeren Zahl von einfachen Nukleïnsäure-Molekeln. Dabei nimmt jede Einzelmolekel die Form einer flachen Scheibe an, und diese Scheiben sind in Form einer Geldrolle aneinander gereiht. Die Scheibenbildung beeinflußt die Anordnung der Elektronenbahnen, welche mehr in der Scheibenebene zusammenrücken. Infolge dieses Zusammenrückens gehören die Elektronen einer sogenannten Elektronenwolke nicht mehr den einzelnen Atomen gesondert, sondern der ganzen Molekel an. Wird nun irgendein Elektron durch äußere Energieaufnahme auf eine höhere Umlaufbahn gehoben, so sind die Bedingungen dafür gegeben, daß es zusätzlich noch eine viel größere Energie hinzunimmt, denn es gehört vielen Atomen gleichzeitig an. Diese Energie kann nur aus den Temperaturschwingungen der Einzelatome der Molekel kommen. Deren Temperatur ver-

[19] Knapp, E., 1939: „Mutabilität und physiologischer Zustand". „Die Naturwissenschaften", Bd. 27, S. 839 f.
Knapp, E., 1944: Ebenda. Bd. 32, S. 144 f.
[20] Zuitin und Pavlovetz, 1938. Zitiert in: „Fortschritte der Zoologie", 1939. Bd. 4, S. 553.

ringert sich damit, wird aber durch die Molekularstöße der Umgebung wieder ausgeglichen. Auf seiner höheren Bahn überlappt das angeregte Elektron die höhere Umlaufbahn der angrenzenden Scheibe und löst dadurch in derselben Resonanzkräfte aus. Es kommt dadurch in dieser Scheibe zur Hebung eines zweiten Elektrons auf die höhere Bahn, welches die Anregungsenergie des ersten Elektrons aufnimmt, während dieses erste in seine alte Umlaufbahn wieder zurücksinkt. Auf diese Weise wandert die Anregungsenergie von Scheibe zu Scheibe weiter und kann zur Erbzeugermolekel geleitet werden, wo sie in dieser nunmehr verstärkten Form sodann durch die gewöhnlichere sogenannte elektronische Energiewanderung bis zu einem reaktionsempfindlichen Atom weitergeleitet wird, um als Aktivierungsenergie für einen Erbsprung zu dienen[21]. Auf diese Weise kann die Stabilität der Erbzeuger so groß sein, daß ihre Erbsprungraten relativ zeitunabhängig werden (daß also das Einzelindividuum als Erbsprung-Lieferant bis in ein höheres Alter ohne Rassengefährdung fortpflanzungsfähig sein darf) und daß die Erzeugung der Erbsprünge auf die kurzen Phasen der Mitwirksamkeit der Thymonukleïnsäure beschränkt bleibt. Relativ ist diese Zeitunabhängigkeit aus zwei Gründen: 1. Es muß ja immer wieder durch manche neuen Erbsprünge Erbsprunglabilität neu entstehen, welche aber unter der Voraussetzung einer genügend harten Zuchtwahl und gestaffelter Inzucht der immerwährenden Ausmerze verfällt. 2. Jeder Organismus bleibt den hochenergetischen Weltraumstrahlen und Strahlen der Radioaktivität der Erde ausgesetzt.

16,20. Weltraumstrahlen und Erbsprungrate[22].

Weltraumstrahlen (kosmische Strahlen, Ultrastrahlen) fallen nur sehr spärlich ein, besitzen aber eine außerordentlich hohe Energie und sind die höchstenergetischen Strahlen, die es gibt. Beim Zusammenprall mit Materie zerplatzt ein solcher Weltraumstrahl in einige bis über tausend Sekundärstrahlen, je nach der Höhe seiner Energie, was man als Schauerbildung bezeichnet. Jeder dieser Sekundärstrahlen hat etwa die Energie eines Gammastrahls des Radiums und übt also die gleiche Wirkung auf den Erbschatz aus. Beim Zusammenprall eines höchstenergetischen Weltraumstrahls mit einem Atomkern kann es auch zu einer Explosion des Kernes kommen, wobei dessen Bestandteile: Protonen, Neutronen, Mesonen nach allen Richtungen auseinanderfliegen. Freilich haben derart energiereiche Geschosse eine sehr hohe Durchdringungsfähigkeit und schlagen normalerweise glatt durch den menschlichen Körper hindurch, ohne mit irgendeinem Atomkern zusammenzuprallen, ist doch ein Atom leerer als ein Planetensystem, so daß unser Körper ganz wesentlich aus leerem Raum besteht.

Der Anteil der Weltraumstrahlung an der Erbsprungrate kann bei der Fruchtfliege einige Prozent der letzteren ausmachen; das ist zwar wenig, aber das Bedenkliche ist, daß diese Strahlen zeitproportional wirken müssen und daher bei einem so langlebigen Wesen wie dem Menschen vielleicht sehr ins Gewicht fallen, denn die hohe Aktivierungsenergie, welche solche Strahlen liefern, bricht ja die Temperatur-Erbsprungstabilität der unreifen, oft Jahrzehnte verharrenden Fortpflanzungszellen.

16,21. Erbgutschädigung durch Schauerbildung.

Läßt man Weltraumstrahlen, ehe sie den Organismus treffen, durch Materie gehen, so wird die Schauerbildung angeregt und dadurch die Erbsprungwirkung verstärkt. Bei einer Bleipanzerung ist die Dicke von 1,5 bis 2 cm am wirksamsten.

[21] Möglich, Rompe und Timoféeff-Ressovsky, 1942: „Bemerkungen zu physikalischen Modellvorstellungen über Energieausbreitungsmechanismen im Treffbereich bei strahlenbiologischen Vorgängen". „Die Naturwissenschaften". Bd. 30, Heft 27.
Dieselben, 1944: „Energieausbreitungsmechanismen in Physik und Biologie". „Forschungen und Fortschritte". Bd. 20, Heft 1/3.

[22] Eugster, J., 1941: „Die Weltraumstrahlung. (Kosmische Strahlung und ihre biologische Wirkung.)" Zürich.

Unter einem solchen Bleipanzer fand man die Erbsprungrate eines Pilzes mehr als vervierfacht[23], und Kaninchen unter einem gleichen Bleipanzer bringen nur tote Junge zur Welt[24]. Pflanzensamen keimen unter Bleipanzern schneller infolge der durch die Schauerbildung erfolgenden Reize. Sie keimen auch schneller unter einer Wasserschicht von mehreren Metern, welche ebenfalls viele Weltraumstrahlen zur Schauerbildung bringt[25]. Dringende Beachtung verdient die Frage, inwieweit Wohnungen aus Stein, Beton und anderem massivem Material die menschliche Erbsprungrate in gefährlichster Weise erhöhen können und wie weit die stärkere Degeneration in städtischen Bevölkerungen hierauf beruhen könnte. Der Versuch oder Unfug einer „Strahlenabschirmung" kann also recht bedenklich sein, indem gerade das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erreicht wird, nämlich eine Vervielfältigung der Weltraumstrahlen durch Bildung von Strahlenschauern. Die allerenergiereichsten Weltraumstrahlen vermögen zuweilen selbst Bleipanzer von einem Meter Dicke zu durchschlagen.

16,22. Radioaktivität und Erbgutschädigung.

Auch die Radioaktivität der Erde erhöht etwas die natürliche Erbsprungrate. Beträchtlich wird jedoch dieselbe erhöht durch radioaktive Quellen, welche Radon, ein hochaktives Zerfallsprodukt des Radiums, enthalten. Radioaktive sogenannte Heilquellen sind also erbgiftig und somit Quellen von Erbentartungen. Es spielen diese furchtbaren Erbgifte ja leider eine hochgeschätzte Rolle in der Humanmedizin zur künstlichen Anpeitschung eines reaktionsträgen Stoffwechsels und zu ähnlichen Zwecken. Schon ein millionstel Gramm Radium, das sich in menschlichen Geweben festsetzt, tötet einen Menschen im Laufe einiger Jahre ganz langsam durch den ständigen Geschoßhagel von erbschatzzerstörenden Strahlen, den es aussendet. Und man scheut sich nicht, Patienten Radium- und Thoriumsalze ins Blut einzuspritzen, von denen ein guter Teil sich in den Geweben festsetzt. Nichtsahnende Versuchspersonen geben sich dazu her, sich solche erbmörderischen, rassezerstörerischen Substanzen einspritzen zu lassen, und mit geeigneten Registrierapparaten tastet man dann den Körper ab und stellt fest, wo die Geschosse dieser unheilvollen Erbgifte aus dem Körper herausfliegen, um mit einem ahnungslosen gelehrten Ernst und Leichtsinn deren Verbleib im Körper zu studieren[26].

16,23. Atombombe und Erbgutschädigung.

Noch verheerender sind die Erbwirkungen der Atombombe, bei deren Explosion massenhaft radioaktive Strahlen erzeugt werden. Nicht die Hunderttausende von Opfern durch eine Atombombe, sondern die Millionen von Erbschädigungen an Menschen, welche nach einer solchen Explosion mit dem Leben davonkamen, sind der Fluch der Atombombe, ein Fluch, der von Generation zu Generation in deren Nachkommen weiter um sich frißt und das Leben als Ganzes zu Falle bringt. Kann man überhaupt im entferntesten Erdenwinkel den Erbgiftwirkungen einer Atombombe entgehen? Bei der Explosion auf der entlegenen Südseeinsel Bikini wurden radioaktive Stoffe so hoch geschleudert, daß sie um den Erdball trieben und man in Frankreich und Amerika den Niedergang radioaktiven Staubes registrierte. Wie einer der führenden Atomforscher in USA laut Zeitungsnachrichten erklärte, werden bei einem Abwurf von nur verhältnismäßig wenigen Atombomben (heute liege die theoretische Zahl noch bei 600) die dabei entstehenden radioaktiven Wolken so groß sein, daß sie tage-, wochenlang

---

[23] Rajewsky, Krebs und Zickler, 1936: „Mutationen durch Höhenstrahlen". „Die Naturwissenschaften". Bd. 24, S. 619 f.

[24] Eugster, J., 1938: „Zur Frage der biologischen Wirkung der harten Ultrastrahl-Schauer". „Die Naturwissenschaften". Bd. 26, S. 78 f.

[25] „Berichte über die wissenschaftliche Biologie." Bd. 26, S. 133.

[26] Gerlach, J., 1941: „Über den Verbleib natürlich-radioaktiver Stoffe im Organismus nach parenteraler Zuführung". „Die Naturwissenschaften". Bd. 29, S. 300.
Born, Timoféeff-Ressovsky und Zimmer, 1942 in: „Die Naturwissenschaften". Bd. 30, S. 602.

um die Erde kreisen werden und durch Aussendung ihrer Todesstrahlen alles höher entwickelte organische Leben bis auf geringe Reste töten müssen. Ein Krieg sei auch insofern sinnlos, als auch die bereits Unterlegenen noch die Möglichkeit hätten, den Sieger zu vernichten, um dann schließlich mit ihm zugrunde zu gehen. Das sind lediglich die grauenhaften Gegenwartswirkungen, welche bei der allgemeinen Interesselosigkeit für die erbbiologischen, in die Menschheitszukunft wirkenden Geschehnisse von der Masse der Ungebildeten und Gebildeten allein beachtet werden. Es genügt jedoch ein nur kleiner Bruchteil solcher erbgiftigen Strahlen, um die durch harte Naturauslese in unzähligen Geschlechterfolgen fein eingespielte Stabilität der Erbsprungordnung zu zerstören und somit die Menschheit in ihren zukünftigen Geschlechtern auch dann zu vernichten, wenn die gegenwärtig erlittenen gesundheitlichen Schädigungen keine schweren sind und nur irgendwo auf der Erde ein sehr kleiner Bevölkerungsanteil direkt dahingerafft wird. Denn gegenüber dem Erbunheil, das über die Menschheitszukunft durch die erbzerstörerischen Atomstrahlen heraufbeschworen wird, sind die gegenwärtigen Gesundheitszerstörungen Lappalien, was man bei der allgemein herrschenden erbbiologischen Unwissenheit und der Beschränkung des Blickfeldes auf das Sinnenfällige überhaupt noch nicht begriffen hat. Wir leben ja dank unseren Kulturförderern und Ärzten nicht mehr in dem naturglücklichen Zustande des wilden Tieres, in welchem sich die durch etwaige erbschädigende Strahlen nicht allzu gefährdete Erbsprungratenhöhe in einigen Generationen wieder zur Norm einzuspielen vermöchte infolge der unerbittlichen Naturausmerze aller auch nur leicht erbbelasteten Individuen. Zeitungsnachrichten zufolge wird man in zukünftigen Kriegen V-2-Raketen mit radioaktivem Staub einsetzen, von welchem einige Kilo, über eine Großstadt ausgestreut, genügen, um die gesamte Bevölkerung unheilbaren Erbschatzverbrennungen wehrlos auszuliefern. Und wenn dann die Massen in panikartigem Entsetzen aus der Stätte des Grauens flüchten, so verseuchen sie mit der ihren Körpern eingeimpften Atompest auch alle verschont gebliebenen Menschenmassen durch bloßes Zusammenleben mit ihnen samt deren Nachkommen mit dem Erbfraße. Das Ende der Menschheit, durch ihre eigenhändige Erbzerstörung heraufbeschworen, ist damit in nächste Zukunft gerückt. Die größten Verbrecher an der Menschheit sind keineswegs jene arg gehaßten und geschmähten Menschen, welche den Tod vieler ihrer Mitmenschen durch Eroberungszüge, Hinrichtungen usw. verursacht haben — denn sie lassen ja die Rassenerbschätze, das Erbglück der zukünftigen Generationen, völlig unangetastet —, sondern jene gefeierten Gelehrten und Erfinder, welche mit den wegen ihrer Nützlichkeit hoch gepriesenen Entdeckungen der Röntgenstrahlen, der Radioaktivitäten, der Atomzertrümmerungen usw. den größten Erbfluch in aller Unwissenheit und Unschuld auf die zukünftigen Geschlechter geladen haben. An ihrem hart erarbeiteten Wissen und an ihrer Gier nach Beherrschung der Natur durch den Einsatz dieses Wissens muß die Menschheit elender und hilfloser als der niedrigste Wurm verenden. (Und vor dem Start der Besatzung, welche die Atombombe auf Hiroshima warf, betete in einem religiösen Feierakte ein Geistlicher für diese. Der Segen der christlichen Kirche geleitet die Menschheit in ihren qualvollen langsamen Erbmord.) Das einzige Radikalmittel, nämlich die Ächtung jeglicher Forschung über radioaktive Vorgänge und jeglicher Nutzung derselben als Menschheitsverbrechen, die Vernichtung nicht nur jener Gelehrten, die solche Arbeit betreiben, wie giftiger Fliegen, die man tot drückt, sondern auch jener Staaten, welche solche gelehrten und praktischen Arbeiten dulden, wird natürlich für immer unanwendbar bleiben in Anbetracht des menschlichen Macht- und Nützlichkeitsstrebens, der hoffnungslosen biologischen Blindheit und des völligen Mangels an Verantwortungsbewußtsein vor überindividuellen und kosmischen Zukünften; lebt doch die Menschheit einstweilen gar noch in dem Wahne, die wirtschaftlich-friedliche Ausbeutung der Atomkräfte für sich als einen Gewinn und als eine Sicherung ihrer Zukunft buchen zu können. Es herrscht allgemeine Ahnungslosigkeit darüber, welches biologische Unheil hier im Verborgenen heraufzieht.

16,24. Reifestadien der Geschlechtszellen[27].

Es sind verschiedene Vorstadien der Geschlechtszellen zu unterscheiden. Die ältesten Stadien sind die Urgeschlechtszellen (Ursamenzellen und Ureizellen), welche sich durch einfache Zweiteilungen vermehren. Wenn sie schließlich die beiden sogenannten Reifeteilungen durchmachen, heißen sie Geschlechtsbildungszellen (Samenbildungszellen und Eibildungszellen). Aus ihnen entstehen die Vorgeschlechtszellen (Vorsamenzellen und Voreizellen), welche zu den befruchtungsfähigen Geschlechtszellen (Samenzellen und Eizellen) auswachsen.

16,25. Schutz vor unkontrollierten Erbsprüngen durch Keimschädigungsempfindlichkeit.

Die Vorstadien der Geschlechtszellen sind in ihrem Plasma außerordentlich empfindlich gegen schädigende Einflüsse gezüchtet. Ganz geringfügige Störungen wie anormale Temperaturen, Erschütterungen, nervöse Zustände wie Depressionen, Angstzustände und dgl., Überernährung oder Hungerzustände, chemische Einwirkungen verschiedenster Art, Bestrahlungen, mangelnde gegenseitige Abgestimmtheit des Erbschatzes infolge Bastardierung führen bereits zum Absterben der Vorstadien der Geschlechtszellen[28]. Es ist sehr zu beachten, daß solches Absterben nicht etwa auf möglicherweise entstandene Erbschädigungen in diesen Geschlechtszellen beruht, sondern auf nichtvererblichen Plasmaschädigungen; es vererbt sich lediglich die Empfindlichkeit des Plasmas gegenüber solchen schädigenden Einflüssen, was ganz unabhängig von der Labilität des Erbschatzes für Erbsprünge, also von der Erbsprungempfindlichkeit des Erbschatzes gegenüber den gleichen schädigenden Einflüssen ist. Diese Plasmaempfindlichkeit hat einen überaus hohen Züchtungswert, denn sie bedeutet eine relative Sicherung des Erbschatzes vor unkontrollierten, durch allerlei derartige Schädigungen möglicherweise gleichzeitig hervorgerufenen Erbsprüngen durch Absterben der betroffenen Vorstadien der Geschlechtszellen, also durch Ausschaltung möglichst aller jener Zellen von der Fortpflanzung, welche durch störende Einflüsse während ihrer Entwicklung nicht die Gewähr eines von unkontrollierten Erbsprüngen frei gebliebenen Erbschatzes bieten. Während die Körperzellen auf möglichst große Widerstandsfähigkeit gegenüber schädigenden Einflüssen gezüchtet sein müssen, müssen sich die Vorstadien der Geschlechtszellen umgekehrt auf eine große Empfindlichkeit züchten; für die Rassenzukunft ist es eben besser, die zeitweilige oder dauernde Unfruchtbarkeit eines Individuums in Kauf zu nehmen, als die Gefahr einer überhöhten Erbsprungrate, denn Individuen mit einer solchen bedrohen in ihrer Nachkommenschaft einen ganzen Zeugungskreis (Rasse) mit Entartung.

16,26. Erbschädigung und Keimschädigung.

Wir haben demnach zu unterscheiden zwischen Erbschädigung und Keimschädigung. Letztere dient geradezu als ein Schutz vor Erbschädigungen, aber freilich nur als ein relativer, welcher bei gewissen Arten von Schädigungen durchaus nicht ausreicht, den Rassenerbschatz zu schützen. Als Keimschädigung bezeichnen wir alle Zellschädigungen der reifen und unreifen Fortpflanzungszellen, der Keimzellen (befruchteten Eizellen) und des Embryos; in letzterem Falle reden wir auch von Fruchtschädigung. Die Keimschädigung an sich läßt also das Erbgut unberührt. Bei einem Teile solcher nichterblichen Keimschädigungen werden freilich gleichzeitig Erbschädigungen vorliegen, die aber meist ganz anderer Natur sein werden, denn Erbsprünge sind ja ungerichtet,

---

[27] Kühn, A., 1939: „Grundriß der Vererbungslehre". Leipzig.
[28] Meisenheimer, J., 1930: „Geschlecht und Geschlechter im Tierreiche". Bd. 2, S. 382—402. Jena.
Krumbiegel, J., 1933: „Keimdrüsenschädigungen". „Der Naturforscher". Bd. 10, Heft 8.
„Kurznachrichten der Reichszentrale für wissenschaftliche Berichterstattung". Nr. 1 vom 1. Juli 1943.
Stieve, H., 1950 in: „Die Naturwissenschaften". Bd. 37, S. 37 f.

also in ihrer Beschaffenheit nicht von der Natur der Schädigung abhängig. Andererseits braucht es nicht bei jeder Erbschädigung zu einer gleichzeitigen Keimschädigung gekommen zu sein.

16,27. Wettlauf der Samenzellen als Erbauslese.

Ein weiterer Schutz des Erbschatzes wird dadurch erreicht, daß die Samenfäden, welche bei einem einzigen Samenergusse eines Mannes Hunderte von Millionen betragen, die ganze Gebärmutter bis in die Eileiter durchwandern müssen, wo nur der erste, der zum Ei gelangt, die Befruchtung vollzieht. Nach leichtesten Schädigungen ist schon ein hoher Prozentsatz der Samenfäden mißgestaltet und scheidet durch seine geringere Bewegungsfähigkeit für den Erfolg beim Wettlauf um die Eibefruchtung aus. Die Riesenzahl der produzierten Samenfäden bietet die Gewähr dafür, daß nur ein solcher ohne jegliche Plasmaschädigung die Befruchtung vollzieht. So ist es unter natürlichen Lebensbedingungen.

16,28. Fortpflanzungszellenschädigung durch Schwangerschaftsverhütungsmittel.

Die vorgenannte Erbauslese im Wettlauf der Samenzellen wird erfolglos, wenn etwa durch chemische Schwangerschaftsverhütungsmittel eine allgemeine Fortpflanzungszellenschädigung erfolgte, ohne daß diese zum Absterben sämtlicher Fortpflanzungszellen führte. In einer Anzahl Fällen von Mißgeburten oder sonst geschädigten Früchten wurde die Anwendung solcher Mittel zugegeben. Vor deren Gebrauch waren meist gesunde Kinder geboren worden; als ein weiteres gesundes unerwünscht war, wurde man mit einem entarteten Kinde beschenkt[29].

16,29. Empfindlichkeit der Geschlechtszellen.

Am empfindlichsten gegen schädigende Einflüsse sind alle in Teilungszuständen befindlichen Vorstadien der Geschlechtszellen, also die Urgeschlechtszellen während ihrer Teilungen und die Geschlechtsbildungszellen während der beiden Reifeteilungen, sowie die Vorgeschlechtszellen. Ihr Absterben ist besonders wichtig, da sie sehr erbsprunglabil sind. Diese Vorstadien sterben zuerst ab bei Schädigungseinflüssen, wenn die Ruhestadien der Urgeschlechtszellen noch lebend bleiben. Selbst wenn nur ganz wenige ruhende Urgeschlechtszellen der Schädigung entgehen, so regeneriert sich von ihnen wieder ein neues Keimgewebe, und nach zeitweiser Unfruchtbarkeit tritt wieder Fruchtbarkeit ein. Bei stärkerer Schädigung stirbt das ganze Keimgewebe ab, und die Unfruchtbarkeit ist eine dauernde.

16,30. Keimschädigung durch physikalische Reize[30].

Hält man die Eierstöcke einer Maus durch Wärmezufuhr etwas höher als die Körpertemperatur, so kommt es zu dauernder Unfruchtbarkeit. Durch einen Schlag auf die Hoden kann leicht Unfruchtbarkeit entstehen, was man bei Haussäugetieren anwendet. Schon die Erschütterungen durch Reiten können zu vorübergehendem Zeugungsverluste führen.

16,31. Erbschädigung durch Mangelernährung[31].

Nach Experimenten an Pflanzen führt eine nach ihrer Zusammensetzung vollwertige, aber mengenmäßig unzureichende H u n g e r e r n ä h r u n g nicht zu einer Erhöhung der Erbsprungrate, wohl aber eine M a n g e l e r n ä h r u n g, in

---

[29] Fecht, K. E., 1935: „Über die Keimschädigung durch chemische Schwangerschaftsverhütungsmittel“. „Volk und Rasse“. Bd. 10, S. 215 ff.
„Fortschritte der Erbpathologie . . .“, 1942. Bd. 6, S. 39.

[30] Siehe Fußnote zu Abschnitt 16, 25.

[31] Stubbe und Döring, 1938: „Untersuchungen über die experimentelle Auslösung von Mutationen bei Antirrhinum majus VII“. „Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Vererbungslehre“. Bd. 75.

der es an Phosphor, Stickstoff oder Schwefel fehlt; diese Stoffe sind jedenfalls in den Erbzeugern reichlich enthalten. Bei der Gleichheit des Erbschatz-Chemismus im ganzen Lebensreich wird es damit hinsichtlich des Menschen wahrscheinlich, daß bei natürlicher Ernährung, auch wenn sie mengenmäßig unzureichend ist, keine Gefahr von Erbsprungraten-Erhöhungen besteht, wohl aber, wenn die Naturnahrung durch verteuernde Arbeitsgänge in ihre Bestandteile zertrennt und denaturiert wird, was man geschäftstüchtig als „Veredlung" bezeichnet. Gesundheitliche Mangelerscheinungen durch denaturierte Nahrung sind ja beim Kulturmenschen außerordentlich verbreitet, z. B. ist die ungemeine Häufigkeit der Zahnfäule (Kariës) nachgewiesenermaßen ganz überwiegend durch denaturierte Nahrung, namentlich durch raffinierten Zucker, bedingt. Jedem, der mit unbefangenem Blicke die Welt bereist, fällt auf, daß der Zustand der Zähne sich in jeder Bevölkerung beliebiger Rasse und in jeder Gesellschaftsschicht innerhalb einer Bevölkerung proportional mit dem Verbrauche an raffiniertem Zucker, der ein reines Chemikal ist, verschlechtert, nicht etwa proportional dem Zuckerverbrauche an sich, denn wo der Zucker nicht raffiniert wird, findet man gesunde Zähne, z. B. auch in Zuckerrohrgegenden, in denen durch häufiges Auskauen der süßen Zuckerrohrstengel der Anteil des Zuckers an der Ernährung oft ein sehr hoher ist. Nun wird aus Amerika gemeldet, daß Großversuche mit Schulkindern dasselbe ergeben haben: Bei natürlicher Ernährung fehlte die Zahnfäule fast ganz, bei gleicher Kost mit Hinzufügung von 200 Gramm Zucker täglich hatten schon nach fünf Monaten 44 % der Kinder an Zahnfäule erkrankte Zähne. Von Menschen unbefangener Beobachtung war dergleichen im Prinzip zwar schon immer, ohne alle Experimente, festgestellt worden, aber die gelehrten Experimentatoren, die meist blind durchs Leben gehen, hatten es auf Grund vorgefaßter Meinungen nicht glauben wollen und hatten es daher auch während jahrzehntelanger Forschungsarbeit gar nicht nachgeprüft. Der Zusammenhang liegt auf der Hand: So wie z. B. Fruchtsäuren auf feinsten Fugen in die Zähne eindringen und bald „die Zähne angreifen", d. h. eine Überreizung des Zahnnerven hervorrufen, so daß die Zähne auf den fortgesetzten Genuß saurer Früchte schließlich schmerzhaft reagieren, so werden auch Zuckerlösungen in den Zahn eindringen. Während nun die von der Natur in den Pflanzen- und Fruchtsäften gebotenen Zuckerlösungen mit mineralischen Bestandteilen angereichert sind, fehlen solche den Lösungen aus raffiniertem Zucker, da ihm die natürlichen Mineralbestandteile durch verteuernde Arbeitsverfahren künstlich entzogen wurden, so daß solche denaturierte Lösungen die mineralischen Bestandteile der Zähne gemäß den chemischen Gleichgewichtsgesetzen auslaugen, die Zähne somit brüchig machen und den Keimen der Zahnfäule den Weg für ihre Ansiedlung vorbereiten.

Wie weit mit solchen und anderen biochemischen Mangelerscheinungen, wie sie als Folge denaturierter Nahrungsmittel in den Kulturvölkern heute allverbreitet sind, Erhöhungen der Erbsprungraten verbunden sein können, darum scheint man sich bislang wenig gekümmert zu haben, obwohl dies eine erbbiologische Existenzfrage für die Menschheitszukunft ist. Die Zahnbrüchigkeit und Zahnfäule beruht auf einer Auslaugung von phosphorsaurem Kalk; aber Phosphor ist ein Hauptbestandteil der Thymonukleïnsäure und ist jedenfalls auch in den Erbzeugern reichlich enthalten. Ein Mangel an Phosphor erhöht nicht nur die spontane Erbsprungrate, sondern auch die durch Röntgenstrahlen hervorgerufene bedeutend, somit auch die durch Weltraumstrahlen und irdische Radioaktivität hervorgerufene.

16,32. Erbschädigung durch Chemikalien.

Bei der Fruchtfliege erhöhte die Einatmung von Ammoniakdampf oder der Entzug von Wasserstoff die Erbsprungrate um das Dreifache, Jod um etwa das Sechsfache, Kaliumpermanganat um etwa das Zwölffache[32]. Diese schwer erbgiftigen Chemikalien spielen bekanntlich in der Medizin eine unschätzbare Rolle.

---

[32] Timoféeff-Ressovsky, N. W., 1940: „Allgemeines über die Entstehung neuer Erbanlagen". In: Just, G.: „Handbuch der Erbbiologie des Menschen". Bd. 1, S. 233. Berlin.

Es ist nicht anzunehmen, daß es beim Menschen wesentlich anders sein sollte als bei der Fruchtfliege. Das Verhängnisvolle ist ja, daß Erbgifte, wenn sie, wie die genannten, nicht zugleich auch als typische Körpergifte wirken, in ihrer Gefährlichkeit völlig verkannt zu werden pflegen, da sie keine sofort sichtbaren Schädigungswirkungen zeigen, denn Schädigungen im Erbschatze können ja erst in den Nachkommen erkennbar werden, meist sogar erst nach vielen Generationen (was unter Punkt 23 erläutert wird), sind aber im Gegensatze zu Körpergift-Wirkungen nicht regenerierbar, weder am betroffenen Individuum noch an seinen Nachkommen, setzen also Rassen-Dauerschäden, welche — und dies ist das Verhängnisvollste — bei unterbundener Fortpflanzungsausmerze wie in Kulturvölkern meist zu Quellen weiterer Erbschädigungen werden, denn die meisten Erbsprünge führen zu Erhöhungen der spontanen Erbsprungrate. Nicht also gesundheitliche Schäden und Gebrechen an sich, gegen deren Bekundung oder Behebung oder Verhütung fast ausschließlich alle Anstrengungen in Laien- und Ärztekreisen gerichtet sind, gefährden die Menschheit in ihrer Existenz, sondern Schäden an den Erbschätzen, welche nur einem Teile der sichtbaren Gesundheitsschäden zugrunde liegen, welche aber andererseits zu einem guten Teile zur Zeit gar nicht in Erscheinung treten, sondern erst in späteren Generationen; im ganzen dokumentiert sich also die für die Erbzukunft einer Bevölkerung allein in Frage kommende Wohlgeratenheit des Erbschatzes nur zum Teil im Gesundheitszustande einer Bevölkerung. Ein Rassenerbschatz kann bereits, z. B. durch Erbschädigungen vermittels Strahlen, Chemikalien usw., hoffnungslos ruiniert sein und in wenigen Generationen dem unaufhaltsamen Untergange verfallen, ohne daß die Bevölkerung bereits schwere Gesundheitsstörungen als Allgemeinerscheinung zeigt.

Erbgifte sind sodann die Schwermetallsalze, namentlich Blei und seine Salze. Blei ist außerdem ein schweres Keimgift. Jeder Kulturmensch nimmt unvermeidlich erbgiftige Schwermetalle mit der Nahrung auf oder mit dem Trinkwasser[33]. Die Hälfte der Bleiarbeiterinnen ist unfruchtbar, bei den fruchtbar gebliebenen fand man 28 % der neugeborenen Kinder tot, die lebendgeborenen lebensschwach. Ähnlich ist es bei Quecksilberarbeiterinnen[34]. Das in der Technik, vor allem bei der Herstellung des Kunststoffes „Weich-Igelit" gern Verwendung findende Orthotrikresylphosphat führt zu unheilbaren Lähmungen der Körperextremitäten, was wohl nur als Erbgiftwirkung zu verstehen ist, denn diese Wirkung setzt erst etwa drei Wochen nach der Aufnahme des Giftes ein, wenn also nach Aufnahme gewöhnlicher, nicht erblich wirkender Gifte bereits die Regeneration der Zellschädigungen durch die Wirksamkeit der nicht geschädigten Erbsubstanz erfolgt ist. Dieses Gift führt offenbar zu nicht regenerationsfähigen Zerstörungen an den Bewegungsnerven, was wohl auf Zerstörungen am Kernapparat des Erbschatzes beruhen dürfte. Vergiftungen durch Verwendung von Gebrauchsgegenständen, die dieses Erbgift enthalten, sind in den letzten Jahren immer wieder festgestellt worden[35].

Neuerdings werden immer mehr künstliche chemische Stoffe als Auslöser von Erbsprüngen befunden. Ein äußerst schweres Erbgift ist das als Kampfgasstoff Verwendung findende Gelbkreuz oder Senfgas (Dichlordiäthylsulfid). Auf die Geschlechtszellen wirkt es ähnlich wie ein starkes Röntgenstrahlenbombardement, wie Versuche an der Fruchtfliege erwiesen; es hat aber die Besonderheit, daß die angeschlagenen Erbzeuger oft nur in einen Labilitätszustand für irgendeinen bestimmten Erbsprung geraten. Ein solcher Erbsprung kann während der Embryonalentwicklung effektiv werden; dann sind nur solche Zellgruppen des sich entwickelnden Individuums davon betroffen, welche auf eine oder mehrere derart nachträglich erbgesprungene Zellen zurückgehen: es entstehen sogenannte Mosaïkindividuen, d. h. Individuen, welche ein Mosaïk bilden von erbgesprungenen

---

[33] Lenzner, C.: „Gift in der Nahrung". Leipzig. (Mehrere Auflagen.)
[34] Just, G., 1940: „Handbuch der Erbbiologie des Menschen". Bd. 4, S. 980 f.
[35] Parnitzke, H., 1947: „Was ist über die Toxizität des ‚Weich-Igelits' zu sagen?" „Ärztliche Wochenschrift". Bd. 1/2, Heft 69/70.

und nicht erbgesprungenen Zellpartien; oder der betreffende Erbsprung ereignet sich erst in nachfolgenden Generationen eines ersten labilen Anlageträgers, wobei also verschiedene Nachkommen spontan zu Trägern eines gleichartigen Erbsprungs werden[36]. Erbsprung-auslösend wirken nach entsprechenden Versuchen auch einige Cyanverbindungen, die dem Gelbkreuz nahestehen, ferner Phenollösungen[36].

16,33. Tabak und Erbschatzgefahr.

Im Tierversuch wird durch Hautpinselungen mit Tabaksaft in 95 % Hautkrebs hervorgerufen; wie oben dargelegt, beruht Krebs auf Schädigungen des Vervielfältigungsmechanismus des Erbschatzes. Lippen- und Zungenkrebs treten stark gehäuft bei Rauchern auf. Tabakarbeiterinnen sind häufig unfruchtbar, die Säuglingssterblichkeit ihrer Kinder ist fünfmal so hoch als in der übrigen Bevölkerung; auch die am Leben bleibenden sind schwach und krankheitsanfällig. Das gleiche gilt von Raucherinnen; Fehlgeburten fand man bei ihnen dreimal, Frühgeburten siebenmal so häufig als in der übrigen Bevölkerung[37]. Wozu bedarf man einer auch von den Steuergroschen der Nichtraucher unterhaltenen Reichsanstalt für Tabakforschung? Eines ihrer Ziele ist nach Angabe ihres Leiters die Züchtung nikotinreicher Tabake. Der Wert des Tabakverbrauchs in Deutschland betrug vor dem Kriege zwei Milliarden Mark jährlich. Wenn die sechs Milliarden Mark, die jährlich an Tabak und Alkohol in Deutschland verbraucht wurden, nur in die Gosse geworfen worden wären, so brauchte man darüber nicht viel Aufhebens zu machen, aber es ist etwas anderes, wenn sie der menschlichen Selbstzerstörung dienen. Tabak ist ein starkes Keimgift; ob er auch die Erbsprungrate erhöht, ist nicht erwiesen; möglicherweise ist der Erbschatz durch die Keimgiftempfindlichkeit und deren ausmerzende Folgen gegenüber etwa geschädigten Fortpflanzungszellen genügend geschützt. Sollte dies nicht der Fall sein, so müßten bei der Allverbreitung des Rauchlasters die Rassenzukunftsfolgen vernichtende sein.

16,34. Alkohol und Erbentartung.

Auch der Alkohol ist ein Keimgift. Von ihm wissen wir aus eingehenden Versuchen mit ziemlicher Sicherheit, daß er die Erbsprungrate nicht an sich erhöht, wohl aber erhöht er die Erbgiftwirkung von Metallsalzen, die in den meisten Weinen infolge der Schädlingsbespritzung der Weinstöcke enthalten sind. Auf indirektem Wege wirkt jedoch der Alkohol stark erbentartend auf Kulturvölker, nämlich durch geschlechtliche Enthemmung. Die Mehrzahl der Trinker sind dem Trunk ergeben auf Grund von seelischen Entartungen, und sie heiraten nachgewiesenermaßen gewöhnlich erblich minderwertige Frauen. Eingehende Untersuchungen ergeben in den Monaten starken Alkoholverbrauches einen starken Anstieg von Zeugungen Schwach- und Blödsinniger, Epileptiker und Unehelicher, unter welch letzteren bekanntlich Minderwertige besonders gehäuft sind; so fand man z. B. unter Unehelichen zwanzigmal so viel Kriminelle als unter Ehelichen. Ein sehr hoher Prozentsatz Unehelicher ist unter der enthemmenden Wirkung des Alkohols gezeugt. In allen diesen Fällen ist die Minderwertigkeit von im Rausch gezeugten Kindern nicht eine Folge einer entartenden Wirkung des Alkohols auf den Erbschatz, sondern eine Folge der geschlechtlichen Enthemmung erblich minderwertiger Menschen durch den Alkohol. Es ergaben sich z. B. unter den von der Wiener Trinkerfürsorge betreuten Alkoholikern 38 % Kinderreiche gegenüber nur 6 % in der sonstigen Bevölkerung. Die Zukunftsfolgen sind entsprechende, sie potenzieren sich mit jeder Generation, es kommt zwangsläufig zur Verdrängung der Normalen durch die Enterbten aus dem Dasein. In der Pfalz ergab sich beispielsweise, daß Städte mitten im Weinbaugebiete einen zwei-

[36] Nachtsheim, H., 1948 in: „Die Naturwissenschaften". Bd. 35, S. 331.
[37] Meggendorfer, F., 1939: „Alkoholismus, Morphinismus und andere Rauschgiftsuchten". „Fortschritte der Erbpathologie . . .". Bd. 3, Heft 6.
Bernhard, P., 1943: „Der Einfluß der Tabakgifte auf die Gesundheit und Fruchtbarkeit der Frau". Jena.
Just, G., 1940: „Handbuch der Erbbiologie d. Menschen". Bd. 4, S. 979 f.

bis dreimal so hohen Prozentsatz an Hilfsschülern haben als Städte außerhalb desselben[38]. Ganz analoge Ergebnisse sind auch in den Weinbaugebieten Kärntens und Jugoslawiens festgestellt worden[39]; und entsprechend fand man bei Untersuchungen in der Schweiz und ähnlichen in Baden, daß Trinker und Uneheliche — also Menschen, welche besonders häufig im Zustande der Hemmungslosigkeit gezeugt wurden und unter denen Schwachsinnige, Kriminelle und sonstig Defekte um ein Vielfaches häufiger sind als im Durchschnitt der Bevölkerung — besonders oft in alkoholischen Monaten wie denen der Weinlese, der Fastnacht usw. gezeugt wurden[40]. Für das Endergebnis ist es gleich, ob der Alkohol das Erbgut verschlechtert oder ob er Menschen mit verschlechtertem Erbgut zu erhöhter Fortpflanzung bringt, nur daß in letzterem Falle bestimmte Richtungen von Entartungen gezüchtet werden, während es bei Schädigungen des Erbgutes keine bevorzugten Richtungen gibt. Was schließlich dabei herauskommt, zeigt das Beispiel einer amerikanischen, 1827 verstorbenen Trinkerin, die sich gewerbsmäßig unzüchtig betätigte: von ihrer äußerst zahlreichen Nachkommenschaft konnte das Schicksal von 800 festgestellt werden. Von diesen kamen nachweislich mindestens 700 wenigstens einmal mit dem Strafgesetz in Berührung, 342 waren Trinker, 127 Dirnen, 37 wurden zum Tode verurteilt; dem Staate entstanden durch die Nachkommenschaft mehr als 12 Millionen an Gerichtskosten[41].

Aber es wäre durchaus oberflächlich, das Problem im Alkohol zu sehen, es liegt vielmehr in der gepriesenen sozialen Hochkultur, welche die Völker, die ihr verfallen sind, mit Sicherheit in den Erbuntergang treibt; erst durch die moderne soziale Kultur kann überhaupt und muß der Alkohol zum Entartungszüchter werden. Ehemals war das Gegenteil der Fall, der Alkohol unterstützte die Entartungsausmerze. Die Sterblichkeit war glücklicherweise noch so hoch, daß es eine wesentliche Geburtenbeschränkung nicht geben konnte, durch welche erst die geschlechtliche Hemmungslosigkeit ihr verhängnisvolles Auslesegewicht erhalten kann; eine soziale Fürsorge für Trinker und deren Sippschaft, die immer entartungszüchtend wirken muß, gab es erst recht nicht, es wurden keine Verantwortlichkeiten sozialisiert und keine Entartungen „versichert", der Erbwert hatte sich noch nicht wie heute für den Unwert zu opfern. Die Keimschädigung durch Alkohol, Familienverwahrlosung, erhöhte Entartungssterblichkeit usw. wirkten dahin, daß Trinker geringere Fortpflanzungsaussichten hatten als Nichttrinker. Die Erfolge im Kampfe gegen die Umweltgefährdungen, die zwangsläufig zur Geburtenbeschränkung der erbgemäß wohlgeratenen Menschen führen müssen, die fortschreitende Kollektivierung und Sozialisierung sind es, welche entartungszüchterisch wirken, und der Alkohol gewinnt erst durch diesen Kulturprozeß die Rolle eines der Mittler für die Entartungszüchtung. Gibt man einem Affen eine Flasche Schnaps, so säuft er sie leer und stirbt an Vergiftung. Bei vielen primitiven Völkerschaften, welche mit Alkohol noch kaum in Berührung gekommen sind, welche also noch nicht auf Mäßigkeit ihm gegenüber gezüchtet sein können, ist es nicht viel anders. Setzt man z. B. einem Indianer aus einem Primitivstamm des Inneren Südamerikas ein genügendes Quantum Alkohol vor, so säuft er bis zur Besinnungslosigkeit, und nach Wiedererlangung des Bewußtseins fährt er fort zu saufen, was sich solange wiederholt, bis der Mann tot ist. Je älter ein Kulturvolk ist, desto mehr ist dieser Hang abgeschwächt, denn in der Vergangenheit wirkte der Alkohol noch wesentlich ausmerzend auf Trinker und deren Nachkommenschaft. Erst die „Segnungen" der modernen Hochkultur müssen die geschlechtliche Hemmungslosigkeit und den Alkoholismus als einen der Entfesseler derselben großzüchten. Die Juden als sehr altes Kulturvolk sind bekanntlich mäßig im Alkoholgenuß, obschon es unter ihnen auch viele Süchtige gegen sonstige, jedoch modernere Rauschgifte gibt; sie sind eben auf größere Enthalt-

[38] Brem, H., 1931: „Intelligenz und soziale Schicht". „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie . . .". Bd. 25, S. 159.
[39] Skerlj, B., 1937: „Schätzung der minderbegabten schulpflichtigen Kinder im Drava-Banat". „Eugenika". Bd. 3, S. 1.
Tuppa, R., 1938: „Intelligenz und Alkohol". „Wiener klinische Wochenschrift". Bd. 51, S. 1183.
[40] Krumm, E., 1937: „Aus dem Gebiet der Erbpflege". „Unsere Welt". Bd. 29, S. 98—102.
[41] Schallmayer, W.: „Vererbung und Auslese". 3.—4. Aufl. 1918/20. S. 127.

samkeit gegenüber dem Alkohol gezüchtet, wie z. B. auch die Chinesen als sehr altes Kulturvolk. Es gibt geradezu Geschmacksabneigungen gegen alkoholische Getränke. Unter den 342 Alkoholdeliranten der Berliner Charité fand sich kein Jude, obgleich dem Bevölkerungsanteil entsprechend mindestens 14 Juden darunter hätten sein müssen, aber entsprechend den häufigeren geistigen und seelischen Störungen bei Juden noch viel mehr als 14.

16,35. Röntgenstrahlen als Erbgift. (Vgl. Abschnitt 16,12.)

Röntgenstrahlen sind (ebenso wie Atomstrahlen) ein furchtbares Erbgift; wenn auch erst cc 500 r, wie oben erwähnt, eine leichte Hautrötung hervorrufen, so genügen doch schon 35 r, um bei der Fruchtfliege (beim Menschen muß die Dosis ähnlich hoch sein, für die ruhenden Ursamenzellen wohl höchstens 100 r) die Erbsprungrate zu verdoppeln. Diese Dosis ist aber selbst für die hochempfindlichen in Teilung befindlichen Ursamenzellen zu gering, um sie zum Absterben zu bringen und so den angerichteten Erbschaden damit auszumerzen; es kommt lediglich zu Störungen im Teilungsrhythmus. Bis zur Dosis von 400 r reifen noch einzelne Ursamenzellen aus, bis zur Dosis von 1600 r bleiben noch einzelne ruhende Ursamenzellen am Leben, von denen die Regeneration des Hodengewebes erfolgt, obwohl solche Zellen mehrfach erbgeschädigt sein werden. Am widerstandsfähigsten gegen Röntgenschädigungen ist das Plasma der reifen Samenzellen; sie befruchten noch nach einer Strahlendosis von 4000 r. Freilich sind sie dann derart mit Erbsprüngen überladen, daß die Embryonen schon auf frühen Stadien absterben; um lebendige Junge mit Erbentartungen zu erhalten, darf man nur weit geringere Strahlendosen verabfolgen.

16,36. Keimschädigungen und Erbentartungen durch Röntgenpraxis[42].

Natürlich spielt die Röntgendiagnostik und -therapie auch in der Frauenheilkunde eine für unentbehrlich erachtete Rolle. Die Leibesfrucht ist ja, wie erwähnt, ganz besonders empfindlich gegen Röntgenstrahlen. Unter 75 Kindern von Müttern, die während der Schwangerschaft bestrahlt worden waren, fand ein Untersucher allein 16 mikrozephale (kleinhirnige) Idioten[43]; sehr häufig sind Skelettmißbildungen als Bestrahlungsfolge. Beckenaufnahmen während der Schwangerschaft sind sehr beliebt. Eine ganze Wissenschaft, die Hysterosalpingographie, beschäftigt sich mit der Darstellung der inneren Abschnitte der weiblichen Geschlechtsorgane durch röntgenologische Verfahren. Früher bemühte man sich, zu schwache Eierstocksfunktionen mit Bombardements von Röntgengeschossen aufzupeitschen, bis die ärztliche Wissenschaft einsah, daß sie sich geirrt hatte; welches Rassenunheil dadurch angerichtet wird, bleibt freilich dem ärztlichen Auge verborgen, da es sich erst in den Nachfahren-Generationen enthüllt. Auch daß man Eierstöcke durch Röntgenbeschuß zeitweise unfruchtbar machen kann, hat man sich ärztlicherseits zunutze gemacht (temporäre Röntgensterilisation), z. B. um durch vorübergehende Ausschaltung der Monatsblutungen hinfällige Patientinnen zu kräftigen. Daß dadurch der Rassenerbschatz Dauerschädigungen erleidet, ist durch Experimente an Säugetieren erwiesen. Verheiratete ehemalige Röntgenassistentinnen, ebenso röntgenologisch tätige Männer sind durch allmähliche summative Wirkung kleinster Dosen von Streustrahlen über Jahre hin sehr häufig unfruchtbar geworden; unter den Kindern der übrigen sind häufig Entartungserscheinungen, wobei sich jedoch die deckbaren Entartungen der Bekundung entziehen (sie können erst in späteren Generationen in Erscheinung treten, was unter Punkt 23 erläutert wird), aber sich gerade dadurch um so leichter im Rassenerbstrome ausbreiten. Durch einen Röntgenmeßapparat, den eine Röntgenschwester in der Tasche mit sich führte, konnte man die Strahlendosis messen, welcher sie unvermeidlicherweise ausgesetzt war; es ergab sich durchschnittlich

[42] Siehe Fußnote zu Abschnitt 16, 12.
[43] Holfelder und Vogt, 1938: „Die Bedeutung der Röntgenstrahlen als Keimgift". „Fortschritte der Erbpathologie . . ." Bd. 2, S. 210.

0,8 r täglich, also 240 r im Jahre oder fast 1000 r in vier Jahren. Für die Erbwirkung auf nicht in Teilung befindliche (also auf die für spätere Kinder in Frage kommende) Urgeschlechtszellen bleibt es sich ja gleich, ob die Dosis auf einmal oder in zahllosen winzigen Teildosen über Jahre hin aufgenommen wird. Als schließlich die „Deutsche Gesellschaft für Vererbungswissenschaft" und die „Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene (Eugenik)" im Jahre 1931 eine Entschließung faßten, in welcher sie die Ärzteschaft eindringlich auf die Gefahr der Erbschädigung durch direkte Röntgenbestrahlungen der Keimdrüsen hinwies, da wurde sie von gynäkologischen und röntgenologischen Gesellschaften mit einer Gegenentschließung beantwortet, worin die Sorge ausgesprochen wurde, die Entschließung der Erbforscher werde den Bestand und die Weiterentwicklung der Röntgendiagnostik und -therapie aufs äußerste gefährden. Schließlich wurden von beiden Seiten Kommissionen ernannt, welche nach einer persönlichen Aussprache eine Mitteilung ausgaben, in der sie rieten, „bei der Bestrahlung der männlichen und weiblichen Keimdrüsen in jedem einzelnen Falle äußerste Vorsicht walten zu lassen." Der einzig mögliche Schutz der Nachfahren-Generationen bestände freilich in einer grundsätzlichen Unterbindung der Röntgenbestrahlungen menschlicher Körper, was in Anbetracht der „Unentbehrlichkeit" dieser Erbgifte für die moderne medizinische Praxis eine unmöglich gewordene Forderung ist. So begnügten sich denn die Vertreter der Rassenhygiene mit einem Ratschlag an die Ärzte, erklärten jedoch in ihrem Fachorgan, es sei „damit den Forderungen der Rassenhygiene in voll befriedigender Weise Rechnung getragen[44]". In den darauffolgenden Jahren wurden die Röntgenaufnahmen des Beckens während der Schwangerschaft und unter der Geburt zu einer sehr genauen Untersuchungsmethode ausgearbeitet.

16,37. Verlust der Erbsprungordnung durch Ausmerze-Unterbindung.

Eine hohe Erbsprungrate vermag sich als normal nur da anzuzüchten, wo die Zuchtwahl eine scharfe ist und eine gute Inzuchtstaffelung besteht, so daß die Rasse laufend von mißglückten Erbsprüngen gereinigt wird und immer neu Platz für neue Erbsprünge geschaffen wird. Daraus ergibt sich, daß Rassen mit hoch gezüchteter Erbsprungrate der Gefahr der Entartung besonders stark ausgesetzt sind, denn sie können ja der scharfen Zuchtwahl als Reinigungsventil von mißglückten Erbsprüngen gar nicht entbehren. Ein Nachlassen der Zuchtwahlhärte muß ihnen also zum Verhängnis werden, und dies Verhängnis wächst noch dadurch, daß infolge der Ansammlung von Fehlerbsprüngen durch ungenügende Ausmerze die hoch gezüchtete Stabilität, also die Erbsprungordnung verloren geht, so daß sich die Erbsprungrate selbsttätig noch weiter erhöhen muß, denn die meisten Erbsprünge ergeben eine erhöhte Bereitschaft zu erneuten Erbsprüngen für sich oder für andere Erbzeuger, so daß sich die Entartung selbsttätig beschleunigen muß im Falle des Schutzes entarteten Lebens vor der Ausmerze[45]. Dies ist z. B. der Fall der Kulturmenschheit, worauf wir unter Punkt 23 zurückkommen. Die Einsparung der Ausmerze mißglückter Erbsprungträger durch medizinische, hygienische und kulturelle Anstrengungen bedeutet also nicht nur eine Konservierung von biologischen Fehlleistungen, sondern deren selbsttätige Vermehrung auf Kosten noch vorhandener biologischer Werte, und sie ist auch als Einsparung eine Täuschung, denn die Ausmerze wird auf zukünftige Geschlechter abgeschoben, welche schließlich vom ausmerzenden Naturzwang überwältigt werden müssen und welche die eingesparte Ausmerze in Vervielfältigung nachholen müssen, obendrein mit dem großen Unterschied, daß diese nachgeholte

[44] „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie . . .", 1932. Bd. 26, S. 107. Ebenda, 1933. Bd. 27, S. 349.
„Münchener medizinische Wochenschrift", 1932, S. 604.

[45] Stubbe, H., 1937: „Spontane und strahleninduzierte Mutabilität". S. 39. Leipzig.
Timoféeff-Ressovsky, N. W., 1937: „Experimentelle Mutationsforschung in der Vererbungslehre". S. 41. Leipzig.
Heberer, G., 1943: „Die Evolution der Organismen". 1. Aufl. S. 534 f. Jena. (2. Aufl. in Vorbereitung.)
Siehe auch Fußnote zu Abschnitt 16, 16.

Ausmerze züchterisch unfruchtbar bleiben muß, denn ein verwahrloster Rassenerbschatz kann durch keinerlei Zuchtwahl wieder geordnet werden, er ist dem Untergange unentrinnbar verfallen (worauf wir unten noch eingehen).

16,38. Rangdifferenzen durch Erbsprünge als Voraussetzung für Zuchtwahl und Lebensaufstieg.

Die Bedeutung der Erbsprünge ist die, daß auf ihnen überhaupt die gesamte geschichtliche Entwicklung des Lebens beruht. Ohne Erbsprünge gäbe es kein Leben auf der Erde, denn es gibt keinen anderen Wandel des Lebens als den durch Erbsprünge, und ohne Wandel wäre das Leben in seinen ersten Uranfängen steckengeblieben. So ruht also alles Leben auf der Mechanik und Chemodynamik bis zum höchsten Menschentum. Die Erbsprünge verleihen den Rassen immer erneut die erforderliche Plastizität, um dem erd- und lebensgeschichtlichen Wandel ihrer Daseinsbedingungen durch erbliche Umbildungen und Einpassungen folgen zu können. Namentlich sind es die stammesgeschichtlichen Umwandlungen und im ganzen Höherzüchtungen der sonstigen Arten von Lebewesen derselben Lebensgemeinschaft (Biocönose) mit gegenseitiger Lebensabhängigkeit und Aufeinander-Angewiesensein, wodurch jede einzelne Art oder Rasse dem Zwange unterliegt, sich ebenfalls immerfort umzuzüchten und hinaufzuzüchten, andernfalls ihr die Lebensbedingungen abgeschnitten werden und sie vom Schauplatze des Daseins verdrängt wird. Die Vernichtung eigenen rassischen Lebens gehört in jede wohlgeratene Lebensordnung hinein, und die Erbsprungordnung hat diese Vernichtung zur Grundlage und Voraussetzung ihrer selbst. Das Individuum gilt nichts, die Sippe, der sich das Individuum zu opfern hat, die Rasse, der sich die Sippe zu opfern hat, die Art, der sich die Rasse zu opfern hat, — sie alle gelten nichts; sie alle müssen sich fortwährend selbst überwinden, indem sie sich wandeln, sie alle müssen sich aus dem Dasein gänzlich verdrängen lassen, wenn sie anderem Leben im erbeigenen Wettbewerbe nicht gewachsen sind. Ja, was gilt denn dann überhaupt?: Es gilt allein die Rangdifferenz nach oben in der Lebensbefähigung, es gilt allein die gute Ausnahme, der unverdient geglückte Erbsprung, sei es innerhalb der Sippe, sei es zwischen Sippen selbst, zwischen Rassen oder Arten. Der höhere Rang bedeutet kein Verdienst, denn er ist ein Zufallsgeschehen, er bedeutet kein Vorrecht, denn nur im harten Bewährungszwange kann er sich als höherer Rang erweisen. Er bedeutet einen Sieg, einen Übergang, einen Untergang: denn der siegende Erbsprung wird zur Rassennorm, damit wird er ein Übergang, denn er bildet die Grundlage für erneute Glückserbsprünge; mit deren Entstehung und Sieg muß er selbst untergehen, denn er muß dem höheren Range, der guten Ausnahme, wieder weichen. Nur in dieser Bejahung der Auslese und Ausmerze und aller Vergänglichkeit des individuellen Lebens, in dieser Hingabe an den überindividuellen Wert und in Wunschlosigkeit für das Individuum kann das Leben gedeihen. Die Ausmerze verleiht dem Opferindividuum die gleiche Weihe wie die Auslese dem Siegerindividuum in einer wohlgeratenen Zuchtkampfordnung. Dagegen ist der bedingungslose Wille zum eigenen Siege ein Untergangsprinzip, denn er verneint die Selbstopferung, das Grunderfordernis jeder wohlgeratenen Lebenszüchtung; nur der erbeigene Einsatz ist ein achtenswertes Ziel, was unter Punkt 18 weiter ausgeführt wird.

16,39. Naturschaffen und Kulturstreben.

Für die erbgemäße Erhaltungsfähigkeit irgendeiner Rasse ist der Untergang der Fehlerbsprungträger eine Notwendigkeit. Solches wird allein dadurch gewährleistet, daß die Lebensbedingungen derart natürlich harte sind, daß der Träger eines neuen Erbsprunges untergeht, wenn seine natürliche Selbstbehauptungsfähigkeit durch ihn in irgendeiner Weise gemindert wird; anderenfalls häufen sich Fehlerbsprünge, zerstören die Erbsprungordnung und müssen auf die Dauer jede Rasse zugrunde richten. Damit ist grundsätzlich bewiesen, daß

nicht das Optimum der Entfaltungsbedingungen, nicht die individuelle Behütung, nicht Sicherheit, Geborgenheit, Hilfeleistung, Wohlfahrt, sondern Erschwerung der Lebensbedingungen und Lebensentfaltungen, Unsicherheit, Gefährlichkeit, Not und Unglück die rassische Zukunft verbürgen. Alle kulturellen Bestrebungen, alle Erziehung, Pflege, Künste, Wissenschaften, Technik, Organisation usw. haben dagegen das individuelle und soziale Optimum zum Ziele, also dienen alle der Rassenentartung; sie alle opfern die Erbzukunft dem gegenwärtigen menschlichen Wohle und Behagen.

16,40. Moral in biologischer Sicht.

Jede metabiologische Fundierung des Lebens ist unmöglich: Gott ist widerlegt: 1. als Erschaffer des Lebens, denn das Leben ist ein Selbsterschaffungsprozeß, dessen Wurzeln allein in der Mechanik des Naturgeschehens ruhen; 2. als moralisches Prinzip oder als Prinzip einer sittlichen Weltordnung, denn die Weltordnung ist völlig amoralisch, und das Prinzip aller Entwicklung und Erhöhung des Lebens ist ein sehr böses Prinzip. Alles erblich bedingte Lebensglück beruht auf der Ausmerze des mißglückten Lebens (denn die weitaus meisten Erbsprünge mißglücken ja eben und die seltenen geglückten wirken über den Untergang der nicht damit ausgestatteten Individuen in die Rassenzukunft als Erbglück), was zwangsläufig in der Mechanik der Lebensentwicklung begründet liegt. Alle Ausmerze bedeutet unvermeidlicherweise individuelle Not, Schmerz, Angst, Drangsal, Leid und Tränen; ohne sie ist kein Erbglück möglich. Abschaffung des Leides zeugt Fluch auf die Nachwelt. Also ist Moral als unbedingte Forderung, als kategorisches Prinzip — nämlich die Erweisung des Wohltuenden und Nützlichen sowie die Unterlassung von Leidzufügung und Schädlichem zur unbedingten Gewissenspflicht gemacht — ein Untergangsprinzip, welches die Ausmerze des ständig anfallenden mißglückten Lebens hintertreibt und damit einem ephemeren Gegenwartsglück ohne Erbverwurzelung das erbgebundene Zukunftsglück der Rasse zum Opfer bringt; denn jedes Lebensglück, das aus gesundem Erbe schöpft, ist immer (in seiner erblichen Wurzel) durch die rassische Vergangenheit eropfert worden, d. h. es ist immer vermittels Einbußen von ehemaligem Glück in den Rassenschatz eingegangen als segnendes Zukunftserbe. Die Menschheit hat sich jedoch heute mit Erfolg organisiert, um sich mit allen erdenklichen Mitteln jedes erarbeitbare, also nicht erbverwurzelte Gegenwartsglück zu sichern. Solches erkennt sie als ihre Pflicht; überhaupt werden die biologisch verhängnisvollsten Untaten gegen die Erbzukunft unter der Führung eines reinen Gewissens und im Bewußtsein einer hohen Pflichterfüllung verübt, denn jeder Lebensdiebstahl an der Gegenwart ist etwas moralisch Hochgeachtetes, etwas Göttliches; jedoch wäre ein solch moralischer Gott ein Teufel, welcher die Zukunft des Lebens dem Erbfluche überantwortete. „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich." Nein, nicht das Himmelreich, sondern der erbfressende Fluch auf Erden. Wer das maßlos findet oder übertrieben (um härtere Urteile nicht zu beachten), der hat, mit der Unschuld eines Jesus von Nazareth, überhaupt noch nichts von der schrecklichen Tragik begriffen, die auf allem Leben, erst recht auf allem Leben in der Liebe, lastet. An den Kindern wird der Voreltern Liebe schauderhaft heimgesucht, nicht bis ins tausendste Glied, sondern in alle Menschenzukunft. Es ist nichts als die Heraussage der nackten Wahrheit. Diese Schicksalstragik ist so erschütternd wahr, daß es nicht leicht wäre, ihre Furchtbarkeit noch zu übertreiben. Die Erfahrungstatsachen, die ich im weiteren und im zweiten Teile dieses Werkes: „Schmarotzerzüchtung und Erbopferung" bringe, sowie mein Nietzsche-Buch werden diese Urteile immer erneut erhärten.

16,41. Strebungen der Vernunft als lebenzerstörende Prinzipien.

Es sind mit alledem Eudämonismus, Hedonismus, Utilitarismus, also die Erhebung von Glück, Vergnügen, Nutzen zum höchsten zu erstrebenden Lebensgut, als Untergangsmaximen entlarvt, denn sie hintertreiben

die unumgängliche Ausmerze des mißglückten Lebens, die ja gerade etwas Unglückliches, Böses und Schädliches für die betroffenen Individuen ist. Da die Vernunft, im Falle sie Endziele setzt, den unbedingten Nutzen erstrebt, ist also auch sie ein Untergangsprinzip, desgleichen die Moral, sobald diese als Prinzip gesetzt wird, denn sie unternimmt es, die bedingungslose Indienststellung der Vernunft für Wohl, Glück und Erhaltung jedes Einzellebens kategorisch zu befehlen. Alle diese Strebungen dienen der Erbverfluchung der Nachkommenschaft, dienen der rassischen Selbstvernichtung. Dies ist ein strikter Schluß aus der Mechanik der Entwicklung des Lebens, in welcher die mißglückten Würfe bei weitem überwiegen müssen. Glück und Nutzen dürfen eben nur erbverwurzelt sein, Geschenke (durch Ahnenopfer erbracht) des eigenen Erbschatzes; sobald sie jedoch unbedingt gesetzt werden, d. h. als Zwecke für sich, werden sie zu Flucherregern auf die Nachwelt. Ebensowenig darf die Lust als Zweck gesetzt werden, sie ist lediglich ein Mittel im Dienste der Behauptung des Lebens (wozu man meine Ausführungen zu Punkt 15 beachten möge), und sie wird zum Fluche auf die Nachwelt, wenn sie ihre ganzheitliche Einordnung in das Leben neben ihre Gegensatzschwester, die Unlust, einbüßt, wenn sie diese ihre Schwester zu verdrängen und Zweck des Lebens zu werden trachtet.

16,42. Die Bedeutung der Erbsprünge.

Wenn es keine Erbsprünge gäbe, wenn somit die Auslese züchterisch ohnmächtig wäre, wenn der Lebensaufstieg auf einer metaphysischen Vernunft, auf göttlicher Vorsehung beruhte, so wären auch Eudämonismus, Hedonismus, Utilitarismus, Pragmatismus und die Moral als unbedingt gesetztes Postulat gerechtfertigt. Aus der unleugbaren Erfahrungstatsache der Erbsprünge und ihrer Unvernunft ergibt sich nicht nur die Hinfälligkeit, sondern die hohe Verderblichkeit aller dieser praktischen Lebensphilosophien, welche eben durch ihre Vernunft unumgänglich für den Sieg der Unvernunft der Erbsprünge arbeiten müssen. Es ergibt sich ferner daraus, daß jede Religion und Philosophie, welche die Vernunft in der Lebensentwicklung auf die Wirksamkeit einer metaphysischen Vernunft zurückführt oder welche eine sittliche Weltordnung behauptet, eben damit sowohl die Verantwortung und das Interesse für das Lebenszukunftsschicksal einem solchen imaginären Prinzip überlassen muß als auch im Sinne von irgend derartigen erbzerstörenden Lebensmaximen wie den aufgezählten tätig sein muß. Andererseits ergibt sich aus der Tatsache der Erbsprünge die Freiheit des Menschen für die Gestaltung seines Erbzukunftsschicksals, eine ungeheure, dem religiösen Menschen niemals erlebbare, niemals auftragbare Verantwortlichkeit für den Gebrauch dieser Freiheit, die durch alle Lebenszukünfte wirkt. Dieses ist die Bedeutung der Erbsprünge.

16,43. Vernunftverkettung der Kulturmenschheit.

Im Anschluß darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Kulturbedingungen, unter denen der Kulturmensch steht, ihn an die genannten biologisch verhängnisvollen Bestrebungen festgekettet haben, so daß er ihnen nicht entraten dürfte, was freilich an den gewonnenen Einsichten gar nichts zu ändern vermag und lediglich besagt, daß es für den Kulturmenschen keinen Rückweg zu den Aufstiegsbedingungen des Lebens gibt, worauf unter Punkt 18 zurückzukommen ist.

17. Selbstvermehrung.

17,1. Mechanik der Erbschatz-Verdoppelung.

Auslese und Ausmerze im Züchtungsvorgange der Lebewesen haben die Selbstvermehrungsfähigkeit des Erbschatzes zur Voraussetzung. Jedes Lebewesen nimmt seinen Anfang in einem besonderen Reproduktionsmechanismus

des Zellkerns, der die Erbsubstanz unter Mitwirkung der Thymonukleïnsäure verdoppelt. Diese Erbschatz-Verdoppelung muß jeder Kern- und Zellteilung vorangehen; erst aus ihr ergibt sich die Individualität und Idendität des Erbschatzes jedes Einzelindividuums durch alle seine Zellen-Fortpflanzungen hin. Schon bei den Bakterien, welche noch keinen Zellkern besitzen, werden die Erbpartikelchen durch die Thymonukleïnsäure verdoppelt. Diese Fähigkeit der Thymonukleïnsäure beruht, wie es scheint, auf ihrer ganz außerordentlich hohen inneren Gliederung, wodurch sie die Erbzeuger sehr genau zu modellieren vermag, von denen sie bei ihrer entgegengesetzten, nämlich positiven elektrischen Ladung angezogen wird. Die Anziehung mag dadurch möglich werden, daß die wendelförmig eingerollten Erbfäden (auf denen ja die Erbzeuger aufgereiht sind) sich vor dem Verdoppelungsakte aufrollen, wodurch innerlich abgesättigt gewesene Bindungen für die Thymonukleïnsäure frei werden. Durch ebensolche elektrische Anziehung mag wohl das Erbsubstanzmodell aus Thymonukleïnsäure, welches den Erbkörperchen nunmehr auflagert, aus der freien Umgebung diejenigen Bausteine, d. h. diejenigen Atomgruppen aufnehmen, welche in das Modell (auf dessen freier Außenseite) passen, so daß eine Verdoppelung des Erbschatzes sich derart selbsttätig aufbauen mag. Sei es so oder anders, jedenfalls geschieht alles nach innerer Mechanik oder Dynamik, denn es gibt nirgends in der Natur Raum für Wunder. Der ganze Ordnungsmechanismus kann lediglich ein Ergebnis der Individualauslese sein[46].

17,2. Selbstvermehrung, Keimbahn und Vererbung.

Diese Erbschatz-Verdoppelung führt im Verein mit dem Zellwachstum und den Halbierungen der Zelle infolge ihres Wachstums zu deren S e l b s t v e r m e h r u n g. Die Selbstvermehrung des vielzelligen Organismus nimmt (im Normalfalle) ihren Ausgangspunkt von einer abgespaltenen Einzelzelle (Fortpflanzungszelle, Keimzelle), die sich unter den katalytischen Wirkungen ihrer Erbzeuger zum reifen Organismus regeneriert oder entwickelt (Punkt 5). Autoproduktion des Erbschatzes und Wachstum der Zelle durch Stoffeinfügungen (Punkt 9) (nach katalytisch erfolgter Stoffangleichung erbeuteter Stoffe [Punkt 8]) bedingen automatisch die Selbstvermehrung des Organismus (Punkt 17), welcher selbst ein dem Tode verfallender Behälter, Funktionsvollstrecker, Schicksalsbestimmer und Schicksalserringer für diese seine allein sich fortpflanzende Muttersubstanz ist. Das Individuum als organisierter Zellenstaat ist ein dem Tode geweihter Seitensproß, Träger und hierdurch Schicksalsbestimmer (vermittels seines Charakters als Funktionsvollstrecker des Erbschatzes) der K e i m b a h n, die als Kette von sich zeugenden Fortpflanzungszellen allein den Rassenstrom in der Form eines E r b s c h a t z s t r o m e s durch die Zeiten weiter gibt. Man stammt also nach der stofflich-organisatorischen Kontinuität betrachtet niemals von den Zellenstaaten seiner Vorfahren ab, sondern nur von einer unendlichen Kette von Fortpflanzungszellen, welche allein durch die Generationen führt, man ist immer ein zum Untergang vorherbestimmter Seitensproß dieser Keimbahn, welche niemals das Leben in seiner Entfaltung selbst austrägt, sondern sich ihm nur schicksalsverkettet. Die Weitergabe dieses Erbschatzes der Keimbahn an den Kindorganismus nennt man V e r e r b u n g. Indem der reife Organismus immer wieder, gemäß dem Zyklus der Abwicklung seiner Erbwirkungen (Erbring), in die Produktion seines eigenen ersten Entwicklungsstadiums (der Fortpflanzungszelle) ausmündet — dadurch daß er der Fortpflanzungszelle ein Behälter, Schützer, Nahrungsbeschaffer und Nährstoffversorger für ihre Selbstvermehrungen wird, dadurch daß er ihr die Mechanismen

---

[46] Friedrich-Freksa, H., 1940: „Bei der Chromosomenkonjugation wirksame Kräfte und ihre Bedeutung für die Verdoppelung von Nukleoproteinen". „Die Naturwissenschaften". Bd. 28, Heft 24.
Straub, J., 1943: „Chromosomenstruktur". Ebenda. Bd. 31, S. 107.
Jordan, P., 1941: „Über die Spezifität von Antikörpern, Fermenten, Viren, Genen". Ebenda. Bd. 29, Heft 7.
Jordan, P., 1944: „Zum Problem der Eiweiß-Autokatalysen". Ebenda. Bd. 32, Heft 1/4.

für ihre Selbstvermehrungen, für ihre Paarungen und Erbschatzmischungen, für ihre Erbsprünge liefert, dadurch daß er sie (die Fortpflanzungszelle) zu ihresgleichen hinleitet (zu einer Fortpflanzungszelle einer anderen, ebensolchen Erbstrom- oder Selbstbehauptungseinheit) zur Erbschatzmischung und Grundlegung eines erneuten Seitensprosses, schützenden Behälters und Funktionsvollstreckers des Erbschatzes —, dadurch wird alles Leben zu kettengliedmäßig sich zeitlich aneinanderreihenden Individualkreisläufen, und zwar mit individualer *Überproduktion*. Durch letztere wird die unerläßliche *Individualauslese* überhaupt erst ermöglicht und die Ersetzung der ausgemerzten Individuen durch ausgelesene. Durch den Automatismus ihrer Selbstvermehrungen werden die Rassen in ihren Individuen (im Gegensatze zu Kulturschöpfungen) selbstverschwendungsfähig oder *opferfähig*.

17,3. Überproduktion, Vernichtung und Lebensaufstieg.

Das Leben züchtet sich selbsttätig auf jenen Grad von Nachkommen-Überproduktion ein, welcher der Höhe seiner Ausmerze entspricht; z. B. entspricht die Eizahl des Geleges verschiedener Rassen einer Vogelart der Vernichtungshöhe in den entsprechenden Wohngegenden, was man als Eiregel bezeichnet[47]. Die Lebensvernichtung als Bedingung und Voraussetzung der Rassenexistenz (nämlich da sie Gesundheit und Entwicklung der Rasse bedingt) spiegelt sich in deren Erbschatz wider: es wird aus Erbveranlagung überproduziert, so daß entsprechend vernichtet werden kann. Diejenigen Rassen, in denen am meisten Individuen vernichtet und produziert werden, welche also die Gegenden mit den härtesten Lebensbedingungen bewohnen, entwickeln sich — vorausgesetzt, daß die Produktion mit der Vernichtung Schritt zu halten vermag — in der Regel am schnellsten höher und verdrängen dadurch die anderen vom Schauplatz des Daseins. „Es gibt nur ein Gleichgewicht, das ohne Interesse am einzelnen Geburten und Abgänge gegeneinander abwägt und ebensoviel Schicksale in dieses seltsame Gemisch von Werden, Freude, Trieb, Schmerz und Untergang, das wir Dasein nennen, hineinschleudert, als es wieder dahinrafft. Aber so wie wir eines Tages aus dem traumbunten Dämmern der Kindheit hinaustraten ins heischende Sein, so geht es jedem Tier. Vor der Geburt gibt es keine Anfrage: Willst du die Wechselfälle der Zukunft auf dich nehmen oder nicht? Wir sind eben da, wir Lebendigen, und müssen sehen, wie wir zurechtkommen . . . Denn wo hunderttausend vergehen, leben hunderttausend Neue auf; wo ein Platz frei wird, rückt der Nächste heran; wo der Tod hingriff, füllt eine Geburt die Lücke. Nur uns scheint das Sein zu ruhen: da draußen, wo die See ihre Wellen wirft, wandernde Gestalten, gibt es nur Werden und Vergehen, die Ozeane der Wälder, Täler und Berge tragen den Stempel dieses Gesetzes. Es gilt auch für uns. Was für zahllose ungenannte und verwehte Menschenschicksale stehen doch nur in *einer* Zeile einer Weltgeschichte!... Natur, das ist nicht die Mutter Natur, die jedes ihrer Geschöpfe hütet, nein, es ist wirklich ein schäumender Gießbach, der nicht fragt, welcher Wassertropfen das Meer erreicht, der Millionen Tiertropfen zerstäubt, versprüht und vernichtet und scheinbar nur den Zweck kennt, daß Leben da sei, nicht, daß jedes Einzelwesen sich erhalte[48].

Man beachte, daß jeder Eignungserbsprung nur dadurch zum Rassensiege gelangen kann, daß er, von nur einem oder ganz vereinzelten ersten Trägerindividuen ausgehend, allmählich im Laufe der Generationen die gesamte Rasse verdrängt durch (meist indirekte) Vernichtung oder Lebenserschwerung mit Fortpflanzungsbeeinträchtigung sämtlicher Rassegenossen, die nicht das Erbglück haben, im Besitze dieses Eignungserbsprunges zu sein. Je schneller also der Entwicklungsaufstieg einer Rasse durch ihren Erbwandel, desto beschwerlicher

[47] Rensch, B., 1947: „Neuere Probleme der Abstammungslehre". S. 39.
Stresemann, E., 1927/34: „Aves". S. 373. Aus Kükenthal: „Handbuch der Zoologie".
Schmidt, Heinr., 1909: „Die Fruchtbarkeit in der Tierwelt". S. 35.
„Naturwissenschaftliche Rundschau", 1948, Jg. 1, S. 76.
[48] Zedtwitz, F. X., 1932: „Quer durch die Tierwelt". S. 171; 18; 27.

war stets das Dasein, desto ungeheuerlicher der Opferzoll, der für jede Entwicklung, für jedes Erbzukunftsglück gezahlt werden mußte. So zeigen in den verschiedensten Organismengruppen die Formen, welche die Spitze der Entwicklung bilden, in der Regel die höchste Nachkommenproduktion und höchste Vernichtungsziffer. Das Prinzip der Lebensentwicklung arbeitet also mit sehr viel Ausübung von Leid, ist also gewiß ein sehr böses; denn jeder Akt der Vernichtung von (erblich verursachtem) Leid durch Vernichtung der Leidträger (also jeder gute Akt hinsichtlich seiner langlebigen und weitverzweigten Fernwirkungen) ist eben durch diesen Vernichtungsvollzug auch zugleich notwendigerweise ein Akt der Erzeugung von Leid (also ein böser Akt hinsichtlich seiner schnell vergänglichen und einmaligen Nahwirkungen); denn Lust und Unlust sind nur Mittel und Wegweiser der Selbstbehauptung, also ohne Eigenwert, während der gütige Geist die Lust zum Eigenwerte und Lebensziele, die Unlust zum Unwerte an sich, zu einem Einwande gegen das Leben emanzipieren will, womit er die Grundlagen der Lebensentwicklung, welche unumgänglich böse sein müssen, zerstört und durch Unterbindung der kurzen bösen Nah-, aber eben damit langen guten Fernwirkungen entsetzliches Leid in die Lebensentwicklung hineinträgt. Also: bei den Spitzen der Lebensentwicklung, bei den erbglücklichsten und wohlgeratensten Lebensformen zeigt sich das Entwicklungsprinzip des Lebens am bösesten tätig; und da der Mensch die höchste aller Spitzen der gesamten Lebensentwicklung bildet, so wird seine Entwicklungsgeschichte durch die Jahrmillionen hindurch eine der bösesten im ganzen Lebensreich gewesen sein. Dem Bösesten solcher Art verdankt die Menschheit ihr Bestes, ihre Höhe, ihr Lebensglück (soweit es nicht bereits dahin ist); und dem Gütigsten ihrer jüngsten Geschichte verdankt sie ihre Entartung, ihr Unglück und wird die Nachwelt dereinst ihren Untergang zu verdanken haben. (Natürlich widerspricht es dieser Feststellung nicht, daß das Böse unter Kulturbedingungen verheerende Rassenfolgen haben kann. Hier wird Gütiges wie Böses zum Erbverhängnis. Hier hat der Geist die Entwicklungsgrundlagen für das Leben verfälscht. Die Tragödie des Geistes folgt aus dem Fehleinsatze der Vernunft.)

17,4. Erbring-Automatismus als Fundament der Lebenswerte.

Das biologische Fundament jedes Lebenswertes beruht auf zweierlei: 1. auf dessen Beitrag zum individuellen und rassischen erbeigenen Selbstbehauptungsvermögen (was unter Punkt 18 erläutert wird); 2. auf dem Automatismus dieses Beitrages, d. h. auf seiner Schaltung in den selbstproduktiven E r b r i n g. Dabei ist unter Erbring der Kreislauf im Erbzeugereinsatze zu verstehen, welcher hinter dem Individualentwicklungskreislauf des Lebewesens als dessen zeugender Mechanismus wirksam ist. Erst durch diese mechanische Eigenschaltung an richtiger Stelle innerhalb dieses zur Selbstproduktion befähigten Erbringes erhält irgend etwas der rassischen Behauptung Dienliches den Charakter eines Lebenswertes, denn seine Erzeugung erfolgt automatisch als Teil der sich reproduzierenden Ganzheitseinheit des Lebewesens. Dieser Wert wird also erstens mit dem Lebewesen opferbar, weil er beliebig mit ihm reproduzierbar wird, zweitens wird er als Wert infolge seiner Erbring-Einschaltung automatisch an der Bedarfsstelle erzeugt, ist also nach Entstehung und Einsatz vernunftunabhängig, überhaupt bewußtseinsunabhängig. Das ist sehr wesentlich. Hier liegen die Wurzeln dafür, „daß die Natur in ihrer einfachen Wahrheit größer und herrlicher ist als jedes Gebild von Menschenhand und als alle Illusionen des erschaffenen Geistes.“ (Julius Robert Mayer.)

17,5. Vernunftleistungen als Scheinwerte.

Jeder Wert, welcher der Vernunft bedarf, um erzeugt und für die Lebensbehauptung eingesetzt zu werden, ist kein Lebenswert, sondern ein S c h e i n w e r t, ein verführerisches Danaerobjekt, ein gleißnerisch durch seine Zweckhaftigkeit getarntes Verhängnis, das zum nagenden Fluche am Rassenerbschatze

wird, sobald es als Nutznießungsobjekt für die Selbstbehauptung von der Vernunft in Ausbeute genommen wird. Mit der Erzeugung eines solchen Lebensinstrumentes (Instrumentes der Lebensbehauptung) durch die Vernunft versklavt sich ja der Mensch an dasselbe; Erzeugung und Einsatz des Instrumentes nehmen seine Bewußtseinstätigkeit in Beschlag. Man bedenke, daß im Körper Milliarden von Einzelzellen gleichzeitig unzählige Arten von Lebensverrichtungen vollbringen, alles automatisch ohne jede Beanspruchung unseres Bewußtseins. Demgegenüber ist das Bewußtsein völlig unfähig, sich auch nur auf zwei Verrichtungen gleichzeitig zu konzentrieren; es dürfte also niemals einen Einsatz und Ersatz leisten für irgendeine mechanisch-automatisch leistbare Körperverrichtung, etwa um einen Defekt künstlich zu beheben, was ja der Sinn aller medizinischen und pharmazeutischen Tätigkeit ist; es ist das ein Fluch auf das Leben, denn die Lebensbehauptung wird sich in diesem Falle nicht auf einen erblichen, selbsttätig reproduzierbaren Wert gründen, sondern auf einen nichterblichen Scheinwert, nämlich auf den Mißbrauch der Vernunft für eine Aufgabe, welche allein aus der Erbringschaltung geleistet werden darf, um stattdessen sowohl diese Wertschöpfung, welche nur durch Lebensopfer erkauft werden kann, zu unterbinden (durch Unterbindung der Opferung), als auch die Persönlichkeit an einen ewig zu wiederholenden qualvollen Einsatz zu dieser Scheinwertleistung zu binden und zu versklaven und somit die Vernunft selbst und den Lebensträger der Vernunft zu einem beschränktesten physiologischen Ersatz und Lückenbüßer zu degradieren, so daß dieser seine Persönlichkeit, seine Freiheit, sein Schöpfertum, seine Selbstherrlichkeit, sein Lebensglück fort und fortschreitend bis zum qualvollen Selbstmord einbüßt. Denn das eingehaltene Prinzip muß ja in Anbetracht der Kumulation von Fehlerbsprüngen mit den Generationen zu einer Kumulation der vernunftgehandhabten Ersatzleistungen führen bis zur völligen Erstickung unter der Last selbstgeschaffener Bürden. Also: jeder wahre Lebenswert ist Teil des Lebens selbst und dadurch erbringgeschaltet, also bewußtseinsunabhängig und automatisch nach Entstehung und Einsatz und allein aus dieser Wesenhaftigkeit heraus entwicklungs- und vervollkommnungsfähig. „Mit dem Werke hast du es zu tun, niemals mit der Frucht der Werke. Sei keiner von denen, die um des Nutzens willen handeln." Man erkennt aus diesem Spruch aus der altindischen Bhagawadgita, daß im alten Ariertum noch ein Instinkt gegen kulturelle Nutznießung lebendig war, ein Instinkt, welcher durch die Kultur ausgerottet wird. Man vergleiche nur die alten Griechen mit den heutigen[49]! Zivilisationsgüter und **Kulturerrungenschaften sind Scheinwerte**: von der Erbringschaltung emanzipierte und damit tote, jedoch eigenständig gewordene, übertragbare und nutznießbare Erbleistungen, welche damit Ersatz für körperliche und geistige erbringgeschaltete Lebensfunktionen bieten, infolgedessen die Zuchtwahl unterbinden und dadurch die Lebensentartung fördern. Hierauf beruht die **Tragik der Kultur**, Kultur begriffen als Förderung des Lebens durch dessen Nutznießung an geistigen Akten und deren ideellen und materiellen Erzeugnissen, also durch **Pflege**; denn diese Förderung und die durch sie gewonnene Lebensüppigkeit (die natürlich keinerlei parallele Förderung der Erbqualitäten bewirken kann und somit ein sinnen- und urteilsverführerisches Blendwerk bedeutet) beruht nicht auf direkter erbeigener und ringgeschalteter Leistung, sondern auf einer künstlichen Herabsetzung des züchterischen Umweltwiderstandes, muß also Fehlzüchtungen zur Folge haben, welche jedoch unter dem Mantel der üppigen, aber erbringentwurzelten Lebensentfaltungen sich der offenen Bekundung um so leichter entziehen, je wirksamer der Pflegeerfolg ist, welche also um so unterirdischer und unheilvoller wuchern können.

17,6. Erbringschaltung des natürlichen Geistes.

Der **Geist** vermag nur dann seine Funktionen für das aufsteigende Leben zu erfüllen, wenn er sich nicht in seinen Leistungen und Zielen aus seiner Erb-

[49] „Rasse" (Zeitschrift), 1935: Bd. 2, S. 60 f.

ringschaltung emanzipiert, wenn er selbst keine Endziele setzt, wenn er sich nicht zum Ausbeutungsobjekt für fehlgreifende Instinkte, nicht zum Werkzeug einer unbedingten tyrannisierenden Vernunft, nicht zum Lückenbüßer für mangelhafte Erbfunktionen degradiert, kurz: wenn er das bleibt, was ihn zu seiner Höhe, seiner Freiheit und seinem Glück gezüchtet hat: reines Vollzugsorgan für gesunde (d. h. eine glückliche Rassenentwicklung verbürgende), zielsetzende Instinkte, mit weiser Beschränkung auf sein angestammtes Herrschaftsbereich, nämlich auf die bewußtseinsunterstellten Körperfunktionen als seine willfährigen Diener und Werkzeuge. Solche gesunden Instinkte kann freilich nur ein wild-freies Leben züchten, und wenn sie durch die Kultur ausgerottet wurden, sind sie nie wiederzugewinnen.

17,7. Verrichtungen der Geistwesen.

Es ergeben sich also folgende Lebensverrichtungen des gesunden geistesgezüchteten Lebens, die alle in die Erbringordnung geschaltet sind, die also in ihrer Ganzheitseinheit, als Persönlichkeit, selbstvermehrungsfähig, also opferbar und somit entwicklungsfähig sind:

1. die allem Leben zukommenden, dem Einsatze durch das Bewußtsein (dem bewußten Willen) nicht unterstellten Körperverrichtungen: Spezialfunktionen von Zellen und Organen, zentralisiert vermittels körperlicher Gefügeordnungen;
2. bewußtseinsunterstellte und bewußtseinslenkbare Körperverrichtungen;
3. Zielsetzungen, Zwecksetzungen für Willensbetätigungen durch Instinkte, also durch physisch oder ideell ausgelöste, mit Appetenzen verkuppelte Schemata, erblich gesetzt, jedoch in ihrer Fixierung sehr wenig bis sehr stark vom Umwelterlebnis her geprägt (man beachte die Ausführungen unter Punkt 15);
4. Betätigungen des Geistes (mit seinen Begabungs- und Vernunftqualitäten) als eines bloßen Vollzugs- und Ausführungsorganes für die Zielsetzungen durch Instinkte, mit unter 2. genannten, frei einsetzbaren, bewußtseinsunterstellten Körperverrichtungen als Werkzeugen und mit Lust- und Unlustgefühlen als Orientierungs- und Antriebsmitteln. Dies ist der einzige Sinn der Gefühle und Gefühlsurteile; er liegt also rein im Pragmatischen.

17,8. Hinausverlagerung der Gefühlsurteile in die Welt.

Die Interpretation unserer Gefühlsurteile in die Welt hinein, nämlich als den Dingen eigene, metaphysische Gehalte, als ihnen zugehörige ästhetische, ethische, religiöse oder sonstige Essenzen, als eigenständige Werte oder Unwerte, ist eine Imagination und Selbsttäuschung des Geistes. Die den Urteilen zugrundeliegenden Gefühle sind gar nichts weiter als Selbsterlebnisse des Ich, und ihre Verknüpfungen mit den Erfahrungsdaten oder Objekten, denen sie als Gehalte unterschoben werden, ist eine rein gekoppelte, auf erblichen oder umweltgeprägten auslösenden Schematen beruhende, wobei auch alle darin wirksame Erbgebundenheit zwischen Gefühlserlebnis und Realobjekt der Gefühlsauslösung lediglich eine durch ihre Brauchbarkeit ausgelesene (angezüchtete) Koppelung ist, die der Willenslenkung im Sinne der Lebensbehauptung dient. Es gibt keine Schönheit, keine Güte, keine Gerechtigkeit, keine Wahrheit, keine Weisheit, keinen Wert jenseits der Icherlebnisse oder unabhängig von geistbegabten Individuen. Wir kommen in anderem Zusammenhang nochmals hierauf zurück.

18. Erbeigener Selbstbehauptungseinsatz.

18,1. Begriff und Bedeutung der Erbeigenheit.

Bleibt der Geist nicht erbringgeschaltet, so muß er mit allen seinen Betätigungen ein Fluch auf das Leben werden. Nur der erbeigene Selbstbehauptungseinsatz gewährleistet diese Einhaltung der Erbringschaltung

und mit ihr auch die gesunde Züchtung der den Geist lenkenden, zielsetzenden Instinkte. „Erbeigen" bedeutet hier, daß der Einsatz als eigene Erbleistung vom Individuum als der Erbstrom-Einheit und somit Zuchtwahl-Einheit des überindividuellen, durch lauter derart autarke Individuen fließenden Erbstromes vollzogen wird, also ohne Nutznießungen an anderen Erbstrom-Einheiten. Auch die bekannte Symbiose zwischen zwei Organismen ist erbeigen, denn die gegenseitigen Nutznießungen werden aus unterschiedlichen überindividuellen Erbströmen gewonnen, führen also zu keinen Leistungsübertragungen mit Zuchtwahlverfälschungen innerhalb jedes Rassenerbstromes. Zwei in Lebensgemeinschaft (Symbiose) miteinander tretende Organismen gewinnen eine Steigerung ihres Selbstbehauptungsvermögens dadurch, daß die Selbstbehauptungsfähigkeiten ihrer zwei unterschiedlichen Erbströme in irgendwelchen Hinsichten zu gegenseitiger Ergänzung zusammentreten. In jedem Falle ist der eine Erbstrom für den jeweiligen anderen Erbstrom ein Teil von dessen Umwelt, auf die er sich züchterisch einpaßt. Die Lebensgewinne, die jeder Symbiose-Partner davonträgt, sind also Gewinne der Umwelteinpassung; ob sie rassenbiologische Gewinne mit biologischer Zukunftspotenz sind, ist damit nicht erwiesen, denn der Symbioseerwerb bedeutet eine Züchtung auf Abhängigkeit von ganz bestimmten biotischen Umweltfaktoren, also eine Einengung in der Souveränität gegenüber der Umwelt, die für die Rassenzukunft oft verhängnisvoll werden kann. In jedem Falle sind aber die Symbiose-Lebensgewinne solche aus einer gezüchteten Einpassung des Erbstromes in seine Umwelt.

Ganz andere biologische Verhältnisse liegen jedoch einer Lebensgemeinschaft zwischen Individuen eines gleichen, also sich immerfort erbmischenden Erbstromes, zugrunde. Die aus solcher Gemeinschaft erwachsenden Lebensgewinne wurzeln nicht in einer Einpassungszüchtung in Umweltbedingungen, sie sind erbbiologisch wurzellos, denn wahre Lebensgewinne von Rassenwert sind Erbschatzgewinne und wurzeln in den Erbe-Umweltbeziehungen; die Rassengemeinschaftsindividuen sind jedoch Glieder des gleichen Erbstromes, welcher niemals eine erbbiologische Erhöhung aus sich selbst erzielen kann, nämlich aus der bloßen Rationalisierung seiner Außenwirkungen in die Umwelt; hier sind die erzielten Lebenserleichterungen keine Frucht aus Erbsiegen im Zuchtwahlkampfe mit dem Umweltwidersacher, vielmehr kommen sie dadurch zustande, daß die Erbgemeinschaftsleistung einen Schutzwall aufrichtet, hinter welchem die Auseinandersetzung mit dem Umweltwidersacher als züchtendem Faktor weitgehend abgeschwächt ist. Die Rückwirkungen auf den der Selbstbehauptungserprobung entzogenen, fehlerbspringenden Erbstrom müssen verheerende sein. Die Gemeinschaftsgewinne sind also, biologisch betrachtet, lediglich unechte Gewinne.

Freilich gibt es verschiedene Stufen der Gemeinschaftsleistung. Die höchste Stufe, die erbbiologisch allerverhängnisvollste, besteht in der unbedingten Hilfsbereitschaft gegenüber jedem Nächsten, jedem schwachen und zur Selbsthilfe unfähigen, ja sogar gegenüber dem eigenen Feinde, wie es die biologisch am tiefsten abgesunkene unter allen Religionen, das Christentum, als göttliches Gebot vorschreibt. Eine solche Perversität hat sich selbst bei den entartetsten Tierrassen nicht zu züchten vermocht, woraus der verchristlichte Mensch seinen moralischen Vorrang vor der Tierwelt und die göttliche Einhauchung seiner Seele herleitet. Das genossenschaftliche Verhalten bei einer Anzahl Tierarten wird meist gröblich mißverstanden. Leider wird fast allgemein das gemeinsame Handeln in einer genossenschaftlich lebenden Tierrasse (z. B. bei der Abwehr von Feinden, bei der Wachsamkeit vor räuberischen Überfällen, bei der Jagd auf Beutetiere, bei der Einhaltung einer Flugordnung bei Zugvögeln), wobei keiner dem anderen dient, erst recht nicht dem schwächeren, sondern nur dem ganzheitlichen Ziele, verwechselt mit „gegenseitiger Hilfe", welche man obendrein gedankenlos falsch mit einer „Hilfe für Schwache und Hilflose" identifiziert. Es ist geradezu erstaunlich, wieviel Blindheit in diesen Fragen man in der Literatur begegnet. Dagegen finden wir gerade bei derart genossenschaftlich lebenden Tieren, welche auf gemeinsames Handeln in Gefahr

aufeinander angewiesen sind, oft genau das Gegenteil gegenseitiger Hilfe, nämlich daß sie schwächliche Genossen, welche nicht mehr zu solchem gemeinsamen Handeln beitragen können, mitleidslos vernichten[50]. Ganz entsprechend finden wir bei allen noch naturwüchsigen Völkern, daß der einzelne überhaupt nichts gilt, daß man sich nicht gegenseitig hilft (außerhalb der Familie), sondern daß man, im Falle überhaupt Gemeinschaftsleistungen vollbracht werden, nur gemeinsam handelt, ohne daß jemand das Los seines Nächsten, sich im Leben erbeigen bewähren zu müssen, erleichtert. Es ist solches eine unaufhebbare Vorbedingung zur erbeigenen Entfaltung und Erprobung, also zu jeglicher Gesunderhaltung der Entwicklung durch natürliche Zuchtwahl. Unsere tiersoziologische und völkersoziologische Wissenschaft ist noch nicht aus den Windeln herausgekommen. Wo Fälle von „Krankenbetreuung" oder von „Aufopferungen zugunsten anderer Arten" aus dem Tierreich gemeldet werden, beruhen sie auf grober Mißdeutung der betätigten Instinkte. Erscheinungen, welche der Laie derart deutet, vermag nur der erfahrene Tierpsychologe zu analysieren; es ist beim Tiere viel mehr Verhalten instinktmäßig geleitet, als der Laie ahnt, und leicht können Instinkte, welche an sich rassendienlich sind, zur Auslösung auch am unpassenden Objekte kommen, und der Laie fällt dann gewöhnlich in den Irrtum, solchem Verhalten in falscher Analogie zum menschlichen gar nicht vorhandene moralische Motive unterzuschieben. Es würde zu weit führen, Beispiele zu erläutern[51].

Auch das zwischenartliche Schmarotzertum ist erbeigen, im Gegensatz zum innerartlichen und innerrassischen. Der Gegensatz zu „erbeigen" ist „e r b - f r e m d": „erbfremd" in dem hier gebrauchten Sinne bezieht sich immer auf fremde Erbstrom-Einheiten (Individuen) des gleichen Erbstromes, der im Zeitenquerschnitt einen Zeugungskreis bildet.

18,2. Begriff und Bedeutung des erbeigenen Selbstbehauptungseinsatzes.

Dieser e r b e i g e n e S e l b s t b e h a u p t u n g s e i n s a t z — von Darwin in Verkennung seines Grundcharakters unzutreffend als „K a m p f u m s D a s e i n" bezeichnet — ist gegen den Umweltwiderstand, d. h. gegen die umfassenden Lebensgefährdungen durch die Umwelt gerichtet, wobei „umfassend" besagt, daß diese Lebensgefährdungen so erheblich und allseitig sind, daß sie jeden Erbsprung auf seine Lebenseignung zu wägen vermögen; anderenfalls bleibt die auslesende Zuchtwahl unvollkommen, so daß es zur Ansammlung von Fehlerbsprüngen kommt. Dieser Selbstbehauptungskampf ist ein erbgebundener (und bei Tieren im Gegensatz zu Pflanzen instinktgeleiteter) Bewährungskampf der erblichen Qualitäten, welcher die Daseinserhaltung (des Individuums oder der Rasse oder einer höheren Kategorie) nicht zum Zwecke, sondern nur zum möglichen Ergebnis hat (soweit dieser Kampf nicht Entartungsformen aufweist wie beim Kulturmenschen). Erst hiermit, nämlich durch das Auf-die-Probe-Gestelltwerden seiner Selbstbehauptungsfähigkeit in umfassender Daseinsgefährdung, wird die Auslese des Lebensfähigsten aus der massenhaften Nachkommenproduktion, die immer viel Träger fehlgesprungenen Erbgutes enthalten muß, gewährleistet. Es erfolgt damit die Reinigung des überindividuellen Lebensstromes (der natürlich immer durch Individuen durch die Zeiten weiterströmt) von allem Mißratenen und mit dieser Reinigung die Züchtung und Aufrechterhaltung der wohlgeratenen Erbgefüge- und Erbsprungordnung. Im anderen Falle pflanzt sich nach allen Richtungen hin Abgeartetes mit fort, es kommt zu ungebändigter Variation aller Art mit Erbbeeinträchtigungen, Verwahrlosung von Erbgefüge-

[50] Goethe, F.: „Über das ‚Anstoßnehmen' bei Vögeln". „Zeitschrift für Tierpsychologie", 1939. Bd. 3, S. 371—374.

[51] Heinroth, O., 1941: „Aufopferung und Eigennutz im Tierreich". Stuttgart.
Schjelderup-Ebbe, Th., 1931: „Die Despotie im sozialen Leben der Vögel". In: Thurnwald, R.: „Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie". Bd. X, 2: „Arbeiten zur biologischen Grundlegung der Soziologie". S. 77—137. Leipzig.

und Erbsprungordnung, Auflösungen der verschiedenen körperlichen Gefügeordnungen und Absinken des Lebens in allen seinen Erbfunktionen, welcher Vorgang sich infolge immer erneuten Anfalles von Fehlerbsprüngen von Generation zu Generation summieren muß.

Für den sogenannten „Kampf ums Dasein" darf somit die Lebensbehauptung nicht als Zweck gesetzt werden, sondern diese darf sich nur als erbeigene Selbstbewährung ergeben, und der Kampf darf nur ein Mittel sein zur Fähigkeitsentfaltung, -erprobung und -auslese oder -ausmerze (statt einem Mittel zur Niederringung der Lebenswidersacher), da sich die Erbvermögen nur im erbeigenen Einsatze für die Selbstbehauptung, nicht aber in letzterer an sich hinreichend bekunden können, um einer wertgerechten Wägung und damit zukunftsverbürgenden Auslese oder Ausmerze zugänglich zu werden. Es darf also die Erlangung einer umkämpften Selbstbehauptung nicht die Erlangung eines Kampfzieles darstellen, sondern sie darf nur als ein freies Wägungsergebnis des sich im Selbstbehauptungseinsatze entfaltenden eigenen Erbvermögens zustande kommen. Die Siege im „Kampfe ums Dasein" dürfen also nie Endsiege sein, auf denen sich das Leben ausruhen kann, sondern sie müssen durch die Macht des Umweltzwanges ständig wieder entrissen werden, so daß der Kampfcharakter des Lebens gewahrt bleibt. Nur im Widerstreite gegen die Macht des Umweltwidersachers, niemals aber im Siege über ihn, ist das Leben als überindividueller Dauerstrom wertbeständig, also nicht durch seinen „Kampf ums Dasein", sondern durch seinen ständigen erbeigenen (d. h. nicht an fremden Erbwerten nutznießenden) Selbstbehauptungseinsatz, welcher nicht des Lebens Dasein oder Sieg, sondern eben nur diesen Einsatz zum Ziele hat (soweit er an ein Ziele setzendes Vernunftwesen gebunden ist); so wie es auch allen im Rachen des unersättlich Erbwerte fressenden Kulturmolochs untergegangenen Heldenzeitaltern der Menschheit entsprach: ihr Lebensjubel galt keineswegs etwa der Vernichtung ihrer Widersacher (solches mag man viel eher im Alten Testamente finden), sondern nur dem Ringen mit ihnen. Nicht ein gefahrloses Leben nach Überwindung ihrer Feinde (solche Sehnsucht gibt es nur in alt gewordenen Kulturvölkern), sondern nur der Kampf mit ihnen und seine Schrecknisse waren für diese noch naturgezüchteten Menschen Höhepunkte ihres Lebensgefühles. Diesen heute der Ausrottung verfallenden wohlgearteten Lebensinstinkt finden wir in folgendem Liede R. G. Bindings noch lebendig:

„Ich zieh' in einen heil'gen Krieg,
Frag nicht nach Lohn und nicht nach Sieg —
Ich bin ein heil'ger Reiter.
Kein Kreuz such ich und keinen Gral
Und bin doch heilig tausendmal
Als meiner Sache Streiter.

Mein Herz hält Schritt mit dir, mein Pferd,
Die Erde zittert — zittre Schwert!
Ich bin ein heil'ger Reiter.
Weiß nicht mehr, was mich vorwärts treibt. —
Der Beste ist, der Sieger bleibt —
Und ich begehr' nichts weiter!"

Der Held leidet nicht an seinem Untergange, er geht strahlend unter, und nur dem heldischen Sterben entströmt, unter den Voraussetzungen völlig naturgebundener Lebensverhältnisse, das erbgeborene Glück in die Rassenzukunft.

„Wenn wir in urgewalt'gem Streit
Die großen Menschen sehn
Aus innerster Notwendigkeit
Dem Tod entgegengehn,

Da möchten wir dem Heldenschwung
In des Geschickes Zwang
Zurufen mit Begeisterung:
Glückauf im Untergang!"

Der erbeigene Selbstbehauptungseinsatz wirkt nur dann positiv züchtend, wenn in ihm der gesamte individuelle Erbschatz zur Entfaltung und Probe auf Lebenseignung kommt. Dagegen muß jeder Einsatz von erblichen Eigenleistungen zugunsten anderer Individuen (abgesehen von Leistungen für die Fortpflanzung, die ja im Dienste des eigenen Erbschatzes stehen) wie jede Nutznießung an Erbleistungen anderer Individuen gleicher Art oder an der Gemeinschaft zur Fälschung der Zuchtwahl führen, die dann nicht nach dem Bewährungswerte des Erbschatzes die Zuchtwahl-Einheiten, die Individuen, auszulesen vermag. Erbentartung jeglicher Nutznießungsgemeinschaft ist die unabwendbare Folge.

18,3. Instinkte im Dienste des erbeigenen Selbstbehauptungseinsatzes.

Hochgezüchtete Rassen zeigen, soweit sie noch urtümlich sind, entsprechende hochwertige Instinkte, welche die gegenseitige Nutznießung an fremden Erbbewährungen hintertreiben, so z. B. den Stolz, der es selbst im Unglück verschmäht, sich von fremden Händen helfen zu lassen, die Scham über empfangene Wohltaten oder Geschenke, statt Gefühlen der Dankbarkeit das Gefühl der gekränkten Ehre, den Mangel an Mitleid, die Gleichgültigkeit gegen Not und Unglück von Fremden, erst recht das Fehlen aller Triebe, sich die Lebensbewährungen anderer zunutze zu machen, ihre Hilfe, ihre Dienste zu suchen, aus ihrem Können für sich selbst Profit zu schlagen, oder den Mangel an Bereitschaft, sich mit seinem eigenen Können anderen dienstbar oder unentbehrlich oder nützlich zu machen oder sich andere irgendwie zu verpflichten, kurz, man ist naturgezüchtet auf alle die edlen, in alten Kulturvölkern aber schlecht beleumundeten Instinkte, vermittels deren sich der Erbschatz auf den eigenen Selbstbehauptungseinsatz stellt, so daß er der wertgerechten Zuchtwahl zugänglich wird.

18,4. Moral als Widersacher gegen die Wertverwirklichung durch natürliche Unvernunft.

Durch die genannten Instinkte und Verhaltensweisen handelt man natürlich, falls man seine angestammte Naturumwelt eingebüßt hat und in ein Gemeinschaftsleben eingeordnet ist, für seine eigene Person unvernünftig, wenngleich zum Besten des überindividuellen Erbstromes sehr vernünftig, welche Rassenzukunftsvernunft nun freilich innerhalb der Zweckgemeinschaft durch das Auslesegewicht alles gemeinschaftsprofitierenden Lebens um ihr eigenes Auslesegewicht gebracht wird, welche Zukunftsvernunft also durch die zu ungeheuerem Übergewicht gelangte Gegenwartsvernunft um ihre segnende Zukunftswirkung gebracht wird, und noch mehr: in Zukunftsunvernunft umgewandelt wird, denn sie wird durch diese Gegenwartsvernunft der Selbstausmerze überantwortet. Die Zukunftsvernunft für das Erbe ist eben immer eine Verwandlung von Gegenwartsunvernunft, was in der Unvernunft der Erbsprünge begründet liegt, welche allein durch ein gegenwartsunvernünftiges Verhalten überwunden werden kann, denn es muß ja schrecklichstes Zukunftsverhängnis und Entwicklungsunvernunft daraus erwachsen, wenn man der Unvernunft der Erbsprünge mit wohlwollender Vernunft entgegenkommt, wie es der Kulturmensch tatsächlich in seiner Kurzsichtigkeit und Verblendung unternimmt. Vernunfteinsatz im Dienste der Erbsprung-Unvernunft: dieser verhängnisvolle Tatvollzug liegt auf dem Grunde aller Kultur und heißt sich M o r a l. Eine natürliche Unvernunft gehört also in jede aufsteigende Lebensentwicklung, und alle Vernunft-Gemeinschaften müssen somit die wertvollen überindividuellen erbzukunftsverbürgenden, aber eben da-

mit unvernünftigen Charaktereigenschaften zur allmählichen Ausmerze bringen, wodurch sich die an sich schon in Zweckgemeinschaften vollziehende Gegenauslese noch verschärfen muß. Da alles Erbzukunftsglück auf Ausmerze fehlgesprungenen Lebens und auf der Erschwerung und Fortpflanzungsbeeinträchtigung des nicht mit Glückserbsprüngen beschenkten Lebens beruht, also auf derartig gegenwartsunvernünftigem und leidvollem Geschehen beruht, so bedeutet die zu immer größerer Vernunft entwickelte moderne Kultur der Menschheit die Vernichtung des Erbglückes der zukünftigen Geschlechter. Alle Anstrengungen der heutigen Menschheit zur Sicherung ihres Daseins sind eben damit auf diese Selbstvernichtung ihrer Erbzukunft gerichtet, ohne daß sie sich dieses furchtbaren Verhängnisses ihrer Vernunfterfolge bewußt wird.

Damit, daß die Natur ständig Erbsprünge aussät, welche in den meisten Fällen mißglücken müssen und welche die davon betroffenen Individuen zu Leid, Schmerz, Unglück und vorzeitigem Untergang vorherbestimmen, welche andererseits in den Fällen, in denen sie glücken, die Fähigkeiten solcher begnadeten Individuen dahin steigern, anderes Leben zu verdrängen, ihm (unbeabsichtigt) Leid, Schmerz, Unglück und vorzeitigen Untergang zu bereiten, so daß sie sich auf deren Kosten im Dasein durchsetzen, damit trägt also die Natur einen völlig amoralischen und ungerechten Charakter, und derselbe ist überhaupt die Voraussetzung zur Wertverwirklichung des Lebens, Amoralität und Ungerechtigkeit (welche Begriffe freilich nicht gleichgesetzt werden dürfen mit einer Aberkennung ethischer Verhaltensnormen, welch letztere aber keineswegs als Postulate gesetzt sein dürften, denn jegliche Postulierung ethischer Art wirkt als nicht erbringgeschaltete Kulturtat fehlzüchterisch) sind also notwendige Voraussetzungen der Verwirklichung von biologischen Werten, indem sie überindividuell in die Erbzukunft wirken. Die jeweils gegenwärtigen Individuen dürfen also niemals Selbstzwecke sein (denn dann müßte sich die Wertverwirklichung in eine Fluchverwirklichung für die Erbzukunft umkehren), also sind Moral und Gerechtigkeit als emanzipierte Prinzipien (d. h. wenn sie als Postulate mit universalem, unbedingtem Gültigkeitsanspruch gesetzt werden, deren Charakteristikum ja gerade die Selbstzwecksetzung der Individuen ist) Untergangsprinzipien des Lebens. Dies folgt mit Notwendigkeit aus der Amoralität und Ungerechtigkeit (d. h. aus der moralischen Unvernunft) der Erbsprünge, welche überhaupt die Amoralität und Ungerechtigkeit des seine Normalfunktionen ausübenden Lebens zur Voraussetzung haben, denn eine Beantwortung der durch ihre Erbsprungaussäung amoralisch und ungerecht handelnden Natur mit Moral und Gerechtigkeit durch das funktionierende Leben, also die moralische Förderung der Amoralitäten der Natur, ist nichts anderes als eine Fluchzeugung auf das Leben und bedeutet dessen Wertzerstörung. Die Amoralität der Natur zwingt also das Leben, selbst amoralisch und ungerecht zu sein, um nicht Fluch auf die eigene Erbzukunft zu laden. Die Verantwortung für diese Amoralität trägt eben gewissermaßen die Natur, deren Amoralität wiederum diejenige des Lebens selbst zur Vorbedingung hat, denn anderenfalls würde es überhaupt keine Wertverwirklichung, keine Lebensentwicklung in der Welt geben, die Welt würde eine absolut tote bleiben.

18,5. Naturmoralität und Naturrecht — Moral und Vernunftrecht.

Bei alledem ist zu beachten, daß die Begriffe „Amoralität" und „Ungerechtigkeit" aus dem Widersachertum gegen die Selbstzwecksetzung des individuellen Lebens als oberste Wertmaxime ihren Inhalt schöpfen. Ganz anders, wenn das überindividuelle Leben als oberste Wertmaxime anerkannt wird, denn damit wird diese Maxime auf das erbeigene Selbstbehauptungsvermögen der Individuen (durch welches deren Naturwert gewogen wird) als Glieder der überindividuellen Erbstrom-Ganzheiten (Rassen) gegründet, womit die Begriffe Moralität und Gerechtigkeit neue überindividuelle Fundierungen erhalten. Naturrecht in diesem wahren natürlichen Sinne (im Gegensatz zu dem, was die Rechtswissenschaft unter Naturrecht versteht, denn diese bezeichnet, aus

dem mangelnden biologischen Verständnis ihrer Vertreter, gerade den Gegensatz dazu, nämlich das Vernunftrecht, als „Naturrecht") ist also nicht das, was dem Individuum kraft seiner bloßen Existenz, als Selbstzweck, zukäme (was logischerweise eine Rang-Gleichsetzung aller Individuen bedeutete), sondern das, was dem Individuum nach seinem Erbwerte (nach seiner Zukunftspotenz für den überindividuellen Erbstrom, für das Wohl der Erbzukunft) zukommt, welcher Erbwert sich allein an der individuell-überindividuellen erbeigenen Selbstbehauptungsfähigkeit in natürlicher angestammter Umwelt erweisen kann, womit alles Richtertum sich darauf zu beschränken hätte, für die Einhaltung der Naturbedingungen Sorge zu tragen, unter denen der Selbstvollzug eines solchen Naturrechtes gewährleistet wird, nämlich für Erbeigenheit des Selbstbehauptungseinsatzes, eine für Kulturvölker natürlich unmögliche Aufgabe, womit deren Entartungsschicksal unabwendbar ist. Naturmoralität ist dann lediglich der erbeigene Vollzug der vom Geiste ausgeübten Lebensfunktionen, womit sich das Naturrecht verwirklicht. Dagegen führt jede vernunftrechtliche und moralische Erbgemeinnutzmachung, jede Nutznießungs-Ermöglichung an erbfremden Leistungen, welche eine logisch-praktische Folge der Selbstzwecksetzung der Individuen ist, zur Gegenauslese und zur Entartung des überindividuellen Erbstromes. Jede Vernunft, welche Endziele setzt im Dienste der Gegenwärtigen, schmarotzt an der Erbzukunft.

18,6. Binnenrassische Arbeitsteilung als lebenswidriges Prinzip.

Hiermit wird klar, daß in der Natur keine Organisationsformen zwischen Individuen eines Zeugungskreises (einer Rasse) sich züchten können, in denen die Individuen in Arbeitsteilung miteinander treten, so daß sie für die Gemeinschaft Leistungen vollbringen, um sich Vorteile durch ihre Gemeinschaftszugehörigkeit aneignen zu können, solange sie ihren Charakter als Erbstrom- und somit Zuchtwahl-Einheiten bewahren. Jeder derartige Züchtungsansatz würde bei guter Naturzüchtung schon in seinen Anfängen durch Entartungen der Individuen vom Schauplatze des Lebens verdrängt. Wo wir aber gleichwohl in der Natur Ansätze nach dieser Richtung finden, da handelt es sich immer um Arten, welche einer schärferen natürlichen Zuchtwahl entzogen sind, so daß sich unter bestimmten Voraussetzungen gewisse Gemeinschaftsformen, allerdings nur ganz primitiver und lockerer Art, entwickeln können, welche sich zum Schaden der rassischen Zukunftsentwicklung auswirken müssen.

Dienst an der Gemeinschaft ist eine persönliche Beeinträchtigung. Die Vorteile, welche die Gemeinschaft gewinnt, werden erkauft durch Beeinträchtigung derjenigen Gemeinschaftsglieder (und somit auch durch ihre Fortpflanzungsbeeinträchtigung und allmähliche Ausmerze aus dem Rassenerbschatze), welche in erster Linie den Vorteil an das Ganze aus ihrem Leistungsfonds abgeben. Dadurch daß der damit errungene Gemeinschaftsvorteil allen Gliedern gleichzeitig zugute kommt (oder gar proportional ihrem Egoismus im Aneignungsvermögen für solche Vorteile, womit noch einmal die Selbstausmerze der Leistungsvermögen gefördert wird), während die Leistungen der Einzelglieder auf das Ganze Beeinträchtigungen derselben proportional der Höhe ihrer Leistungsopfer sind, muß sich eine allmähliche Selbstausmerze der Leistungsträger ergeben.

18,7. Biologische Voraussetzungen des Tierstaates.

Der einzige Ausweg aus solchem biologischen Dilemma ist die Abgabe und Überweisung der Fortpflanzungsfunktion der einzelnen an eine Staatszentralinstanz, indem nämlich die personelle Verknüpfung zwischen Lebensbeeinträchtigung (durch Dienst an der Gemeinschaft) bzw. Lebensbevorteilung (durch Nutznießungen aus der Gemeinschaft) von Gemeinschaftsindividuen einerseits und deren Fortpflanzung andererseits durchschnitten wird, was eben durch die Abgabe der Fortpflanzungsfunktionen an eine nicht gemeinschaftsopfernde und nicht um Gemeinschaftsvorteile konkurrierende Staatszentralinstanz erzielt wird.

Nur unter diesen biologischen Voraussetzungen sind Entwicklungen von Staatswesen ohne Entartung ihrer Träger in der Lebewelt möglich. Sie finden sich in den Insektenstaaten der Bienen, Ameisen und Termiten am vollkommensten verwirklicht, in denen die Königin die Staatszentralinstanz für den Erbschatz und seine Fortpflanzung ist. In jeder anderen Art von Staatswesen zwischen selbständigen Individuen sind letztere zur Erbentartung verurteilt, wenn dieser Entartungsprozeß auch infolge der Langsamkeit aller historischen Wandlungen des Erbschatzes viele Generationen braucht, um den erbbiologischen Zusammenbruch gut behüteter Bevölkerungen wie der menschlichen Kulturvölker unabwendbar sich vollziehen zu lassen.

18,8. Staatsformen.

Folgende Arten von Staatsformen finden wir in der Lebewelt vor allem verwirklicht:

a) Zellenstaat,
b) Tierstaat,
c) Vernunftstaat,

die wir im folgenden näher betrachten.

a) Zellenstaat[52].

18,9. Zellenstaat als autarkes Individuum.

Der Zellenstaat entsteht durch Verwachsung der durch Arbeitsteilung aufeinander angewiesenen Zellindividuen zu einem neuen Gesamtindividuum. Die Verschmelzung kann so weit gehen, daß die Zellgrenzen wieder in Wegfall kommen. Der Erbschatz jeder Einzelzelle (bzw. jedes Zellkernbezirkes) wird beibehalten für deren funktionelle Tätigkeit im Dienste des Gesamtindividuums; dabei werden (gemäß der Arbeitsteilung) die Fortpflanzungsfunktionen an eine Zentralstelle abgegeben, von der aus jedem Zellkern des Zellenstaates der gleiche Erbschatz (von der Elterngeneration mit der Keimzelle überkommen) vermacht wird, wodurch also garantiert wird, daß der Fortpflanzungssieg des Zellenstaates, der dem Nachkommen mit dessen Erzeugung zuteil wird, ein Erfolg seiner eigenen Erbqualitäten ist, daß also das Selbstbehauptungsvermögen des Zellenstaat-Individuums ein erbeigenes wird und seine Fortpflanzung ein Bewährungssieg des Erbschatzes seiner eigenen Fortpflanzungszellen. Stets ist der Zellenstaat damit, daß er ein einziges autarkes Individuum ist, gleichzeitig Erbstrom-Einheit, Zuchtwahl-Einheit und Fortpflanzungs-Einheit, bzw. bildet er mit einem Geschlechtspartner zusammen eine Fortpflanzungs-Einheit. „Einheit“ bedeutet hier das kleinste unteilbare Ganze eines Rassenstromes; diese Einheiten sind das Material des Rassenwandels.

b) Tierstaat[53].

18,10. Insektenstaat als Repräsentant eines autarken weiblichen Individuums.

Im Gegensatz zum Zellenstaat bleibt die Individualität der Einzelglieder des Staates erhalten, deren jedes ein Zellenstaat-Individuum ist. Die Fortpflanzungsfunktionen werden an eine weibliche Staatszentralinstanz, die Königin, abgegeben, welche das ganze Volk erzeugt und außerdem Individuen mit männlichen Fortpflanzungsfunktionen, welche die Erbschatzmischungen von Staat zu Staat besorgen durch Königinbefruchtungen. Erst durch die Abgabe der Fortpflanzung an die Königin werden die Individuen, welche die Staatsarbeiten verrichten, für die Gemeinschaft ohne erbliche Beeinträchtigung der Rasse opferbar, denn sie haben damit ihren Charakter als Zuchtwahl-Einheiten an die Gemeinschaft abgetreten, in deren Dienst sie wirken. Durch diese Abgabe ihrer Fortpflanzungs-

[52] Steche, O., 1929: „Vom Zellverband zum Individuum“. Berlin.
[53] Goetsch, W., 1940: „Vergleichende Biologie der Insektenstaaten“. Leipzig.

fähigkeit vermögen also Arbeiterinnen dieser Staaten keine züchterischen Gewinne etwa dadurch zu ernten, daß sie sich auf Kosten der Gemeinschaftsleistungen besonders pflegen würden, daß sie sich der sehr gefährdeten Arbeit des Nahrungseinsammelns für den Stock entziehen würden, um vom Fleiße der anderen den Genuß einzuernten (da sich solches nicht in erhöhter Fortpflanzung für sie und ihre Eigenschaften auswirken könnte), daß sie bei Gefährdung des Volkes (z. B. Ameisenkriege!) ihre persönliche Sicherheit der Verteidigung des Ganzen vorziehen würden, und was dergleichen unabwendbare Gegenzüchtungsvorgänge in menschlichen Gemeinschaften mehr sind. Jede derartige Vorteilsaneignung auf Kosten des Ganzen würde sich eben allein in einer Beeinträchtigung des Ganzen auswirken, welches die Fortpflanzungsfunktionen aller einzelnen in der Repräsentation der Königin mit übernommen hat, würde sich also dadurch (durch die Fortpflanzungsbeeinträchtigung des Ganzen gegenüber anderen Staaten als Zuchtwahl-Einheiten) in einer Fortpflanzungsbeeinträchtigung auch der bevorteiligten einzelnen auswirken, sehr im Gegensatze zu menschlichen Völkern; d. h. jeder selbstsüchtige Gewinn, welchen in Insektenstaaten einzelne aus der Gemeinschaft zögen, würde sich über das Ganze ausmerzend auch auf diese selbstsüchtigen Eigenschaften auswirken, in menschlichen Staaten hingegen auslesend, weil die Bevorzugten Züchtungsvorteile erlangen, das Ganze aber nicht ausgemerzt wird, weil es keine Zuchtwahl-Einheit ist, so daß sich alle nur erdenkliche Art von Selbstsucht bei Kulturvölkern im Laufe der Zeiten großzüchten muß. Im Gegensatze hierzu mußte sich der „Gemeinschaftsgeist“ (um es menschlich auszudrücken) in Tierstaaten zur höchsten Vollkommenheit züchten, wie er der gesunden menschlichen Natur in gar keiner Weise entspricht. Ebenso wird aus alledem klar und selbstverständlich, weshalb die Männchen in Insektenstaaten Staatsschmarotzer sein müssen, besonders bekannt von den Drohnen. Solche Drohnen, welche etwa Sozialinstinkte erlangen würden, würden sich ja als erbeigene Selbstbehauptungs-Einheiten und Zuchtwahl-Einheiten schädigen und sich mit solchen Eigenschaften aus dem Rassenerbstrome ausmerzen. Nachdem die Drohnen ihre Fortpflanzungsfunktion mit den Königinnenbegattungen erfüllt haben, müssen sie als nunmehr nur noch schädliche Staatsschmarotzer in der Drohnenschlacht durch das Volk vernichtet werden, ebenso wie etwaige überzählige Königinnen ohne Aussicht auf Staatengründungen von ihren eigenen Arbeiterinnen und Geschwistern abgestochen werden; Sentimentalitäten gibt es in diesen Kommunalwesen nicht, wo nur der Sinn des Lebensganzen entscheidet.

In der Königin verkörpert sich der ganze Staat als Erbstrom-Einheit und damit auch Zuchtwahl-Einheit. Der ganze Staat (Königin und ihr ganzes Arbeitsgefolge) ist damit Stellvertreter eines Einzelindividuums geworden, indem die Königin die meisten ihrer auf die Umwelt gerichteten Lebensfunktionen in Zusatzindividuen über ihren eigenen Körper hinausverlagert hat. Es bleibt damit der Charakter der Rasse als eines übergreifenden Zeugungskreises bestehen, der die Staaten als sich untereinander erbmischende Repräsentationen autarker Einzelindividuen in sich faßt, als reproduktive Erbstrom- und Selbstbehauptungs-Einheiten, mithin als opferbare Zuchtwahl-Einheiten, so daß mit ihrem Opfer die Fehlerbsprünge opferbar werden, auf welchen Sinn eben alle diese Sonderheiten hinauslaufen; jeder Staat örtlich eng gebunden, also gleichgeschaltet gegenüber dem Umweltwiderstande wie ein Einzelindividuum (was eine Voraussetzung für den Züchtungsertrag der Auslese ist), so daß in alledem die Tierstaaten den Zuchtwahlerfordernissen entsprechen wie autark sich fortpflanzende Einzelindividuen.

c) Vernunftstaat.

18,11. Vernunftstaat als widerbiologische Zweckschaffung des Geistes.

Der Vernunftstaat ist nicht natürlich gewachsen, weder durch körperliche Anzüchtungen noch auf Instinkte hin, sondern durch Indienstnahme und Ausbeute aller Vermögen durch die Vernunft unter Führung von Selbsterhaltungs-

trieben künstlich geschaffen und als geistige und materielle Überlieferungen überkommen. Da er kein Ausfluß einer erbbiologischen Züchtung ist, so bleiben natürlich auch die Fortpflanzungsfunktionen der Einzelindividuen des Staates gewahrt, was dadurch zum Erbverhängnis werden muß, daß die Individuen als Erbstrom-Einheiten, welche ständig den Selbstbehauptungserprobungen unterworfen bleiben müßten, nämlich als autarke und sich spontan erbwandelnde Herrschaftsgebilde, in Abhängigkeitsverhältnisse von einander geraten, welche ihnen gerade diese Autarkie rauben und welche die Erbbewährungen zur gegenseitigen Übertragung und Nutznießung bringen, womit eine erbeigene Selbstbehauptungserprobung gerade unmöglich wird. Die Zuchtwahl wird also eine fehlgeleitete, und zwar im einzelnen aus folgenden fünf Prinzipien (c I bis c V):

C I.

18,12. Verlust der biologischen Autarkie des Individuums.

Dieser Verlust erfolgt dadurch, daß die Individuen in Arbeitsteilung sich gegenseitig verketten. Damit wird die Ganzheitlichkeit der individuellen Lebensfunktionen des infolge seiner Erbstrom-Einheit als Zuchtwahl-Einheit fungierenden Individuums zerstört, was zu mannigfaltigen Fehlzüchtungen führen muß, namentlich auch zur Anzüchtung von Instinkten, welche zu einem Leben in Arbeitsteilung besser befähigen, wie z. B. von Wohlgefühlen am Sklavendasein, zu welchem die Arbeitsteilung zwingt, überhaupt von Wohlgefühlen an mechanischer und aus der Ganzheitlichkeit des autarken Lebens entwurzelnder Arbeit, denn der also sich Wohlfühlende wird natürlich im Durchschnitt mehr Kinder großziehen als der Instinktgesunde, welcher am Sklavendasein leidet, wird also den Instinktgesunden im Laufe der Generationen aus dem Dasein verdrängen. Folgen: Verlust der erblich fundierten Autarkie der Individuen als Lebensganzheiten. Zerfall der Rassenganzheit des Erbstromes durch Anzüchtung eines Heeres von Einseitigkeiten, die zu einseitigsten Lebensbetätigungen befähigen.

C II.

18,13. Aufopferung erbbiologischer Werte durch die ausbeutende Gemeinschaft.

Zu einer solchen Aufopferung führt die Entäußerung von individuellen Erbleistungen an die Gemeinschaft, womit sich die Träger solcher Erbqualitäten züchterisch benachteiligen und der rassischen Ausmerze überliefern. Namentlich führt dies zur Ausmerze aller rassisch so hochwertigen und unentbehrlichen überindividuellen Triebe und zur Auslese aller erbbiologisch verhängnisvollen bedingungslosen Selbstbewahrungstriebe. Als besonders sinnfälliges Beispiel sei genannt die Ausmerze der Kampfestüchtigkeit durch den sogenannten „Heldentod fürs Vaterland“ zu Fortpflanzungsgunsten der nichtkampffähigen und feigen Individuen der Gemeinschaft: Entartung des ritterlichen, dem erbeigenen Selbstbehauptungseinsatze dienenden Zweikampfes zum unritterlichen, erbwertefressenden Kollektivkampfe oder K r i e g, infolge der Interessenverkettung der Individuen durch die Nutznießungsgemeinschaft des Vernunftstaates, wodurch das individuelle Opfer kollektiv nutznießbar wird, also zu erbfremden (erberschlichenen) Selbstbehauptungen von Gemeinschaftsindividuen führt, ihnen fremde Erbbewährungen unterschiebt und zur Entartungszüchtung führt, um so mehr, als es eben die Bewährungsträger sind, die zum Schutze der Gemeinschaft (mit gewissenhafter ärztlicher Felddienstfähigkeitsauslese) zur Schlachtbank geführt werden. Zu welchem biologischen Wahnsinn führt doch der Vernunftkampf gegen das natürliche Lebensopfer und die Organisierung des Vernunftstaates als des wirksamsten Mittels im Einsatze gegen das natürliche Lebensopfer!: die Natur opfert das erbmißratene, weniger glückliche Leben und segnet damit die Erbzukunft; der Vernunftmensch, dessen Moralempfinden sich dagegen empört,

wird durch die Rache der vergewaltigten Natur gezwungen, das wohlgeratene und glückliche Leben mit gewissenhafter Auslese zu opfern, denn mit dem Opfer von wertlosem, nicht kriegseinsatzfähigem Leben könnte er keine Nutznießungsleistungen erzielen, welchen er durch seine Zweckversklavung nunmehr auf Gedeih und Verderb ausgeliefert ist, so daß der Kulturmoloch ihn, den Moralpathetiker, nunmehr zu einer so grauenhaft unmoralischen Haltung zwingt, wie sie in wilder Natur gar nicht vorkommen könnte, oder ihn, wenn er als Pazifist sich weigert, sich zu wehren, als Volk aus dem Dasein wegwischt. Es wird bei alledem der hochwertige Trieb, sich überindividuellen Zielen zu opfern, für die Gemeinschaft (durch Erziehung, Tradition usw.) eingefangen (d. h. das angeborene Instinktschema entsprechend verkehrt ausgeprägt), also für ein Kollektiv, das nicht überindividuellen Zielen (welche immer Aufopferungen von gegenwärtig Lebenden ohne Opfernutznießungen sind) dient, sondern den Individuen dieses Kollektivs fruchtbar, d. h. nützlich wird. Das Ergebnis ist Aufopferung der hochwertigen, überindividuellen Triebe zu Fortpflanzungsgunsten der minderwertigen, personalzentrischen Triebe. Man klagt heute, daß der Gemeinschaftsgeist gegenüber früheren Zeiten stetig gesunken sei (obschon noch nie so viel Moraltrompeterei für den Gemeinschaftsgeist wie heute geblasen worden ist); aber das ist ja selbstverständlich, denn man hat die überindividuellen und unnützlichen, ja gegenwartsschädlichen Triebe eben für die Gemeinschaft, also individuell ausnutzbar zu machen gewußt und sie damit ausgemerzt; solches eben verstand man in erster Linie unter Gemeinschaftsgeist.

C III.

18,14. Mangelhafte Zuchtwahl infolge Schwächung des Umweltwidersachers.

Die für die Behauptung des erbbiologischen Niveaus unerläßliche natürliche Zuchtwahl wird weitgehend ausgeschaltet durch Erleichterungen der Lebensbehauptung infolge aller Art Ermöglichung und Anbietung der Ausbeute und Nutznießung an fremdem Erbe, an dessen geistigen und dinglichen Erzeugnissen, nämlich an Kulturgütern im weitesten Sinne, die infolge der Rationalisierung der Arbeit durch Arbeitsteilung und methodische Ausbeute der Arbeitserträgnisse zu ungeheuerer Entfaltung gelangen; d. h. die Nutznießer solcher Entfaltungen leben in einem Milieu künstlicher Lebenserleichterungen, ohne daß die Erschaffung solcher Erleichterungen irgendwie dem Erbvermögen irgendeines einzelnen entspräche (d. h. ohne Erbringschaltung). Solches muß die verheerendsten Rückwirkungen auf den Erbwandel haben, der ja unerbittlich alles Leben trifft, welcher Wandel — zum Erbfluche oder (bei hohem Umweltwiderstand) zum Erbsegen ausschlagend — immer durch die Selbstbehauptungserfordernisse des Lebewesens gegenüber seiner Umwelt bestimmt wird und welcher immer eine züchterische Angleichung der eigenen Erbvermögen an die Größe des Umweltwiderstandes ist, d. h. des Widerstandes, den die Umwelt der Entfaltung des Lebewesens setzt.

18,15. Wissenschaft als Fluch auf das Leben.

Zum Zwecke der Beseitigung des Umweltzwanges zunutzen der Selbstbewahrung, zum Zwecke der äußersten Versklavung und Ausbeutung der Natur zur Erleichterung des Lebens, zur Schaffung und Erschließung von Subsistenzmitteln für die infolge des Gefährdungsmangels immer bedrohlicher wachsenden Menschenmassen, wird es im Vernunftstaate unumgänglich nötig, ein vollkommenes Wissen um alles Geschehen in der Natur, in der Menschheitsgeschichte, in den zwischenmenschlichen Beziehungen jeder Art zu gewinnen, um die Natur den eigenen Nutznießungen vollkommen dienstbar zu machen und die menschlichen Beziehungen untereinander zu den nutzbringendsten gestalten zu können. Die Wissenschaften und ihre Kärrner, die Gelehrten, kommen zu Ehren und Ansehen und letztere zu Broterwerb. Ebenso die Ausbeuter der Wissensstapel, die Sach-

verständigen, Vermittler, Anwälte, Techniker, Praktikanten, Ärzte, Heilande, die sich auf die verschiedensten Bedürfnisse der Massen spezialisieren und mit ihrer fachlichen Ausbildung und Begabung das Dasein ihrer Mitmenschen erleichtern, die Naturausmerze aller erblichen Unzulänglichkeiten abstoppen, um durch solche Nächstennützlichkeiten und Rassenschädlichkeiten ihre Lebensgrundlagen und züchterische Auslese zu gewinnen. Fast alles Wissen dient in erster Linie der Förderung der Gegenauslese, und die gelehrten Werkstätten und Schulungsstätten des Geistes erweisen sich damit als eigentliche Brut- und Lasterstätten der Erbentartungszüchtung, durch welche die für den Erbniedergang arbeitenden Geistesfabrikate vermittels hunderttausend Kanälen in die Volksmassen gepumpt werden. Damit büßen die Individuen solcher Vernunftgemeinschaften ihren Zwang zum erbeigenen Selbstbehauptungseinsatze weitgehend ein oder müssen ihn zu einem erbfressenden fälschen im Sinne der Aneignung und Ausbeutung von fremden Erbleistungen (bis zur Abwälzung aller Verantwortlichkeiten auf die Gemeinschaft oder auf einzelne derselben und bis zum Schmarotzertum an ihnen; jede kulturelle Volksgemeinschaft muß sich notwendig dahin züchten).

18,16. Entwöhnungen vom naturgemäßen Leben.

Seelisch ist der Mensch den erzielten Lebenserleichterungen in keiner Weise gewachsen. Die überindividuelle und rassisch erbbiologisch zukunftsfruchtbare Ganzheitlichkeit seiner Haltung im Leben zerbricht darunter, ohne daß ihm das Wesen solcher Veränderungen bewußt zu werden vermöchte. Die Lebenserleichterungen führen zur Weckung von neuen, gegen die natürliche und erbbiologisch unerläßliche Bewährungsauslese gerichteten Bedürfnissen und Begehrlichkeiten, zur Erziehung zu anspruchsvollen Lebensforderungen und persönlichem Aufwand, zu einem unsinnig hochgetriebenen Niveau der Lebenshaltung infolge der kulturellen Erfüllbarkeit, wodurch jede ursprüngliche Einstellung und Bescheidung auf eine natürliche Widersacherumwelt zerstört wird, welcher Prozeß noch durch die Fehlentwicklung der soziologisch sich prägenden Anschauungen über Lebens- und Verhaltenserfordernisse — infolge der übermächtigen Produktion aller zivilisatorischen und technischen Mittel und Sphären der Urteilsbildung — immer erneute Selbststeigerungen erfährt, gegen welche sich keine erbüberkommenen instinkthaften Führungen mehr durchzusetzen vermögen. (Man vergleiche über Naturentfremdung durch verkehrte Prägung auch Abschnitt 15,3.) Das Ergebnis ist Naturentfremdung, Verweichlichung, Entwöhnung von natürlicher Härte und Unbekümmertheit, von Genügsamkeit und Schlichtheit, eine völlige Lebens- und Seelenentwurzelung aus der vitalen und generativen Naturordnung mit allen erbzukunftszerstörenden Folgen der erbbiologischen Gegenauslese (z. B. auch in hohem Maße durch mißgeleitete Gattenwahl).

18,17. Kulturelle Instinktumzüchtung.

Die völlige gegenseitige Abhängigkeit durch Kulturverkettung hat eine völlige Umzüchtung aller Instinktverhalten gegenüber dem Nächsten und aller Wertschätzungen zur Folge. Diese Wertschätzungen werden aus überindividuell gerichteten zu ich- und du-bezogenen; nach dem Wohlgefühle und Nutzen, den das Ich am Nächsten und der Nächste am Ich hat, wird gemessen, der Mensch wird nach seiner Nutznießbarkeit wertgeschätzt und moralisch abgeurteilt. Solche Wertgefühle gewinnen nunmehr hohen Züchtungswert, denn sie bestimmen über das Fortkommen im Gemeinschaftsleben, bestimmen über Brot und Amt und Familiengründung, sie bestimmen die Gattenwahl und müssen sich auf diesem Wege verstärken und überzüchten, bis sie Schiffbruch erleiden. Je vollkommener das Bewahrungsmilieu, desto weiter muß sich die Überzüchtung selbsttätig steigern, ehe sie Schiffbruch erleidet. Statt der Fähigkeit der erbeigenen Selbstbehauptung werden die Wohlgefühle, die der Gemeinschaftsbürger im individualzentrisch fehlgezüchteten Nächsten erregt, für ihn auslesebestimmend, also Ungefährlichkeit, Gefälligkeit, Gutmütigkeit, Mitleidigkeit, Sentimentalität, alle Art Interes-

santheit, alle Art Nützlichkeit. Zudem tritt der Instinkt für ästhetischen Effekt als Werbemittel und Verführungskunst in den Dienst der Gatteneroberung bis zur Gesichtsbemalung und jeder Art Koketterie. Verdrängt wird der wertschätzende Instinkt für biologische Werte in der Gattenwahl (der sich natürlich nur dort anzüchten kann, wo wahre Lebenswerte über Sein oder Untergang entscheiden), für Wohlgeartetsein, denn dieses verfällt der Ausmerze, und mit dieser Ausmerze merzen sich natürlich auch die Instinkte aus, welche zu solcher hochwertigen Gattenwahl geleitet hatten, merzt sich jeder Instinkt, jeder Sinn und jedes Verständnis für das, was Wohlgeartetsein, Größe, Adelstum und natürlichen Lebenswert ausmacht, aus dem Erbstrome aus.

Die Bewahrung alles Mißratenen durch die organisierten Lebenserleichterungen und durch die Möglichkeit der Aneignung und Ausbeutung der Mittel der Lebensbewahrungen hat furchtbare Auswirkungen auf die Instinktzüchtungen. Da fast alles Leben im Kultur-Züchtungssumpfe schließlich irgendwelche Entartungen aufweist, sich aber trotzdem, infolge der Lebenserleichterungen, erhalten und seine Entartungen fortpflanzen kann, so gewinnen alle Fehlinstinkte, welche diese unentbehrlich gewordenen Erleichterungen und Erhaltungsmittel dem Entartungsträger zunutze zu machen verstehen, ein ungeheueres Auslesegewicht, man ist an die Kulturmittel versklavt und kann ohne sie überhaupt nicht mehr existieren. Die Entartungen züchten die fluchzeugenden Bewahrungsinstinkte (denn die Entartungsträger ohne solche Instinkte gehen unter), und diese Bewahrungsinstinkte züchten hinwiederum immer erneut Entartungen, indem sie dieselben in ihrer Person oder ihren Nachkommen oder in ihren Nächsten durch das ungeheuere Gewicht der Kulturmittel und aufgespeicherten Erfahrungen zu schützen wissen: also ein Kreislauf der Entartungssteigerung, der vom Kulturstrome der Existenzmittel und -verfahren getrieben wird und der automatisch in den Erbuntergang treibt (was unter Punkt 19 noch weiter ausgeführt wird).

18,18. Umweltschwankigkeit des Erbgutes als Verstärker der Entartungszüchtung.

Diese an sich schon höchst verhängnisvolle Entwicklung beschleunigt sich selbsttätig noch dadurch, daß der verwahrloste Erbschatz in hohem Maße umweltschwankig oder milieulabil wird. Jede naturgezüchtete Rasse ist in hohem Grade umweltfest oder milieustabil, d. h. das Erbgut setzt sich gegenüber wechselnden Außeneinflüssen sehr stark durch und bestimmt die Ausprägung des Organismus. Das schließt nicht aus, daß der Organismus auf ganz bestimmte Außenbedingungen mit ganz bestimmten Ausprägungsformen reagieren kann. (Als Extremfall seien genannt die sehr verschiedenen Soldatenformen der Blattschneiderameisen, die durch Verschiedenheiten der Larvenernährung zustande kommen.) Denn hier beruhen die verschiedenen Ausprägungsformen nur auf dem Einsatz verschiedener Erbkomplexe des gleichen Erbschatzes, und unterschiedliche Umwelteinflüsse wirken nur als Auslöser auf den Einsatz solcher unterschiedlicher Erbkomplexe derart, daß der Organismus auf verschiedene Umwelteinflüsse mit entsprechend gezüchteten verschiedenartigen Anpassungen antwortet. Diese Anpassungsreaktionen sind also erblicher Natur und durch Auslese entstanden; die Umwelt wirkt lediglich sinnvoll auslösend, was ebenfalls in der Konstitution des Organismus begründet ist und ein Ergebnis der Zuchtwahl ist. Bei der Umweltschwankigkeit eines verwahrlosten Erbschatzes dagegen fehlen solche bestimmte sinnvolle Umwelteinstellungen. Das menschliche Erbgut ist, mit dem von Wildorganismen verglichen, ganz unheilvoll schwankig in seinen Ausprägungen geworden, was die Beurteilung des Erbganges bei vielen Entartungen geradezu unmöglich macht. Der Durchschlag (die Penetranz), bzw. der Ausprägungsgrad (die Expressivität) sehr vieler menschlicher Erbmerkmale hängt in hohem Grade von der Erbumwelt, der Innenumwelt und der Außenumwelt des Organismus ab, von irgendwelchen Zufälligkeiten der Embryonalentwicklung oder von zahllosen Umwelteinflüssen im nachgeburtlichen

Leben. Es sei z. B. daran erinnert, in wie außerordentlichem Maße der Mensch, im Gegensatze zum wild lebenden Tier, hinsichtlich der Infektionskrankheiten abhängig geworden ist von Schonungsmaßnahmen, Erkältungsverhütungen, guter Ernährung usw. Ein derart umweltabhängig gewordenes Erbgut wirkt nun in höchstem Maße auf Anzüchtung aller entartungsfördernden Selbstbewahrungs- und Schonungsinstinkte, da diese nunmehr erst ein ganz verhängnisvoll starkes Auslesegewicht bekommen (übrigens zur Genugtuung des Mediziners, dem die Umweltabhängigkeit viele Eingriffsmöglichkeiten eröffnet, wodurch den Nachfahrengenerationen ein nicht bereinigtes Entartungserbe vermacht wird, denn die medizinischen Erfolge können ja, wie feststeht, keinen Erbschatz aufbessern). Das Verhängnis der Umweltschwankigkeit des Erbschatzes beruht also erstens darauf, daß durch dieselbe eine schonende, üppige oder ungefährliche Umwelt und Betreuungsmaßnahmen in viel wirksamerer Weise Erbentartungen vor der Ausmerze aus dem Rassenstrome schützen; zweitens darauf, daß alle Instinkte der Gefahren- und Ausmerzeflucht sowie alle Betreuungs- und Moralinstinkte ein maßloses Auslesegewicht gewinnen, denn mit ihrer Hilfe gewinnt umweltschwankiges, entartetes Leben Erhaltungsfähigkeit. Das alles sind ganz notwendige und unbehebbare Folgen der Lebenserleichterungen durch die Kultur.

18,19. Instinktzüchtungen gegen die Selbsttreue. Erziehung als Widersachertum gegen Erbbekundungen.

An dieser Stelle sei nur eine Seite dieses unheilvollen Vorganges noch besonders erläutert: Zu den Mitteln der Bewahrung von Individuen mit abgearteten Trieben gehören alle jene Instinkte (welche jetzt erst, im erleichterten Kulturleben, ein Auslesegewicht gewinnen), welche die Erbbekundung der unwerten oder für unwert erachteten Triebe hintertreiben und unterdrücken, sei es in sich selbst, sei es in anderen (ohne selbstverständlich einen gleichsinnigen Erbeinfluß auszuüben).

Im ersteren Falle sind es Triebe, welche den Zwist in den eigenen Erbschatz, ins eigene Herz hineintragen und wegen ihrer verhängnisvollen Nützlichkeit als hochmoralisch in höchsten Ehren stehen (sie prädisponieren zur Anwartschaft auf den Himmel), wie Selbstverleugnungstriebe (also erbliche Triebe, die zu Attentätern gegen den Erbschatz selbst werden, nämlich gegen die Treue zu den eigenen Erbbekundungen, denn die Treue zu den guten sowohl als schlechten Erbeigenschaften ist die erste Voraussetzung der aufsteigenden Zuchtwahl; eine schlechte Erbeigenschaft, deren Bekundung unterdrückt wird, entzieht sich ja damit der Ausmerze auf dem einzig möglichen Wege der Fortpflanzungsbeeinträchtigung seines Trägers und wird als unbereinigt gebliebene Erbbelastung an die Rassenzukunft weitergegeben), desgleichen Gewissensnötigungen und Gewissensbisse, Bußfertigkeit, Reue und ähnliche erbfrevlerische Selbstfolterungen (an deren Voraussetzung Gott die „Sündenvergebung" geknüpft hat, wie einst ein Mensch gewordener Gott (oder ein Gott gewordener Mensch) verkündete; die Verheißung ewiger Seligkeit im „Jenseits" wird nur denen zuteil, welche das Diesseits mit dem untilgbaren Erbfluche beladen; zum Troste für den Erkennenden nur die Verheißung, denn Gott sei Dank verfügen sie über kein Jenseits). Durch die Knebelung schlechter Triebe durch Widersachertriebe (oder um es populärer auszudrücken: durch Erziehung) werden deren Träger also bewahrt, so daß sich die schlechten Triebe samt ihren Attentäter-Trieben gegenseitig großzüchten, wie dergleichen Erbmißratenheit ja auch nur alte Kulturvölker aufweisen (weshalb sich das Christentum nur in alt gewordenen Kulturvölkern entwickeln konnte).

18,20. Instinktzüchtungen des leidenden Lebens auf moralische Erziehung des Nächsten.

Auf welches Streben wird denn das leidende Leben unter den mannigfachen Kultureinflüssen gezüchtet?: die Nächsten zu Mitteln seiner Selbstbewahrung zu

machen, denn ohne solchen erbfremden Einsatz kann man nicht mehr existieren. Heute würde freilich ein Religionsstifter Gefahr laufen, von seinen Mitmenschen nicht ernst genommen oder nicht für zurechnungsfähig gehalten zu werden. Heute präsentiert man statt neuer Religionen neue Moralphilosophien der Art, wie sie Professor Campbell aus USA kennzeichnet[54]: „Mit einem dauernden Glauben an die wesentliche Gleichheit aller Menschen hat man angenommen, daß nur der Einfluß der richtigen Umgebung geltend gemacht werden müßte... daß jeder Versuch, die moralisch Entarteten in Schranken zu halten, nicht nur ungerechtfertigt sei, weil die erbliche Anlage die Entartung bestimmt, sondern sogar grausam und barbarisch. Die ungeheuerlichste Behauptung dieser Verteidiger des Minderwertigen ist aber, daß die sozial und sittlich Entarteten erst durch die tüchtigen, schöpferischen, sich einordnenden und sozial vollwertigen Menschen entartet würden. Sie wären die unschuldigen Opfer einer ungerechten Gesellschaftsordnung. Die tüchtigen und wertvollen Bevölkerungsteile müßten sich umstellen und ihr Unrecht, das in ihrer Tüchtigkeit liegt, wiedergutmachen. Die schaffenden Teile des Volkes wären ihren Verpflichtungen gegenüber den nichtschaffenden nicht nachgekommen, die gegenwärtige Gesellschaftsordnung müßte darum niedergerissen und durch eine andere ersetzt werden, die die Minderwertigen in die Lage versetzt, alle ihre Wünsche zu erfüllen und sie reichlich mit denjenigen Gütern versorgt, die selbst zu schaffen sie keine Veranlagung haben. Diese Sozialphilosophie glaubt, daß es die erste Aufgabe und Pflicht des tüchtigen, schaffenden und haushälterischen Teiles der Bevölkerung sei, jeden Wunsch der untüchtigen, faulen und entarteten Volksgenossen zu erfüllen und daß man einige Zwangsmittel einführen könne, um die Ergebnisse zu sichern. Es ist klar, daß eine solche ‚Sozialphilosophie' nur bei denen entstehen kann, denen es angeboren ist, auf Kosten anderer zu leben und andere zu berauben. Sie geben sich alle Mühe, solches Parasitentum durch Spitzfindigkeiten mit einem ethischen und philosophischen Glanz zu umgeben. Es verbleibt aber die nackte Tatsache, daß sie sich lieber das aneignen und verbrauchen, was von anderen geschaffen wurde, und zwar ohne Gegenleistung, als daß sie selbst etwas von Wert schaffen. Die humanitären Bemühungen, durch Umweltänderung usw. die asozialen und erblich belasteten Bevölkerungsschichten zu bessern oder zahlenmäßig zu verringern, sind nicht nur vollkommen gescheitert, sondern haben im Gegenteil dieser Schicht ermöglicht, sich ungehemmt auszubreiten und bedrohlich zu vergrößern... Ihre Zahl nimmt ständig zu mit der Leichtigkeit, mit der sie Unterstützung und Fürsorge erreichen können, sie setzen zudem bedenken- und schrankenlos gleichgeartete Kinder in die Welt und vermehren dadurch den erblich geistig und körperlich minderwertigen Bevölkerungsteil... Der Gouverneur von Iowa berichtet über eine Familie, die seit dem Jahre 1861 aus öffentlichen Mitteln unterstützt wurde und jetzt 432 Nachkommen hat, ‚von denen beinahe alle mit Fehlern behaftet sind und beinahe alle aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden'... Es ist nicht ungewöhnlich, zweite und dritte Geschlechterfolgen von Blinden in Anstalten anzutreffen..."

Der selbstsüchtige Trieb zur Beeinflussung des Nächsten im Sinne von dessen entwürdigender Dienstbarmachung für die Erhaltung des eigenen mißratenen Lebens (der Trieb zur m o r a l i s c h e n E r z i e h u n g) erlangt in allen alternden Kulturvölkern ein ganz unsinniges Auslesegewicht, weshalb die Heiligung solcher Triebe ins Göttliche, ihre Weihung als Zentrum der Religion, nur alt gewordenen Kulturvölkern gelingen kann. Woraus ist denn die sadistisch-niederträchtige Androhung ewiger Höllenqualen und die billige Versprechung ewiger Seligkeit in einem unkontrollierbaren Imaginärreich anders erwachsen als aus der Selbstsucht derer, welche sich diese äußerst wirkungsvollen geistigen Folterinstrumente erfanden, um durch deren Handhabung ihre Mitmenschen für sich und andere nutznießbar zu machen? Und so ist eine Moral solcher Art letzten Endes geboren aus der Rache des entarteten Lebens am wohlgearteten, natürlich

[54] Campbell, C. G., 1937: „Die Gefahr des Rassenverfalls". „Volk und Rasse" (Zeitschrift). Bd. 12, S. 407—412.

ohne bewußte Berechnung, sondern aus verdorbenen Selbsterhaltungsinstinkten, welche erst durch die Lebenserleichterungen infolge der Kultur, d. h. durch die sich notwendig dadurch züchtende Entartung und Existenzabhängigkeit vom Nächsten als einem Selbstbewahrungsmittel, sich zwangsläufig anzüchten mußten. Alle Moral als kategorische Forderung ist ja nichts anderes als eine Nötigung an das Gewissen, sich der eigenen und fremden Selbstsucht dienstbar zu machen. Das individuelle Wohlergehen, die Gesamtförderung von Nutzen und Wohlgefühlen, also von Glück, sind die höchsten Prinzipien der Moral. Damit ist aber die Moral in dieser emanzipierten Form, d. h. als absolut gesetztes Postulat, erkannt als ein ethisch verwerfliches, rein personalzentrisches Prinzip: es macht aus Lust und Wohlbehagen, die nur erbeigene Erträge sein dürften und nur Mittel für Ziele überpersoneller Instinkte, erbentwurzelte absolute Selbstzwecke, es macht das Wohlergehen der Individuen zum Selbstzwecke und erarbeitet damit den Erbfluch auf die Menschheitszukunft.

18,21. Züchtung auf Weltschmerz.

Wohlbehagen als Selbstzweck, das ist eine Moral für seelisch unter der Kulturzüchtung Enterbte, welche am Dasein leiden. Erst aus dem Leiden am Dasein entsteht die Sehnsucht, das Wohlbehagen in der Welt zu fördern, und dieser unheilvolle Trieb steigert in entsetzlicher Weise, blind für die Erbfolgen seines Schaffens, die Leiden in ihrer bösartigsten und grausamsten Form.

Die Flucht vor dem Umweltwidersacher durch die Lebenserleichterungen züchtet ein Unvermögen, den Kampf mit ihm noch frohgemut zu führen, in den Anstrengungen dieses Kampfes und den Entbehrungen, die er auferlegt, noch Erfüllungen des Lebens zu empfinden, das im Ringen mit solchen Widerständen seiner Lebensbetätigungen froh und auf seine Erfolge stolz wird, oder auch nur selbstverständliche Ausübungen seiner Lebensfunktionen darin zu empfinden, ja man wird unfähig, die täglichen Widerstrebungen des Lebens auch nur noch seelisch auszuhalten, und so endet man mit Faust instinktverlassen in einer Bejammerung des eigenen Lebensloses:

> „Was kann die Welt mir wohl gewähren?
> Entbehren sollst du! sollst entbehren!
> Das ist der ewige Gesang,
> Der jedem an die Ohren klingt,
> Den, unser ganzes Leben lang,
> Uns heiser jede Stunde singt. –
> Nur mit Entsetzen wach' ich morgens auf,
> Ich möchte bittre Tränen weinen,
> Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
> Nicht einen Wunsch erfüllen wird, nicht einen ...
> Und so ist mir das Dasein eine Last,
> Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt." (Goethe.)

Wo aber Kampf und tätiges Schaffen selbst Hochgefühle des Lebens wecken, da dienen sie selbst der Wunscherfüllung, und allein so erfüllt sich das Naturgesetz des ewigen Stirb und Werde. Während das wilde Leben die Instinkte und Begehrungen auf den erbeigenen E i n s a t z züchterisch ausrichtet, auf den Kampf und das Schaffen selbst, nicht auf Z w e c k e des Einsatzes, nicht auf Nutzausbeute, muß jede Kultur ihrem innersten Vernunftwesen gemäß den Menschen an die Nutzausbeute des Sieges und des Erschaffenen züchten und damit unvermeidlicherweise zum Weltschmerz über alle Härte des Kampfes und Schaffens und über alle Vergänglichkeit des Erschaffenen, wie solches dann auch in den Religionen, die aus solcher Seelenhaltung geboren werden, seinen Ausdruck findet. (Siehe auch Abschnitt 149 im 2. Teile dieses Werkes.)

18,22. Erziehungsfrevel. Züchtung auf Seelenzwiespalt.

Im einen Falle sitzt der Zwist im eigenen Erbgut und führt zu Attentaten gegen eigene, unerwünschte Erbbekundungen (Abschnitt 18,19); im anderen Falle richtet er sich gegen die seelische Freiheit des Nächsten (Abschnitt 18,20), gegen die Erbbekundung unwillkommener Triebe der Mitmenschen (namentlich der Familienangehörigen als teuerster Mitmenschen) in Gestalt von Erziehungssucht, Unduldsamkeit, moralischer Entrüstung, Nörgeleien, Sticheleien, Drangsalierungen, Querulantentum und sonstiger Befehdungssucht gegen nicht wunschgerechte Erbbekundungen der lieben Nächsten. Dadurch daß sich im Dienste der nutznießenden Selbstsucht zwei entgegengesetzte, sich widerstreitende Wertgefühle anzüchten müssen, nämlich in dem Wertgefühl für die Aufopferung des Nächsten an das eigene liebe Ich (mit allen Gefühlen der Dankbarkeit, Liebe und seelischen Rührung für den also zu seinem eigenen Nachteil Handelnden) einerseits die Hochschätzung vor der Aufopferung im Dienste des Nächsten und zugleich damit die Selbstsucht, welche solche Aufopferung für sich selbst ausbeutet, dadurch züchtet sich noch einmal der Seelenzwiespalt ins eigene Herz, als Kampf sich befehdender Wertgefühle, welcher logischerweise mit der Hineininterpretierung des moralischen Dualismus, eines guten und eines bösen Prinzips und ihres Widerstreites, in das Wesen der Welt (mit religionsschöpferischer Ausbeutung beider Prinzipien), mit der Verteufelung aller Natur und Natürlichkeit und mit dem Bewußtsein der eigenen Sündhaftigkeit und Gottverworfenheit enden muß. Dadurch nämlich, daß der Mensch vor dem äußeren Kampf in den Sicherheitsschutz der Kulturgemeinschaft flüchtete, züchtete er sich mit Notwendigkeit den Kampf in seiner giftigsten Form ins eigene Herz, als Zanksucht gegen die eigene und fremde, nicht wunschgemäße Erbbekundung und als Kampf der sich widerstreitenden selbst- und nächstensüchtig gewordenen Wertgefühle; ein Kampf, welcher nicht nur damit widersinnig ist (wenn schon bei Mäßigkeit vernünftig im Sinne der Nützlichkeit und Schadensverhütung), daß er sich gegen die naturgemäßen Auswirkungen einer unangetastet bleibenden Erbbeschaffenheit wendet (was natürlich bei der grenzenlosen biologischen Unbildung keinem Erbbekundungs-Attentäter bewußt wird), sondern welcher obendrein durch die Fälschung (Erziehung) jener angezüchteten, unvernünftig (oder sündhaft) erscheinenden Erbbekundungen ins Vernünftige (oder ins Moralische) gerade dasjenige z ü c h t e t, was er zu bekämpfen wähnte, nämlich die als verwerflich empfundenen Triebe, welche nunmehr unter dem falschen schützenden Mantel, welchen Erziehung usw. darüber breiten, lebensfähig gemacht und für den Zukunftserbstrom (hier natürlich ohne diese Fälschung durch den Erziehungs-Umweltmantel) ausgelesen werden. Damit muß sich dieser Übelstand immerfort potenzieren, so daß er schließlich über sein Vernunftziel hinausschießt und außer seiner Unvernünftigkeit für die Erbzukunft auch noch seine Gegenwartsunvernünftigkeit (die man gerade abschaffen wollte) hinzugewinnt. Wer kennt nicht z. B. aus Erfahrung jene unheilbaren Familienzerrüttungen aus kranker Seelenhaftigkeit, welche, in Urzuständen unbekannt, sich in alternden Kulturvölkern immer mehr häufen. Während der äußere Kampf, der natürliche Zuchtwahlkampf, der gegenwartsunvernünftige, aber erbzukunftsvernünftige, den Seelenfrieden pflanzt (er bedeutete das Seelen-, Familien- und Freundesglück aller starken und untergegangenen Heldenzeitalter), pflanzt der Kampf gegen die Erbbekundungen namenloses Leid ins eigene Herz, in die eigene Familie, in die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch. Und die Auswirkungen in die Erbzukunft sind im ersteren Falle Segnungen und Erbglück, im letzteren Falle ein Sichselbstvermehren des Erbfluches durch eigene Fluchtat, und zwar in dem Maße, als es gelingt, den züchtenden Umweltwiderstand zu brechen und das Leben zu erleichtern, was eben Sinn und Zweck des Vernunftstaates ist. Es ist ja letzten Endes gar nicht möglich, den Kampf aus dem Leben hinwegzuorganisieren, was die Vernunft in ihrer Unvernünftigkeit erstrebt; man macht den natürlichen, segenspendenden Kampf lediglich zu einem unnatürlichen, giftigen,

fluchspendenden und unendliches Seelenleid zeugenden, man macht den Kampf zum Zwist gegen sich selbst, zu einem sinnlosen Kampf des Erbgutes gegen die Bekundungen seiner selbst, zu einem Selbstvernichtungsprinzip des Lebens.

18,23. Züchtung auf Seelenfalschheit.

Aber auch dieser erlebte Seelenzwiespalt ist kein Endstadium in der seelischen Herunterzüchtung. Er gründet sich auf anererbte Erlebnisfähigkeiten, geistige Folgerichtigkeiten und Selbstwahrhaftigkeiten. Weil die Fortpflanzung der Träger der Seelenzwiespältigkeit im ganzen herabgemindert sein muß, so merzt sie sich selbst wieder aus und führt zu einer immer stärkeren Anzüchtung seelischer Falschheit und einer Einengung des Bewußtseins, das die Erlebnisfähigkeit für alles das einbüßt, was der Selbstbewahrung in den geistigen Auseinandersetzungen mit der Welt abträglich sein könnte, so daß die Falschheiten selbst und alle Widersetzlichkeiten zwischen Wertgefühlen und zwischen Bestrebungen nicht ins Bewußtsein eingelassen werden und alle Triebe nützlich, selbstsüchtig und ausbeuterisch ausgerichtet werden. Die Züchtung auf Seelenfalschheit nimmt in alten Kulturvölkern immer mehr zu. Das Christentum leistet dieser Falschheitszüchtung noch besonderen Vorschub, vor allem durch seine Höllenverängstigungspraxis, wodurch es den an sich schon seltenen, sehr hochwertigen Wahrhaftigkeitsinstinkt ausmerzt, dadurch daß der wahrhaftige Christ die einzige rechtschaffene Konsequenz aus der christlichen Lehre zieht und ins Zölibat oder Klosterleben eintritt oder zur Fruchtbarkeitsunterbindung in der Ehe schreitet, wie es in früheren Zeiten allgemein unter den wahrhaftigsten Menschen geschah, um nicht Kinder in die Welt zu setzen, welche zu ewiger Verdammnis bestimmt sein könnten, die ja nach dem Zeugnis des wahrhaftigen „Gottessohnes" die allermeisten Menschen treffen soll. Die Falschheit und religiöse Unwahrhaftigkeit und Inkonsequenz des modernen Christen gegenüber denen des Altertums und des Mittelalters ist ganz offensichtlich, sie mußte sich mit Zwangsläufigkeit züchten. (Vergleiche auch die Ausführungen hierüber in meinem Nietzsche-Buch, Erläuterungen zu Zitat 1018.)

18,24. Züchtungsfolgen der kulturellen Daseinserleichterungen.

Zusammenfassend ergibt sich, daß sich als Folge der Erleichterung des Daseins durch Gemeinschafts-Nutznießungen und -Ausbeute der Erbvermögen (c III) züchten müssen:

1. Einbußen an allen erblichen Leistungsvermögen der natürlichen Selbstbehauptungsfähigkeit, Erbverwahrlosungen sowie Verwahrlosungen der Erbsprungordnung mit Erbsprungratenerhöhungen, denn die Höhe des Leistungsvermögens kann sich nur soweit halten, als sie lebensnotwendig ist. Nur solche Rassen, die in jener Höhe der Lebensgefährdungen leben, in welcher das volle Leistungsvermögen existenzbedingend ist, vermögen Leistungshöhe zu bewahren.
2. Über die Geschlechtspartnerwahl zahlreiche Fehlentwicklungen, denn statt der Bewährungsauslese entscheiden über die Beschaffenheit der Nachkommen auf dem Wege über die Partnerwahl fehlgreifende Wunschbefriedigungen, die sich damit immer fehlgreifender züchten müssen.
3. Alle Fehlinstinkte und Fähigkeiten, welche den Erwerb und die Ausbeute der Mittel der Daseinserleichterungen fördern, einschließlich der Ausbeute der Nächsten als lebender Mittel.
4. Eine Menge Instinkte der personellen Verkettungen an Kulturdinge und -verfahren und an Personen als lebendiger Kulturmittel, mit Einbußen der erblichen Eigenständigkeit, mit Versklavungen an die Kulturmittel.
5. Ein Übermaß an allen Selbstbewahrungstrieben, Fürsorgetrieben, Schontrieben, Feigheiten, Angsttrieben, Fluchttrieben, Pflegetrieben als Selbstbewahrungsmitteln, auch Illusionen aller Art wie Religionen, Glaubens-

lehren, Jenseitsvertröstungen usw., durch welche leidendes Leben seelischen Halt gewinnt, um im Dasein auszuharren und seine Fortpflanzung und irdische Verewigung zu besorgen.

6. Alle Triebe der Erbbekundungsfälschung, welche der Selbst- und Nächstenbewahrung (vor der Ausmerze durch minderwertige Erbanlagen) dienen, mit Seelenzwiespalten, Erziehungssucht und Unduldsamkeit.
7. Seelenfalschheit, Unwahrhaftigkeit gegen sich selbst im Dienste der Selbstsucht, mit Einengung des Bewußtseins auf Nichterfassungsfähigkeit eigener Falschheiten und Unwahrhaftigkeiten.
8. Krankhafte Selbststeigerungen aller Wertschätzungen. Jede menschliche Eigenschaft, welche wertgeschätzt wird, muß durch die Bevorzugungen, die die Träger solcher Eigenschaften im Gemeinschaftsleben, im Berufsleben, Wirtschaftsleben, bei der Gattenwahl usw. erfahren, eine Intensitätszüchtung erfahren, z. B. führt die Wertschätzung der Liebe in allen alternden Kulturvölkern zur Überzüchtung in höchstgradige Affenliebe. Es beruht diese Überzüchtung also darauf, daß die Züchtung einer wertgeschätzten Eigenschaft durch die Wertschätzung selbst erfolgt, ohne daß diese Wertschätzung auf ihren biologischen Wert für den überindividuellen Erbstrom durch die Bewährungserprobung der Eigenschaftsträger abgewogen wird, so daß wertgeschätzte Eigenschaften, welche einer solchen züchtenden Wertkontrolle (infolge der Lebenserleichterungen) entgehen, zwangsläufig einer Steigerung durch Selbstzüchtung verfallen, also dadurch, daß sie sich von ihrer Rolle, Mitwirkende im erbeigenen Selbstbehauptungseinsatze gegen den umfassenden Umweltwiderstand zu sein, emanzipiert haben. Das Ausmaß dieser Überzüchtung läuft parallel mit der Erniedrigung des Umweltwiderstandes, welcher einer solchen Überzüchtung die Grenzhöhe durch das Existenzvermögen seines Trägers weist. Je geringer also der Umweltwiderstand, desto überzüchteter und leidvoller das Ergebnis, denn jegliche seelische Überzüchtung wird zu einer Quelle des Leidens. Schafft man das Leid im Kampfe mit dem Umweltwidersacher ab (das vom Helden als Lebensglück empfunden wird), indem man den Umweltwidersacher abschafft, so züchtet man das Leid ins eigene Herz hinein.

Mit alledem erfolgt noch einmal — nämlich außer durch die Opfer des Individuums an die Gemeinschaft (unter c II erörtert) noch einmal durch die nicht erbeigen erzielten Lebenserleichterungen (c III) — die Ausmerze aller überindividuellen, allein rassenzukunftsverbürgenden Triebe und die Anzüchtung aller ich- und nächstenzentrischen, lebensbewahrenden Triebe (Vernunfttriebe), also alle nur erdenkliche Züchtung auf Instinkte, welche die Reinigung des Erbstromes von Fehlerbsprüngen unterbinden und welche die an sich schon verhängnisvolle Konservierung alles Entarteten mit allen Kräften betreiben. Gesamtfolgen: Erbschatzverwahrlosungen, Erbsprungratenerhöhungen, sinnlose Überzüchtungen, Anzüchtung von mannigfachen fehlgehenden Instinkten, welche das eine gemeinsam haben, daß sie die schon ohnehin sich vollziehende Gegenauslese noch fördern.

C IV.

18,25. Erbentartungen durch chronische Übervölkerung.

Durch die Hinwegorganisierung der natürlichen Lebensgefährdungen kommt es zur Übervermehrung mit ihrer zwangsläufigen Folge: der chronischen Übervölkerung. Dadurch ergeben sich mannigfache Fehlzüchtungsfolgen, z. B. Anzüchtung von Krankheitserregern, was im zweiten Teile dieses Werkes: „Schmarotzerzüchtung und Erbopferung“ eingehender ausgeführt wird; sodann Züchtung von Triebhemmungslosigkeiten und von Maßlosigkeit der Begehrungen infolge bewußter Fortpflanzungsbeschränkung der Individuen mit maßvollen Normaltrieben, vor allem geschlechtliche Hemmungslosigkeit, denn alle diese

Hemmungslosigkeiten erhalten erst durch die Übervölkerungsnot, welche zur Einschränkung der Kindererzeugung treibt, ihr Auslesegewicht. Es züchtet sich jede Art Hemmungslosigkeit, welche sich auf die Nachkommenerzeugung mitenthemmend auswirkt, z. B. Trunksucht (siehe unter 16,34); sodann Schwachsinn (hohe Kinderzahlen bei Schwachsinnigen überall, wo es zur allgemeinen Geburtenbeschränkung kommt in allen sozialisierten Vernunftstaaten; unter normalen gesunden Naturbedingungen geht der Schwachsinnige zum rassischen Segen an seinem eigenen geistigen Unvermögen zugrunde). Dazu züchtet sich maßlose Sucht zum Besitz zahlreicher eigener Kinder, denn jetzt erst erhalten derartige abnorme Triebe ein unsinniges Auslesegewicht, indem sie durch ihre Übermächtigkeit alle Schranken einer Fortpflanzungsbeschränkung niederreißen, mit allen Folgen der Opferunfähigkeit, der Affenliebe, der übertriebenen Bewahrungssucht und Angst ums Kind, des Leidens am Kinde, welche Triebe wieder direkt und mit ihrer Fruchtbarmachung aller daseinserschleichenden Kulturmittel entartungszüchterisch sich auswirken und vermöge dieser Fruchtbarmachung sich selbstzüchterisch steigern. Das Unheil liegt natürlich in der Hinwegorganisierung der Gefährdungen, in der Herabdrückung der Sterblichkeitsziffer, was zu Übervölkerungen und Raumnöten führt, womit zu den zahlreichen direkten Entartungsfolgen durch Lebensbewahrung und zu den oben aufgezählten vernichtenden Sekundärfolgen noch die durch Übervölkerung hervorgerufenen Entartungszüchtungen sich hinzuaddieren. Eine Züchtung gesunder Fortpflanzungsinstinkte ist überhaupt nur in dem einen Falle möglich, daß die Sterblichkeit so groß ist, daß sie der natürlichen uneingeschränkten Fruchtbarkeit das Gleichgewicht hält; denn die Höhe der Fruchtbarkeit ist ja züchterisch auf die Höhe der Vernichtungsrate abgestimmt und hat somit letztere zu ihrer Voraussetzung — die Vernichtung kann nicht von den Lebensfunktionen abgetrennt werden, die Vernichtungsrate nicht herabgedrückt werden, ohne das Leben als Ganzes zu vernichten — und auf die Vernichtungsrate hat sich zugleich auch die Erbsprungrate züchterisch abgestimmt, so daß eine Herabdrückung der Sterblichkeit eine Ansammlung nicht vernichteter Fehlerbsprünge und damit die Vernichtung der Rassenzukunft ganz notwendig zur Folge haben muß, auch dann, wenn man etwa durch gesetzlich verankerte Geburtenkontrolle eine Übervölkerung zu hintertreiben verstünde, was man freilich nie erreichen wird.

Es muß ja unvermeidlicherweise die durch die zwangsläufig eintretende Übervölkerung bedingte Einschränkung der Fortpflanzung auf Kosten der wertvollen Instinkte erfolgen. Eine jegliche Wissenschaft, Technik und Kultur, welche die Herabminderung der Sterblichkeitsziffer erarbeitet, ist eine Straße des Fluches in die Erbzukunft. Die Forscher sind die schrecklichsten Missetäter an der Menschheit und die unterirdischsten, denn ihre Gegenwartserfolge und deren Nützlichkeiten verdecken die furchtbaren Zukunftsfolgen und dienen als Rechtfertigung dieser unbewußten Erbattentate.

Die Übervölkerung wirkt sich in erster Linie fortpflanzungshemmend und ausmerzend auf alle wohlgearteten Instinkte aus, welche einer willfährigen Einordnung in das organisierte Massenmenschentum widerstreben. Der wohlgeartete Instinkt hat seine Heimat verloren; in der Stickluft des Bevölkerungspferches der Vernunftstaaten ist er zum Aussterben und zur Verdrängung durch die Instinkte des nutznießerisch begabten Massenmenschentums verurteilt.

18,26. Selbstwandlung der kulturellen Erleichterungwelt in eine ökonomische Mangelwelt und ihre fehlzüchterischen Folgen.

Durch die Übervölkerung wandelt sich die kulturell gewonnene Lebenserleichterung in eine neue Art Umweltzwang: die ursprüngliche natürliche Umwelt als allseitig lebensgefährdender (und dadurch alle Lebensfunktionen nicht nur entfaltender, sondern auch erprobender und züchtender), aber ökonomisch nicht ausgeschöpfter und nicht ausschöpfbarer, züchterisch schöpferischer Widersacher, der also der Vermehrung des Lebens und seiner Freiheit und seinem

Ausgriff niemals Schranken setzt, wird zu einem künstlichen Bewahrungsmilieu mit Verbannung aller totorganisierbaren Naturgefahren und mit Produktion, Konservierung und Propagierung aller Mittel der Daseinsbewahrung, was eben als unausbleibliche Folge die Übervölkerung heraufbeschwört und als eine von deren Verhängnisfolgen die selbsttätige Verwandlung des künstlich erarbeiteten Bewahrungsmilieus in ein einseitig ökonomisch gefährdendes Mangelmilieu, welches zur äußersten Vernunftausbeute treibt und die Triebe auf solche Ausbeute fehlzüchtet, also zu äußerster Anspannung und unermüdlichem Fleiß in Arbeit, Erziehung, Ausbildung, Erwerb von geistigen und dinglichen Nutzungsgütern, ökonomischer Daseinssicherung usw., womit sich der Kulturmensch geistig-seelisch in einen Gegensatz und Zwiespalt zur innersten Natur alles Lebendigen hineinzüchtet, das nur im immerwährenden Wandel, in Siegen und Niederlagen, im ewigen Stirb und Werde, im freien Nehmen und Verschenken Gestaltungskraft und Schöpfungsfähigkeit gewinnen kann, aber nie im Festhalten, Besitzergreifen und Vernunftausbeuten seiner selbst und der Welt als seines Betätigungsfeldes. Das Ergebnis ist, daß sich der Kulturmensch geistig-seelisch zur Heimatlosigkeit gegenüber der wirklichen Welt züchtet, daß er somit an der Welt leidet und in seinem Weltschmerz sich eine imaginäre Wunschwelt als seine eigentliche Heimat erfindet, wie es in den Religionsschöpfungen gealterter Kulturvölker (wie im Christentum) seinen erschütternden Ausdruck gewinnt. Statt einer schöpferischen Züchtung auf spontane Erbleistung, wie sie die wilde Naturzüchtung betreibt, erfolgt eine Züchtung auf erbliche Willfährigkeitsinstinkte für nichterbliche Umweltprägungen geistiger und seelischer Natur, zum Zwecke höchster ökonomischer Nutzausbeutung des eigenen Erbschatzes, was eine Instinktfehlzüchtung bedeutet, denn jeder Instinkt auf nichterbliche Erwerbungen beeinträchtigt die Züchtung auf Erberwerbungen, welche allein durch ihre Erbringschaltung und Freiheit von Versklavungen an Vernunfteinsätze zu rassischem Aufstieg führen. Äußerlich betrachtet züchtet das Bewahrungs-Mangelmilieu und die harte umweltliche Konkurrenz der Individuen auf Eigenschaften zur höchsten Ökonomisierung des Lebens, zu jeder Art des sich gegenseitig Nützlichmachens der Staatsbürger, zu Knausereien in jeder Art Vorteilsaneignungen, zu Geiz, zu Ehrgeiz und Übervorteilungssucht, auch zur Erzeugung von Scheinnutzen, zu blendender Aufmachung und Urteilsverführung, wenn nur die Lebenschancen in der harten wirtschaftlichen Konkurrenz damit steigen, womit noch einmal, also aus dritter Quelle (außer den unter c II und c III aufgeführten) die Ausmerze aller überindividuellen, allein rassenzukunftsfruchtbaren Triebe und die Ausmerze der Beschränkung, welche die Bindung nächstendienlicher Triebe an die naturhafte Familie erfährt, sowie die Anzüchtung von Bewahrungs-, Ökonomisierungs-, Vernunft-, Pflege-, Geiz- und Nutzaneignungstrieben erfolgt, die Überzüchtungen aller elterlichen Erziehungs-, Behütungs-, Fürsorge- und Angsttriebe, um so mehr als alle diese Fehltriebe oder überzüchteten Triebe durch die massenhaften Lebensbewahrungs- und -ökonomisierungsmittel und -verfahren zum höchsten Auslesegewicht gelangen, wobei der Bevölkerungsüberdruck zur Ausnutzung jeder Art Nützlichkeitserweisung und Sich-unentbehrlich-Machens zwingt, was eben die natürliche Ausmerze des zur Lebensautarkie Unfähigen trotz bestehendem ökonomischen Notstand unterbindet. Der leidvolle Notstand vermag nicht rassenzüchterisch wirklich fruchtbar zu werden. Die Kulturanstrengungen der Hinwegorganisierung des Umweltzwanges wandeln ihn also lediglich aus einem umfassenden ganzheitlichen und hochzüchterisch wirksamen in einen einseitig ökonomisch wirksamen und damit fehl- und herunterzüchtenden.

18,27. Das Züchtungsparadies und sein Verlust.

Gegenüber solchem ökonomischen Mangel herrscht in freier Natur der Überfluß. Nehmen wir beispielsweise einen Singvogel: Seine Bruten sind so gefährdet, daß die Mehrzahl derselben nicht hochkommt. Solches züchtet auf möglichst schnelle Entwicklung der Jungbrut, womit sich die Hauptgefährdungszeit abkürzt.

Das schnelle Wachstum der Jungen erfordert jedoch eine sehr reichliche Nahrungsherbeischaffung, hat also eine große Üppigkeit der Kleinlebewelt zur Voraussetzung. Die Singvögel können also infolge ihrer starken Gefährdung durch ihre Feinde, infolge ihres harten Zuchtkampfes, niemals eine ökonomische Verknappung ihrer Existenzgrundlagen, der Kleinlebewelt, heraufbeschwören. Schon eine ganz geringfügige Entwicklungsbeeinträchtigung des Vogeljungen infolge einer etwa nicht ganz ausreichenden Ernährung würde dasselbe ein Opfer der zahlreichen hohen Lebensgefahren, denen es ausgesetzt ist, werden lassen, womit sich das üppige Gleichgewicht wiederherstellen müßte mit dem üppigen Gedeihen aller Glieder dieses Naturgleichgewichtes. Der Reichtum im harmonischen Gleichgewichte der Natur bleibt erhalten durch die Lebensgefährdungen, denen alle Arten unterworfen bleiben müssen.

Dadurch daß der Mensch aus diesem Gleichgewichte seiner Mitlebewelt und aus seiner Einordnung in die lebendige Schöpfung ausbrach, wurde er zum Frevler nicht nur an seinen Mitgeschöpfen, sondern auch an seinen eigenen Lebenserben. In Urzeiten, ehe es eine Arbeitsteilung gab, ehe sich also der Mensch zur gegenseitigen Erbnutznießung, zur frevlerischen Ausbeutung fremder Erbvermögen an die Arbeit versklavte, nahm auch er nur den Platz ein, der ihm in der Harmonie der Lebewelt gebührte. Der Lebensunterhalt wurde nicht stumpfsinnig im entseelten routinierten Arbeitsgange erschuftet, sondern unter vollem Einsatze der ganzen Person, des geschlossenen Verbandes der Familie, der körperlichen und geistigen Fähigkeiten, der Naturinstinkte, der Gesundheit, bis zur Leistungsgrenze täglich neu erobert. Ein solches Leben wurde nicht nur durch den Naturwidersacher gewogen, also gezüchtet auf Vollwertigkeit und Autarkie, auf Natur-Einordnung, sondern es wurde auch reich gemacht in seinem eigenmächtigen Erleben, in seiner selbstherrlichen Freiheit, in seinem Lebensglücke. Die überall häufigen wilden Tiere, der Kampf mit ihnen, die Hut vor ihnen, waren eine für die menschliche Züchtung, für rassische Gesunderhaltung ganz unerläßliche Quelle natürlicher Gefährdungen, zudem waren sie eine unschätzbare Bereicherung des seelischen Erlebens des noch naturhaften Menschen. Der Mensch lebte gefährdeter, entbehrender, mühevoller, aber er empfand in alledem keine zu behebenden Daseinsmängel, sondern bereichernde Lebenserfüllungen, und solches Leben war eine ständige Züchtungsquelle seiner körperlichen, geistigen und seelischen Erbgesundheit. Der Mensch lebte frei und glücklich, der Naturzwang in einer Welt, welche in ihrem reichen Überflusse seinem Ausgriff keine Schranken setzte, machte ihn zum eigenen Herrn. Der heutige Mensch und Kulturgenießer lebt ungefährlich, das machte ihn unfrei, schmiedete ihn in Arbeitsketten, pferchte ihn in eine Mangelwelt, entwurzelte ihn seiner seelischen Heimat, ließ seine natürliche Zuchtwahl verlottern, so daß er siech, seelenkrank und unglücklich wurde.

C V.

18,28. Zusammenbruch rassischer Inzuchtordnung.

Dieser Zusammenbruch ist eine Folge der Zusammenwürfelung der Bevölkerung, was erstens die Erbschatzreinigung, zweitens die Züchtung hochwertiger Erbkombinationen, drittens noch einmal die Anzüchtung überindividuell fruchtbarer Eigenschaften unterbindet. Dies wird unter Punkt 24 noch eingehender erklärt und erläutert.

18,29. Begriff des Vernunftstaates. (Ergebnis von C I bis C V.)

Der Schauplatz derartiger Entartungszüchtungen, der zudem die Maschinerie für dieselbe liefert, ist der Vernunftstaat: eine kluge Veranstaltung der Vernunft zum Zwecke der Gemeinnutzmachung individueller Erbfähigkeiten, mit dem Ergebnis des langsamen Volksselbstmordes, oder, mit Nietzsches Worten: „Staat nenne ich's, . . . wo der langsame Selbstmord aller — ‚das Leben' heißt."

Sprechende Beweise für den skizzierten Lauf der Fehlentwicklungen bilden alle alten, alternden und rassisch verdrängten Kulturvölker[55].

18,30. Kulturtragik: unentrinnbare Verpflichtung zur Erbzerstörung.

Das Schlimmste ist, daß dieses Schicksalsverhängnis völlig unabwendbar ist, denn es liegt in der Arbeitsteilung als Mittel der Gemeinschafts-Nutzbarmachung der individuellen Erbleistungsvermögen begründet, in einem Zustande, der nicht wieder rückgängig zu machen ist, sobald er einmal entwickelt wurde. Aus diesem Grunde dürften auch alle moralischen Verpflichtungen, welche erst aus dieser Gemeinschafts*abhängigkeit* dem Individuum erwachsen, nicht aufgehoben werden, obgleich diese Verpflichtungen die ohnehin sich vollziehende Entartung beschleunigen (zum Verständnis weise ich namentlich auf die Abschnitte 15,7; 16,39—43; 17,5; 18,4—5); denn die Aufhebung dieser Verpflichtungen würde sich unter den durch den Kulturzustand völlig veränderten Zuchtwahlbedingungen gerade in einer noch stärkeren Verlegung des Ausmerzeschwergewichtes nach der Seite wohlgearteter Lebensinstinkte auswirken und zudem die nur mühsam zusammengekittete Gesellschaftsordnung untergraben und ein Chaos heraufbeschwören, durch das sich die schon (infolge der Nächstenverpflichtungen) sich beschleunigende Gegenauslese noch mehr beschleunigen würde, da sich das Chaos in einer Herrschaft von Untergrundinstinkten auf Kosten der opferbereiten überindividuell hochwertigen Instinkte austoben würde. Man ist eben in einer ausweglosen Sackgasse. Der Grund für diese furchtbare Kulturtragik liegt in dem so nützlichen und verführerischen und daher auch so hochgeschätzten und vom moralischen Pathos heilig gesprochenen und göttlich geweihten *Gemeinnutz* (Gemeinnutzmachung individueller Erbleistungen), einer unheimlich teuflischen Macht, welche, sobald sie erst einmal entwickelt ist, nunmehr die Glieder der Gemeinschaft im Gewissen *verpflichtet, für die Fluchbeladung* auf ihre Nachfahren aktiv sich einzusetzen (moralisch zu sein, um unmißverständlich zu reden). Für eine Aufhebung dieser für die Erbzukunft sich furchtbar auswirkenden Verpflichtung würde dieser Kulturdämon schreckliche Rache üben. Wer sich erst einmal in die Gewalt dieses lockenden und seine Opfer reich beschenkenden und hätschelnden Molochs begab, muß unentrinnbar im Tanze seiner Fronpeitsche unter äußerster Aufbietung aller seiner Erbleistungsvermögen den Erbfrevel auf seine Nachfahren erarbeiten. (Weitere Ausführungen über die Kulturtragödie unter Punkt 19 sowie im zweiten Teile dieses Werkes: „Schmarotzerzüchtung und Erbopferung", und in meinem demnächst erscheinenden Buche: „Nietzsche, der gerechtfertigte Seher".)

18,31. Biologischer Vergleich zwischen Tierstaat und Vernunftstaat.

Nehmen wir den Vergleich des Vernunftstaates mit dem Tierstaate wieder auf, so finden wir als einen der wesentlichsten Unterschiede, daß beim Tier die Rasse die übergeordnete Erbstrom-Ganzheit bildet, welche die Staaten als sich durch sexuelle Paarungen erbmischende Erbstrom- und erbeigene Selbstbehauptungs-Einheiten in sich begreift, so daß die erste Voraussetzung jeder Züchtung erfüllt ist, daß die Erbstrom-Einheit nur als erbeigene Selbstbehauptungs-Einheit ihren biologischen Sinn als Zuchtwahl-Einheit erfüllt, womit die Selbstbehauptungs- und Zuchtwahl-Einheit (der Tierstaat) beliebig reproduzierbar, also opferbar ist. Dagegen ist die Summe der Bürger des Vernunftstaates, das *Volk*, zwar eine (wenn auch nur sekundäre) Selbstbehauptungs-Einheit, aber keine Erbstrom- und mithin keine Zuchtwahl-Einheit, sondern eben eine Summe solcher Einheiten. Also ist der Vernunftstaat, bzw. dessen Gesamtvolk als solches nicht beliebig reproduzierbar und opferbar, und darin liegt sein Verhängnis, denn jeder nicht opferbare Wert ist, wie unter Punkt 17 erläutert, ein biologisch entwicklungs-

---

[55] Mjöen, A., 1935: „Der neue Staat auf rassisch-lebensgesetzlicher Grundlage". 1. Abschnitt: „Das verloren gegangene Gesetz des Blutes". In: „Rasse" (Zeitschrift). Bd. 2, S. 169.
Kamper, W., 1933: „Über die Zukunft der Menschheit". „Unsere Welt". Bd. 25, S. 266—270.

unfähiger Scheinwert. Da ein solches Volk im Konkurrenzkampfe um Sein oder Nichtsein mit anderen Völkern steht, ist es unbedingt gezwungen zur äußersten Gemeinnutzmachung und Ausbeutung seiner Vernunftbegabungen, mithin zur höchsten Entwicklung seines Vernunftstaates, denn es dürfte ja nicht untergehen, es ist ja nicht wie ein frei-autarkes Individuum oder wie das Volk des Tierstaates beliebig reproduzierbar und ersetzbar, also opferbar. Es ist also dazu verdammt, alle Mittel und Methoden der Vernunft einzusetzen, um zur höchstmöglichen Seinsentfaltung zu gelangen, ohne welche es im Konkurrenzkampfe der Völker verschlungen würde. Es muß also aus der Erbringschaltung seiner Lebensleistungen heraustreten und damit die Selbstzerstörung aller erbringgeschalteten Lebenswerte, also aller Erbwerte, selbst betreiben (damit, daß es dieselben dem erbeigenen Erprobungs-Auslesezwange entziehen muß durch seine kulturelle Entfaltung), welcher Niedergang durch die erblich unwirksame Wiederaufholung in dem durch glänzende kulturelle Entfaltung erleichterten Leben wie durch einen üppigen Mantel solange verdeckt bleibt, bis die Entartung zu so hohen Graden angewachsen ist, daß sich das Leben auch bei Einsatz aller kulturellen Mittel nicht mehr zu behaupten vermag.

18,32. Insektenstaat als vollgültige Widerlegung des Lamarckismus.

Die stammesgeschichtliche Entwicklung der Insektenstaaten ist überhaupt nur dadurch möglich, daß es keine Vererbung der (als elfter Grundeigenschaft aufgeführten) funktionellen Anpassung gibt, keine Vererbung von individuell durch Funktionsbeanspruchung, Gewöhnung, Erziehung usw. erworbenen Eigenschaften, daß es also keine sogenannte „Vererbung erworbener Eigenschaften“ gibt, wie es die Milieutheorie des Lamarckismus behauptet, denn selbstverständlich kann die allmähliche Übernahme der Fortpflanzungsfunktionen im beginnenden Tierstaate durch immer weniger und zuletzt nur durch ein einziges Staatsindividuum nur auf dem Wege über entsprechende neu auftretende Erbsprünge (auch dann, wenn man fälschlicherweise diese lamarckistisch induziert dächte) erfolgt sein, welche also den betreffenden Staaten ein Auslesegewicht über andere Staaten verleihen mußten, um zum Rassensiege kommen zu können. Aber eben dieses für den Rassensieg der neuen Erbeigenschaft unabdingbare Ausleseübergewicht wäre, wenn es lamarckistische Wirkungen auch nur im schwächsten Grade gäbe, ganz unmöglich gewesen, denn erstens würden die lamarckistisch erworben gedachten Eigenschaften der Königin, die völlig anders als die Arbeiterinnen und nur der Nachkommenproduktion lebt, körperlich sonst untätig ist und keine Staatsarbeiten verrichtet, ständige Einbußen verursachen an den von ihr selbst nicht betätigten spezialisierten Leistungseigenschaften der Arbeiterinnen und damit dem Staatsganzen Auslesenachteile erzwingen; zweitens würden alle lamarckistisch erworben gedachten Funktionsgewinne der sich nicht fortpflanzenden Staatsbürger niemals dem Erbschatze des Staates zugute kommen können. Es wäre also jede Abgabe der Fortpflanzungsfunktionen an eine Staatszentralinstanz schon keimhaft konkurrenzunfähig gewesen und im Gange der natürlichen Zuchtwahl ausgemerzt worden, wenn der Lamarckismus recht hätte. Es ist also auch selbstverständlich, daß alle Experimente, die man immer wieder zum Nachweis lamarckistischer Wirkungen angestellt hat, fehlschlagen mußten, und wenn man nur etwas von Auslesefragen verstanden hätte, hätte man die Hoffnungslosigkeit solcher Experimente vorausgesehen. Heute endlich sehen auch führende Biologen selbst in Frankreich, welches immer eine Hochburg des Lamarckismus gewesen ist, ein, daß der Lamarckismus eine Irrlehre war. „Nous n'ajoutons rien à l'héritage. Tout ce que nous pouvons pour eux (les fils), c'est de bien choisir leur mère... La civilisation exprime les chromosomes humains, elle ne s'y imprime pas.“ (Jean Rostand.) Die Sowjetunion ist das einzige Land der Erde, welches die biologisch so verhängnisvolle Irrlehre des Lamarckismus vertritt und rücksichtslos in Wissenschaft und Politik durchzusetzen bestrebt, welches die Verbreitung der für unser biologisches Zukunftsschicksal eminent

entscheidungsvollen wissenschaftlichen Erkenntnisse der exakten Vererbungslehre, Selektionslehre und Rassenlehre gewaltsam unterdrückt und welches Gelehrte von Weltruf vernichtet, die den Mut haben, sich zur selektionistischen Wahrheit statt zum Lamarckismus zu bekennen (z. B. in jüngster Zeit den Vererbungsforscher Vavilov)[56].

Es sei erwähnt, daß als erster der Zoologe August Weismann die volle Konsequenz aus der Tatsache der Insektenstaaten zog (in seiner Schrift: „Über die Vererbung" 1883) und den Lamarckismus voll ablehnte; er war der erste Antilamarckist. Darwin, der als erster den Einwand der Insektenstaaten gegen Lamarcks Lehre vorbrachte („Die Entstehung der Arten", Schluß des 8. Kapitels), erfaßte nicht die bindende Beweiskraft dieses Einwandes, so daß er sich von lamarckistischen Vorstellungen zeitlebens nicht frei zu machen vermochte. Es gehört diese neue Einsicht von der Nichtvererbbarkeit individuell erworbener (statt erbgegebener, d. h. erblich überindividuell erworbener) Eigenschaften zu den schwerwiegendsten Ereignissen der menschlichen Geistesgeschichte; die ungeheuere Bedeutung dieser Einsicht ist bei dem bodenlosen Mangel an biologischem Verständnis noch kaum einem Zeitgenossen von heute zum Bewußtsein gekommen.

Die Insektenstaaten bilden für sich allein schon einen vollgültigen Beweis gegen den Lamarckismus, auch wenn wir keine experimentellen Beweise gegen den Lamarckismus aus Mangel an Untersuchungen erbracht hätten. Überdies zeigen aber die Erbexperimente und Vererbungsbeobachtungen, daß sich Erbeigenschaften (z. B. auch menschliche Erbleiden[57]) über viele Generationen und durch Jahrhunderte hin (da die Beobachtung nicht weiter reicht) in überdecktem, also in nicht in Erscheinung tretendem Zustande, d. h. in funktionell überhaupt nicht beansprucht gewesenem Zustande vererben (was unter Punkt 23 erläutert wird), ohne daß sie, wenn sie schließlich mal durch Gewinnung eines gleichen Erbpartners (Homozygotie) zur Bekundung gelangen, irgend etwas von ihrer Erblichkeit eingebüßt haben, womit noch einmal der Lamarckismus als Irrlehre erwiesen ist.

19. Passive Selbstgefährdung.

19,1. Wesen der passiven Selbstgefährdung.

Fortpflanzungsauslese und -ausmerze von erbgesprungenen Individuen sind die einzigen Faktoren der Rassenumwandlungen und der stammesgeschichtlichen Entwicklung (Phylogenie, Evolution), und ohne den erbeigenen Selbstbehauptungseinsatz ist eine Sichtung der Erbsprünge auf ihre Lebenseignung nicht möglich. Demzufolge sind wohlgeartete, zukunftsstarke Rassen in ihren Instinkten daraufhin gezüchtet, diesem erbeigenen, die individuelle Existenz gefährdenden Selbstbehauptungseinsatze nicht auszuweichen, d. h. eine derartige passive Selbstgefährdung ist eine biologische Eigentümlichkeit wohlgezüchteter Rassen. Aufsteigendes Leben entwickelt keine oder nur in unvollkommenem Ausmaße körperliche Eigenschaften oder Instinkte, welche das Eintreten von erberprobenden Selbstgefährdungssituationen verhüten, oder es liefert sich sogar gefährdenden Umweltsituationen selbst aus, durch welche es zum erbeigenen Selbstbehauptungseinsatze und somit zur Bewährungserprobung genötigt wird. Das ist also eine — individuell statt überindividuell betrachtet — durchaus unvernünftige und nützlichkeitswidrige Eigenschaft, denn es macht die Vernünftigkeit und Nützlichkeit einer Eigenschaft aus, daß sie dem individuellen Leben, d. h. dem Gegenwartsleben und seiner Erhaltung dienlich ist. Hier aber handelt es sich um eine Dienlichkeit für den überindividuellen Zukunfts-Rassenstrom

---

[56] Franke, G., 1938: „Vererbung und Rasse". 2. Aufl. S. 103—108.
„Die Naturwissenschaften", 1948. Bd. 35, S. 62—64.
„Naturwissenschaftliche Rundschau", 1949. Bd. 2, S. 529—536.

[57] Thums, K., 1938: „Blutsverwandtenehe und Erbkrankheit". „Der Erbarzt", 1938. S. 121.

auf Kosten der Nützlichkeit für die jeweils gegenwärtigen Individuen, durch welche der Lebensstrom in die Zukunft fließt.

19,2. Passive Selbstgefährdungen und die Bedingungen für ihre Entstehung und ihren Verlust.

Es bedeutet z. B. eine solche unvernünftige Heraufbeschwörung von Selbstgefährdungssituationen, daß sich die meisten Organismen keine Schutzeigenschaften gegen das Erkanntwerden durch ihre Feinde angezüchtet haben. Wo wir eine Anzüchtung von ausgesprochenen Schutzeigenschaften finden, da beruht sie auf gewissen Entartungs-Voraussetzungen, wofür vor allem die Insekten als die höchst gezüchtete Klasse der wirbellosen Tiere vorzügliche Beispiele liefern. Als solche Schutzeinrichtungen finden wir namentlich: Schutzfärbungen, die mit der gewohnten Umgebung der sich derart Tarnenden übereinstimmt, so daß diese leicht übersehen werden; oder Gestalt- und Farbnachahmungen von Blättern, Stengeln und anderen für den Feind unbrauchbaren Dingen, so daß sie durch Verwechslung mit ihnen ihren Feinden keinen Appetit machen; oder Nachahmung in Gestalt, Färbung, Bewegung usw. von anderen Tieren, welche giftig oder von schlechtem Geschmack sind, so daß sie durch Verwechslung mit ihnen bei ihren Feinden Abscheu und Ekel erregen usw. Die Regel ist jedoch, daß man überhaupt keinen nennenswerten Gebrauch von derartigen passiven Mitteln der Feindestäuschung macht, sondern daß man sich Selbstgefährdungssituationen ausliefert, indem man seine Feinde nicht durch körperliche Tarnungen täuscht. Wäre keine passive Selbstgefährdung wirksam, so müßte allgemein die natürliche Zuchtwahl hochgradige Schutzanpassungen züchten, wie wir sie etwa beim Wandelnden Blatt bewundern. Die Betrachtung ausgesprochener Schutzanpassungen wie wir sie vor allem bei gewissen Insekten kennen, ergibt, daß es sich gewöhnlich um Arten handelt, welche nicht häufig sind und welche es jedenfalls überhaupt nur noch solchem Schutze verdanken, daß sie noch nicht ausgestorben sind. Häufige Arten, die ihre Entwicklungskräftigkeit durch Ausbildung zahlreicher Rassen und Eroberung vieler Lebensräume beweisen, pflegen sich nicht hervorragend vor ihren Feinden passiv zu schützen. Sie vermögen sich zu verschwenden und zu opfern, da sie hinreichende Einpassung in ihre Umwelt besitzen, um jeden Verlust vermöge einer Überproduktion von Nachkommen wett zu machen. Es finden sich nämlich in ihnen immer Linien mit erblich verschieden hoher Fruchtbarkeit[58]. Bei einer überstarken Vernichtung sind Linien mit hoher Nachkommenproduktion im Auslesevorteil, bei zu geringer Vernichtung und Übervölkerung Linien mit geringerer Nachkommenproduktion, so daß die Selbstregulierung auf die jeweils günstigste Fortpflanzungsziffer die Züchtung von besonderen passiven Schutzanpassungen gegen die Feinde unterbindet und somit die Art zur Beibehaltung der Herausforderung von Selbstgefährdungssituationen zwingt. Anders bei aussterbenden Arten; diese sind so schlecht in ihre Umwelt eingepaßt oder erleiden ohnehin schon so viel Vernichtung durch dieselbe, daß ihre Nachkommenproduktion mit der Vernichtungsziffer nicht Schritt zu halten vermag. Nunmehr erst gewinnt auch jede passive Schutzanpassung und Täuschung ihrer Feinde einen hohen Auslesewert, womit sich eine solche Art eine Zeitlang über ihren Untergang hinwegretten kann; denn damit, daß sie nunmehr statt aktiver Neuanpassungen (mit physiologischen Vervollkommnungen) passive Anpassungen (passiven Schutz gegen Feinde) erwerben muß, muß ihre Leistungseinpassung in ihre sich immer höher entwickelnde Mitlebewelt immer noch unvollkommener werden als sie schon war, so daß sie durch ihren Verlust der passiven Selbstgefährdung, also gerade durch ihre Hinwendung zur Nützlichkeit, zum Erwerb nützlicher und vernünftiger, d. h. der Erhaltung des Individuums dienlicher Anpassungen, ihr Verdrängtwerden aus dem Dasein zwar noch eine erdgeschichtliche Weile hinausschieben kann, ihm aber um so unrettbarer verfällt.

---

[58] Plate, L., 1932: „Vererbungslehre". 2. Aufl. Bd. 1, S. 355. Jena.

19,3. Für die passive Selbstgefährdung wirksame Instinkte beim Menschen.

Eine bedeutende Rolle im Dienste der passiven Selbstgefährdung, deren Bedeutung ja darin besteht, daß sie den Organismus zum erbeigenen Selbstbehauptungseinsatz zwingt (dem Mittel rassischer Behauptung und Höherzüchtung), spielen gesunde Instinkte. Wir erwähnten oben bereits (unter 18,2) die allen urtümlichen, aufsteigenden Menschenrassen eigene Kampfesfreude, ein Wesenszug der Heldenzeitalter, welche in den aufblühenden Kulturen stets der Ausmerze verfallen mußten und untergingen. Da die hohe Geistesentwicklung des Menschen ihn in einem ganz verhängnisvollen Ausmaße fähig macht, seine Selbstgefährdung aufzuheben und in aller nur erdenklichen Weise seine eigene aufsteigende Zuchtwahl zu hintertreiben und sich der rettungslosen Entartung auszuliefern, so bedarf der Mensch der Instinktleitung seines Geisteseinsatzes zur Sicherung der Herausforderung züchterisch wirksamer Selbstgefährdungssituationen in einem so dringlichen Maße wie nicht im entferntesten irgendein anderes Geschöpf, und daher zeichnen ihn, soweit er noch rassisch gesund ist, diese Selbstgefährdungsinstinkte geradezu vor allen Geschöpfen aus und bestimmen in weit höherem Maße seinen Wertrang als Geistwesen als sein Geist an und für sich — denn der Geist an und für sich ist überhaupt kein Wert irgendwie, sondern etwas ganz furchtbar Fragliches; er kann zum Segen, er kann zum schrecklichsten Instrumente der Flucherzeugung werden, je nachdem welche Instinkte sich seiner zu ihren Zielen bedienen —; denn erst gesunde Instinkte adeln den Geist, indem sie ihm die gefährliche Führung seines Einsatzes im Sinne einer Beglückung der Rassenzukunft geben, welcher gefährliche Einsatz wiederum als Gegenwartsbeglückung erlebt wird. Es war oben die Kampfeslust genannt; zu ihr gesellen sich Verwegenheit, Wagemut (es sei z. B. auf die durchaus nicht individualnützliche, vielmehr durchaus schädliche Gefahrenfreude des Felsenkletterers hingewiesen; in alt gewordenen Kulturvölkern gibt es so etwas nicht mehr; es ist wertvollstes Ahnenerbgut aus einem ehemals wildfreien Leben, welches durch die heutige Nützlichkeitszüchtung schließlich verdrängt wird), Abenteuerlust, Gleichgültigkeit gegen eigenen oder fremden Schmerz, gegen Not, Entbehrung, Gefahr, gegen den Tod, der Wille zu einem ehrenvollen Tod in Kampf und Gefahr, in der Blüte des Lebens, die Verachtung des Greisentodes, des Feiglingstodes, die Verachtung von Schonung und Schutz, eine leichtsinnige Lebensunbekümmertheit, kurz: heldische Eigenschaften. Weiterhin finden wir für die passive Selbstgefährdung eine Anzahl hochwertiger und edler Instinkte tätig, welche ganz besonders von vernünftig und nächstenbedürftig gezüchteten Menschen in Verruf getan werden (besonders vom Christentum), nämlich alle Instinkte, welche zur Treue zu sich selber führen und damit die selbsteigene Erbbekundung im Guten wie im Schlechten gewährleisten (also etwas Todsündliches für die christliche Seele), was die erste Voraussetzung zur Wirksamkeit der Zuchtwahl ist, zur Anzüchtung hochwertiger Eigenschaften, vor allem hochwertiger Instinkte, und zur Ausmerze der schlechten. Überhaupt sind ja die Instinkte der Angelpunkt jeder gesunden menschlichen Zuchtwahl (nicht einmal so viel ist bislang Eugenikern und Rassenhygienikern bewußt geworden). Diese Treue zu sich selbst finden wir am allerstärksten in den Kindheitsjahren ausgeprägt, zum Zeichen, daß es sich um alte Charaktereigenschaften aus der Urgeschichte der Menschheit handelt, welche heute infolge der Züchtung auf Selbstbewahrung (statt Selbstbewährung), also infolge der Vernünftigkeitszüchtung durch die Kultur mehr und mehr ausgemerzt werden. Hierher gehört der Eigensinn und Trotz, namentlich in der Jugend ausgeprägt, besonders im sogenannten Trotzalter, welcher der Brechung von nicht erwünschten (sei es schlechten oder verkannten wertvollen) Eigenschaften durch den Erzieher einen Willenswiderstand von seiten des Zöglings entgegensetzt. (Natürlich kann man Trotzanlagen nur soweit als gesund betrachten, als sie keine anormalen Überentwicklungen aufweisen.) Es kann sich bei solchen Eigenschaften, d. h. Handlungsweisen oder

Willenszielen, welche durch den Eigensinn oder den Trotz in Schutz genommen und verteidigt werden, um solche handeln, die an sich (unter Naturbedingungen) gut und wertvoll, wenn auch oft nicht vernünftig sind, aber sich erst durch die Kulturbedingungen in absolut schlechten Folgen auswirken; oder es kann sich um wirklich schlechte Eigenschaften handeln. Wenn sich nun schlechte Erbeigenschaften auf das Leben des Trägers derselben oder auf seine Umgebung schlecht auswirken, so ist es doch eben eine Grundbedingung für die Erbausmerze solcher Eigenschaften, daß die schlechte Auswirkung derselben auch tatsächlich zu erfolgen hat (unter der Voraussetzung eines natürlichen Lebens), sei es dadurch, daß sich der Träger solcher Eigenschaften selbst durch sie zugrunderichtet, sei es daß die Umgebung für den Schaden, den sie erleidet, Rache nimmt und den Täter zugrunderichtet. Damit sind natürlich der unvernünftige Trotz und Eigensinn als hochwertige, edle, überindividuell fruchtbare Eigenschaften gerechtfertigt, denn sie führen zur Treue zum Erbschatze in seinen Bekundungen und ermöglichen somit die Ausmerze der Unwerte und Auslese der Werte mit der Ausmerze und Auslese ihrer Träger. Der Untergang von Einzelindividuen als Einheiten des selbstproduktiven Erbstromes ist eben belanglos, es kommt nur auf den überindividuellen Erbstrom selbst, auf seine Reinigung von Minderwertigem und auf seine Aufartung an.

19,4. Gegensätzliche Zuchtwahlwirkung von Instinkthingabe und Erziehung.

Und nun sehe man den Erzieher, welcher mit den durch die Brechung oder Unterdrückung solcher schädlichen oder schädlich erscheinenden Eigenschaften erzielten günstigen Auswirkungen auf das Individualleben die Rechtfertigung seiner Erziehungsbemühungen bewiesen glaubt. Grundirrtum, der einmal auf dem lamarckistischen Irrtum einer Wesensveränderung des Persönlichkeitskernes durch umweltliche Einwirkungen beruht, zum anderen auf der Unwissenheit über Erbsprung und Zuchtwahl als einzig werteschaffenden Mächten. Aus der Einsicht in diesen Sachverhalt ergibt sich nunmehr, daß niemals ein gutes, wertvolles Verhalten eines Menschen an sich ein zu erstrebendes Ziel sein darf, sondern lediglich ein wertvolles Verhalten aus Instinkt, wobei der Begriff „wertvoll" durchaus nicht als „gut" im Sinne von „gütig" mißverstanden werden darf, denn nicht die Vernünftigkeit (welche auch das Gütigsein mit einbegreift) macht den Wert eines Instinktes aus, sondern seine segnende Wirkung in die Lebenszukunft, was also immer böse und unvernünftige Gegenwartswirkungen in sich schließt, wie aus der Unabdingbarkeit der Ausmerze der unvernünftigen mißglückten Erbsprünge zwangsläufig folgt. Ein wertvolles Verhalten aus Instinkt ist demgemäß niemals durch umweltliche Prägung (wie Erziehung), sondern nur als Zuchtwahlergebnis möglich, und der Einsatz zur Verwirklichung einer menschlichen Werterhöhung dürfte daher nur in der Ermöglichung einer solchen Zuchtwahl bestehen (d. h. in der Setzung der natürlichen Umweltbedingungen, die für eine solche Zuchtwahl unerläßlich sind, eine für Kulturvölker natürlich unmögliche Forderung), wofür eben die Bekundung der wertvollen und schlechten Erbanlagen eine Grundvoraussetzung ist. Dieser Bekundung dient eben die allen noch jungen und aufsteigenden Menschenrassen angezüchtete Treue zu sich selber im Guten und Schlechten, eine gewisse unvernünftige Selbstgefährdung und Amoralität, aber einer der hochwertigsten und edelsten Instinkte, wennschon er von fromm gewordenen Kulturträgern mit umgezüchteten Instinkten als ein schlechter und verwerflicher Trieb oder als etwas sehr Sündhaftes empfunden wird.

19,5. Unmöglichkeit einer Setzung ethischer Postulate.

Es gibt grundsätzlich kein ethisches Prinzip als Sollforderung, keine Maxime für das rechte Handeln. Kants kategorischer Imperativ ist eine philosophische Naivität, denn

1. hat ein rechtes Handeln Ausdruck der instinktiven Erbgegebenheiten zu sein; also darf es keinen Geboten unterworfen werden, denn solche müssen sich fehlzüchterisch auswirken, also als ein Fluch auf die überindividuelle Erbzukunft;
2. ist der Wert einer Handlungsweise (der sich nur überindividuell rechtfertigen läßt) völlig von der Natureinordnung der Handelnden abhängig; ein in harter Naturordnung erbwertschöpferisches Handeln wird innerhalb der Kulturordnung sehr oft zu einem erbzerstörerischen, also schlechten;
3. ist der Wert des Handelns auch bei gleichbleibender Art der Natureinordnung völlig von der jeweiligen Bedingungskonstellation abhängig; erst die Funktion meiner Handlung im jeweiligen Bedingungskomplex leiht ihr Wert oder Unwert, macht die gleiche Handlung zu einer hochwertigen oder schlechten;
4. ist der Wert einer Handlung, der nur an den Fernwirkungen auf das Zukunftserbe gemessen werden könnte, sehr schwer erkennbar oder völlig unerkennbar und wird meistens sehr falsch eingeschätzt, da die Fernwirkungen im ganzen unübersehrbar sind;
5. sind die Motive des Handelns unerkennbar, da nur vorgeschobene Motive ins Bewußtsein treten.

19,6. Unsere einzige Handlungsfreiheit für den Erbdienst.

Es beruht eben jede Lebensentartung, jede Überwindung einer solchen Entartung und jede Lebenserhöhung auf den beiden Faktoren: Erbsprüngen und Zuchtwahl der Träger dieser Erbsprünge. Wir haben es nicht in der Hand, die Natur der Erbsprünge zu bestimmen; es liegt in ihrer Molekularmechanik begründet, daß sie naturnotwendig in den weitaus meisten Fällen mißglücken müssen und daß ein Erbsprung und erst sein Glücken oder Mißglücken unvoraussagbare und erst recht unvorauslenkbare Molekularereignisse bleiben müssen, daß sie der als Erbsprungordnung sich auswirkenden Erbordnung unterstehen, welche ebenfalls als molekularmechanische Ausleseordnung sinnvollen Eingriffen durch uns für immer entzogen bleiben muß, auch bei noch so genauer Erforschung des Ablaufes aller dieser Vorgänge. Ebenso ist es ausgeschlossen, daß wir jemals einen Erbschatz von einem mißglückten Erbsprung säubern könnten. Ja auch nur die Vermeidung der Lebensopfer durch künstliche Fortpflanzungsunterbindung der Träger von Fehlerbsprüngen — die eugenische oder rassenhygienische Vernünftelei und Utopie, diese superkluge und altersschwache Muhme — ist sowohl theoretisch (als Eignungsbeurteilung) wie auch praktisch (als Erfassung) ganz unmöglich und beruht auf einer maßlosen Überschätzung des Vermögens unserer Vernunft. (Ich habe unter Punkt 24 und im zweiten Teile dieses Werkes: „Schmarotzerzüchtung und Erbopferung", diese Unmöglichkeit noch näher erläutert.) Müssen wir auch die Erbsprünge als vollzogene und unabänderliche Naturereignisse hinnehmen, so daß sich auch keine Instinkte anzüchten konnten, welche diese Vorgänge zu beeinflussen vermöchten, so besitzen wir doch Verfügungsfreiheit über uns, um zur Erbeigenheit unseres Selbstbehauptungseinsatzes zu stehen und uns instinktgeleitet der erberprobenden Lebensgefährdung selbst auszuliefern, d. h. im Dienste der aufartenden Zuchtwahl unseres Erbstromes zu handeln, unter der Voraussetzung einer natürlichen Widersacherumwelt (denn im Kulturzustande, also im Zustande der Erbnutznießungsverkettung, beschleunigt im Gegenteil beides (erbeigener Selbstbehauptungseinsatz und erberprobende Selbstgefährdung) den Untergang des überindividuellen Erbstromes. Hier gibt es prinzipiell keinen Weg für einen Erbaufstieg, sondern nur Wege der Verzögerung des Erbentartungsprozesses).

19,7. Die wohlgeratene Instinktordnung.

Dem erbeigenen Selbstbehauptungseinsatze dienen jene hochwertigen Instinkte, welche die Nutznießungen an fremden Erbvermögen und die

Bereitschaft, anderen als Objekt der Nutznießung zu dienen, unterbinden (eine Aufzählung gab ich unter 18,3).

Der erberprobenden Selbstgefährdung dienen die oben (unter 19,3) genannten heldischen Instinkte, ferner die Treue zu sich selbst, der Eigensinn, der Trotz, der Mangel an Lenksamkeit, Fügsamkeit und Gehorsam (denn nur so züchtet sich der Gehorsam gegen ein inneres Gesetz des instinktiven rechten Handelns), der Mangel an jugendlicher Bravheit, Tugendhaftigkeit und Sittsamkeit, an Musterschülertum, die Widerspenstigkeit, der Mangel an Erziehbarkeit, überhaupt an einer Ausrichtung nach den Wertschätzungen der Mitmenschen oder nach der öffentlichen Meinung (denn sie raubt uns den Weg der instinkthaften Neigung, den wir zu gehen hätten und entzieht damit solche Instinkte der natürlichen Auslese oder Ausmerze im Gange der Erprobung auf ihren Lebenseignungswert), sodann die Zügellosigkeit, die ihren Trieben keine Hemmungen auferlegt (denn nur so züchten sie sich maßvoll, die Hemmung würde den unmaßvollen Trieb der Zuchtwahl entziehen, würde also Maßlosigkeiten samt den durch gleichzeitige Hemmungen heraufbeschworenen Seelenzwiespältigkeiten züchten), ein gewisser unvernünftiger Starrsinn bis ins Alter, der sich seine Eigenarten nicht nehmen lassen will, der Mangel an Gewissensbiß und Bußfertigkeit (man steht zu seiner Tat als Ausdruck der seelischen Erbbeschaffenheit), der Zynismus, das Unschuldsgefühl in allem, was man tut (denn nur so züchten sich die rechten Instinkte des Handelns), die Duldsamkeit, der Mangel an moralischer Entrüstung, der Mangel an Richtertum, an Erziehungssucht (man erkennt jedem das Recht auf Eigenpersönlichkeit zu und achtet ihn im Guten und Schlechten, wennschon man letzteres nicht schätzt), ein persönliches Abstandsgefühl, das man gegenüber dem Nächsten wahrt (denn es ist eine Voraussetzung der freien, erbgemäßen Persönlichkeitsentfaltung), schließlich der Stolz auf sein eigenes So- und nicht Anders-sein, das Ehrgefühl in der Treue zu sich selbst (statt ausgerichtet nach den Wertschätzungen der Nächsten), der Mangel an Ruhmsucht und Ehrgeiz (denn er unterwirft uns den meist von fehlgerichteten und ichsüchtigen Instinkten geleiteten Wertschätzungen der Nächsten und raubt damit die Treue zum eigenen Wege). Welche Bevölkerungen verkörpern alle diese Rassenaufstiegs-Instinkte am besten? Bei welchen Bevölkerungen vermissen wir solche Instinkte am meisten? Man unterlasse es, in heutiger Zeit, in welcher immer offener Untergrundinstinkte zur Herrschaft gelangen, hierüber öffentlich zu diskutieren! Aus solchen Diskussionen kann nur Unheil fließen.

Zur Wohlgeratenheit gehört überhaupt eine Harmonie und Mäßigkeit der Instinkte, so daß kein Instinkt die Bekundung eines anderen verwehrt. Die Unordnung, Verwahrlosung und Gegeneinanderzüchtung der Instinkte des Kulturmenschen führt zu dessen vielen Seelenzwiespältigkeiten. Im übrigen ist zu beachten, daß es Werteigenschaften an sich überhaupt nicht gibt; erst ihre harmonische Einordnung in eine wohlgeratene erzüchtete Instinktordnung macht eine Eigenschaft zu einer wertvollen. Das Maß gehört zur Güte jeder Eigenschaft, denn die Überzüchtung macht auch aus der besten Eigenschaft eine schlechte, indem diese die Instinktordnung zerstört, die Bekundung aller entgegenstehenden Eigenschaften verwehrt, deren Zuchtwahl somit verhindert und zu unglückseligen Zwiespältigkeiten führt.

19,8. Ausrottung der zukunftsverbürgenden Instinkte passiver Selbstgefährdung durch die Kultur.

Namentlich viele unter unseren ungelernten Gelegenheitsarbeitern und viele unter den sogenannten „Taugenichtsen" unserer Schulen besitzen noch hochwertige Triebe zu „passiver Selbstgefährdung", noch viel von diesen urtümlichen, gesunden Instinkten, welche nicht vorsorgen, welche geistig nicht folgsam sind und damit als seelische Hindernisse für eine Berufsergreifung wirken, welche die Gefährdungen des Lebens passiv an sich herankommen lassen, so daß sie ihren Träger, ohne daß sich dieser dessen bewußt wird, ständig dem Zwange der spon-

tanen Erbschatzerprobung aussetzen, wodurch solche Menschen natürlich in unserem Kulturleben leicht scheitern; sie sind eben noch auf die gesunden, urtümlichen, allein Rassenzukunft-verbürgenden Naturzustände seelisch eingezüchtet, welche entschwunden sind; so werden sie in der Kultur zu lebendigen Anachronismen und verfallen immer mehr und mehr der Verdrängung durch Menschen mit opferfeindlichen, das individuelle Leben sichernden Kulturinstinkten. Die Kultur muß ihrem Nützlichkeitscharakter gemäß alle hochwertigen Instinkte nach und nach zur Ausrottung bringen. Daß das bisher nicht erkannt wurde, beruht namentlich darauf, daß es fast nur Menschen mit Kulturinstinkten sind, welche Wissenschaft betreiben. Unsere sozial aufgestiegenen, geistig führenden Kreise verkörpern geradezu eine Auslese abartiger, aber nützlicher Kulturinstinkte.

Eine gesunde menschliche Züchtung ist nur in natürlichen Urverhältnissen möglich; in unserer Kultur der Erbnutzverkettungen dürfte nicht einmal der leiseste Versuch zu einer natürlichen Gesundzüchtung gewagt werden, da er keinem äußeren Zwange entspricht und da somit die etwa willentlich gesetzten Gefährdungen lediglich den Züchtungsvorteil für das wertmindere, gefährdungsflüchtige Leben noch erhöhen würden, ganz abgesehen von dem verhängnisvollen Chaos, welches ein solcher Versuch zur Folge haben müßte. Im Gegensatz hierzu ist es für eine gesunde Züchtung, also unter natürlichen Urbedingungen, unerläßlich, daß sich alles Erbgut bekundet, um der Zuchtwahl zugänglich zu werden, daß also die Lebensgefährdungen, denen ein Träger schlechten Erbes infolge solcher schlechten Erbbekundungen ausgesetzt ist, nicht abgemindert werden, sondern im Gegenteil durch die Instinkte der Treue zum eigenen Erbgute zur möglichst vollkommenen Austragung kommen.

19,9. Gegensätzlichkeit von zukunftsverbürgendem Seelenadel und christlich-moralischem Seelenideal.

Indem alle Erziehung, Bestrafungen, Verantwortlichmachungen, moralische Entrüstungen, religiöse Verdammungen sich als nützlich und zweckvoll für das Wohlergehen der Gegenwart erweisen, werden sie zum Verhängnis an der Erbzukunft, zu Erbfreveln, indem sie durch Ausmerze-Unterbindung schlechter Triebe (oder für schlecht erachteter Triebe) einem Gegenwartserfolge die Erbzukunft der Rasse opfern, ebenso durch In-Acht-Erklärung, Unterdrückung und Verbildung hochwertiger, aber wegen ihrer Gegenwarts- oder Nächstenschädlichkeit für schlecht und sündhaft erachteter Triebe. In dieser Verleumdungskunst hat es das Christentum, die am unheilvollsten entartete Religion, am weitesten gebracht, weil es die Gefühle der religiösen Weihe und Heiligung sowie des religiösen Tabu klug in diesen Dienst zu stellen verstand, indem es seinen Gott den Sündenfluch gegen die hochwertigsten, wohlgeratensten und edelsten Eigenschaften des natürlichen Menschen schleudern ließ, mit einem eigens für sie erfundenen Sündenregister verleumderischer religiöser Wortprägungen: Hoffart (so brandmarkt Gott den Stolz, der keines Priesters bedarf); Verstocktheit (Unzugänglichkeit gegenüber religiösen Suggestionen; geistige Eigenständigkeit); Gottlosigkeit (Nichtunterwerfung unter den priesterlichen Führungsanspruch, unter die priesterlichen [göttlichen] Gebote); Pharisäertum (Selbstrechtfertigung); Unbußfertigkeit (Einstehen für seine Taten); Mangel an Selbstverleugnung (Treue zum Erbschatze); Mangel an Sündenbewußtsein (Bejahung auch der unerwünschten Erbbekundungen als unabdingbare Voraussetzung aufsteigender Zuchtwahl); Mangel an Demut (an Knechtssinn); Mangel an Gottergebung (an Unterwerfung); Mangel an Barmherzigkeit, Unbarmherzigkeit (Mangel an Bereitschaft, sich zum Objekt erbfremder Nutznießung zu erniedrigen, die natürliche Zuchtwahl zu hintertreiben, die Zukunft mit dem Erbfluche zu beladen). Der Mensch mit erbzukunftsverbürgenden, edlen, überindividuell-opferbereiten Instinkten, ohne Nutznießungsgewährung an seinem Opfer, ohne Selbst- und Nächstennutz, ohne

Dank und Anerkennung durch die Gegenwärtigen, ja zum Schaden und Undank der Gegenwärtigen, sich der Erbzukunft opfernd, dieselbe segnend, welche keinem Opfernden Dank abzustatten vermag, dieser ist in christlichem Sinne hochgradig verwerflich und sündhaft, er ist für die ewige Höllenverdammnis vorherbestimmt, während der Mensch des christlichen Ideals, der Heilige, der den furchtbaren Erbfluch auf die Menschheitszukunft sät, aber durch seine Nützlichkeit und Ausbeutbarkeit für absinkendes Leben den Dank der Gegenwärtigen erntet, obendrein auch noch mit ewiger Seligkeit im Himmel belohnt wird.

19,10. Züchterische Ergebnisse der Erziehung.

Im übrigen häufen sich infolge der „Erziehungserfolge" (die ja keine lamarckistische Erbverbesserung bewirken können), dadurch daß sich die Erzogenen im Leben durchsetzen infolge der künstlich abgewendeten Selbstgefährdungen (indem man den Erzogenen vor dem Schicksale des Taugenichtes, unterzugehen, bewahrt) so viele schlechte Instinkte von Generation zu Generation zusammen, daß man schließlich ohne den sicheren Nachkommen-Untergang überhaupt nicht mehr die Erziehung zu lockern vermag. Welche kinderreiche Familie vermöchte heute bei uns noch ohne jede Erziehung auszukommen, ohne daß es zu wüsten Familienszenen käme? Wer wilde Völkerstämme kennen gelernt hat, sieht den ungeheueren Unterschied gegen uns, die harmonische Selbsteinordnung dort ohne Erziehung. In Urzuständen gibt es keine Kindererziehung in nennenswertem Maße. Man denke an die altisländischen Sagas (um ein germanisches Volk zu wählen), nach deren Zeugnissen schon das Kind als selbständige Persönlichkeit gewertet und geachtet wurde[59]: selbst dann wenn es einen Mord beging, war dies kein Anlaß für die Eltern, erzieherisch einzugreifen (wie z. B. aus der Kindheit des Helden Egil berichtet wird). Ein Kind benahm sich, ohne erzogen zu sein, nicht wesentlich anders als ein Erwachsener. Das war das Ergebnis dessen, daß jeder instinktiv gemäß dem Spruche handelte und ebenso des Mitmenschen Handeln verstand:

„Bleibe treu dir selber in tiefster Not,
Bleib treu deinem Wollen bis in den Tod!" (Oskar Hellem.)

Wohin haben uns unsere Erzieher gezüchtet? Wenn deren Erziehungsglaube zu Recht bestünde, müßten nach so viel Generationen aufopferungsvoller Erziehungsmühen ja alle Kinder schon als Engel auf die Welt kommen, so daß sie keiner Erziehungsarbeit mehr bedürften. Genau das Gegenteil müssen wir feststellen, was unter biologischer Betrachtung zwar selbstverständlich ist, bei pädagogischer Betrachtung jedoch unerklärlich bleibt. Um Mißstände zu beheben, erarbeitet und konserviert der Kulturmensch, völlig unfähig zu einem Blicke in die Ferne, ständig jene Grundlagen, aus denen die Mißstände erwachsen, was ja überhaupt für jede Art Kulturdienst an der Menschheit gilt. Der aufopferungsvolle Kulturdienst hat die Kulturmenschheit erbbiologisch heruntergebracht und siech gemacht, und wenn wir die Geschichte der Menschheit durchblättern, so finden wir, daß die Größe, die man den Gestalten der Geschichte zuerkennt, im allgemeinen einen Maßstab abgibt für die Größe des Erbfluches, mit dem sie die Nachwelt belastet haben und immerfort weiter belasten, denn die verhängnisvollen Erbwirkungen greifen immer weiter und potenzieren sich immer stärker in fernere Zukünfte.

19,11. Zerfall der Entwicklungsharmonie bei der Reifung des Menschen.

Anknüpfend an die obige Erwähnung der frühreifen Selbständigkeit der altgermanischen Jugend sei an dieser Stelle eingeschaltet, daß beim Kulturmenschen

[59] Kretzschmar, J., 1937: „Zur Frage der frühen Selbständigkeit der altgermanischen Jugend". „Volk und Rasse" (Zeitschrift). Bd. 12, S. 123.

Reifung der Instinkte und körperliche Reifung offensichtlich fortschreitend auseinanderfallen. Die innere Entwicklungsharmonie geht unter dem Fortfalle des züchterischen Naturzwanges verloren. Der Reifungsvorgang der seelischen Entwicklung verläuft immer schleppender, der körperlich-geschlechtlichen Reifung lange nachhinkend, womit kindliche Seeleneigenschaften noch lange verharren und die seelische Reifung zum Erwachsenen zu spät einsetzt oder überhaupt nicht mehr zum normalen Abschlusse gelangt. (Wir kommen unter Punkt 24 hierauf zurück.) Wenn die geschlechtliche Reife im Körperlichen einsetzt, ist der Kulturmensch seelisch noch ein Kind, er hat weder Selbständigkeitstriebe noch Heirats- oder Elterntriebe entwickelt; das ist ein offensichtlicher Entartungsprozeß. Hinsichtlich ihrer Selbständigkeitsentwicklung erlangen wohl die meisten Menschen überhaupt keine Reife mehr; es kommt dies auch im wachsenden religiösen Bedürfnis zum Ausdruck. „So ist wahrscheinlich die so vielen höher zivilisierten und stärker domestizierten Kulturvölkern gemeinsame Idee eines anthropomorphen Gottes, welcher der Vater aller Menschen ist und als Vorsehung die Verantwortung für ihr Wohlergehen trägt, nichts anderes als die Projektion eines persistierenden jugendlichen Bedürfnisses nach elterlicher Obsorge und Verantwortung[60].“

19,12. Verteidigung des natürlichen Menschen gegen Christentum und Erziehungsideal.

Ich habe hier die Verteidigung des aus den Händen der freien Natur geschaffenen und nicht erzogenen Menschen unternommen und habe (wohl erstmalig) den Erziehungsglauben als einen menschlichen Kulturwahn dargetan. In der gesunden geistigen Entwicklung einer naturverwurzelten Menschheit kann es keinerlei Vorschriften geben, wie man zu leben und sich im Leben zu verhalten habe, und man wird daher den gesundesten menschlichen Charakter nur in Bevölkerungen erwarten können, die sich in einer natürlichen harten Widersacherumwelt gezüchtet haben, fern von Kodexen der Erziehung, von Gesetzestafeln und religiösen Geboten; denn diese Bevölkerungen mußten sich diejenigen Charakteranlagen zuzüchten, die für Lebensbehauptung und Lebensaufstieg existenzbedingend und naturnotwendig sind. Daß wir den seelischen Erbcharakter solcher Bevölkerungen als ebendenselben finden, den die biologischen Erarbeitungen und philosophischen Besinnungen dieses Buches als wesentlich für jede gesunde Geisteszüchtung, ja als Voraussetzung der Menschheitsentwicklung überhaupt erweisen, dies ist eine der schönsten Bestätigungen für die Folgerichtigkeit der hier vorgebrachten Darlegungen und Schlüsse. Wir haben mit alledem ganz neue Tiefenblicke in die geistig-seelische Natur des Menschen gewonnen, es erwächst ein völlig neues Idealbild des wohlgearteten und edlen Menschentums. Daß Erziehungswissenschaft und christliche Lehre entgegengesetzte Wertschätzungen haben und durchzusetzen sich bemühen, ist um so schlimmer für das Urteil, welches das Leben selbst, das schöpferische, über solche kulturellen Strebungen zu fällen hat. Wir haben also wieder den natürlichen Menschen wertzuschätzen, der für mich und dich kein nützliches und ausbeutbares Objekt ist und der vom Christentum wegen solchen Mangels an nächstennützlichen Eigenschaften verworfen worden ist; wir haben seine Ehre wiederherzustellen und ihn zu verteidigen gegenüber der Idealisierung und Vergottung seines Gegensatztypus, gegenüber dem christlichen Ideale des sich zu erbfremder Nutznießung selbstopfernden Edlen, Heiligen und Gottessohnes (symbolisiert in Kruzifix und Abendmahl), denn in diesem Ideale formuliert das entartete und nicht selbstopferwillige Leben seine Existenzbedingungen, womit es sich züchterisch steigert und das aufsteigende, erbglückliche und allein zukunftsverbürgende Leben mit sich in den Untergang hineinreißt.

[60] Lorenz, K., 1943, a. a. O. (unter 15, 2).

19,13. Physische Entartung und Instinktentartung in wechselseitiger Steigerung.

Wir wiesen im Abschnitt 18,17 bereits darauf hin, daß, wenn infolge der ausmerzeschwächenden Wirkung der Kultur Erbentartungen aller Art (physische, geistige, seelische) immer häufiger werden, hierdurch zwangsläufig alle Vernünftigkeitstriebe und die Koppelung des Gewissens mit dem vernünftigen statt mit dem erbzukunftsverbürgenden Verhalten (welches immer für die jeweilige Gegenwart unvernünftig ist), überhaupt die Überzüchtung solcher fehlgerichteten Gewissensinstinkte, ein immer wachsendes Auslesegewicht gewinnen, denn jetzt vermag sich Leben, welches nunmehr immer irgendwelche Entartungen aufweist, ohne diese vernünftigen Dekadenztriebe nicht mehr zu erhalten. Die Individuen mit den vernünftigsten Trieben überleben jetzt am häufigsten und bringen ihre Kinder am ehesten hoch. So wachsen die Anzüchtungen von Erziehungstrieben, individualzentrisch gerichteten Gewissenstrieben, Fürsorgetrieben, Mitleidstrieben usw. parallel mit den Erbschatzverwahrlosungen in allen alten Kulturen an, denn jede dieser moralischen Qualitäten ist ein S c h l ü s s e l, der auf alle Arten von Erbentartungen als deren Erhalter und Ausleseinstrument paßt, der also erst durch den Entartungszustand und durch die ungeheuere Entwicklung der kulturellen Mittel und Verfahren zur Lebensbewahrung der Entartungsträger ein außerordentliches Auslesegewicht gewinnt, und der außerdem durch seine Züchtung nunmehr auch den Entartungen ein außerordentliches Auslesegewicht verleiht, denn ohne solche moralische Qualitäten erhält sich das abgesunkene Leben nicht mehr. So züchten die Entartungen die kulturellen Nützlichkeitstriebe groß, und diese züchten wieder die Erbentartungen groß, indem sie diese vor der Ausmerze bewahren, und zwar in dem Grade, als Kultur und Wissenschaften die Verfahren und Mittel für die Erhaltung der Entartungsträger liefern und ausnutzbar machen. Und diese verhängnisvolle Selbststeigerung der Erbdekadenz erhält noch dadurch einen starken Auftrieb, daß der verwahrloste Erbschatz umweltschwankig wird, wie wir oben (unter 18,18) ausführten, so daß Entartungen samt Bewährungsflucht-Instinkten ein immer größeres Auslesegewicht auch noch hierdurch dazugewinnen.

19,14. Ausmerze überindividueller Wertinstinkte infolge Zusiebung von Entartungen durch individualzentrische Instinkte.

Die unheilvollste Auswirkung jedoch von Erziehung, Fürsorge, Versicherung, Schonung, Gefahrenflucht, medizinischer Praxis (deren Erfolge ja niemals einen Erbschatz aufbessern können), überhaupt Vernünftigkeitstrieben aller Art im Dienste der Abstoppung der Erbbewährungserprobung und Entartungsausmerze wurde von mir im Vorausgegangenen noch gar nicht erwähnt: Alle jene moralischnützlichen, individualwertigen Triebe bringen indirekt alle erbwertigen, selbstgefährdenden Triebe, auf denen überhaupt alles Glück der Erbzukunft allein beruhen kann, zur Ausmerze auf dem Wege über die Erbschatzmischungen der geschlechtlichen Fortpflanzung; denn diese erbwertigen Instinkte müssen sich ja zufallsgemäß bei der Fortpflanzung immerfort mit Erbentartungen kreuzen, welche von Personen mit Nützlichkeits- und Selbstbewahrungsinstinkten stammen und durch solche Instinkte vor der Ausmerze bewahrt worden waren. Der hohe Opferdienst, den die Selbstgefährdungsinstinkte für die Erbzukunft leisten, wird also durch die Opferflucht jener moralischen Instinkte zur Selbstausmerze gezwungen. Die Moralinstinkte merzen die zukunftsverbürgenden Instinkte aus dem Erbstrome aus, indem sie deren Trägern auf dem Wege über die geschlechtliche Vereinigung die physischen Entartungen zusieben, welche von ihnen vor der Ausmerze gerettet wurden, so daß sie also die Selbstgefährdungsinstinkte zur Mitausmerze bringen; dadurch muß sich die an sich so segensreiche, im Dienste der Hochzüchtung wirkende Erbschatzmischung (Eigenschaft 23) nunmehr zum Rassenfluche auswirken. Die Selbstgefährdungstriebe funktionieren noch so lange als Ventile der Rassenreinigung von Fehlerbsprungträgern, bis sie durch ihre

Mitausmerze aus dem Erbstrome ausgerottet sind, während die moralischen Bewahrungstriebe immer erneut Entartungen lebensfähig machen und in den Rassenstrom hineingeleiten.

19,15. Wildfreies Leben als Voraussetzung für die Anzüchtung überindividueller Wertinstinkte.

In Urzuständen werden im Gegenteil die moralischen Nützlichkeitstriebe vorzugsweise ausgemerzt, weil es keinen Ausweg aus dem Gefährdungszwange durch die Umwelt gibt; infolgedessen gewinnen die passiven Selbstgefährdungstriebe, die zum Widerstreite gegen die Gefährdungsursachen zwingen und dadurch den Organismus ständig tüchtig und wachsam erhalten, ein Auslesegewicht gegenüber Bewahrungstrieben, welche ihre Träger ängstlich im Dasein zu erhalten suchen, so daß diese ungestählt bleiben, durch ihre Flucht und ihr Ausweichen nicht vertraut mit den Gefahren und Widersachern werden, dieselben nicht in Schach halten, so daß sich dieselben immer übermächtiger auswachsen, bis diese Gefahrenflüchter den Gefährdungssituationen, vor denen es im wildfreien Leben kein endgültiges Entweichen gibt, nicht mehr gewachsen sein können und durch sie untergehen müssen. Je eher aber die Fälligkeit einer Ausmerze, die nicht abzuwenden ist, erfolgt, z. B. durch die Mitwirkung der passiven Selbstgefährdung, desto höher ist der Erbgewinn für den betreffenden Zeugungskreis, welcher sich der Ballastexistenzen entledigt zugunsten der Entfaltung und Vermehrung der wohlgeartetsten Individuen; solches führt also zur Mitzüchtung, zur sogenannten M i t a u s l e s e der passiven Selbstgefährdungstriebe. Zudem wirkt sich die unter Naturverhältnissen sich entwickelnde landschaftlich gestaffelte Inzucht (was unter Punkt 24 näher ausgeführt wird) zur Anzüchtung von Trieben der passiven Selbstgefährdung aus, dadurch daß die Erbgewinne diese Triebe (mit denen sie bei den Nachkommen inzuchtverkoppelt bleiben) zur Mitauslese bringen Der wilde, unausweichliche Umweltwidersacher ist also für jede Aufstiegszüchtung völlig u n e n t b e h r l i c h, er könnte niemals durch künstliche Auslesemaßnahmen und willentlich gesetzte Gefährdungen (aktive statt passive Selbstgefährdungen) ersetzt werden, denn diese würden ja, da sie keinem Naturzwange entsprechen, gerade die Ausweich- und Fluchtinstinkte und alle unter ihren schützenden Fittichen gedeihenden Entartungen großzüchten: eine Warnung, die Selbstgefährdung als solche hochzuschätzen, losgelöst aus der natürlichen menschlichen Umwelteinordnung, denn eine solche Hochschätzung derartiger überindividueller Wertinstinkte führt zu ihrer um so schnelleren Ausrottung innerhalb der Kulturen; solche zukunftsverbürgenden Instinkte dürfen sich nur aus dem Umweltzwange heraus züchten, und nur unter dem Umweltzwange erfüllen sie ihre zukunftsverbürgenden Funktionen. Nur im unentrinnbaren Naturzwange züchten sich jene hochwertigen überindividuellen Instinkte an, welche durch die Hinwegorganisierung der Naturgefährdungen im Kulturzustande und dann besonders noch indirekt durch die individualzentrischen moralischen Instinkte ausgerottet werden.

19,16. Kultur und Moral. (Vgl. Abschnitte 16,40; 18,4; 19,13—14.)

Die Moral (welche nicht mit Naturmoralität und nicht mit einem Wertverhalten an sich, mit Ethik, verwechselt werden darf) lastet also als ein furchtbarer, unabwendbarer Fluch auf der Erbzukunft der Menschheit. Wir leiden alle und siechen schließlich völlig dahin unter dem Fluche der Moral, des Gewissens, der Fürsorge und der aufopfernden Liebe unserer Vorfahren. Das ganze Unheil ruht letzten Endes auf den unmöglich rückgängig zu machenden Erleichterungen des Lebens durch den Kulturzustand, auf der Ermöglichung dieser Erleichterungen durch die Gemeinschafts-Nutznießung an den Erbvermögen und auf den Verfahren, durch welche dies letztere erreicht wird: der Arbeitsteilung, Leistungsausbeute, Ausbeutungsverkettung und Organisation. Jeder Wissenschaftler, jeder Techniker, jeder Vermittler, jeder Praktikant usw., welcher ein Rädchen in diesem Getriebe der Kulturorganisation der Lebenserleichterungen ist, ist vom

Schicksale dazu verdammt, mit seinem Geisteseinsatze sein Scherflein an dieser Erbverfluchung der Zukunft beizutragen; das ist eine Existenzfrage für ihn geworden, das hat der Kulturmoloch ihm als seine „verdammte" Pflicht und Schuldigkeit auferlegt. Und so ist dies Verhängnis unabwendbar, und es dürfte (wie unter 18,30 erörtert) keineswegs die Nützlichkeitsmoral unter Kulturbedingungen abgebaut werden. Es gibt keine Schuld und keine Verantwortlichkeit für diese unermeßliche schicksalhafte Geistestragik.

19,17. Erbschöpferisches wildfreies Leben.

Wir gewinnen damit eine völlig neue Einstellung zum Leben: Die moralische Unverantwortlichkeit des wildfreien Lebens, die wir aufdecken, ist nicht nur statthaft, nein sie ist vielmehr das allein S c h ö p f e r i s c h e, sie ist etwas sehr Hohes und Hehres. Welch edle Freiheit und Selbstherrlichkeit gewinnt damit das ungebundene Leben! welche Selbstsicherheit! welchen Seelenfrieden! welches innere Glück! Es gibt keine Knechtung unter Gebote und Verbote, kein „Du sollst!" keine Pflichtversäumnisse, keine Gewissensfolterung, keine Schuld! denn sie alle würden die Erbzukunft belasten und zugrunde richten. Nur die vollkommenste Freiheit, Unbekümmertheit und Sorglosigkeit, nur seinen Neigungen und seiner Lebenslust zu folgen, so wie es tatsächlich auch jedem urtümlich freien und gesunden Leben in Instinkt und Charakter angezüchtet ist, verbürgt das Erbzukunftsglück des Lebens; nur in der in völliger Unschuld vollzogenen vollen Hingabe an dein ganzes Ich im Guten wie im Schlimmen wirst du ein Segnender auf das Leben, ein Segenspender deiner Nachwelt. „Tugend ist nichts anderes als handeln nach dem Gesetz der eigenen Natur; und es gibt nichts, was ihr an Würde und Wert voranginge." (Spinoza.) „U m w e r t u n g a l l e r W e r t e" (Nietzsche), d. h. aller unserer Wertschätzungen! Erlöst diese Werte von dem Fluche, den das bisherige Lebensideal darauf geworfen hat! Nur als ein „J e n s e i t s v o n G u t u n d B ö s e" (Nietzsche) wächst dies Reich lebendiger Werte in die Lebenszukunft hinein.

19,18. Erbfressendes kulturgefesseltes Leben.

Erst die Kultur wandelt diesen Segen in einen erbfressenden Fluch und knechtet damit unter Pflichten und Gebote, doch ohne durch deren Erfüllung den Fluch zu lösen, den der also Pflichttreue und Gewissenhafte auf das Zukunftsleben zu erarbeiten verurteilt ist. Der moralische Mensch hat sich in seiner Hybris vermessen, die bestehende Welt zu „verbessern", indem der Moralist sie mit Werten erfüllen will, der Christ sie der Herrschaft des Bösen entreißen, der Eudämonist in ihr durch Verbannung alles Leides Glück und Wohlfahrt zur höchstmöglichen Mehrung bringen, der Arzt sie von der Geißel der Krankheiten und Gebrechen zu blühendem Leben gesunden, der homo technicus sie aus ihrem nutzlosen „Chaos" zu zweckvoller Ordnungsgestaltung organisieren, der homo oeconomicus sie aus ihrer Unentwickeltheit zu gewinnbringender Produktivität erschließen will. Aber indem wir es endlich, endlich lernen, bis in den letzten Grund der Dinge hinabzusteigen, erkennen wir zu unserem maßlosen Erstaunen, daß diese Welt ohne all unser Zutun, so wie sie ist und von ewig war mit allem ihrem Guten und Schlimmen, die bestmögliche aller Welten ist, daß sie keineswegs verbesserungsbedürftig ist und daß der menschliche Geist mit seinem Unterfangen, durch kulturelle Einflußnahme diese Welt zu verbessern und sie zum Zwecke des menschlichen Aufstieges schöpferisch zu gestalten, nur namenloses Unheil heraufbeschwört und die Zerstörung aller selbstgewachsenen Werte betreibt. Aus dem freien und glücklichen „Wilden" haben diese „Weltverbesserer" den in ein Netz von Abhängigkeiten verstrickten Kulturbürger gemacht, dem seine Vernunfttätigkeit eine eiserne Zwangsjacke von Pflichten und Geboten geschmiedet hat, deren Versäumnisse die Rache des Kulturdämons am Leben heraufbeschwören, ein geknechtetes, gehetztes, unglückliches, dem Erbmord am Zukunftsleben verpflichtetes Lebewesen.

Der Erkennende endet damit, daß er seine heidnischen Ahnen wieder ehren lernt und zu ihnen aus den Irrwegen seines Geistes zurückfindet, freilich nur im Geiste zurückfindet, denn das einstige Paradies hat sich mit der Ausweisung des prometheischen Frevlers verschlossen, dahin gibt es für den Promethiden keine Rückkehr mehr. „Wir stehen im Vorfrühling einer Weltenwende, und die Kinder der Mutter Deutschland sind bislang die e i n z i g e n auf dieser wirren Erde, die die Hände der Ahnen halten.“ (Ilse Arnheiter, 1937.) Diese Verallgemeinerung für Deutschland traf freilich nicht zu, noch viel weniger gilt sie heute bei dem geistigen Rückzug in vergangene Jahrhunderte, wo über unsere Ahnen eine christliche Schrift urteilte: „Ein grob barbarisch unfruchtbar Volk, aber der Herr hat zuletzt auch auf diese gesehen.“

19,19. Instinktführung und natürliche Gefährdungsumwelt als Bedingungen einer züchterischen Behauptung des Geistes.

Wie konnte eine solche fluchzeugende Schicksalslawine entstehen, wer brachte sie ins Rollen?: Die Emanzipation des Geistes, der, anstatt Vollzugsorgan im Dienste zielesetzender, naturgezüchteter Lebensinstinkte zu bleiben, sich zum Werkzeug von Vernunftinstinkten degradierte und entweihte. Diese furchtbare Gefahr und Versuchung für den Geist wächst mit seiner Höherzüchtung. Je höher also der Geist gezüchtet ist, desto dringlicher bedarf er der Führung durch erbzukunftsverbürgende Lebensinstinkte, nämlich solche, welche die Erbeigenheit seines Einsatzes (und durch sie ein Leben in wilder Freiheit) und den Austrag natürlicher Gefährdungen für die umfassende ganzheitliche Erberprobung gewährleisten. Die Rassen, welche die höchste Geisteszüchtung in ihrem ehemaligen vorkulturellen Zustande verkörperten, müssen diese Instinkte am ausgeprägtesten besessen haben, denn nur durch sie konnten sie so hoch steigen und Sackgassenentwicklungen entraten. Das finden wir auch allenthalben bestätigt, wobei wir natürlich nicht die geistige Höhe an der Kulturproduktion messen dürfen, denn zu letzterer gehört die Hinzuzüchtung einer Anzahl von vernünftigen und nützlichen Untergangsinstinkten, welche den Geist zu ganz bestimmten Einsätzen führen oder richtiger v e r führen. Je höher und gesunder ein Geist gezüchtet ist, desto dringlicher bedarf er zweitens des natürlichen harten Umweltwidersachers, so daß jene unvernünftigen Lebensinstinkte ihren Widerstandspol finden, welcher diese überindividuell fruchtbaren Triebe durch individuellen Gefährdungsaustrag ihrer Zukunftsbestimmung zuführt und damit in Erbzukunftsvernunft münzt. Erst in der heutigen Vernunftwelt, welche den Widerstandspol wegorganisiert, können diese Unvernunfttriebe, ohne Widerstand zu finden, zum vollen Austrag kommen (sie sind z. B. tätig in den Leidenschaften des Sportlers, des Sammlers, des Abenteurers, des Weltenbummlers, des Entdeckers und Erforschers usw.), führen nunmehr verhängnisvollerweise ohne wesentliche Gefährdung nicht nur zu den ursprünglich naturgebunden gewesenen Zielen, sondern zu unnatürlichen Zielausweitungen und somit ihre Träger zur Entwurzelung aus ihrer Natureinordnung und zur Fortpflanzungsausmerze oder -behinderung (man sehe sich die durchschnittliche Fortpflanzungsleistung der Menschen mit Leidenschaften wie den soeben aufgeführten an, sie ist recht minimal, die Kultur führt die Träger solcher Triebe zur Selbstausmerze und züchtet nützlichere Triebe), anstatt daß diese Ziele eng und naturhaft bleiben oder auch nur unerreichbare Luftschlösser und Lockungen, die lediglich dazu dienen, ein Gegengewicht gegen die individualnützigen Bindungen des Lebens zu bilden, um das Individuum durch eigenen Instinkt an den gefährlichen Umweltwidersacher heranzubringen, um es anzuspornen zum erberprobenden Kampf mit ihm (natürlich ohne solches Zielbewußtsein), der es jedoch aus seiner Umweltverwurzelung nicht ausbrechen läßt und der als ein Erbschiedsrichter diesen Kampf in einen überindividuellen Erbsegen in die Rassenzukunft ausströmen läßt. Entsprechend finden wir solche Unvernunfttriebe bei den ältesten Kulturvölkern (es erübrigt sich, Beispiele zu nennen) stark ausgemerzt, bei nordrassischen Völkern dagegen wohl am stärksten

ursprünglich angezüchtet und selbst heute, nach so langer Kulturzüchtung auf Vernunfttriebe, vielleicht noch am häufigsten unter allen Völkern. Aber sie müssen schließlich untergehen. Th. Storms „Hinzelmeyer" stirbt und alle Romantik. Man denke nur an die mittelalterlichen Kreuzzüge! Welchen machtvollen Einsatz für überindividuelle, idealische, unnützliche Ziele offenbaren sie; und wie mußte dieser edle Geist der Ausmerze verfallen, weil die Kultur die Voraussetzungen für eine solche Ausmerze durch derartige Zielausweitungen und den hemmungslosen Austrag solcher Triebe geschaffen hatte. Aber das ist nur ein Einzelbeispiel unter unzähligen. In zahlreichen Formen ist diese Gegenauslese seit Jahrtausenden überall in Kulturvölkern wirksam. Der heutige Kulturbürger vermag sich daher nicht mehr in solchem Maße überindividuellen Zielen zu opfern wie der Kreuzfahrer. Man ist praktischer geworden, realistischer, vernünftiger, produktiver, gemeinnütziger, sozialistischer, egoistischer, besorgter, feiger, falscher und ohne es zu ahnen, zehrt man sein eropfertes Ahnenerbvermächtnis auf, um auf solchen Umwegen noch viel kläglicher unterzugehen.

19,20. Ritterlichkeit, Rachetrieb und Recht. (Vgl. Abschnitt 18,5.)

Die ausgeprägtesten Instinkte der Erbzukunftsverbürgung (welche Verbürgung nur unter der Voraussetzung einer urtümlichen Naturgefährdung gegeben ist) finden wir vielleicht bei der Nordischen Rasse in ihrer ehemaligen und ursprünglichen Form, in welcher die Menschheit wohl auch ihre höchste Entwicklungsstufe als Geistwesen erreicht haben könnte. Der Selbstauslieferung in lebensgefährliche Situationen und der Erbeigenheit im Selbstbehauptungseinsatze dient auch die Ritterlichkeit der Kampfesführung, die vielleicht nirgends einen so hohen Grad erreicht hat wie bei den Urformen dieser Rasse[61]. Dazu gehört auch eine Eigentümlichkeit dieser Rasse, welche sie mit der geistig am höchsten gezüchteten Rasse der Südsee, den ritterlichen Maori[62] gemein hat, nämlich die Verächtlichmachung von Fernwaffen als Feiglingswaffen, z. B. des Bogens, und die Vorliebe für den erberprobenden Zweikampf statt dem erbfressenden Massenkampf[63]. (Und was für Feiglingswaffen sind gar die modernen Kriegswaffen und erst recht die Massenvernichtungswaffen gegen Zivilbevölkerungen. Daß heute niemand mehr auch nur eine Schußwaffe als eine verächtliche Feiglingswaffe empfindet, und sei es auch nur zur Jagdausübung, zeigt zur Genüge, wie weit ein ritterlicher Instinkt auch in der Nordischen Rasse bereits ausgemerzt ist. Man redet zwar beim Ausbruche eines Krieges hochtrabend, daß man zum Schwerte greife, aber man tut es nicht, sondern greift zu technischen Mitteln eines feigen und hinterhältigen Massenmordes.)

Weil es bei der Erbeigenheit im Selbstbehauptungseinsatze unter urtümlichen Verhältnissen keine richterliche Instanz geben kann, so kann nur die Lebensleistung im Selbstbehauptungsvermögen als Schiedsrichter fungieren und als solcher anerkannt werden, was zu einem allgemein anerkannten Kanon gegenseitiger ritterlicher Verhaltensregeln für den Kampf wie für das befriedete Leben führen muß. „Ritterlichkeit" bedeutet hier, daß die Erbeigenheit der Lebensbehauptung instinktiv gewollt ist, daß man erschlichene Vorteile und Feiglingssiege in Acht und Bann tut (während der Kulturmensch den Begriff der Ritterlichkeit oft gerade ins Gegenteil verfälscht). Damit muß sich das ritterliche Verhalten aus Instinkt anzüchten, denn unritterliche Feigheit und Erbschleicherei verfallen innerhalb solcher harten Schicksalsverbände der Ausmerze. Die Gegenauslese der Kultur bringt dagegen die ritterlichen Instinkte wieder zur Ausmerze; bei alt gewordenen Kulturvölkern finden wir nichts mehr davon. Der in allen gesunden Urgesellschaften mächtige Rachetrieb (und das Pflichtbewußtsein

[61] Achterberg, E., 1934: „Karl der Große in völkischer Schau". „Nordische Stimmen". Bd. 4, S. 317—319.
Gehl, W., 1938: „Die germanischen Wurzeln der Ritterlichkeit". „Forschungen und Fortschritte". Bd. 14, S. 326.
[62] Reischek, A., 1924: „Sterbende Welt". 2. Aufl. S. 133; 141 f.; 167; 207 f.; 213 f. Leipzig.
[63] „Volk und Rasse", 1939. Bd. 14, S. 168.

zur Ausübung der Rache), der im Gegensatz zu unserer kalten Strafrechtspraxis keinen vernunftgemäßen Ausgleich, Vergeltung, Abschreckung oder Besserung durch „gerechte“ Strafbemessungen für erlittene Unbill will (was nicht nur der Züchtung dessen, was man bekämpft, Vorschub leistet, sondern auch der Züchtung alles Schwachen, zum Selbstschutze Unfähigen), sondern der die Vernichtung des Übeltäters anstrebt, arbeitet ganz im Sinne natürlicher aufsteigender Zuchtwahl, welche sich nicht darum kümmert, ob irgendeine noch so winzige Erbminderwertigkeit durch einen leichten Fehlerbsprung eine genügende Rechtfertigung abgäbe für Vernichtung ihres Trägers, sondern welche noch haufenweise wohlgeratenes Leben hinzuopfert, da die kleinen Fehlerbsprünge ohne eine große allgemeine Lebensgefährdung gar nicht erfaßt werden können. Das wahre Naturrecht ist eine Wertfunktion des Erbschatzes selbst und kann somit keinen Richter haben: die Selbstbehauptungsfähigkeit der Persönlichkeit ist die unpersönliche, unparteiische Schiedsrichterinstanz; diese wird in Streitfällen angerufen, z. B. im ritterlich ausgetragenen Zweikampfe. Das Vernunftrecht dagegen (von unserer Rechtswissenschaft unzutreffend als „Naturrecht“ bezeichnet) ist ein vom Erbwerte emanzipiertes Zweckmäßigkeitsrecht und ist dadurch schon als ein Verfallsprinzip gekennzeichnet, wenn es auch der Zweckordnung der Vernunftstaaten gemäß ist, so daß dieselben ihm gar nicht entraten dürften. Der hochgezüchtete ritterliche Gerechtigkeitssinn im Sinne eines überindividuellen Erbwertrechtes oder Naturrechtes läuft schreckliche Gefahr, für die Gerechtigkeit im Sinne des Vernunftrechtes, für das zum Selbstzweck emanzipierte Individuum durch Erziehung, Tradition usw. abgefangen zu werden (worauf schon unter 18,13 hingewiesen wurde), was vor allem dem Christentum gelungen ist und wodurch die Ausbreitung des Christentums unter nordischen Völkern in erster Linie möglich wurde. Damit mußte auch der Ritterlichkeitsbegriff im christlichen Sinne in sein Gegenteil verfälscht werden, nämlich im Sinne einer Aufopferung für das emanzipierte Individuum statt einer Aufopferung für überindividuelle Erbwerte ohne individuelle Nutznießungsgewährungen am Opfer.

19,21. Die biologischen Irrungen in der nationalsozialistischen Rechtsauffassung.

Es sei hier eingefügt, daß die nationalsozialistische Rechtsauffassung, welche den Nutzen für das Volk und die Volksgemeinschaft zur Rechtsmaxime erhob, eine völlig unritterliche ist. Auch sie postulierte ein Vernunftrecht und ist damit gegensätzlich zu unserem Naturrechte, aber sie relativierte dies Recht, indem sie es dem völkischen „Kampfe ums Dasein“, d. h. dem Volksegoismus, dienstbar machte, nach ihrer Parole: „Recht ist, was dem Volke nützt“. Indem die Vertreter dieser Auffassung wähnten, die ewigen biologischen Gesetze zur Grundlage des Staates erhoben zu haben, entfernten sie sich in Wahrheit von den ewigen Lebensgrundlagen, welche nicht in einem darwinistisch oberflächlich verstandenen „Kampfe ums Dasein“ bestehen, sondern in der Ausübung der erbeigenen Lebensfunktionen, ohne egoistische oder altruistische Zwecksetzungen, ohne egoistische oder altruistische Nutznießungen. Aus dieser Geisteshaltung einer zu volksegoistischer Selbstzwecksetzung führenden relativierten Rechtsauffassung mußte das unritterliche Verhalten entspringen, welches der Nationalsozialismus gegenüber seinen Gegnern und gegenüber fremden Völkern und Rassen betätigte. Die Ritterlichkeit, noch im Mittelalter eine verbreitete germanische Tugend, muß eben unter den fehlzüchtenden Wirkungen der Kultur immer mehr der Ausmerze verfallen.

Als die deutsche Heeresleitung nach dem Polenfeldzug im Herbst 1939 mit den Interessen der polnischen Bevölkerung einen anständigen Ausgleich herbeizuführen versuchte, wurden ihr von Hitler, wie General Kabich berichtet, „überlebte Ritterlichkeitsbegriffe“ vorgeworfen, und die Militärverwaltung wurde

daraufhin von ihm beseitigt, um die vermeintliche Zukunft des deutschen Volkes in den eroberten Ostgebieten zu sichern. Das deutsche Volk aber, das in Treue und Opferwilligkeit diesem unritterlichen, instinktzerfallenen Menschen, seinem „Führer" (dem sich so volksnützlich gebärdenden und daher heiß geliebten: ich erinnere an die Sprechchöre „Wir danken unserm Führer") in eine biologisch gesicherte Volkszukunft zu folgen wähnte, hat nunmehr diese blinde Gläubigkeit mit nie wieder gutzumachenden Einbußen seiner erbbiologischen Substanz zu büßen. Solche Feststellungen entlasten freilich nicht die angelsächsischen Politiker von dem Makel, nach einer bald zweitausendjahrelangen Abwehr asiatischer Horden durch Ströme germanischen Blutes den mitteleuropäischen Raum und sein germanisches Volks- und Rassetum an eine asiatische untermenschliche Aufstandsbewegung verraten zu haben, welche bar aller Ritterlichkeit und alles humanitären Anstandes ist. Asien ist durch diese Tragik bis in Mitteleuropa hinein vorgeschoben worden, nachdem Rußland Tataren und andere Mongolen aus Sibirien in ganzen Völkerschaften zu vielen Hunderttausenden in die zwangsevakuierten Gebiete Ostpreußens verpflanzt hat. Es enthüllt sich darin der satanische Plan, die nordischen Völker, als die zähesten Widersacher gegen die kollektivistische Vernichtung der freien Persönlichkeit, durch Rassenmischung auszutilgen. Eine bolschewistische Herrschaft über Europa würde die schrecklichsten Folgen haben.

„‚Herr, noch eins', so sprach der alte, gar lebend'ge ‚Fürst der Schleicher',
‚Hast du vollen Sieg errungen, dann bewahre deine Speicher.
Furchtbar bleiben die Germanen immer, denn sie zeugen Söhne,
Zeugen Töchter, künft'ge Mütter, frische, starke, weiße, schöne.
In dem Blut, dem jungen, reinen, liegt die stille Kraft gebettet,
Die der Sturm-gebroch'nen Eiche zähe, starke Wurzeln rettet. —
Kannst du nicht das Blut verderben, bist du nie der wahre Sieger;
Jedes Mädchen wächst zur Mutter, jeder Knabe wird ein Krieger.
Treibe sie in ferne Lande, misch ihr Blut mit nied'rem Blute,
Dann verrinnen ihre Quellen, und das Blut kommt uns zugute.
Langsam schwinden ihre Kräfte, langsam faulen ihre Sitten;
Kannst du nicht das Blut verderben, hast du, Herr, umsonst gestritten! —
Fremdes Blut verdirbt die Reinen, wirkt wie Gift in ihren Leibern;
Kreuze sie mit fremden Männern, kreuze sie mit fremden Weibern!' —
‚Er hat recht', so sprach der Hag're, ‚Herr, bedenke seine Gründe!
In dem Blute triff die Stolzen! In dem Blute lebt die Sünde! —
Und noch eines, Herr, bedenke: Mußt verdeckte Fallen bauen,
Denn sie werden uns, den ‚Fremden', niemals wieder völlig trauen.
Schlichte Einfalt läßt sie leichter glauben, was Germanen sagen,
Und sie lernen dann für immer klug verhüllte Fesseln tragen.
Uns're Lehren mußt du listig mit dem Bärenpelz verbrämen,
Mußt Germanen durch Germanen erst besiegen, dann bezähmen.
Setze ‚Herren' statt der ‚Führer', denen sie gehorchen müssen,
Und sie werden dir, dem Herren, später deine Sohlen küssen. —' ..."[64].

19,22. Der Ritterlichkeit entsprechende tierische Verhaltensweisen[65].

Übrigens findet sich ein ritterliches Verhalten auch bei zahlreichen Tierarten in den Kämpfen zwischen Artgenossen. „Die Turteltaube ist nicht deshalb ein ‚gutes' Tier, weil sie normalerweise niemand etwas zuleide tut, denn sie kann das ja gar nicht. Wohl aber ist es etwas dem moralischen Verhalten des Menschen sehr weitgehend Analoges, wenn der Wolf nicht in den schutzlos dargebotenen Hals des eben unterlegenen Gegners beißt, obwohl ihn starke innere Kräfte

[64] „Sonnwendfeuer oder Scheiterhaufen? (Die Schicksalsfrage der Germanen.)" (Ohne Verfasser-Angabe.) Aquarius-Verlag, Magdeburg. 2. Aufl. 1933.
[65] Lorenz, K., 1943, a. a. O. (unter 15, 2). S. 371—376; 381.

dazu antreiben. Auch der nicht zu unkritischer Vermenschlichung neigende Beobachter empfindet dieses Verhalten als ausgesprochen ‚ritterlich'." (K. Lorenz.) (Es führt jedoch zu einer Verwirrung der Begriffe, wenn man ritterliches Verhalten als „moralisches Verhalten" bezeichnet.) Durch dieses Darbieten der verwundbarsten Stelle oder Einnehmen der unterlegensten Körperhaltung gibt sich der eine der beiden kämpfenden Artgenossen dem anderen als besiegt zu erkennen; man bezeichnet eine derartige Haltung als Demuthaltung. Natürlich ist sich der Sieger, der darauf trotz starken inneren Antriebes, den sich wehrlos machenden Gegner abzuwürgen (wie sein Verhalten zeigt, z. B. Abreagieren seiner Wut in leeren Totwürgebewegungen), gleichwohl sofort den Kampf abbricht und dem besiegten Gegner und Nebenbuhler nichts mehr zuleide tut, keiner ritterlichen Haltung bewußt; er handelt aus Instinkt und kann gar nicht anders handeln, denn die artgemäße Demuthaltung wirkt als Auslöser auf ein entsprechendes angeborenes Schema des Kampfgenossen, durch welches sofort kampfhemmende Gegentriebe geweckt werden (siehe unter 15,2). Diese „Ritterlichkeit" der Kampfesführung kann sich nur durch landschaftlich gestaffelte Inzucht angezüchtet haben; denn bei gestaffelter Inzucht sind die Kampfgegner, welche meist Nachbarn sind, die um die Behauptung des Jagd- oder Brutreviers oder um den Besitz von Weibchen kämpfen, meist nahe erbverwandt. Dadurch daß der Sieger den Besiegten lediglich verdrängt, ohne ihn zu töten, sorgt er also in dem großen Rassenzuchtfeld unbewußt für die Ausbreitung des eigenen Erbgutes, wodurch jene ritterliche Haltung erst einen positiven Auslesewert gewinnt, den sie ja bei rassischer Allvermischung nicht haben könnte. Das heißt also: wenn in irgendeiner Gegend des Rassengebietes der Wölfe unritterlich gekämpft würde, so würde diese Verwandtschaftsgruppe infolge geringeren Ausbreitungsvermögens durch andere, ritterlicher kämpfende Verwandtschaftsgruppen aus dem Dasein verdrängt. Umgekehrt muß bei Allvermischung in der Fortpflanzung die ritterliche Kampfesweise der Ausmerze verfallen, denn nunmehr muß gerade der unritterlich Kämpfende Fortpflanzungsgewinne erzielen, denn indem er seine besiegten Gegner, welche bei Allvermischung also meist nicht seine Nächstverwandten sind, abwürgt, schafft er neuen Lebensraum für seine eigenen Nachkommen und bringt damit seine unritterlichen Eigenschaften nach und nach zum Rassensiege. Die Ritterlichkeit wirkt sich als überindividuelle Werteigenschaft in die Rassenzukunft aus; indem durch sie die unterlegenen Gegner nicht vernichtet werden, sondern immer erneut mit anderen Artgenossen in Wettbewerb treten, erhöht also die Ritterlichkeit die Bewährungsauslese für den gesamten Rassenschatz. Der ritterlich kämpfende Wolf verschärft also seine eigene Widersacherumwelt durch sein ritterliches Verhalten; ihm ist diese Ritterlichkeit nicht nützlich, sondern schädlich, indem er damit seine künftige Selbstgefährdung erhöht; für den Erbstrom der Rassenzukunft dagegen ist die Ritterlichkeit förderlich, denn mit der erhöhten Selbstgefährdung steigert sich die Zuchtwahl. Die Ritterlichkeit gehört also zu den überindividuellen Werteigenschaften der passiven Selbstgefährdung. Derart individuell schädliche, aber überindividuell züchterisch wertvolle Eigenschaften bedürfen zu ihrer Anzüchtung einer gestaffelten Inzucht der Rasse, ein Erfordernis, das z. B. für die Menschheit durch ihre Kultur vernichtet worden ist. Es wird unter Punkt 24 noch ausgeführt, daß der Zusammenbruch einer landschaftlich gestaffelten Inzucht bei Tier und Mensch in die Entartung der betroffenen Organismengruppe führt.

Die erwähnte Kampfesweise der Wölfe hat sich auch bei unseren Hunden noch erhalten, wenngleich sie durch deren Verhaustierung um ihren biologischen Sinn betrogen ist. „So bemerkenswert die Hemmung ist, die den überlegenen Hund verhindert, in den schutzlos dargebotenen Hals des anderen zu beißen, ist doch die Verhaltensweise des unterlegenen noch merkwürdiger, der diese Hemmung gerade dadurch auslöst, daß er die verletzlichste Stelle seines Körpers schutzlos preisgibt, gerade jene, gegen die sich um den Bruchteil einer Sekunde vorher der wütende Angriff des Gegners richtete. Grundsätzlich die gleiche Beziehung zwischen verletzlichster Stelle und arteigener Angriffs-

bzw. Tötungsmethode findet sich bei ungemein vielen Tieren wieder. Selbstverständlich handelt es sich in allen Fällen um durchaus spezifische Auslöser und auf diese entsprechende angeborene Schemata, was sich aus dem Mißverstehen bzw. Nicht-Verstehen artfremder Demuthaltungen sehr schön zeigen läßt... Fehlleistung einer Demutgebärde führt bei Kämpfen zwischen Pfauen und Putern sehr häufig zum tödlichen Ausgang für den letzteren. Wenn ein Puter sich im Kampfe unterlegen fühlt, legt er sich einfach flach hin, wodurch jede weitere Kampfhandlung des artgleichen Gegners mit Sicherheit gehemmt wird. Der Pfau aber, dem diese Gebärde ebenso fehlt, wie ein auf sie ansprechendes angeborenes Schema, dringt nun erst recht auf den Puter ein, der seinerseits so fest in die Reaktion der Demutgebärde eingeklinkt bleibt, daß er sich ohne den leisesten Versuch zur Flucht oder Gegenwehr tothacken läßt." (K. Lorenz.)

Einen Schuft bezeichnet man gerne als Hund, einen rohen Mörder als Bestie in Menschengestalt. Die Kulturvölker, die es fertig bringen, mit gutem Gewissen sich gegenseitig zu Millionen abzuschlachten mit Feiglingswaffen, hätten allen Grund, sich vor Hunden und wilden Bestien zu schämen, welche zu ritterlich sind, im Kampfe als Artgenossen einander zu morden. „Wundern darf es mich nicht, daß manche die Hunde verleumden, denn es beschämt zu oft leider den Menschen der Hund." (Schopenhauer.)

19,23. Nordische Kulturtragik: Wende in der Instinkt- und Geisteszüchtung.

Je selbstloser eine menschliche Rasse im Sinne überindividueller Aufopferung gezüchtet ist, desto schlimmeres erbbiologisches Unheil muß sie anrichten, wenn diese ihre Selbstlosigkeit für die individuelle Selbstsucht ausbeutbar wird, wenn das individuell gebrachte Opfer individuell nutznießbar wird, wofür das Christentum das Paradebeispiel liefert. (Der gekreuzigte Gottessohn und das Sakrament des Abendmahles sind ja die geheiligten Symbole dafür.) Nirgends mußte das Christentum derart verheerende Erbfolgen haben wie unter nordischen Völkern, und zwar gerade wegen deren hochgezüchteten Instinkten, die sich um so schlimmer für erbzerstörerisch wirkende Vernunftziele mißbrauchen ließen; ich erinnere nochmals an die moderne Verfälschung des Begriffes der Ritterlichkeit. Dies Verhängnis kommt aber dann erst auf seinen Höhepunkt, wenn sich mit der Auslese auf Kulturinstinkte jene Triebe einkreuzen, welche den ererbten rechtlichen und aufopferungsfähigen Sinn erst voll fruchtbar machen für die Betätigung zum Nutzen des Nächsten. Es steht zu erwarten, daß die Instinktentartungen in nordrassischen Bevölkerungen mal derartig hohe Grade erreichen werden hinsichtlich ihrer erbzerstörerischen Wirkung, wie sie in keiner andersrassischen Bevölkerung möglich wären. Es ist diese kulturschöpferische Rasse die verhängnisvollste, die es gibt, der größte Fluch auf die Zukunftsgeschicke der Menschheit. Das gerade die Hochzüchtung des Geistes zu dieser Fluchwürdigkeit verurteilt ist, das ist die größte Tragik in diesem Geschehen. Diese bei der Nordischen Rasse ursprünglich festere Bindung des Geistes an gesunde Instinkte hatte zur Folge, daß sie zu späterer Zeit in den Kulturzustand übertrat als andere Rassen, daß sie sich mit ihren Instinkten länger gegen diese furchtbare Gefahr mit Erfolg zur Wehr setzte, bis auch sie der Lockung dieses gleisnerischen Dämons erlag.

19,24. Kulturfeindliche Instinkte bei der ursprünglichen Nordischen Rasse.

In den urgermanischen Völkern waren noch wirksame Instinkte gegen Kulturproduktion und gegen Nutznießungen an fremden materiellen oder geistigen Leistungen lebendig. In den Mythen waren die Kulturstifter Rebellen gegen die göttliche Ordnung. Das persönliche Eigentum des Verstorbenen wurde ihm mit ins

Grab gegeben, es gab keinen Erbvorgang[66] — „nulla testamenta" sagt Tacitus —, eine Erbschaft persönlichen Eigentums wäre als Frevel empfunden worden. Auch im alten Griechenland war der Instinkt, sich auf die Erbeigenheit im Selbstbehauptungseinsatze zu stellen und die Nutznießung an fremden Erbleistungen zu verschmähen, noch lebendig. „Der Sophist Hippias, der alles, was er trug, innen und außen, selbst erworben, selber gemacht hatte, entspricht eben damit der Richtung auf höchste Freiheit des Geistes und der Person." (Nietzsche.) „Er ist heute arm: aber nicht weil man ihm alles genommen, sondern weil er alles weggeworfen hat, — was macht es ihm! Er ist daran gewöhnt zu f i n d e n. — Die Armen sind es, welche seine freiwillige Armut mißverstehen." (Nietzsche.) Auch bei heutigen, noch wild lebenden Völkern finden wir gegen die Kulturaneignung gerichtete Instinkte. So ziehen Uraustralier, Feuerländer und andere wild lebende Völker das gefahren-, entbehrungs- und hungerreiche Leben in den durch Landwegnahme für Kultivierungen zusammenschrumpfenden, immer kärglicheren Ödgebieten dem leichten, gefahrenlosen und gepflegten Leben auf den Missionsstationen vor. Diese Kulturstätten werden fast nur von den Mischlingen aufgesucht, die sich damit der Nachwelt erhalten, während die reinblütigen Urrassen an ihrer Naturtreue aussterben. (Die Feuerländer sind in den letzten Jahren schon ausgestorben.) In den kulturerzeugenden Völkern sind die Instinkte der Naturtreue in einem seit Jahrtausenden währenden Gegenausleseprozeß immer mehr ausgemerzt worden.

Dem instinktgeborenen Eigenwege der ursprünglichen Nordischen Rasse kamen weiterhin Instinkte zu Hilfe, die sich gegen die Ausbeutung des Wissens für individualnützliche Vernunftziele richteten, also auch gegen die Wissenschaft schlechthin. „Das ist außerordentlich. Wir finden von Anfang der griechischen Philosophie an einen Kampf gegen die Wissenschaft, mit den Mitteln einer Erkenntnistheorie, resp. Skepsis... Der Haß gegen die Physiker und Ärzte... Generalansturm gegen die Erkenntnis... Man will sich nicht darum zu kümmern haben: man will freie Hand behalten für seinen ‚Weg'." (Nietzsche.) Das heißt, man will freie Hand behalten für den Weg seiner Instinkte, ohne nach ihrer Vernünftigkeit, d. h. ihrem Individualnutzen zu fragen, man kommt ihnen zu Hilfe, um den Geisteseinsatz vor der Emanzipation im Sinne einer nutzstrebenden Vernunft zu bewahren. Dieser Naturtreue dient die Feindschaft gegen die Wissenschaften, welche die durch Instinkte dem Geiste gewiesenen erbzukunftsverbürgenden und damit nicht gegenwartsvernünftigen Ziele vernichtet. „Es ist dir nötig zu begreifen, daß ohne diese Art Unwissenheit das Leben selber unmöglich wäre." (Nietzsche.) Diese die Erbeigenheit und passive Selbstgefährdung gewährleistenden Lebensinstinkte finden auch in der alten griechischen Philosophie ihre ideelle Ausgestaltung: „Warum doch brachen die philosophischen Schulen Athens im vierten Jahrhundert gerade inmitten der höchsten bisher erreichten Aufklärung und Kultur so mächtig hervor, und warum suchten sie, jede auf ihre Weise, den damaligen Athenern eine harte, zum Teil fürchterliche oder zum mindesten überaus beschwerliche und kümmerliche Lebensweise und als Ziel Schmerzlosigkeit und eine Art von Starrheit aufzureden?... Daß, g u t g e r e c h n e t, ein der Erkenntnis und dem nil admirari geweihtes Leben selbst unter den härtesten Entbehrungen und Unbequemlichkeiten e r t r ä g l i c h e r sei als das Leben der Glücklichen, Reichen,... Genießenden, Bewundernden, Bewunderten einer solchen ‚höchsten Kultur', — mit dieser Paradoxie führte sich die Philosophie in Athen ein und fand im ganzen doch sehr viel Gläubige und Nachsprecher! — und gewiß nicht nur unter den Freunden des Paradoxen! — Man kann die Seltsamkeit dieser Tatsache nicht lange genug ansehen. — ... Jetzt wirkt die Absicht auf Sinnen-Wohlstand, und d a n e b e n das Bild aller anderen Kulturen, welche etwas wollten ü b e r oder w i d e r den Sinnen-Wohlstand." (Nietzsche.)

[66] Redlich, C., 1948: „Erbrecht und Grabbeigaben bei den Germanen". „Forschungen und Fortschritte". Bd. 24, S. 177 ff.

19,25. Mangel an Selbsterlebnisfähigkeit bei der ursprünglichen Nordischen Rasse.

Der ursprüngliche Geist der Nordischen Rasse ist hinsichtlich der Selbsterlebnisfähigkeiten weniger wach als der Geist verwandter Rassen, die schon länger der Kulturzüchtung unterliegen; sein Bewußtsein ist weniger introspektiv gerichtet, weniger über die eigenen Strebungen im klaren; nicht zu verwechseln mit dem unter 18,23 zitierten, durch die Kultur gezüchteten Mangel an Bewußtseinswachheit, der sich auf egoistische Verhaltensweisen bezieht, wobei das zur Schau getragene gute Gewissen auf anständigere Naturen leicht den Eindruck bewußter Heuchelei macht. Bei dem Selbsterlebnismangel der Nordischen Rasse handelt es sich jedoch um ein Zeichen geistiger Gesundheit, wennschon es ein Begabungsmangel ist. Zur Treue zu sich selbst und seinen Eigenschaften im Guten und Schlechten, zur Erbeigenheit, welche weder nutznießt noch sich zu Nutznießungen anderer erniedrigt, gehört der Stolz auf sich selbst, auf seinen Eigenwuchs und seine Eigenart. Damit jedoch dieser Stolz und diese für den Zuchtwahlerfolg unumgängliche Treue zu sich selbst nicht an der Gerechtigkeit der Selbstbeurteilung der minderwertigen Seite der eigenen Person gefährlichen Schiffbruch erleide, muß der Geist über sich selbst weitgehend im unklaren bleiben. Die bekannte mangelhafte Begabung der Nordischen Rasse für psychologische Zusammenhänge dürfte hierin sowie in der mangelnden Entwicklung von sozialen Nutzaneignungs-Eigenschaften, für welche sich psychologische Begabungen als fruchtbar und von Züchtungsgewicht erweisen, eine wesentliche Erklärung finden.

Dieser Mangel an Selbsterlebnisfähigkeit war bei der Nordischen Rasse ehedem noch weit ausgeprägter als heute. „Es gibt in der geometrischen Kunst (der ältesten griechischen Kultur nordischer Prägung) noch nicht die Bereiche des persönlichen Geistes und der persönlichen Seele. Sie sind nicht entdeckt... sogar Homer, der dem Ende der geometrischen Epoche angehört, sind... Aktionen des Geistes und der Seele fremd. Ebenfalls fehlt das Bewußtsein vom Charakter der einzelnen Menschen . . . Noch Homer hat für Seele und Geist kein eigentliches Wort . . . Das Bewußtsein der eigenen Entscheidung fehlt dem homerischen Menschen... Es gibt noch kein Bewußtsein persönlicher Freiheit und eigener Entscheidung... Taucht Homer ganz hinter seinem Werk zurück, so ist Hesiod der erste europäische Mensch, der in einem literarischen Werk seinen Namen nennt, da der Mensch zu einem neuen Bewußtsein seines Selbst und seiner Aufgaben im hic et nunc gekommen ist. Vertieft wird das Wissen um sich selbst in der Lyrik durch das Erlebnis der eigenen widerstrebenden Empfindungen... Man reflektiert über das eigene Ich..."[67]. (Einklammerung von mir.) Dieser Mangel an Wachheit über die eigenen Bewußtseinsvorgänge bei urgermanischen Völkern — er ist auch für die altisländische Sagaliteratur überaus kennzeichnend — ist eine Grundvoraussetzung für die Unterordnung eines gesund gezüchteten Geistes unter die Führung zieleweisender überindividuell ausgerichteter Instinkte, welche allein die rassische Erbzukunft verbürgen. Wenn also das Erbglück der rassischen Zukunft allein dadurch verbürgt wird, daß der Instinkt den Einsatz des Geistes zu entscheiden hat, so ist solches allein dadurch möglich, daß „das Bewußtsein der eigenen Entscheidung fehlt", so wie es in dem Zitate vom homerischen Menschen festgestellt wird.

19,26. Weisheit und Welterkenntnis als Widersacher des Lebens.

Der Irrtum über sich selbst, das Nichtwissen um das eigene seelische Selbst gehören eben mit in die geistige Hochzüchtung hinein, wie auch sonst oft Irrtümer, Täuschungen und Nichtwissen einen positiven Lebenswert besitzen. Die kulturelle Umzüchtung führt jedoch zu einer immer größeren Wachheit über jene Seiten des Geistes, welche der Erfassung ausbeutbarer Beziehungen dienlich

[67] Niebling, G., in: „Forschungen und Fortschritte", 1948. Bd. 24, S. 252.

sind. Daß derartige geistige Fehlentwicklungen für eine vertiefte Welterkenntnis förderlich sind, gehört mit in die Tragik des Lebens, ebenso daß die Bewußtmachung der eigenen Lebensvorgänge und ihrer Beziehungen zur Umwelt das Leben selbst unmöglich macht, indem sie die Betätigung gesunder, aber ebendamit unvernünftiger Instinkte unterbindet und statt dessen individualnützige, jedoch erbzerstörerische Instinkte zur Ausbeutung des Bewußtgemachten (des Wissens) durch die Vernunftbegabungen des Geistes anzüchtet. Es ist also die Entschleierung des Bildes zu Saïs, die Entschleierung und Bewußtmachung der Wahrheit, abgesehen von der Furchtbarkeit der Enthüllung der Moral als eines gegen die Wertverwirklichung des Lebens zerstörerisch wirkenden Prinzips obendrein auch ein Frevel am Leben selbst, eben gegen dessen Wertverwirklichung, welche durch die Bewußtmachung des Lebens untergraben wird, ein Frevel jedoch, der sich durch den bereits erfolgten Frevel der Emanzipation des Geistes von seinen gesunden Instinkten nunmehr rechtfertigt, weil er den Geist vermögend macht, diesen seinen Urfrevel, der erst eine Voraussetzung des Frevels der Lebenserkenntnis ist und ihn mit umfaßt, zu begreifen, indem der Geist die erbbiologische Unvernünftigkeit seines Vernunfteinsatzes begreifen lernt, wenn schon es nicht mehr in seiner Macht steht, zu den gesunden Urbedingungen des Lebens zurückzukehren.

19,27. Weiteres zur nordischen Kulturtragik: Schöpferischer Einsatz für die Menschheitszerstörung.

Die Rolle des Geistes als eines Vollzugsorgans im Dienste zieleweisender Triebe, welche für den erbeigenen Selbstbehauptungseinsatz in einer gefährdenden Widersacherumwelt tätig sind, hat eine hohe Begabungszüchtung auf Empirie zur Folge; andererseits führt der Mangel an emanzipierten Zielsetzungen, an Nützlichkeitsausbeuten, die Treue zu Zielsetzungen durch die eigenen Instinkte sowie der notwendige Mangel an Bewußtseinswachheit über sich selbst, an Konsequenz in der Selbst- und Nächstenbeurteilung, zu einem Mangel in der Begabungszüchtung auf Logik und zu mangelndem Interesse an logischen Reflexionen und logischer Seinserhellung; denn die Logik verhindert ja gerade die Führung des Geistes durch nichtnützliche, selbstgefährdende, aber überindividuell fruchtbare Wertinstinkte, verhindert die Treue zum eigenen, unvernünftigen Wege (dessen Unvernünftigkeit der reine Empiriker aus Mangel an Logik nicht faßt), während die Empirie im Gegenteil die Wege für die Instinktbetätigungen gangbar und fruchtbar macht, so daß durch solche empirischen Betätigungen die Instinkte der Zuchtwahl unterworfen bleiben. Empirische Begabung und empirisches Interesse, verbunden mit einem Mangel an logischer Begabung und an logischem Interesse sind also unter Naturbedingungen hochwertig, und für die Nordische Rasse ist dieser Begabungs- und Interessentypus besonders kennzeichnend. Aber damit ist auch der leistungsfähig gezüchtete Geist als unter Kulturbedingungen besonders verhängnisvoll gekennzeichnet, denn hier kehren sich alle Wertverhältnisse völlig um, also auch der Wert der geistigen Vermögen, weil sie die Mittel zu den umgekehrten, sich jetzt erbzerstörerisch auswirkenden Zielen sind. Empirische Begabung und Interesse machen nunmehr (als Wissenschaftsbegabung, Begabung und Freude an technischen Schöpfungen, Organisationstalent usw.) die Fehlinstinkte zu schrecklichen kulturschöpferischen Machtinstrumenten, während der Mangel an logischer Begabung und die Abneigung gegen logische Reflexionen die Einsicht des Geistes über das Wesen seines eigenen veränderten Einsatzes, über die grauenhaften Erbzukunfts-Ergebnisse, die dabei herauskommen, verwehrt. Der Mangel an Selbsterlebnisfähigkeit der Nordischen Rasse erhöht noch diese negativen Wirkungen. Dies Verhängnis wirkt sich selbsttätig noch weiter dadurch aus, daß die überindividuellen Wertinstinkte untergehen und nützliche und optimistische individualzentrische Bewahrungsinstinkte sich anzüchten, welche noch einmal die Einsicht in die verhängnisvollen

Zukunftsfolgen verwehren, indem sie den Eintritt entsprechender Erfahrungen und Schlüsse ins Bewußtsein verriegeln.

Wir sind nicht mehr so naiv, jede große Begabung zu bewundern, sie ist oft genug der Ausdruck einer ausgesprochenen Dekadenz, namentlich wenn sie sich als nützlich erweist und daher hoch in Ehren steht und reiche Lorbeeren erntet. Die Züchtung des Geistes ist eben ein höchst gefährliches, wenn auch großartiges Naturexperiment, welches aller Vorsichten und Sicherungen bedarf, damit der Geist nicht zum Ausbeutungsobjekt emanzipierter Vernunfttriebe entgleise. Nun ist dies Unheil gleichwohl eingetreten und der biologische Niedergang der ganzen Menschheit unaufhaltsam. Mit der Domestikation der Nordischen Rasse kam das Verhängnis der Weiterentwicklung der Menschheit bald auf seinen Gipfelpunkt, denn je leistungsfähiger der Geist gezüchtet ist, desto stärker bedarf er der Bindung an gesunde Instinkte für seinen Einsatz, desto furchtbarer sind aber auch die Folgen, wenn diese Bindung zerreißt und die hochgezüchteten Fähigkeiten und Schaffensenergien des Geistes nun im Dienste erbzerstörerischer Nutzausbeutungsinstinkte fruchtbar werden. Und diese hochgezüchtete Rasse, deren Geist so lange dem vom Süden kommenden Kultursturm widerstand, muß nun unter allmählicher Hinzuzüchtung von nützlichen Vernünftigkeitstrieben ihren Geist zum um so fluchwürdigeren Einsatz bringen. Unsere moderne Wissenschaft, soweit sie schöpferisch gewesen ist, unsere moderne Technik und Hochkultur sind das Werk der Nordischen Rasse und ihrer Mischung mit verwandten Rassen, welche ihr die bedenklichsten Kulturbedürftigkeitsinstinkte für ihren Geisteseinsatz einkreuzten. Bekanntlich sind die Mischlingsgebiete der Nordischen Rasse die kulturell weit produktivsten, während diese Rasse in ihren eigentlichen Stammsitzen immer noch zu instinktgesund für hohe Kulturproduktion ist. Ohne die Geisteswende in der Nordischen Rasse befände sich die Menschheit heute noch auf der immerhin weit gesunderen Stufe des Altertums. Die Fehlinstinktzüchtung ist noch lange nicht auf ihrem Höhepunkte, der Geist läßt sich in noch weit gesteigertem Maße für die Kultur fruchtbar züchten, d. h. für die Fluchbeladung auf das Ahnenerbe, auf das Ahnen-Opfervermächtnis von zwei Milliarden Jahren härtester Hochzüchtung. Hierin steht die Nordische Rasse obenan. Weil in ihr der Geist zu solcher schöpferischen Kraft gelangte, mußte sie auch mit ihrem geistigen Fehleinsatze zum größten Fluch für die gesamte Menschheit werden. Freilich, die volle Fruchtbarkeit des Geistes wird sich nun nicht mehr in dem betrachteten Sinne auf solche Höhe weiterzüchten, denn mit der heute erreichten Hochkulturform muß sich der völlige Erbzerfall für die nächste Zukunft so lawinenartig vollziehen, daß damit die weitere Vernunftzüchtung des Geistes nicht Schritt halten kann und ihren vorzeitigen Abbruch und Untergang finden wird.

19,28. Das menschliche Gemüt: Kamerad und Führer oder Erbteufel.

Das menschliche Gemüt ist ein köstlicher Schatz, wenn es wohl gezüchtet ist, was nur bei größter Naturhärte gelingen kann; dann leitet es, überindividuell ausgerichtet, den Menschen sicher (jedoch ihn nicht sichernd, sondern unsichernd) und ergießt einen ständigen Segen in seine Erbzukunft. Und gerade dann ist der Mensch so gesund, diesen köstlichen Schatz nicht als solchen zu empfinden, sondern ihm nur als seinem guten Kameraden durch Dick und Dünn getreulich, aber kühlen Herzens zu folgen. —

Das menschliche Gemüt wird jedoch zum furchtbarsten Verhängnis für die menschliche Erbzukunft, wenn es die überindividuelle Ausrichtung eingebüßt hat und nun, dem Individuum Pflege und Nutzen spendend, zum Führer in die Erbzerstörung wird; und gerade dann empfindet der Mensch diesen Erbteufel (der nur noch sein Opfer umhegt und hätschelt unter Aufopferung der Erbzukunft) als seinen köstlichen Schatz und guten Engel, bereitet ihm Ehrenaltäre und umarmt ihn unter Tränen und in heißer Liebe. Heute vollziehen sich große Wandlungen im menschlichen Gemüte: aus einstigen zuverlässigen Führern werden heiß verehrte und heilig gesprochene Erbteufel.

19,29. Parallelen zur menschlichen Kulturtragik in der Tierwelt[68].

Der Untergang wohlgezüchteter Rassen im Domestikationszustande gerade durch überindividuelle Wertinstinkte, welche im Naturzustande die Rassenzukunft verbürgen, und die Verdrängung solcher hochwertigen Naturrassen durch Rassen mit kulturgezüchteten Fehlinstinkten ist durchaus kein Sonderfall des Menschen. Wir finden vielmehr dasselbe unter Tieren.

So schuf der Tierpsychologe K. Lorenz eine Siedlung wilder Graugänse, der Stammform unserer Hausgans, unter den Erleichterungen menschlicher Hege, in die er nach und nach 35 wilde Gänse einbrachte, und fügte eine einzige Hausgans hinzu. Die Wildgänse lebten, so wie es in ihrem wilden Leben geschieht, in lebenslänglichen Einehen miteinander, während die Hausgans und die Mischlinge zwischen ihr und den Wildgänsen außerehelich von in normaler Ehe lebenden Wildganserten befruchtet wurden. Es „wurden nur Reinblüterinnen ‚geheiratet', die Mischlinge nur begattet... Die Männchen ganz vollwertiger Paare, deren (eheliche) Bildung ohne Störung... verlaufen war, beantworteten die aufdringlichen Begattungsaufforderungen der Halbblutgänse... mit Angriffen und nie mit Treten." (K. Lorenz.) Nach vier Jahren der Züchtung hatte sich die Hausgans auf 14 Mischlingsnachkommen vermehrt, wobei noch ein halbblütiger Gansert absichtlich aus der Zucht entfernt wurde, der die Zahl noch vermehrt hätte, während die Wildgänse sich von 35 auf 27 vermindert hatten. Im ganzen wurden 31 Mischlingsküken und 14 Wildküken erbrütet. „Die Vermehrungsziffern verhalten sich also *bei völlig gleicher Haltung und Behandlung der Tiere in gemeinsamem Gehege* wie 64 zu 1." (K. Lorenz.) „Als im Winter 1939/1940 die Gänse durch vorübergehenden Futtermangel, Zufrieren des Teiches und den Einbruch von Füchsen gezwungen wurden, fortzuziehen und kurze Zeit das Leben wilder Graugänse zu führen, verloren die Reinblüter nur 5 Vögel, alles diesjährige unerfahrene Junge, also etwa 18 vom Hundert, während von den Mischblütern 8 Tiere, also etwa 55 vom Hundert, zugrunde gingen... Während die Wildform gegen die feindlichen Einwirkungen der *außer-artgenössischen* Umwelt um ein Vielfaches widerstandsfähiger ist als das stumpfsinnige, mit Ausnahme von Fressen und Begattung in allen seinen Verhaltensweisen reaktions*schwache* Haustier, ist dieses seinerseits unendlich viel durchschlagskräftiger als die Wildform, wenn nicht äußere Umwelteinflüsse, sondern die *Raumkonkurrenz der Artgenossen* der einzige zu überwindende, die Vermehrung hindernde Faktor ist. Im Stalleben kommt es eben nicht darauf an, feinsinnig den Feind auf große Entfernung wahrzunehmen, seine Kinder mutig zu beschützen oder einen Gatten zu wählen, der diese Reaktionen in vollem Ausmaße besitzt, sondern ausschließlich darauf, mit möglichst großem Appetit und möglichst geringer Selektivität wahllos und maßlos zu fressen und zu zeugen! Deshalb entwickeln begreiflicherweise alle jene Verfallserscheinungen, die eine derartige Vereinfachung und ‚Verrohung' des arteigenen Verhaltens bewirken, unter den Bedingungen des Haustierlebens einen starken positiven Auslesewert. Beim Haustier bedeuten diese Entdifferenzierungsvorgänge und der durch sie verursachte Verlust bestimmter Fähigkeiten keinen biologischen Schaden, da der Mensch die Ausfälle durch seine Fürsorge ersetzt. Nur der Verhaltensforscher, der die ursprünglichen organischen Systeme der Wildform kennt, empfindet ihren Abbau überhaupt als Verfall, der Züchter oder der Bauer muß die Erleichterung der Züchtbarkeit durch Schematenerweiterung, die Vermehrung der Begattungsbereitschaft und die Freßlust, die Verminderung

---

[68] Lorenz, K., 1938: „Der Zerfall angeborener Verhaltensweisen bei Haustieren und seine sozialpsychologische Bedeutung". „Der Biologe". Bd. 7, S. 381.
Derselbe, 1940: „Durch Domestikation verursachte Störungen arteigenen Verhaltens". „Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde". Bd. 59, S. 2.
Derselbe, 1943: a. a. O. (unter 15, 2). Abschnitt: „Die Selektion des Unerwünschten".
Frieling, H., 1939: „Unsere Stadtvögel entarten". „Kosmos", S. 57.
Derselbe, 1942: „Großstadtvögel". S. 12. Stuttgart.

aller motorischen Lokomotionsautomatismen usw. als hochwillkommene Vermehrung der Nutzbarkeit seines Tierstammes begrüßen. Er weiß nichts von der Situation: ‚in Verfall begriffenes organisches System', die das Werturteil des Forschers mit typischer Zwangsläufigkeit aussprechen läßt..." (K. Lorenz.)

Damit eine Wildgansehe zustande kommt, müssen vielfache gegenseitige Ansprüche zwischen den ehesuchenden Partnern erfüllt sein, die darauf hinauslaufen, daß erstens nur vollwertige Individuen zur Ehe gelangen, welche die rassetümlichen Reaktionen in voller Ausprägung zeigen, und daß zweitens keine rassefremden Individuen als Ehepartner gewählt werden können, was die völlige Erbschatzharmonie der Nachkommen stören würde. Solche Ansprüche zwischen den Ehepartnern können sich natürlich nur dadurch angezüchtet haben, daß sie erforderlich waren, um die hohen Gefährdungen des Wildlebens siegreich bestehen zu können. Bei der Hausgans sind unter dem Schutze des Menschen natürlich alle edleren ehelichen Eigenschaften restlos untergegangen. Hier herrscht nur noch die Gier nach wahlloser Begattungsbetätigung wie bei völlig verpöbelten Kulturmenschen. „Der auf einmaligem Sichverlieben beruhenden Dauerehe der wilden Graugans, ihren auf Wahrung des Reviers, den Zusammenhalt der Familie, die Verteidigung der Töchter gegen vorzeitige Liebhaber gerichteten Kampfhandlungen, der Schönheit des schlanken, flugfreudigen Wildvogels steht gleichsam als ihr Zerrbild die fetträge Hausgans mit ihrer wahllosen Freß- und Begattungsbegier gegenüber. Geschwisterpaarungen, bei der Wildgans unmöglich, sind bei der Hausgans die Regel... Dem Tierhalter, der nur auf die Nutzung sieht, ist dieser domestikative Schematenzerfall nur willkommen; dem Biologen kann er zu denken geben"[69]. „So tritt bei der Hausgans im Vergleich zur wilden Stammform der Funktionskreis der Eheschließung, der Gebietsverteidigung und des Familienzusammenhaltens gänzlich zurück hinter einem rohen Überwuchern der eigentlichen Begattungsreaktionen. Störungen im sozialen Verhalten können schon bei Wildgans-Hausgansbastarden mit sehr geringem Hausgansanteil auftreten... Nur unter den Bedingungen des natürlichen Lebensraumes ist die Wildform, der ‚Solltypus' (Volkelt) sozialen Verhaltens biologisch durchschlagskräftiger als der Auflösungstypus. Reinblütige Wildgänse zeigen eine nachweisbare Abneigung gegen die mit solchen Verhaltensstörungen behafteten Hausgänse und Hausganskreuzungen. Ebenso empfinden wir selbst instinktmäßig Abscheu gegen jeden in seinen sozialen Verhaltensweisen minderwertigen ‚moralisch verhaustierten Artgenossen, und das mit Recht, denn in nichts liegt so das Rückgrat aller rassischen Gesundheit und Kraft wie in dem vollkommenen Vorhandensein aller angeborenen und erblichen sozialen Instinkte. Die Wertung dieses höchsten aller Erbschätze darf uns aber nicht verhindern, seine Naturgebundenheit zu erkennen. Wir müssen bescheiden einsehen, daß in der Natur für den Menschen durchaus keine Sondergesetze gelten..." (K. Lorenz.) Es geht jedoch nicht an und führt zu falschen Sinnverständnissen, wenn man das überindividuell normierte biologische Wertverhalten zwischen Artgenossen als „sozial" bezeichnet, denn entsprechend den verhaustierten Schematenerweiterungen geht der Begriff „sozial" viel weiter und bedeutet nach üblichem Sprachgebrauch gerade ein unbiologisches erbgemeinnütziges Zweckverhalten zwischen Menschen, also ein individualwertiges zweckgesetztes Vernunftverhalten statt einem überindividuell erbwertigen Instinktverhalten. Es bleibt nichts übrig, als den Begriffen „sozial" und „moralisch" ihren unverlierbar gewordenen individualzentrisch emanzipierten Charakter zu belassen und für biologische, überindividuell genormte erbwertige und instinktgeleitete Wertverhalten andere, differenziertere und unverwechselbare Wortprägungen zu gebrauchen.

Was hier über die Hausgans ausgeführt wurde, gilt natürlich entsprechend für alle übrigen Haustiere des Menschen.

---

[69] Koehler, O., 1947 in: E. Bünning und A. Kühn: „Biologie", Teil 1, S. 213.

19,30. Der Kulturmensch als Frevler an den lebendigen Schätzen der Erde.

Solche unedlen Züchtungen in der Tierwelt werden erst durch menschliche Nutzausbeute besorgt, in wilder Freiheit sind sie nicht möglich. Es bedeutet einen biologischen Frevel an den lebendigen Schätzen unseres Gestirnes, daß der Mensch dieselben seinem hemmungslosen Egoismus unterwirft, daß er sich zum Tyrannen gegen seine Mittiere aufwirft, zu ihrem Schädling erniedrigt, indem er sie versklavt und körperlich wie seelisch zu widerlichen Karikaturen (man vergleiche nur das edle Wildschwein mit einem körperlich, geistig und seelisch verkommenen, aber höchst nützlichen „Edelschwein") mißzüchtet (im Gegensatz zu Raubtieren, welche nicht Schädlinge, sondern Höherzüchter ihrer Beutetiere sind), um besser an ihnen schmarotzen zu können, oder indem er sie ausrottet, wo sie seine Alleinausbeutung der gemeinsamen Nährmutter Erde behindern oder seinen feigen Alleinanspruch auf Sicherheit und Unverletzlichkeit des Individuums nicht befriedigen. Da die Mitgeschöpfe ihr Naturrecht gegenüber den Freveln des aus seiner Natureinordnung ausgebrochenen und emanzipierten Geistes nicht vertreten können, so hat sich der Biophilosoph zu ihrem Anwalte zu machen, zum wenigsten, um zum Bewußtsein zu bringen, was sich hiermit biologisch zuträgt und welche Zukunftsfolgen für das Leben der Erde und für den anmaßenden „Herrn der Schöpfung" im besonderen dabei herauskommen müssen, wenn schon es nicht in der Macht des Philosophen steht, den Gang dieser Entwicklung aufzuhalten und es daher auch keineswegs seine Aufgabe sein kann, gegen das Nutzausbeutungsstreben des Kulturmenschen einen Windmühlenkampf zu führen. Der Biophilosoph kann hier nur feststellen, was sich biologisch begibt. Der Kulturmensch ist das unedelste Tier der Erde. Wenn er sich in irgendeiner seelischen Eigenschaft zu erheben trachtet, in der er sich von allen Tieren unterscheidet, so kann man sicher sein, daß es sich um eine seelische Entartung handelt. Namentlich von den Religionen und Dekadenzphilosophien alt gewordener Kulturvölker werden solche herunterzüchtenden „Tugenden" religiös vergoldet und heilig gesprochen. „Religionen sind Pöbelaffairen". (Nietzsche.)

19,31. Entartung ehelicher Triebe beim Kulturmenschen.

Mit der Verhaustierung der Menschheit muß sich freilich der gleiche Prozeß ehelicher Entartung wie im Beispiele der Verhaustierung der Graugans vollziehen, aus dem gleichen Grunde, aus dem Fortfall der natürlichen Lebensgefährdungen. Die hohen Kindesgefährdungen in einem Leben, in dem jeder auf sich selbst angewiesen war — und gar nichts anderes — haben die in der menschlichen Ehe wirksamen edleren Triebe geschaffen und schaffen m ü s s e n. Rassisch vermag sich eben allein das durchzusetzen, was sich durch Fortpflanzungsauslese in seiner Daseinsbehauptung bewährt, es kann keinerlei anderes Entstehungsprinzip dafür geben. Jeder Glaube an metabiologisch wirksame Prinzipien oder göttliche Vorsehungen führt zu einem falschen Vertrauen auf diese, führt dazu, sich ahnungslos im Sinne der Verwirklichung derart geglaubter Vorsehungsabsichten den individualnützigen Zwecksetzungen hinzugeben, führt also in den erbbiologischen Ruin. Einst waren die Lebensgefährdungen so hoch, daß sich allein eheliche Fortpflanzungen zu bewähren, also die in ihnen wirksamen erblichen Triebe auszulesen vermochten. Alle edleren sittlichen Triebe, die heute noch wirksam sind, sind uns aus jenen harten Zeiten als ein teuer eropfertes Geschenk und Vermächtnis überkommen, das heute fortschreitend zerbröckelt, denn unsere Zeit, unsere moderne Kultur, ist unfähig, es zu erhalten, geschweige denn zu mehren. Was sich dagegen heute bewährt, d. h. was heute die höchsten Fortpflanzungsgewinne und damit Auslese in die Zukunft erzielt, das ist ein wahlloses und unverantwortliches Zeugen und Huren und Notzüchten, genau wie bei einem Hausganserт und einem Haushahne, denn in versicherten und sozialisierten und kollektivierten Gesellschaften sind wahllos gezeugte und Notzucht-Bankerte Fortpflanzungsgewinne für die Erzeuger. Heute sind weder uneheliche

noch Findlingskinder noch Huren stärker vom Untergange bedroht, denn sie bedürfen nicht mehr des Vaters oder des Ehegatten, um sich im Leben behaupten zu können, noch sind es Ehebrecher, Verführer und Notzüchter, denn sie finden nicht mehr die Rächer, die sie vernichten, wie es in Urzeiten in sittlich höher gezüchteten Völkern geschah. Eine biologisch anspruchsvolle Ehepartnerwahl, eheliche Treue, Eigenverantwortlichkeit für Ehe und Nachkommenschaft werden in versicherten und sozialisierten Gesellschaften zu Fortpflanzungshemmnissen und merzen sich im Laufe der Generationen mehr und mehr aus. „Ich weiß, woran diese Völker zugrunde gehen werden: am Non-plus-ultra-Staat der Sozialisten, und schon im heutigen Staate hasse ich ihn". (Nietzsche.)

19,32. Züchtung der Kulturmenschheit auf hemmungslose Fortpflanzung.

Es ist klar: sobald durch die Sicherung des menschlichen Lebens das biologische Gleichgewicht zwischen unbeschränkter Kindererzeugung und entsprechend natürlicher niedriger Lebenserwartung (d. i. durchschnittliche Aussicht auf Lebensdauer) des Neugeborenen gestört ist, sobald also den unbeschränkt Neugezeugten nicht unbeschränkt wieder frei gewordene Leerräume für ihre natürliche Entfaltung zur Verfügung stehen, muß es zu bewußten Fortpflanzungsbeschränkungen kommen, also zur Selbstausmerze aller derjenigen Triebe, Begabungen, Überlegungen, Verantwortungen usw., die in solchen Fortpflanzungsbeschränkungen wirksam sind; es kommt so zu einer von Generation zu Generation sich steigernden Gegenauslese aller von solcher Selbstausmerze nicht betroffenen, also aller enthemmenden Gegentriebe, Unbegabungen, Unfähigkeiten zu Überlegungen, zu Verantwortlichkeiten und sonstigen Hemmungslosigkeiten, überhaupt aller Eigenschaften, welche die Nachkommenzahlen steigern, schließlich zu einer unbändigen Zeugungsgier, die auch nie und nimmer in eine gesetzliche Regelung einer Geburtenkontrolle einwilligen würde. (Wenn z. B. beim Hindu und Chinesen als alt gezüchteten Kulturvölkern die Erzeugung zahlreicher Nachkommen eine religiöse Weihe erfährt, so bedeutet dies nichts anderes als eine Versetzung überzüchteter Fortpflanzungsbegierden in die religiöse Gefühlssphäre.) Das ganze Unheil ruht natürlich auf den Sicherungen des Individuums durch die Kultur.

Da die Entfährdungen des Lebens durch den Kulturzustand den Kulturbürger auf den Abbau aller edleren Regungen züchten müssen, so gehen alle Kulturvölker einem grauenhaften Endstadium entgegen. „Wie schon auseinandergesetzt wurde, kann man mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit behaupten, daß alle körperlichen und moralischen Verfallserscheinungen, die das Absinken von Kulturvölkern nach Erreichung des Zivilisationsstadiums bewirken, mit den Domestikationserscheinungen der Haustiere wesensgleich sind. Nicht nur die biologischen Ursachen, sondern auch deren Wirkungen sind bei Haustier und Zivilisationsmensch fast gleich... hier genüge, daß Muskelschwund, Extremitätenverkürzung, Fettansatz, quantitative Vermehrung des Freß- und Begattungstriebes bei ebensolcher Verminderung so ziemlich aller anderen — ‚edleren' — endogenen Instinkthandlungen, daß Schematenerweiterung und dissoziativer Zerfall komplexer Verhaltenssysteme bis in kleinste Einzelheiten beim Zivilisationsmenschen aus gleichen Ursachen und in gleicher Weise auftreten wie beim Haustier... Es ist längst bekannt, daß moralisch Minderwertige, bei denen sich quantitative Zunahme der Begattungsreaktionen und Erweiterung der sie auslösenden Schematen in durchaus analoger Weise auswirken wie bei Haustieren, ganz gewaltige, die des Normalen um ein Vielfaches übersteigende Vermehrungsziffern aufzuweisen haben[70]." — (Es ist nicht, wie K. Lorenz meint, das sogenannte „Zivilisationsstadium der Kultur", welches erst das Absinken bewirkt, sondern die Kultur schlechthin, ihrem innersten Wesen gemäß, Kultur verstanden in dem einzig berechtigten Sinne jeder

[70] Lorenz, K., 1940, a. a. O. (unter 19, 29).

vom Geiste gehandhabten und nicht erbringgeschalteten, also das Individuum der Selektion auf Erbbewährung entziehenden Pflege. Kultur ist also ihrem innersten Wesen nach ein erbfeindliches, erbzerstörerisches Prinzip. Im übrigen pflichten wir E. Martini bei, wenn er (in „Wege der Seuchen", Seite 28) schreibt: „Die Verschiebung des Terminus ‚Zivilisation' an Stelle des älteren ‚materielle Kultur' machen wir nicht mit. Ob Spengler als erster diese Ausdrücke verschoben hat, entzieht sich meiner Beurteilung. Unter Zivilisation, zivilisiert verstand man eine geistige Haltung des Menschen zueinander, aus der sich die Möglichkeit höherer materieller Kultur ergibt". Gleichzeitig hat man in dem Streben, die Verehrungswürdigkeit des Begriffes „Kultur" zu erhöhen, denselben im Sinne von „geistigem Kulturstil" verschoben.) — Schon der Franzose Baudelaire hatte im vorigen Jahrhundert prophezeit: „Die Welt geht zu Ende... Nicht gerade durch politische Einrichtungen wird der allgemeine Untergang oder der allgemeine Fortschritt — denn am Namen liegt mir wenig — deutlich werden: es wird geschehen durch das Gemeinwerden der Herzen."

In Indien und China ist die Kulturumzüchtung der Instinkte aus verschiedenen Ursachen bereits weiter vorgeschritten als bei uns: es kommt, weil einfach die Nahrung nicht mehr beschaffbar ist, immer erneut zu Hungersnöten, in denen Hunderttausende und Millionen von Menschen zugrunde gehen, aber die immer hemmungsloser sich züchtende Fortpflanzungsgier füllt die Bestände aufs schnellste wieder auf. „Seht! Ich zeige euch den letzten Menschen... Sein Geschlecht ist unaustilgbar wie der Erdfloh; der letzte Mensch lebt am längsten." (Nietzsche.) Bereits heute macht die unaufhaltsame Massenvermehrung des Menschen auf der Erde den Bevölkerungspolitikern Kopfzerbrechen in der Suche nach Abhilfen. So lesen wir[71]: „Die Statistiker des Außenministeriums der USA haben festgestellt, daß die Bevölkerung der Welt trotz Krieg und Naturkatastrophen in den letzten zehn Jahren im Durchschnitt um 17 Millionen Menschen jährlich zugenommen hat. In Europa leben heute nach diesen Angaben mindestens 21 Millionen Menschen mehr als bei Ausbruch des zweiten Weltkrieges. Wenn man den Bevölkerungszuwachs der letzten Jahrzehnte zugrunde legt, so werden sich die 2,25 Milliarden Menschen, die heute die Erde bevölkern, in 90 Jahren verdoppelt haben. Mit größter Sorge, so berichtet C. Lester Walker in „Harper's Magazine", beobachten die Ernährungsfachleute diese Entwicklung, denn es erhebe sich die Frage, ob die Steigerung der Lebensmittelproduktion Aussicht hat, in diesem Wettrennen gegen den Bevölkerungszuwachs Schritt halten zu können. Selbst bei einer normalen Ernte sind nach der amerikanischen Statistik in moderner Zeit 20 bis 30 Millionen Menschen dieser Erde jährlich Hungers gestorben, und vor dem zweiten Weltkrieg waren zwei Drittel der Bevölkerung der Welt nach amerikanischen Begriffen unterernährt. Die verfügbare Menge an gutem, noch nicht kultiviertem Ackerland soll nach Ansicht der Weltexperten gering sein... So ergebe sich der trübe Ausblick, daß die Welt bald übervölkert und hungrig sein werde... Während Lebensmittellieferungen nach Europa als angebracht bezeichnet werden, werden sie von den amerikanischen Sachverständigen nach Asien, vor allem nach China und Indien, abgelehnt, weil hier verstärkte Hilfe immer zu einem erhöhten Geburtenüberschuß geführt und schließlich eine Erhöhung des Hungers und der Sterblichkeit bewirkt hätte. In diesem Zusammenhang verweist der amerikanische Journalist auf den Ausspruch eines zuständigen Inders, der von der letzten Hungersnot als einem ‚Fehlschlag' sprach, da sie den Tod von ‚nur' drei oder vier Millionen Menschen herbeigeführt habe. Diese Zahl bleibe aber weit hinter derjenigen der Geburten zurück, was im kommenden Jahr weniger Reis für den einzelnen bedeute. Als einzigen Ausweg aus diesem Weltdilemma unserer Tage stellen die USA-Sachverständigen eine rechtzeitige Kontrolle und Lenkung der Geburtenzahl auf der Erde zur Debatte. Dieses Programm aber benötige viel Zeit und Aufklärung, und dabei dürften die religiösen

[71] Artikel in der „Hamburger Freien Presse" vom 7. September 1948, zitiert nach Vogl, A.: „Verhängnisvolle Heilkunst", 1948. Hamburg.

Hemmungen, die ihm entgegenstehen, nicht unterschätzt werden. Das Glück des Chinesen nach seinem Tode hänge von der Anzahl seiner Nachkommen ab, dem Hindu bedeute die Fortpflanzung eine religiöse Pflicht und die römisch-katholische Kirche verbiete die Empfängnisverhütung. Dennoch, so erklären die USA-Experten, müsse das Programm der Geburtensenkung bei allen Völkern verwirklicht werden, wenn die Erde nicht übervölkert und in Hunger und Verzweiflung gestürzt werden solle." Wer Völker niederer Kulturstufen persönlich hinlänglich kennt, müßte sich freilich dessen bewußt sein, daß eine Geburtenkontrolle dort schon aus Gründen der Organisation, Erfaßbarkeit und Durchführbarkeit stets eine utopische Forderung bleiben muß. Im übrigen könnte natürlich keine Geburtenkontrolle dem durch immer stärkeren Fortfall der Lebensgefährdungen (dem auch die Geburtenkontrolle vor allem dient) lawinenartig wachsenden, durch keine Kulturmittel aufhebbaren Abstieg irgendwelchen Einhalt gebieten. Und selbst wenn sich der endgültige Niedergang durch geschickte Geburtenkontrollen etwas verzögern ließe (was aber auch eine Utopie ist), so wäre doch jedenfalls für einen Geist, der nur das wohlgeartete Leben zu verehren vermag als einen Wert, der eines Einsatzes würdig ist, die möglichst lange Erhaltung einer erbbiologisch unaufhaltsam absinkenden, immer unglücklicher werdenden Menschheit kein Ziel, dem er sich verschreiben könnte.

Die englische Wochenschrift „Tribune" bringt im Sommer 1943 die Schilderung eines Berichterstatters, der nach einmonatiger Rundreise durch die damaligen Hungerbezirke der Provinz Honan zurückkehrte: „Was ich auf meiner Reise sah, scheint mir derart entsetzlich und unglaublich, daß ich noch immer nicht in den vollen Zustand des Wachseins zurückgekehrt bin. Ich sah Straßen und Züge voller abgemagerter, halbbekleideter, fast verhungerter Flüchtlinge in einer Massenauswanderung, an der sich bisher bereits über drei Millionen Menschen beteiligten, die leblosen, tief in den Höhlen liegenden Augen, die verkrampften Gestalten Toter, Sterbender am Wegesrand, von ihren Eltern im Stich gelassene Kinder, einige tot, andere am Leben, verlassene Dörfer und Ortschaften, meilenweit Bäume ohne Rinde, die jene aßen, die zu schwach waren, sich an dem Auszug zu beteiligen, und die jetzt still in ihren Hütten sterben oder, an den Schwellen ihrer Häuser ins Leere starrend, auf das hoffnungslose unabwendbare Ende warten... Nach dem Urteil der chinesischen Provinz-Gouverneure sind schon Millionen der Hungersnot zum Opfer gefallen."

Mit der allmählichen Angleichszüchtung der Instinkte an die ökonomische Mangelwelt sinken die Ansprüche der Lebenshaltung immer stärker ab bis zum äußersten Hinvegetieren in der ökonomischsten Einschränkung auf die dürftigste Nahrung und sonst so gut wie nichts. Der Mensch sinkt immer mehr zum bloßen Gewächs ab, mit Entledigung höherer animaler, nicht zwecknotwendiger Funktionen und mit Überentwicklung aller der äußersten Selbstbewahrung und Fortpflanzung dienenden Zweckfunktionen, also vor allem der rein vegetativen Funktionen. Man sehe sich um in allen alten Kulturen des Südens; man findet überall den völlig gleichartigen Prozeß: in Indien, China, dem Orient, Lateinamerika usw., es ist immer dasselbe: der Mensch ist in jedem dieser Länder biologisch in dem bezeichneten Sinne umgezüchtet, je nach Gegend ganz in dem Grade der Zeitdauer, während welcher die Bevölkerung im Kulturzustande lebte; die Gegenden der ältesten Urkulturen in jedem dieser Länder haben jedesmal die am weitesten derart geistig-seelisch veränderte Bevölkerung, und der Prozeß absteigender Kulturzüchtung läuft weiter. Die europäischen Länder zeigen eine weniger weit vorgeschrittene Phase desselben Entwicklungsprozesses. Ähnlich starben nordische Bevölkerungen überall dort bald aus, wo sie in Vorzeiten in Gebiete mit älteren, auf Kulturinstinkte bereits gezüchteten Bevölkerungen einwanderten und mit ihnen zusammenlebten. So ist z. B. das Blut der Träger der alten arischen Kultur Indiens heute völlig untergegangen. Das erwähnte Wildgänsebeispiel ist das gleiche im Tierfalle. Hier starben die in ihren Instinkten hochwertigen Wildgänse an den in ihren Instinkten mißratenen Hausgänsen hin als Folge der Versetzung in eine die Wildrasse und Hausrasse gleich schüt-

zende Kulturumwelt, welche der darauf bereits eingezüchteten Hausgans das Fortpflanzungsübergewicht verschafft.

19,33. Die Pflege der Völkerwohlfahrt und ihre herunterzüchtenden Wirkungen.

Zum dauerhaften Wohlgedeihen jeder Organismenform gehört deren natürliche Gefährdungsumwelt, welche erst durch Ausmerze aller Träger mit leistungsmindernden oder die Autarkie des Individuums untergrabenden Erbsprüngen die Wohlgeratenheit des Erbschatzes der Rasse und mit ihr das rassische Wohlgedeihen garantiert. Niemals kann sich das dauerhafte Wohlgedeihen auf erbfremde, also der eigenen Erbringschaltung entbehrende Hilfeleistungen gründen. Im Gegenteil! Ökonomische Völkerkatastrophen sind erst die Folge von erbfremd gewonnener Wohlfahrt und den durch diese heraufbeschworenen Übervölkerungen und Züchtungsentgleisungen. Wenn man also einspringt und Weltorganisationen ins Leben ruft, um den Hunger auf der Erde abzuschaffen, so steigert man selbstverständlich noch dadurch das Absinken der Züchtung, da man obendrein auch noch den sich einregulierenden Notersatz für die fehlende natürliche Entartungsausmerze durch Gefährdungen unterbindet. Daß Hilfe für in Notstand befindliche Bevölkerungen mit ungehemmten Fortpflanzungstrieben die Notstände mehren muß, ist freilich auch ohne alle Kenntnisse über erbbiologische Wandlungen leicht einzusehen. „Wenn ein Chinese den auf seine Erfolge stolzen weißen Bakteriologen der Mission darauf hinweist, daß die vor der Cholera geretteten Millionen Menschen der Provinz dann eben verhungern müßten, weil soviel Nahrung für die ständig anwachsende Bevölkerung nicht mehr vorhanden wäre, so spricht das für die höhere Urteilskraft des Asiaten. Wenn das Fassungsvermögen eines Raumes für eine Art Lebewesen ausgefüllt ist und alle Ventile des Lebenskampfes einschließlich Krankheiten wegfallen, bleibt das Verhungern als letztes übrig, oder das sich gegenseitige Auffressen. Beide Ventile sind nicht die angenehmsten. Die jeden Fortschritt blindlings anbeten, sehen noch nicht, in welche Sackgasse sie bei diesen Problemen geraten sind. Denn die ständige Vermehrung des Menschen zusammen mit der Erhöhung seines Lebensalters erhöht keineswegs das Glück des einzelnen, sondern vermindert es[72]."

John Rockefeller, der sechsfache Milliardär, wandte die Hälfte seines Vermögens sogenannten „wohltätigen" Stiftungen zu: dem „General Education Board", dem „Rockefeller Institute of Medical Research", dem „Spelman Fund of New York", der Universität Chicago und der „Rockefeller Foundation", einem „Wohlfahrtsinstitut von gigantischem Ausmaß". Eine der sechs Subventions-Kategorien dieser Gründung bildet die „Hilfe für China", „das Sorgenkind und den Spezialschützling der Stiftung". Wir lesen in einer Besprechung des Jahresberichtes der „Rockefeller Foundation" für 1935: „So erhält man einen wohltuenden Einblick in die tausendfältigen Wege, auf denen heute zum Wohle der Menschheit gearbeitet wird... Wir legen den inhaltsreichen Bericht aus der Hand mit warmem Dankesgefühl für den Stifter, mit Bewunderung für die gewissenhafte, umsichtige Führung des verantwortungsvollen Amtes der Leiter und mit dem Wunsche, daß die zahlreichen unterstützten humanitären Bestrebungen der gequälten und zerissenen Menschheit von heute zum Wohle gereichen mögen[73]". Hier wird mit dem Einsatze von Tausenden von gelehrten Köpfen, mit einem Riesenheere von Helfern, mit einem Aufwande von Milliarden für individuelle Sicherheit, Wohlfahrt und Nutzen der Menschheit gearbeitet, d. h. für Gegenwartsgewinne auf Kosten der Erbzukunft, also insgesamt für die menschliche Erbzerstörung. Das Schreckliche und Tragische ist bei alledem, daß hier der höchste ethische Wille zur Wertverwirklichung in der Welt, oft bis zur Selbstopferung und bis zum persönlichen Martyrium gesteigert, gerade dazu verdammt ist, unter tarnenden Gegenwartserfolgen die Erbwertzerstörung zu betreiben.

---

[72] Vogl, A., 1948: „Verhängnisvolle Heilkunst". Hamburg.
[73] „Die Naturwissenschaften", 1936. Bd. 24, S. 767 f.

Ich erinnere auch an Albert Schweitzer, der in seiner Kulturethik „die Ehrfurcht vor dem Leben als höchstes ethisches Prinzip" aufgestellt hat und der sein ganzes Leben in den Dienst dieser vermeintlich höchsten Idee stellte. Für Menschen dieser kindlichsten philosophischen Primitivität und Weltunerfahrenheit „ist gut, Leben erhalten und Leben fördern, böse, Leben vernichten und hemmen". Unter diesem Motto hat Schweitzer allen persönlichen glänzenden Zukunftsaussichten seines Lebens entsagt und ist in den afrikanischen Urwald gegangen, um als Missionsarzt unter den größten Entbehrungen und Opfern das Leben von Negern zu erhalten und zu fördern, d. h. um in ahnungsloser Blindheit den erbbiologischen Fluch auf die Nachfahren der heutigen Neger zu erarbeiten, während gleichzeitig unsere eigenen Völker durch ebensolche Förderungen in ihren rassischen Erbschätzen zunehmend verwahrlosen und verrotten. „Die Ehrfurcht vor dem Leben" ist ebenso wie das Mitleid ein kulturgezüchteter Dekadenztrieb, welcher die Grundlage jeder Wertverwirklichung, die Lebensopferung, untergräbt und somit das Leben in seinen Erbschätzen ruiniert. Wer die menschliche Nächstenmoral oder die „Stimme des Gewissens" für einen von einer überirdischen Macht eingepflanzten Imperativ hält, müßte, wenn er alle Zukunftsfolgen, alles Zukunftselend zu schauen vermöchte, welches einem derart moralisch normierten Leben entspringt, nicht einen „lieben" Gott, sondern einen Satan als den Urheber einer solchen eingepflanzten Stimme erkennen, der mit der Moral als dem unbeargwöhntesten Köder die Menschen in die Selbstzerstörung lockt. Helfende Hände schieben stets das Unglück der Gegenwart vertausendfacht auf die Erbzukunft ab, die sie nicht greifen und nicht sehen können. Eine harte, jeden einzelnen gefährdende, natürliche Widersacherumwelt ist für die Einhaltung der Züchtungshöhe jeglichen Lebens und hiermit für die einzige Grundlage seines Glückes völlig unentbehrlich, wie ganz zwangsläufig aus der Unvernunft der Erbsprünge folgt, was man sich zum Verständnis ständig ins Bewußtsein rufen muß.

19,34. Die schädlichsten Menschen.

Da es keine anderen Werte geben kann als Lebenswerte und da nur erbglückliches Leben Wertcharakter besitzen kann, sind diejenigen Menschen die schädlichsten, welche das Erbglück des Lebens, also dessen überindividuelle Erbschätze, aus denen alles Erbglück fließt, wertmindern. Da diese überindividuell gespeicherten Quellen, welche alles Erbglück aus sich gebären, in dem Maße sich verwirklichen oder fortdauern, als das Leben dem Zwange der erbeigenen Selbstbehauptungserprobung unterworfen bleibt, so sind also diejenigen Menschen die schädlichsten, welche durch Akte der Barmherzigkeit, des Mitleids, der Güte und Gerechtigkeit (im Sinne des individualzentrischen Vernunftsrechtes) dem gefährdeten Mitmenschen erbfremde Hilfe leisten, also den Gefährdungszwang beseitigen, der für überindividuelle Wertverwirklichungen und für den Fortbestand überindividueller Wertschätze unentbehrlich ist. Und gerade diese verhängnisvollen Menschen gelten und halten sich selbst für die allerwertvollsten und verdienstvollsten, so sehr werden die schädlichen überindividuellen Erbfolgen durch die nützlichen individuellen Gegenwartserfolge überdeckt.

„Wahrlich, ich mag sie nicht, die Barmherzigen, die selig sind in ihrem Mitleiden: zu sehr gebricht es ihnen an Scham...

Und nicht gegen den, der uns zuwider ist, sind wir am unbilligsten, sondern gegen den, welcher uns gar nichts angeht...

Ach, wo in der Welt geschahen größere Torheiten, als bei den Mitleidigen? Und was in der Welt stiftete mehr Leid, als die Torheiten der Mitleidigen?

Wehe allen Liebenden, die nicht noch eine Höhe haben, welche über ihrem Mitleiden ist!...

Oh meine Brüder! Bei welchen liegt doch die größte Gefahr aller Menschenzukunft? Ist es nicht bei den Guten[74] und Gerechten? —

[74] „gut" im Sinne von „gütig", als Gegensatz von „böse", nicht als Gegensatz von „schecht".

— als bei denen, die sprechen und im Herzen fühlen: ‚wir wissen schon, was gut und gerecht ist, wir haben es auch; wehe denen, die hier noch suchen!'

Und was für Schaden auch die Bösen tun mögen: der Schaden der Guten ist der schädlichste Schaden!

Und was für Schaden auch die Weltverleumder tun mögen: der Schaden der Guten ist der schädlichste Schaden...

... ihr Geist ist eingefangen in ihr gutes Gewissen. Die Dummheit der Guten ist unergründlich klug...

Den Schaffenden[75] hassen sie am meisten: den, der Tafeln bricht und alte Werte, den Brecher, — den heißen sie Verbrecher.

Die Guten nämlich — die können nicht schaffen: die sind immer der Anfang vom Ende: —

— sie kreuzigen den, der neue Werte auf neue Tafeln schreibt, sie opfern sich die Zukunft, — sie kreuzigen alle Menschenzukunft!

Die Guten — die waren immer der Anfang vom Ende —...

Falsche Küsten und falsche Sicherheiten lehrten euch die Guten; in Lügen der Guten wart ihr geboren und geborgen. Alles ist in den Grund hinein verlogen und verbogen durch die Guten...

Also sprach Zarathustra."

„Sie opfern sich die Zukunft", das gilt nicht nur für die reale Wirklichkeit, indem die Gütigen die Erbzukunft den Gegenwärtigen opfern, welche ihren Wohltätern mit Dank und Verehrung vergelten, sondern es gilt auch in der religiösen Imagination, indem sich die „Guten und Gerechten" durch solche Zukunftsopferung die persönliche ewige Seligkeit im Himmel verdienen.

Trotz aller heißen Bemühungen Nietzsches, diese Einsicht mitzuteilen und verständlich zu machen, und trotzdem seine literarischen Hinterlassenschaften durch mehr als zwei Gelehrtengenerationen von den fähigsten Köpfen, von Fachphilosophen wie Laien, mit redlichem Streben studiert worden sind, trotz des Bestehens verschiedener gelehrter Nietzsche-Gesellschaften, die sich seit Jahrzehnten dem Studium und der Deutung seiner Lehren widmen, und trotzdem man mit Literatur über Nietzsche Bibliothekszimmer füllen kann, hat Nietzsche bis heute keinen Menschen von der Wahrheit, Vollgültigkeit und grundsätzlichen Bedeutung seiner umstürzlerischen Erkenntnis zu überzeugen vermocht. Die gesamte Nietzsche-Literatur ist ein Armutszeugnis für den menschlichen Geist.

„Ich wußte nicht, wie arm sie sind, — ich wußte nicht, daß Nehmen schwerer ist als Geben." (Nietzsche.)

„Hoch wuchs ich über Mensch und Tier;
Und sprech' ich, — niemand spricht mit mir.
Zu einsam wuchs ich und zu hoch, —
Ich warte: worauf wart' ich doch?
Zu nah ist mir der Wolken Sitz, —
Ich warte auf den ersten Blitz." (Nietzsche.)

„Ein Stern ging unter und verschwand, —
aber sein Licht ist noch unterwegs,
und wann wird es aufhören, unterwegs zu sein?" (Nietzsche.)

„Fünfzig Jahre später werden vielleicht einigen ... die Augen dafür aufgehen, was durch mich getan ist." (Nietzsche.)

„Einst werde ich meinen Sommer haben: und es wird ein Sommer sein wie in hohen Bergen! Ein Sommer nahe dem Schnee, nahe den Adlern, nahe dem Tode!" (Nietzsche.)

(Mich brachten meine Lebensstudien zu dieser Erkenntnis Nietzsches; ein bloßes Studium von Nietzsches Werken würde auch mich nicht bis zur vollen Entschiedenheit überzeugt haben. Man kann eben nur aus seinen eigenen Erlebnissen schöpfen. Alles, was mir in Nietzsches Lehren bei einer späteren Lektüre

---

[75] „Schaffen" bedeutet bei Nietzsche immer überindividuelles Wertschaffen durch Züchtung am Menschen, das auf Gegenwartsopfern beruht, also für die Gegenwart schädlich und böse ist und somit ein Gegensatz zum Nützlichen und Gütigen.

seiner Werke als grundsätzlich einleuchtete, hatte ich mir schon vorher unabhängig erarbeitet. Vergleiche auch den Abschnitt: „Tuberkulose und Lebensphilosophie“ im zweiten Teile dieses Werkes.)

19,35. Passivität gegenüber der Erarbeitung von Werten als Voraussetzung züchterischer Wertverwirklichung.

Sobald man für die Verwirklichung von Lebenswerten tätig ist, sabotiert man die Erzüchtung von solchen Werten, denn alle Erarbeitungen sind ja ohne lamarckistische Wirkung, sind erblich unwirksam, wirken aber verhängnisvollerweise als Ersatz der Erzüchtungen solcher Werte, verhindern also solche Züchtungen. (Vergleiche Abschnitt 15,7.) Somit kann in einer gesunden, in harter Naturzüchtung stehenden Rasse, in der alle Verfehlungen gegen die biologische Erbzukunft der Ausmerze verfallen, die Liebe zu Lebenswerten nur eine inaktive sein, welche zwar indirekt Lebensentscheidungen beeinflußt, z. B. die Gattenwahl, welche aber nicht direkt zur aktiven kulturellen Verwirklichung oder Erarbeitung der Lebensideale drängt, auch z. B. nicht in der Erziehung. Bereits Nietzsche hatte den hohen biologischen Wert solchen passiven Verhaltens erkannt; freilich hat ihn niemand verstanden. Passivität gegenüber der Verwirklichung ihrer Ideale ist ein Kennzeichen naturhafter, adelstümlicher Rassen.

19,36. Nordische Rasse und Kulturproduktivität.

Wir verstehen von hier aus, daß das nordischste Volk der Erde, die Schweden, im Rufe einer als „merkwürdig“ bezeichneten Passivität stehen, ebenso im Rufe innerer Gehemmtheit. Im Kulturleben muß natürlich diese kulturell unproduktive Passivität, da sie der Erarbeitung von Nutzwerten (Scheinwerten), welche durch die Kultur ein so riesiges Auslesegewicht erlangt haben, im Wege steht, der allmählichen Ausmerze verfallen. Wo sich die nordische Hochschätzung von Werten und die schöpferische, aber nicht nutzproduktiv ausgebeutete Begabung dieser Rasse mit Bedürfnisinstinkten alter kulturgezüchteter Rassen paart, namentlich also in Vermischungszonen Nordischer Rasse, da muß es daher zu starker kultureller Produktion und Blüte kommen, welche immer zu rassischem Verfall führt[76]. Es ist zu wetten, daß die kulturell produktiven Menschen Schwedens, wenn sie näher anthropologisch untersucht würden, sich gegenüber dem passiveren Teil der Bevölkerung als weniger nordisch und stärker rassengemischt erweisen würden. Es läßt sich in Deutschland z. B. verfolgen, an Hand der geographischen Lage der Geburtsorte kulturell berühmter Menschen der Kulturgeschichte, daß entsprechend der von Süden nach Norden allmählich fortschreitenden Entnordung der Bevölkerung (Aussterben des nordischen Blutsanteiles) auch die kulturell produktivsten Zonen von Süden allmählich immer mehr nach Norden vorgedrungen sind, um nach Erreichung höherer Grade der Entnordung wieder einer immer größeren Unproduktivität zu verfallen, weil sie schöpferisch ausgebrannt sind. Bei einem mittleren Grade der Entnordung ist die nordische Mischerbigkeit und damit auch die Kulturproduktivität am größten[77].

19,37. Weiteres zur nordischen Kulturtragik: Selbstausmerze.

Wir führten aus, daß es in erster Linie die hochgezüchteten, überindividuell erbwertigen, auf eine natürliche Widersacherumwelt züchterisch abgestimmten

---

[76] Kretschmer, E.: „Geniale Menschen“, Abschnitt „Genie und Rasse“.
Seiffert, W., 1935: „Die Erbgeschichte des Menschen“, S. 157—159.
Rauschenberger, W., 1936: „Die rassischen Grundlagen der deutschen Malerei“. „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“. Bd. 30, S. 304.
Derselbe, 1939: „Die Begabung der in Mitteleuropa ansässigen Rassen für Mathematik und mathematische Naturwissenschaften“. Ebenda. Bd. 33, S. 1.
Derselbe, 1943: „Über die rassischen Grundlagen der griechischen Kultur“. Ebenda. Bd. 37, S. 123.

[77] Gerlach, K., 1929: „Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volke“. München. Besprechung in: „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“. Bd. 23, S. 439.

Instinkte sind, die mit der kulturellen Bevölkerungsstickluft ihre angestammte Heimat verloren haben und damit zur Selbstausmerze verurteilt sind. Wir wissen, daß die Nordische Rasse überall, wo sie in fremde Völker eindrang und — namentlich durch ihre dort vollzogene Instinktverbastardierung mit bereits individualnützlich gezüchteten Bedürfnisinstinkten — kulturschöpferisch produktiv wurde, sich unvermeidlicherweise jenes Kulturniveau schuf, in dem sie zur Selbstausmerze schreiten mußte. Das berüchtigteste Beispiel ist wohl die Selbstausmerze der alten nordischen Griechen. Heute mußte natürlich dieser Prozeß in die Ursitze der Nordischen Rasse selbst vordringen. So sehen wir, daß das nordischste Volk der Erde, die Schweden, den Rekord der an sich schon in allen weißen Kulturvölkern in diesem Jahrhundert stark gesunkenen Geburtenziffer in ihrem Tiefststande gewonnen hat; und die Stadt Schwedens, welche den höchsten Prozentsatz an rein nordischen Typen aufweist, die Stadt Orebro, wurde die geburtenärmste Stadt Schwedens und der ganzen Erde — (und solches obendrein bei höchstem Lebensstandard und günstigsten wirtschaftlichen Verhältnissen; der nordische Mensch ist eben durch den Kulturpferch völlig aus seiner Natureinordnung entwurzelt worden) —, welche im Jahre 1934 nur noch eine Geburtenzahl von 6,4 auf tausend Einwohner aufwies[78] gegenüber 13,7 für ganz Schweden und z. B. 31,2 für das bereits entnordete und in seinen Fortpflanzungsinstinkten schon viel hemmungsloser gezüchtete griechische Volk im gleichen Jahre. Einst war selbst Mitteleuropa nordischer als heute noch Schweden, wie die Gräberfunde erweisen[79]. So schreitet die Selbstausmerze der Nordischen Rasse mit Riesenschritten vorwärts und verändert den Charakter der europäischen und nordamerikanischen Bevölkerung. Heute ruft Schweden italienische Arbeiter und ungarische Bauern ins Land, um seinen Bedarf an Arbeitskräften aufzufüllen. Diese auf bereits stärkere Fortpflanzungstriebe kulturgezüchteten Menschen müssen natürlich in Zukunft durch ihre starke Vermehrung den Bevölkerungsbinnendruck erhöhen, womit sich dann die Ausmerze der nordischen Bevölkerungsanteile noch schneller vollziehen muß. Und die schwedische Tagespresse propagiert im Volke die Vorstellung, daß die Hereinnahme fremdvölkischer Arbeitskräfte in Industrie und Landwirtschaft eine erfreuliche Blutsauffrischung für die biologische Zukunft des schwedischen Volkes ergeben würde. So sehen wir, wie die Nordische Rasse ihre passive Selbstausmerze noch durch aktive Handanlegung ihrer kulturellen Führer unterstützt. (Siehe auch Dichtung unter 19,21.) Wenn auch die Nordische Rasse durch ihre kulturschöpferischen Zweckleistungen mehr Fluch über die Menschheit gebracht hat als irgendeine andere Rasse (auch weit mehr als etwa die religionsschöpferischen Juden), so trauern wir gleichwohl über die Ausmerze erbbiologischer Werte, die sich mit dem kommenden unabwendbaren Untergang der Nordischen Rasse vollziehen muß.

Eine ähnliche Selbstausmerze nordischen Blutes, wie heute überall auf der Erde, vollzog sich vor rund zweitausend Jahren in dem damals noch wesentlich nordrassischen Griechenland und Italien. So berichtet uns der griechische Geschichtsschreiber Polybios aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert: „Zu meiner Zeit litt ganz Griechenland an Kinderlosigkeit und überhaupt an Menschenmangel, wodurch die Städte sich entleerten und das Land keine Frucht mehr trug, obgleich weder Kriege noch Seuchen uns betroffen hatten. Denn die Menschen hatten sich dem Wohlleben, der Geldgier und der Bequemlichkeit zugewandt; sie wollten nicht mehr heiraten oder, wenn sie es taten, doch nur wenig Kinder aufziehen, höchstens eins oder zwei, um diese reich zu hinterlassen und üppig großzuziehen ..." Und der Kaiser Augustus, der sich vergeblich bemühte, dem Geburtenschwund in Italien durch Gesetze zu steuern, hielt an seine Senatoren folgende Ansprache: „Ich weiß nicht, wie ich daran bin mit euch. Wie soll ich euch nennen? Männer? Römer? Ihr legt es darauf an, diesen Namen zu vernichten. Ihr begeht einen Mord, da ihr denen nicht das Leben gebt, die von euch gezeugt werden sollten. Ihr handelt ruchlos, daß ihr euer Geschlecht,

[78] „Volk und Rasse", 1935. Bd. 10, S. 279.
[79] Günther, H. F. K.: „Rassenkunde des deutschen Volkes".

dessen Reihenfolge von den Göttern vorgezeichnet war, erlöschen laßt; daß ihr das edelste Geschenk, das den Göttern geweiht werden kann, die menschliche Natur, verderbt und Tempel und Altäre umstürzt. Auch die Bande des Staates löst ihr auf, an dessen Gesetze ihr euch nicht binden wollt, und ihr begeht Verrat am Vaterland, das ihr öde und unfruchtbar macht. Ihr untergrabt seinen Grundstein, indem ihr ihm seine künftigen Glieder entzieht. Der Staat besteht aus Menschen, nicht aus Häusern, Säulen und menschenleeren Plätzen!" — In das entvölkerte Griechenland und Italien strömte fremdes Volk aus allen Ländern ein, das zum Teil bereits auf stärkere Fortpflanzungstriebe gezüchtet war und sich im Laufe der seitdem verflossenen zwei Jahrtausende immer stärker dahin züchten mußte, so daß sich die heutigen Bewohner von Griechenland und Italien als den ältesten europäischen Kulturzentren auch bereits am hemmungslosesten fortpflanzen, während sie sich in ihrer ausgehenden nordischen Zeit gerade am allerschwächsten fortpflanzten. So lesen wir z. B. in einer heutigen Tageszeitung über die Italienerin: „Doch ihr größter Kummer ist die nun einmal feststehende Tatsache, daß Italien heute keinen Bedarf für reichlichen Kindersegen mehr hat. Die Italienerin will Kinder, je mehr desto besser. Doch täglich hämmert man ihr ins Ohr, daß das übervölkerte Land 450 000 Geburten im Jahr zu viel hat." Die heute stark abgesunkene Sterbeziffer als Folge der medizinischen Unheilkunst, der dadurch wachsende Bevölkerungsdruck, mit welchem parallel gehend auch die Selbstausmerze der in Fortpflanzungstrieben maßvolleren Menschen unabwendbar weiter wächst, muß natürlich diese Hemmungslosigkeit der Fortpflanzung für die Zukunft noch gewaltig steigern, so daß die ganze Erde sich auf solche katastrophale Zustände hinzüchtet, wie sie heute für China und Indien bereits kennzeichnend sind.

Man muß voll und ganz begriffen haben, daß die Natur des Menschen wie jedes Lebewesens ein Züchtungsergebnis ist und zwar gar nichts sonst als nur ein Züchtungsergebnis, daß der Mensch nicht aus Götterhänden geformt vom Himmel gefallen ist, um einsehen zu können, daß bei Aufhebung der natürlich züchtenden Widersacher-Umwelt, welche allein die Natur des Menschen erzüchtet hat und zu erhalten vermag, der menschliche Untergang zwangsläufig erfolgen muß nach den allem Leben immanenten erbbiologischen Gesetzlichkeiten, daß alle Kulturmaßnahmen, welche diesem Verfall Einhalt gebieten sollen, biologische Pfuschereien bleiben müssen, da sie immer durch ohnmächtige — weil erbringentwurzelte — Vernunftmaßnahmen die Freiheit der Naturzüchtung untergraben sowie auf die Gangbarmachung von Schleichwegen zur Umgehung unabdingbarer Opfer hinauslaufen. Es ist z. B. mit Gewißheit vorauszusehen, daß diejenigen Völker, denen es gelingen könnte, eine immer unerträglicher werdende Übervölkerung durch einen rigorosen Zwang der Geburtenkontrollen zu überwinden, die allerersten sein müßten, welche in ihren Untergang strudeln, und zwar dadurch, daß sie durch solche Vernunftmethoden den Prozeß ihrer körperlichen Entartung intensivieren würden, indem sich mit einer derart künstlich gesicherten Erleichterungsumwelt der Fluch der medizinisch-hygienischen und kulturellen Lebenserhaltungskunst nun erst in seiner ganzen erbzerstörerischen Gegenauslesegewalt voll auswirken könnte. Nur eine harte natürliche Widersacherumwelt sowie der erst durch dieselbe garantierte, weil durch keine aufkommende Übervölkerungs-Raumenge in Schranken gehaltene volle Austrag der menschlichen Fruchtbarkeit gebiert den unerschöpflichen Aufstiegsborn des Lebens, welches sich erst in solcher Naturverwurzeltheit willig ins ewige Stirb und Werde einordnet. Jede Wertschöpfung, ja auch nur jede Werterhaltung des Lebens wird allein erkauft durch das individuelle Gegenwartsopfer (durch das Sterbeopfer, welches ja ohnehin keinem Lebendigen erspart bleibt, und durch das Opfer an persönlicher Wohlfahrt, natürlich ohne alle willentliche Setzung und ohne alle Nutznießungen am Opfer), welches erst der schöpferisch unerläßlichen leiblichen Fruchtbarkeit die freie Bahn ihrer Vollziehbarkeit immer erneut schafft. Wenn für irgendeine Menschenrasse die natürliche Widersacherumwelt

die unbedingte Voraussetzung ihrer Erzüchtung war, an welche daher auch ihr Fortbestand um so unablösbarer gebunden ist, so daß sie bei Verlust solcher Umwelt schnell durch Entartung und Selbstausmerze zugrunde gehen muß, so ist es die Nordische Rasse. Alle Anstrengungen, durch wohlerwogene Kulturmaßnahmen irgendwelches erbbiologisch und rassisch hochgeartete Leben vor dem Erbverfalle zu retten, sind hilflose Kindereien, geboren aus völliger Unwissenheit über die wildfreien Züchtungsgrundlagen jeder wohlgearteten tierischen und menschlichen Natur.

20. Physiologische Selbstopferung.

20,1. Bedeutung der physiologischen Alterung.

So wie die passive Selbstgefährdung für den überindividuellen Lebensstrom der Rasse und gegen den Individualnutzen wirksam ist, dadurch daß sie die Individuen dem Zwange der Bewährungserprobung des Erbschatzes ausliefert, so wirkt für den gleichen übergeordneten Lebensstrom die physiologische Selbstopferung, namentlich auf dem Wege der Alterung der lebenden Substanz, und zwar wirkt sie als eine vom Erbschatze selbst ausgeübte Individualvernichtung nach bemessener Lebens- und Bewährungsfrist. Betrachtet man nämlich die Lebensdauer der verschiedenen Organismenarten unter dem Blickpunkte der Rassenerfordernisse, so ergibt sich, daß der Vorgang des physiologischen Alterns der Individuen keineswegs eine Unvollkommenheit der Natur ist, dem das Leben nicht zu entraten vermöchte, sondern daß er im Gegenteil ein erzüchteter überindividueller Rassenwert ist auf Kosten der Individuen, die das Opfer ihres Sterbens zu tragen haben, welches Opfer sogar vom Erbschatze selbst erzwungen wird. Der Vorgang des Alterns besteht darin, daß der Stoffwechsel nur unvollkommen besorgt wird, so daß die Lebensfunktionen unter den sich häufenden Schlacken immer matter werden und schließlich ersticken müssen[80]. Im Falle der Beseitigung aller Umweltgefährdungen wird auch das erbgesundeste Individuum schließlich durch seinen eigenen Erbschatz in den Alterstod getrieben: eine erbgesetzte Selbstausmerze des Individuums als eines Hemmnisses für den sich wandeln müssenden Erb- und Lebensstrom. Durch beschleunigtes Altern wird die Generationenfolge beschleunigt, also auch der Neuanfall wertvoller Erbsprünge (der ja immer mit den Fortpflanzungszellen gesetzt wird), womit auch Umbildung, Aufstieg und biologisches Übergewicht des Rassenstromes beschleunigt wird, natürlich nur unter der Voraussetzung eines erbeigenen Selbstbehauptungseinsatzes in natürlicher Umwelt, so daß die Zuchtwahl den Erbstrom von dem laufenden Anfall von Fehlerbsprüngen bereinigen kann. Eine zu langsame Generationenfolge muß dagegen zu einer Verzögerung des Rassenwandels führen, schließlich zu Rückständigkeiten in der Organisation und damit zu einem früheren oder späteren Verdrängtwerden von der Erde durch Arten mit schnellerer Generationenfolge und somit größerer Entwicklungsfähigkeit, womit diese Arten ihre kürzere individuelle Lebensdauer zum Lebenssiege bringen.

20,2. Die natürliche Lebensdauer als Züchtungsergebnis.

Die Anzüchtung einer Beschleunigung des Alterns als einer überindividuellen Werteigenschaft geschieht wiederum hauptsächlich auf dem Wege der gestaffelten Inzucht, indem den Nachfahren von örtlichen Organismensippen mit beschleunigtem Altern der höhere Gewinn an züchterisch ausgelesenen Glückserbsprüngen zugute kommt, so daß sie ein biologisches Übergewicht über andere örtliche Sippen derselben Rasse gewinnen. Allerdings kann ein beschleunigtes Altern

[80] Korschelt, E., 1924: „Lebensdauer, Altern und Tod". 3. Aufl. Jena.
Derselbe, 1935: „Lebensdauer, Altern und Tod". Artikel im „Handwörterbuch der Naturwissenschaften". 2. Aufl. Bd. 6. Jena.
Molisch, H., 1929: „Die Lebensdauer der Pflanze". Jena.

nicht ins Extrem weitergehen, denn diese Beschleunigung bedarf eines Ausgleiches durch Fortpflanzungsvermehrung, so daß der vorhandene Lebensraum der Rasse auffüllbar bleibt; eine Fortpflanzungsvermehrung ist aber nur möglich bei Arten mit guter Umwelteinpassung, welche vermöge ihrer Leistungsfähigkeit sich so gut behaupten, daß sie über ihre Vernichtung durch Umweltwiderstände hinaus noch einen Fortpflanzungsüberschuß erzielen können; dann erleidet die Ausfüllbarkeit ihres Lebensraumes durch die Individuen- und Fortpflanzungsverminderung, welche mit einer Verkürzung der Lebensdauer gegeben ist, keine Einbuße. Umgekehrt muß es zu einer Züchtung auf Verlängerung der erblichen Lebensdauer kommen, wenn die Art so schlecht eingepaßt ist, daß sie die hohen Vernichtungen durch Umweltwiderstände nur durch eine Fortpflanzungsvermehrung auf der Grundlage der Lebensverlängerung der Individuen wett machen kann. Dies gilt im wesentlichen nur dann, wenn die Vernichtung besonders die Jugendstadien trifft, denn bei hohen Vernichtungen der Altersstadien ist eine wesentliche Lebensverlängerung für eine Fortpflanzungsvermehrung unwirksam, da sich keine langen Lebensdauern verwirklichen können, eine Züchtung auf beträchtliche Lebensverlängerung kommt also gar nicht zustande. Sind aber die Altersstadien gut behütet, so führt solches in jedem Falle zu einer Lebensverlängerungs-Züchtung, auch dann, wenn die Jugendstadien ebenfalls gut behütet sind, nur daß die Züchtung auf Lebensverlängerung weniger intensiv arbeitet als bei hoher Brutgefährdung; denn der Spätalternde erzielt durch seine längere Fortpflanzungszeit Fortpflanzungsgewinne gegenüber dem Frühalternden, so daß sich ein immer langsameres Altern allmählich züchten muß. Ein behütetes Rassedasein führt also zur Züchtung auf erbliche Lebensverlängerung, letztere verlangsamt die Generationenfolge und vermindert damit die rassische Wandlungsfähigkeit und das Einpassungsvermögen in die sich wandelnde Umwelt; schließlich führt dies zu einer Rückständigkeit und Wettbewerbsunfähigkeit gegenüber gefährdeter lebenden Arten und zum Verdrängtwerden durch diese. Beispiele für alle diese Vorgänge gibt es überall; hier genüge es, ein paar charakteristische Fälle unten näher zu erläutern. Es ist falsch, wie es bislang geschah, nach allgemeingültigen physiologischen Gesetzen für die Lebensdauer von Organismenarten zu suchen, sie ist vielmehr von den jeweiligen Züchtungsverhältnissen abhängig und kann nur aus der Gesamtheit der speziellen Umweltbeziehungen jeder Organismenart verstanden werden. Es können dabei z. B. gleichzeitig bestimmte Umweltbeziehungen in Richtung einer erbgemäßen Lebensverlängerung, andere in Richtung einer Verkürzung züchterisch wirksam sein.

20,3. Körpergröße, Lebensdauer und Fruchtbarkeit.

Im allgemeinen erreichen größere Tierarten irgendeiner Verwandtschaftsgruppe eine höhere erbliche Lebensdauer als kleinere; für Pflanzen gilt Entsprechendes. Der größere Organismenkörper benötigt ein längeres Wachstum zur Erlangung seiner Fortpflanzungsreife, womit die Generationenfolge verlangsamt wird, aber auch die Dauer der Fortpflanzungsfähigkeit ist meist verlängert. Fast alle Tiere (ebenso Pflanzen), welche nach einem einmaligen Fortpflanzungsakte absterben (z. B. die meisten Insektenarten), erreichen nur kleine Dimensionen; es ist der Idealfall einer schnellen Generationenfolge, welche ein Haupterfordernis für die Plastizität in der Einpassungszüchtung ist. So wird die Meergrundel Aphya pellucida, der kleinste, nur 4 cm lang werdende europäische Fisch, nur ein Jahr alt und stirbt nach einmaliger Fortpflanzung ab. Es ist das der bei Wirbeltieren höchste erreichte Grad physiologischer Selbstopferung zugunsten der Entwicklungsfähigkeit des überindividuellen Rassenerbstromes. Die Meergrundel hat nur dadurch ihre Lebensdauer derart niedrig halten können, daß sie Brutpflege treibt und so mit einer sehr geringen Eizahl zur Sicherung ihres Fortbestandes auskommt. Das Männchen bewacht die vom Weibchen an geschützten Orten abgelegten Eier, nachdem es dieselben befruchtet hat. Ähnliche Brutpflege finden wir bei vielen kleinsten Fischarten; sie sichert in diesen Fällen eine mit

kurzem Körperwachstum verbundene kurze Lebensdauer und schnelle Generationenfolge.

Für die meisten Tierarten genügt aber nicht ein einmaliger Fortpflanzungsakt zur Ausfüllung ihrer Lebensräume, die Fortpflanzungsakte wiederholen sich beim gleichen Individuum, womit dessen Lebensdauer züchterisch entsprechend verlängert wird. Die Verlängerung der Lebensdauer wird dann oft zu einem ausgiebigeren Wachstum ausgenützt, falls die Ernährungsbedingungen solches gestatten, denn ein großer Tierkörper vermag im allgemeinen mehr Eier zu produzieren als ein kleiner; damit vermag er die gesamte Eizahl, welche zur Bestanderhaltung einer Rasse erforderlich ist, in kürzerer Zeit zu produzieren, wodurch also wiederum die Lebensdauer reduziert und die Generationenfolge beschleunigt werden kann. Zumeist kommt es aber nicht zu dieser Reduzierung, denn ein größeres Tier ist wehrhafter und hat weniger Feinde und hat sich somit durch sein größeres Wachstum eine erhöhte Daseinssicherung verschafft, welche nun wiederum, wie wir oben erläuterten, auf eine erbliche Verlängerung der Lebensdauer züchtet. Da mit dieser Lebensverlängerung eine Verlängerung der Fortpflanzungszeit gegeben ist, so erhöht sich die Nachkommenzahl, was eine Überbesetzung der Lebensräume verursacht und auf eine Reduktion der Ei- oder Jungenzahl hinzüchtet. So erreichen z. B. die Elefanten unter den Säugern und die großen Raubvögel unter den Vögeln die höchste erbliche Lebensdauer und zugleich die niedrigste Fortpflanzungsrate. Bei ihnen werden die am meisten gefährdeten Jugendstadien durch die Elterntiere geschützt. Anders, wenn eine Brutfürsorge fehlt. Kommt es nicht zu einer solchen bei hoher Gefährdung der Brut, aber relativem Geschütztsein der Altersstadien, so züchtet sich zu der Verlängerung der Lebensdauer noch eine Erhöhung der Fruchtbarkeit. Die durch die Lebensverlängerung gegebene langsamere Generationenfolge führt zu einem langsameren Rassenwandel und damit zu einer Rückständigkeit in der Organisation gegenüber anderen, sich leistungsmäßig schneller hochzüchtenden Arten; solches führt zu einer weiteren Erhöhung der Brutgefährdung, welche wieder eine Züchtung auf noch längere Lebensdauer, noch größere Körperdimensionen und damit ermöglichten noch höheren Fortpflanzungsraten zur Folge hat.

20,4. Die Naturzüchtung des Hausen und der Elritze.

Unter anderem liefern viele Fische gute Beispiele zu dem letztgenannten Fall. Den Fruchtbarkeitsrekord unter allen im Süßwasser laichenden Fischen hält der Hausen, der auch der größte Fisch des Süßwassers ist. Er wird bis neun Meter lang und bis 28 Zentner schwer, wovon 8 Zentner auf die Eierstöcke entfallen, die den geschätzten Kaviar liefern. Die Eizahl selbst viel kleinerer Exemplare beträgt mehrere Millionen. So wie viele andere Fischarten wachsen die Hausen während ihres ganzen Lebens, so daß sie um so mehr Eier produzieren können, je älter sie werden. Die Lebensdauer, die sie erreichen können und ehemals erreichten (der heutige Massenfischfang durch den Menschen läßt keine hohe Lebensdauer mehr zu, wie überhaupt der Mensch die Züchtungsgleichgewichte in allen Gewässern völlig zerstört hat), ist nicht festgestellt, aber es ist wahrscheinlich, daß sie weit über hundert Jahre alt werden können, so daß ein einziges Weibchen, wenn es alt wird, während seines Lebens Hunderte von Millionen Eier produziert. Und doch liefert im Durchschnitt ein reifes Weibchen nur wieder einen sich fortpflanzenden weiblichen Nachkommen für die nächste Generation, wenn sich die Bevölkerungsdichte gleich bleibt; wie ungeheuer muß also die Ei- und Jungenvernichtung sein, wie leicht müssen also namentlich die Jungen (die schon wenige Tage nach der Eiablage schlüpfen) die Beute ihrer Feinde werden. Die Störe, zu denen der Hausen als deren größter Vertreter gehört, bilden eben eine uralte, in ihrer Entwicklungshöhe sehr rückständig gebliebene Fischordnung, die es nur noch der ungeheuren Hinaufzüchtung ihrer Fruchtbarkeit verdankt mit Züchtung auf Körpergröße und Lebensverlängerung, daß sie sich gegen das immer mächtigere Übergewicht ihrer Feinde

noch im Dasein zu behaupten vermag. Die Störe übertreffen damit an Fruchtbarkeit bei weitem alle anderen im Süßwasser laichenden Fische. Unter den Meerlaichern erreicht nur der bis zu zwei Zentner schwer werdende Kabeljau oder Dorsch (getrocknet heißt er Stockfisch) eine ebensolche Fruchtbarkeit. Dabei ist zu bedenken, daß junge Fischbrut im Meere viel gefährdeter durch Räuber ist als im Süßwasser, so daß allgemein die Fortpflanzungsraten der Meerlaicher höhere sind. Würden die Störe Meerlaicher sein, so wären sie schon längst aus dem Dasein verdrängt worden.

Im Gegensatz hierzu bietet ein Musterbeispiel eines in bester Aufstiegszüchtung befindlichen Fisches die Elritze, dies nur etwa zehn Zentimeter Länge erreichende Fischchen, das sich vor der außerordentlichen Gefährdung durch Raubfeinde, welcher kleine Fische ausgesetzt sind, weder durch die bei kleinsten Fischarten verbreitete Brutpflege schützt noch etwa durch Flossenstachelbewehrung (beiderlei Schutz hat der Stichling unserer Gewässer erworben, der dadurch seine Fortpflanzungsrate so niedrig halten konnte, daß er nur drei Jahre alt zu werden braucht). Weder alte Elritzen noch ihre Brut genießen solchen passiven Schutz; gerade der Mangel eines solchen mußte auf schützende Aktivität züchten. Entsprechend sind die Elritzen außerordentlich gewandte Flüchter, und die mit ihnen angestellten tierpsychologischen Versuche haben eine bemerkenswerte geistige Begabung erwiesen[81], welche diejenige anderer Fische, die noch kaum daraufhin untersucht sind, zu übertreffen scheint. Aktivitätsentfaltung für den erbeigenen Selbstbehauptungseinsatz muß immer zur Züchtung auf geistige Begabung führen; entsprechend sind alle Aufstiegslinien in den höheren Tierstämmen auch gleichzeitig die Spitzen der Begabungszüchtung. Die Elritze ist so gut in ihre Umwelt eingezüchtet, daß sie schon bei geringsten Ansprüchen gut gedeiht und eine breite Anpassungsfähigkeit besitzt, indem sie in fast allen Gewässern (im Gegensatz zum Stichling) von den Niederungen bis zum Hochgebirge in ganz Mittel- und Nordeuropa häufig ist. Dabei wird die Eizahl (Angaben darüber scheinen nicht vorzuliegen) der Kleinheit des Fisches entsprechend höchstens ein paar hundert betragen. Da auch die durchschnittliche Lebensdauer als gering angenommen werden muß, so mag die durchschnittliche Gesamteizahl, auf die es ein Weibchen bringt — also die Eizahl, bei welcher die Art im Fortpflanzungsgleichgewicht ist —, vielleicht den hunderttausendsten Teil der Eizahl eines Hausen betragen. Es erhellt daraus, wie hoch das Übergewicht des biologischen Leistungsvermögens der Elritze über dem des Hausen liegt. Da diese Eizahl der Elritze für die Auffüllung der besiedelbaren Räume genügt, so kommt es zu keinem Auslesezwang zur Körpervergrößerung oder Verlängerung der Fortpflanzungs- und Lebensdauer; und gerade dadurch kann die beste Garantie für die Rassenentwicklung, nämlich eine schnelle Einsammlung von Eignungserbsprüngen infolge schneller Generationenfolge, eingehalten werden, was wiederum die Beibehaltung der guten Einpassung und Raumausfüllung trotz niedriger Eizahl verbürgt. Da es bei der Kleinheit der Elritze, der großen Besiedlungsdichte, die ein Gewässer durch solche kleinen Fische ohne Nahrungsverknappung erfahren kann, und der Allverbreitung dieses Fisches vieltausendmal so viele Elritzen gibt als Hausen, so können auch ganz außerordentlich viel mehr Eignungserbsprünge für die Rassenentwicklung der Elritze fruchtbar werden als für die Rassenentwicklung des Hausen, und die viel schnellere Generationenfolge der Elritze beschleunigt noch die vermehrte Einsammlung von Eignungserbsprüngen in den überindividuellen Rassenstrom. Zudem werden hier Erbsprünge für die physiologische Aktivitätszüchtung und damit für eine rassische Aufwärtsentwicklung, beim Hausen dagegen für eine biologische Sackgassenentwicklung ausgelesen. Die Elritze hat demnach eine ausgezeichnete biologische Entwicklungspotenz für spätere Jahrmillionen und könnte vielleicht neue Gruppenent-

[81] „Die Naturwissenschaften", 1938. Bd. 26, S. 601—606.
Ebenda, 1941. Bd. 29, S. 321—334.
„Zeitschrift für Tierpsychologie", 1941. Bd. 4, S. 219—233.
Ebenda, 1942. Bd. 5, S. 101—131.

faltungen höherer Stufe aus sich hervorbringen, während der Hausen in seiner Sackgasse stecken bleiben muß, um schließlich mal verdrängt zu werden. Die Lebensgefährdung darf eben nicht einseitig eine Entwicklungsstufe übermäßig treffen, die anderen fast verschonen — solches muß immer zu Fehlentwicklungen führen —, sondern sie muß ziemlich gleichmäßig alle Altersstadien treffen, und zwar nur in dem Maße, daß die Vermehrung mit der Vernichtung Schritt hält für eine hinreichende Auffüllung der Besiedlungsräume.

20,5. Lebensdauer und Fruchtbarkeit der Flußperlmuschel.

Die Lebensdauer der meisten Muscheln beträgt mehrere Jahre. Sehr kleine Muschelarten können eine Lebensdauer von einem Jahr haben, gewisse Riesenmuscheln können Jahrzehnte alt werden. Die großen Süßwassermuscheln gehören zur Familie der Najaden; bei uns gibt es drei Gattungen: die Teichmuschel Anodonta, die Flußmuschel Unio und die Flußperlmuschel Margaritana. Während Teichmuschel und Flußmuschel gemein sind, kommt die Flußperlmuschel nur stellenweise vor. Sie lebt in schnell fließenden klaren Gebirgsbächen bei uns und ist ein Relikt der Eiszeit, mit der sie aus dem Norden zu uns kam; im übrigen geht ihre Verbreitung durch alle nördlichen Länder rings um den Nordpol.

Die genannten Süßwassermuscheln haben Brutpflege, indem sie die abgelegten Eier in ihre Kiemenräume aufnehmen, wo sie ihre erste Entwicklung bis zu der Glochidium genannten Larve durchmachen. Diese Larven haben die Fähigkeit eines freien Lebens verloren; nachdem sie aus der Muschel ausgestoßen werden, heften sie sich an Fische an, wo sie zunächst schmarotzen. Erst später befreien sie sich und wachsen auf dem Grunde der Gewässer als Muscheln heran. Werden Larven der genannten Muscheln zufällig vom Maule eines Fisches aufgenommen, so werden einige verschluckt, während andere zwischen die Kiemenspalten geraten und sich an den Kiemenfäden festhaften. Hier schmarotzen sie, bis sie frei zu leben vermögen. Die Wahrscheinlichkeit, daß eine solche Larve einen Wirt findet, an dem sie zu schmarotzen vermag, ist sehr gering, und so haben die Najaden eine sehr beträchtliche Eizahl; bei der Teichmuschel und Flußmuschel sind es jährlich etwa 300.000, bei der Flußperlmuschel sogar jährlich reichlich eine Million Eier.

Soweit diese Fruchtbarkeit noch nicht genügte, mußte sie sich durch erbliche Verlängerung der Lebensdauer noch steigern. So erreichen die Teich- und Flußmuscheln nach ungefährer Annahme das für Muscheln dieser Größe hohe Alter von acht bis zehn, bzw. 12 Jahren. Die Flußperlmuschel ist mit der Sicherung ihrer Fortpflanzung noch schlechter daran; die Aussicht, in ein Fischmaul zu wandern, ist für ihre Larven in einem schnellen Gebirgsbach, an den sie gebunden ist (in anderen Gewässern stirbt sie ab), viel geringer als in einem Teich oder Fluß. Die hohe Eizahl von einer Million jährlich genügt noch nicht, wie das sporadische Vorkommen zeigt, wird sich aber bei der Nahrungsarmut der Gewässer, in denen sie lebt, nicht weiter (etwa durch Größenzunahme des Muttertieres) steigern lassen; so wurde sie darauf gezüchtet, ihre Lebensdauer zu verlängern, und auch so vermag sie sich nur eben zu halten, ohne die Häufigkeit ihrer beiden Verwandten zu erlangen. Bei einer spärlichen Ausbreitung einer Rasse sind nur die günstigsten Siedlungsräume besetzt und zwar ohne genügende Ausfüllung, so daß sich die Lebensdauer hinaufzüchten muß, wenn die Altersstadien genügend sicher leben, daß sich ein hohes Alter auch real zu verwirklichen vermag. Und so finden wir bei der Flußperlmuschel den unter Muscheln, soweit bekannt, einzig dastehenden Fall einer Lebensdauer erwachsener Exemplare von durchschnittlich hundert Jahren, wobei aber manche Individuen viel älter werden, wohl an die 150 Jahre. Wir verstehen nach dem Gesagten, weshalb hier hohe jährliche Eiproduktion, außergewöhnliche Lebensdauer und gleichwohl spärliche Verbreitung zusammengehören, und dazu urtümlich gebliebene körperliche Organisation infolge des verlangsamten Rassenwandels (durch verlang-

samte Generationenfolge), was wiederum zu einer Verschlechterung der Einpassung und einer Verbreitungsabnahme und damit um so stärkerer Züchtung auf Steigerung von Fruchtbarkeit und Lebensdauer führt. Die Flußperlmuschel ist nämlich nach ihrem Körperbau viel ursprünglicher geblieben als ihre beiden Verwandten. Dieser geringen rassischen Wandlungsfähigkeit entspricht es weiterhin, daß die Flußperlmuschel im Gegensatz zu der starken Rassenbildung unter den Arten der beiden anderen Gattungen eine große rassische Einförmigkeit zeigt, trotz ihrer sehr ausgedehnten Verbreitung von Europa über Sibirien nach Nordamerika. Die Flußperlmuschel hat also ihre individuelle Opferfähigkeit und Selbstverschwendungsfähigkeit für den überindividuellen Rassenstrom eingebüßt; daher muß sie sich zum Schaden für ihre Rassenzukunft auf die Nützlichkeit ihrer unbedingten individuellen Daseinssicherung züchten, indem sie äußerst langlebig wird, womit sie gerade ihre Umwelteinpassung immer noch mehr einbüßt, bis schließlich auch die größte Fruchtbarkeit und Lebenslänge sie nicht mehr vor dem Untergange bewahren kann. Es ist also sehr falsch, in der individuellen Langlebigkeit und Fruchtbarkeit einer Organismenart (ebenso einer menschlichen Rasse) einen Beweis hoher Vitalität zu erblicken.

20,6. Lebensverlängerungszüchtung bei erstarrten und regional begrenzten Lebensformen.

Bei einem langsamen Rassenwandel — z. B. infolge Spezialisationszüchtung in einer Entwicklungssackgasse, welche infolge der bereits erlangten Anpassungsvollendung innerhalb des festgelegten Typus keine wesentlichen Vervollkommnungen mehr ermöglicht — sind die durch Kurzlebigkeit erkauften Gewinne einer schnelleren Einsammlung von Eignungserbsprüngen so gering, daß die Kurzlebigkeit einen nur noch sehr geringen Auslesewert hat. Daher züchten sich alle erstarrten Lebensformen, falls ihre Altersstadien wenig gefährdet sind, in ihrer erblichen Lebensdauer hinauf, denn die länger lebenden Exemplare verdrängen durch ihre Fortpflanzungsüberschüsse die kürzer lebenden. Unterstützt wird eine solche Lebensverlängerungszüchtung noch durch eine starke Begrenzung des Verbreitungsgebietes der Rasse, so daß es an Mannigfaltigkeit der Standortsformen fehlt, unter denen solche mit längerer und solche mit kürzerer Lebensdauer entstehen werden, von denen die letzteren infolge ihrer erfolgreicheren Einsammlung von Eignungserbsprüngen ein schließliches Ausleseübergewicht erlangen und die anderen Standortsformen verdrängen, so daß eine stark gegliederte, inzuchtgestaffelte Rasse ihre Lebensdauer niedriger zu halten vermag als eine isolierte.

20,7. Die Langlebigkeit der Riesenschildkröten.

Es ist beachtlich, daß das langlebigste Tier, das wir kennen, nicht etwa ein Tier höchster Fruchtbarkeit ist, das (ähnlich dem Hausen oder der Flußperlmuschel) einer ungeheueren Jungenvernichtung nur durch eine starke Verlängerung seiner Fortpflanzungszeit begegnen kann, sondern ein Tier besonders niedriger Fruchtbarkeit, das es also für seine Rassenerhaltung gar nicht nötig gehabt hätte, so alt zu werden, nämlich die Riesenschildkröte Testudo Daudinii von der Egmontinsel im Indischen Ozean. Beachtlich ist dies deshalb, weil der Rekord in der Lebenslänge einem Tiere zufällt, das auf einer einsamen geschützten Insel der Lebenskonkurrenz und den Feinden seiner Brut weitgehend entzogen lebt, so daß die oben erläuterte Lebensverlängerung, auf welche sich geschützte Altersstadien züchten, in solchem Falle keinen vorzeitigen Abbruch erfährt, wie es bei Arten schließlich geschehen muß, die (wie Hausen und Flußperlmuschel) in Gebieten mit viel härterer Lebenskonkurrenz wohnen, so daß also die Lebensverlängerungszüchtung von Arten in isolierten, geschützten Wohngebieten, obwohl sie weniger intensiv wirkt als eine solche bei hoher Brutgefährdung in Gebieten hoher Lebenskonkurrenz, doch schließlich zu höheren Endergebnissen in der erblichen Lebensdauer führen kann.

Ein Exemplar dieser Riesenschildkröte, das im Jahre 1737 in ausgewachsenem Zustande gefangen wurde, lebt heute noch im Londoner Zoologischen Garten. Man schätzt sein Alter auf wenigstens 300 Jahre. Wie alt überhaupt diese Tiere werden können, weiß man nicht, möglicherweise werden sie noch viel älter. Das Fleisch dieser Kolosse ist so zart wie das eines Hühnchens, was darauf weist, daß es wohl nur sehr langsam altert. Von den etwa 26 Arten Riesenschildkröten, die auf Inseln des Indischen Ozeans und auf den Galapagos-Inseln bekannt geworden sind, sind fast alle durch Seefahrer ausgerottet worden, die sich mit deren Fleisch verproviantierten. Einzelne Arten dieser wehrlosen Riesen erreichten bis über acht Zentner Gewicht und ließen sich mit Leichtigkeit erbeuten; sie hatten eben auf ihren abgelegenen Inseln keine größeren Feinde; nur kleine, aus den Eiern geschlüpfte Tiere waren der Verfolgung durch Räuber stärker ausgesetzt. Das Fehlen größerer Raubtiere und der Überfluß ihrer pflanzlichen Nahrung ermöglichte es diesen Tieren, sich allen Nachstellungen der Feinde durch Züchtung auf große Körperdimensionen zu entziehen, und unter diesem Schutze und der Isolierung und Begrenzung ihrer Wohnräume ist jedenfalls ihre Langlebigkeit extrem hinaufgezüchtet worden, zumal die Schildkröten eine uralte Tiergruppe des frühesten Erdmittelalters sind, deren Rassenwandel heute nur noch sehr langsam erfolgt. Sie bilden somit ein Beispiel zu den Ausführungen im Abschnitt 20,6. Die genannte Gattung Testudo ist bereits aus dem mittleren Eozän bekannt, d. h. seit etwa 50 Millionen Jahren, sie ist demnach weitgehend in ihrer Wandlungsfähigkeit erstarrt.

Da die Vernichtung der Jungtiere keine übermäßige ist, so legen die Riesenschildkröten nur wenige Eier; bei einer Art der Galapagos-Inseln fand man 10 bis 14 Stück von etwa Hühnereigröße; die Eiablage erfolgt jährlich einmal. Zum Vergleich legt die größte aller Schildkröten, die nicht zu der als Riesenschildkröten benannten Gruppe zählende, aber noch riesenhaftere, bis zu zwölf Zentner schwere Lederschildkröte etwa eintausend Eier im Jahre. Es ist dies ein ähnlicher Fruchtbarkeitsrekord unter Schildkröten wie beim Hausen unter Fischen und bei der Flußperlmuschel unter Muscheln. Trotzdem ist die Lederschildkröte ein aussterbendes Tier. Sie lebt weit gefährdeter als die genannten Riesenschildkröten, denn sie ernährt sich vom Fisch- und Weichtierfang als Hochseetier in allen warmen Meeren, die von Raubfischen wimmeln, und kommt nur zur Eiablage auf Küstensandbänke. Sie ist der letzte Vertreter einer sonst bereits ausgestorbenen Familie; dieser hat durch starke Hinaufzüchtung in Körperdimensionen, Fruchtbarkeit und jedenfalls auch Lebensdauer (wenn man auch nichts darüber in Erfahrung brachte) dem unabwendbaren Untergang infolge seiner Entwicklungsrückständigkeit und dadurch bedingter übermäßiger Brutgefährdung bis in unsere Tage noch zu trotzen vermocht (entsprechend dem erläuterten Beispiele des Hausen). In Anbetracht der ebenfalls sehr mächtigen Körperproportionen der sogenannten Riesenschildkröten und ihrer leichten Nahrungsgewinnung bestände natürlich auch für sie die Möglichkeit einer Fruchtbarkeitssteigerung, wenn eine solche Züchtungswert hätte. Aber diese Riesen gewannen schützende Umwelten für ihre Brut, was sie bei pflanzlicher Ernährung vermochten, so daß sie sogar ihre Fruchtbarkeit herunterzüchteten bei Hinaufzüchtung ihrer Lebensdauer und körperlichen Dimensionen.

20,8. Das Sterbeopfer als Tribut des Individuums an die Rasse.

Es gibt Bäume, die mehrere tausend Jahre alt werden (auch sie sind in der Entwicklungshöhe immer rückständig geblieben mit ungeheuer gesteigerter Fruchtbarkeit); aber dieses Alter erreichen nicht ihre lebenden Zellen. Die langlebigsten Pflanzenzellen, die man gefunden hat, erreichen kaum über hundert Jahre. Bei höheren Tieren werden aber viele differenzierte Zellen, z. B. Nervenzellen, während des ganzen Lebens nicht erneuert. Bei der Riesenschildkröte können also solche Zellen 300 und wohl mehr Jahre alt werden. An sich ist anzunehmen, daß eine Unsterblichkeit aus inneren Bedingungen bei differenzierten Körper-

zellen physiologisch möglich wäre (unter der theoretischen Voraussetzung, daß die Körperzellen vor den Weltraumstrahlen und der irdischen Radioaktivität, deren Erbschädigungswirkungen sich im Laufe der Zeiten summieren würden, geschützt wären), aber die natürliche Zuchtwahl arbeitet dem entgegen. Der Alterstod ist für jeden teilungsunfähigen Organismus notwendig zur Fortentwicklung seiner Rasse. Nur über die individuelle Vernichtung oder physiologische Selbstopferung (im Falle daß durch die Umweltgefährdungen eine solche Vernichtung des Individuums nicht erfolgte) führt der Sieg des Lebens in die Erdenzukunft. Erblich lange Lebensdauer ist also kein Zeichen von vitaler Urkraft, sondern von Lebenserstarrung, und Lebensverlängerungsinstitute, wie sie heute errichtet werden, arbeiten für den menschlichen Erbuntergang.

20,9. Der Zuchtkampf der Ratte.

Es ist sehr bezeichnend, aber nach all unseren obigen Darlegungen kaum anders zu erwarten, daß das Säugetier mit dem höchsten biologischen Potential und dem größten Expansions- und Rassenbildungsvermögen, nämlich die Ratte, auch das Säugetier der allerkürzesten Lebensdauer und obendrein auch noch das der größten Fruchtbarkeit ist. Eine Ratte von zweieinhalb Jahren ist schon ein uralter Greis und stirbt an Altersschwäche[82]. Das Durchschnittsalter der sich fortpflanzenden frei lebenden Ratte dürfte nicht einmal ein Jahr erreichen. Sogar die Lebensdauer der viel kleineren Maus ist um etwa ein Jahr länger als die der Ratte. Die Vermehrungsrate der Ratte ist ungeheuer; alle 1¼ bis 1½ Monate vermag sie 5 bis 22 Junge zu werfen, und diese sind selbst bereits im Alter von 2½ Monaten wieder geschlechtsreif. Eine Ratte kann also innerhalb ihres kurzen Lebens von 2½ Jahren vielfacher Urahn werden. Ein Rattenpärchen vermag sich, wenn es bei guter Ernährung im Jahre acht Würfe mit durchschnittlich acht Jungen hat (man fand bis zehn Würfe im Jahre), während seines kurzen Lebens, falls keine Vernichtungen erfolgen, auf eine Gesamtnachkommenschaft von mehr als 16 Millionen Tiere zu vermehren. Die Ratte zeigt entsprechend ihrer ungeheueren Vernichtungsrate eine einzig dastehende züchterische Anpassungsfähigkeit, die sie zur größten Plage für den Menschen gemacht hat. Sie ist aus ihrer Urheimat im Inneren Asiens in den letzten Jahrhunderten dem Menschen schon über die ganze Erde gefolgt und versteht sich in alle Lebenslagen einzugewöhnen und einzuzüchten. Sie ist bereits dabei, Lokalrassen in den verschiedensten Gebieten der Erde auszubilden. Aber schon die Vorfahren der Ratten vor Hunderttausenden von Jahren traten einen Siegeszug über die ganze Erde an; sie haben sich in allen Ländern der Erde, wohin sie gelangten, inzwischen zu eigenen Formen weitergezüchtet, so daß heute die Gattung der Ratten, Epimys, bei weitem die meisten Arten unter allen Säugetiergattungen der Erde zählt, nämlich nach einem aufgestellten Verzeichnis 222. (Eine genaue Angabe der Artenzahl wäre selbst in dem Falle, daß alle Formen bekannt geworden wären, unmöglich, weil genaue Grenzziehungen zwischen Rasse und Art wie auch zwischen Art und Gattung, infolge der natürlichen Entwicklung des Lebens auseinander in kleinsten Umbildungsschritten, unmöglich sind. Die Übergänge von einer systematischen Kategorie in die folgende sind völlig fließende, und es hängt ganz von der Auffassung des einzelnen Systematikers ab, was er als gute Rattenart der Gattung Epimys und was er nur als Rasse irgendeiner Art gelten lassen will.)

Es ist nicht verwunderlich, daß das Säugetier mit der kürzesten Lebensdauer, also der schnellsten Generationenfolge, und gleichzeitig der größten Fruchtbarkeit, d. h. also das Säugetier mit der höchsten Vernichtung, sowohl durch den Umweltwidersacher als durch physiologische Selbstopferung für den überindividuellen Rassenstrom, zugleich die höchste rassische und artliche Entfaltungspotenz besitzt unter allen Säugern, daß es besser als irgendein anderes Säugetier für den Lebenskampf gerüstet ist und sich am unbedingtesten überall durchzusetzen versteht, freilich auch damit für den Menschen zum lästigsten Ungeziefer und zum verabscheutesten Tier werden mußte. Brehms Tierleben berichtet über die Ratte:

---

[82] Korschelt, E., 1924, a. a. O. (unter 20, 1). S. 295 f.

„In allen Leibesübungen sind die Ratten Meister. Sie laufen rasch und geschickt, klettern vortrefflich, sogar an ziemlich glatten Wänden empor, schwimmen meisterhaft, führen mit Sicherheit ziemlich weite Sprünge aus und graben recht leidlich, wenn auch nicht gern ausdauernd nacheinander. Die stärkere Wanderratte scheint noch geschickter zu sein als die Hausratte, wenigstens schwimmt sie bei weitem besser. Ihre Tauchfähigkeit ist beinahe ebenso groß wie die echter Wassertiere. Die Wanderratte darf dreist auf den Fischfang ausgehen; denn sie ist im Wasser behende genug, den eigentlichen Bewohnern der feuchten Tiefe nachzustellen... Ausgerüstet mit allen Begabungen in leiblicher und geistiger Hinsicht, die sie zu Feinden des Menschen machen können, hören sie nicht auf, diesen zu quälen, zu plagen, zu peinigen und ihm ohne Unterbrechung Schaden zuzufügen. Wo sie keinen Weg haben, bahnen sie sich einen; durch die stärksten Eichenbohlen und durch dicke Mauern nagen und wühlen sie sich Gänge. Sogar die Bleirohre der Wasserleitung nagen sie durch... Weit größeren Schaden verursachen sie durch die Art, wie sie sich ernähren. Ihnen ist alles für Menschen Genießbare recht. Nicht zufrieden mit diesem schon so reichhaltigen Speisezettel, fallen sie aber ebenso gierig über andere Stoffe, zumal auch über lebende Wesen her. Die schmutzigsten Abfälle des menschlichen Haushaltes sind ihnen unter Umständen noch immer recht; verfaulendes Aas findet an ihnen Liebhaber. Sie fressen Leder und Horn, Körner und Baumrinde oder, besser gesagt, alle nur denkbaren Pflanzenstoffe... Sehr fetten Schweinen fressen sie Löcher in den Leib, dicht zusammengeschichteten Gänsen die Schwimmhäute zwischen den Zehen weg, junge Enten ziehen sie ins Wasser und ersäufen sie dort, dem Tierhändler Hagenbeck töteten sie drei junge afrikanische Elefanten, indem sie diesen gewaltigen Tieren die Fußsohlen zernagten. ‚Nicht einmal vor dem Herrn der Schöpfung persönlich', sagt Marshall, ‚macht die Unverschämtheit halt: abgesehen davon, daß sie Leichen durch ihre Freßgier schänden, fallen sie kleine Kinder in der Wiege und hilflose Kranke in ihren Betten an...' Im Herbst 1904 ging sogar die Mitteilung durch die Zeitungen, daß ein armer Teufel in Paris von den Ratten sozusagen bei lebendigem Leibe aufgefressen worden sei... man fand unzweideutige Beweise, daß er von den Nagern lebendig zerfleischt worden war und ein Kampf stattgefunden hatte: einige Möbelstücke waren umgestürzt und eine Anzahl Ratten zertreten... Ungefähr einen Monat nach der Begattung ... werfen die Weibchen 5—22 Junge, kleine, allerliebste Tierchen, die jedermann gefallen würden, wären es nicht Ratten. ‚Am 1. März... bekam ich von einer weißen Ratte 7 Junge... Am 21. hatten sie schon die Größe gewöhnlicher Hausmäuse... Sie... spielten miteinander, jagten und balgten sich auf die gewandteste und unterhaltendste Weise, setzten sich auch wohl zur Abwechslung auf den Rücken der Mutter und ließen sich von derselben herumtragen. Sie übertrafen an Possierlichkeit bei weitem die weißen Hausmäuse...' In engem Gewahrsam gehaltene, gut gepflegte Ratten werden so zahm, daß sie sich nicht bloß berühren oder von Kindern als Spielzeug verwenden, sondern auch zum Aus- und Eingehen in Haus, Hof und Garten gewöhnen lassen, ihren Pflegern wie Hunde nachfolgen, auf den Ruf herbeikommen, kurz zu Haus- oder Stubentieren im besten Sinne werden."
Die Ratten übertreffen alle anderen Nager beträchtlich hinsichtlich ihrer geistigen Begabung, wie tierpsychologische Versuche erweisen. Wie alle geistig höher begabten Tiere sind sie Neugierdetiere und Spieltiere, und solches macht sie für den Tierliebhaber besonders anziehend. Ungeheuere Vernichtung bei Gefährdung aller Altersstufen, schnellste Generationenfolge mit möglichst frühzeitiger Vergreisung des Individuums bilden eben die Voraussetzungen für physiologische Leistungszüchtung, Begabungszüchtung, breite Anpassungsfähigkeit in Lebensräume (wozu auch das Allesfressertum bis zur Unsauberkeit gehört), rassischen Aufstieg und Aufspaltung in neue Formengruppen mit Verdrängung weniger erfolgreicher Züchtungen. Die ganze Hochzüchtung der Ratte beruht letzten Endes allein auf der außerordentlichen Höhe ihrer individuell gebrachten, überindividuell fruchtbaren Lebensopfer, worin sie alle anderen Säugerarten übertrifft.

20,10. Die biologische Potenz einiger anderer Nager.

Das ebenfalls zu den Nagetieren gehörige Meerschweinchen, das auf einige Landesteile Südamerikas beschränkt und ein friedliebender Pflanzenfresser ist, der sich seine Nahrung nicht zu erobern braucht, wird bis acht Jahre alt und wirft zwei- bis dreimal im Jahre nur 2—3 Junge, obgleich es noch nicht einmal die Wanderratte an Größe erreicht; denn die kleineren und dadurch gefährdeteren Säugetiere und Vögel haben ja fast allgemein eine höhere Fruchtbarkeit als die größeren, zumal letztere ihre Brut viel besser zu schützen vermögen, im Gegensatz zu den großen Fischen und Reptilien, welche infolge der langen Entwicklung ihrer schutzlosen Brut einer besonders gesteigerten Fruchtbarkeit bedürfen. Bei der geringeren Vernichtungsrate und Auslese und der langsameren Generationenfolge des Meerschweinchens muß dessen Rassenzüchtung entsprechend weniger wirksam sein. Es ist engen Daseinsbedingungen angepaßt, besitzt nichts von dem biologischen Expansionsvermögen einer Wanderratte und ist ihr an Lebensleistung in jeder Hinsicht weit unterlegen. Die hohe Anfälligkeit des Meerschweinchens für viele Infektionskrankheiten, welche auch den Menschen plagen, z. B. die Tuberkulose, machte es zu einem viel beliebteren Objekte epidemiologischer und therapeutischer Studien als etwa die Ratte. Es ist klar, daß solche Arten keine ferne stammesgeschichtliche Zukunft haben können.

Die wenig verbreiteten, durch ihre Erdbauten gut geschützten Murmeltiere werden in Gefangenschaft 14 Jahre alt, in Freiheit wahrscheinlich noch älter; sie werfen nur einmal im Jahre 2—4 Junge. Trotzdem sie sich so gut zu schützen wissen, kommen sie nur strichweise vor, nur da, wo ihre sehr engen Einpassungsbedingungen von der Natur erfüllt sind. Sie sorgen eben zu gut für ihre Sicherheit, da mußten sie sich rassenbiologisch spezialisieren, erstarren und rückständig werden und dabei auch ihre Lebensdauer verlängern und ihre Fruchtbarkeit verringern. Sie entfernen sich nie weit von ihrem Bau, so daß sie in Gefahr schnell darin verschwinden können, und der Gefährdung des Winters entgehen sie durch einen ausgiebigen Winterschlaf. Ohne den Winterschlaf würden sie vom Erdboden schon verschwunden sein, denn sie vermögen nur noch in Gegenden zu leben, in denen sie durch einen langen Winterschlaf entsprechende Individualvorteile vor anderen Tierarten in der Daseinskonkurrenz gewinnen, wie im Hochgebirge, in der Arktis, in Innerasien. Sie sorgen sehr für die Wohnlichkeit ihres Winterheimes: „Das Heuen der Murmeltiere ist kein Märchen. Es wird äußerst kunstgerecht durchgeführt. Frau Ida Bammert-Ulmer weiß darüber zu berichten...: ‚Einmal, weit hinten im Garneratal, haben wir sie beobachtet beim Heumachen. Kein Bauer hätte das besser machen können. Viele Quadratmeter haben sie mit abgebissenem und abgezupftem Grase bestreut. Wir lagen darüber auf einem kleinen Felsköpfchen. Wir lagen mäuschenstill auf dem Bauche, wohl mehr als eine Stunde lang, und schauten dem kleinen Landwirt zu. Geschäftig lief er zwischen seinen Heuplätzen hin und her, wendete und verzettelte das halbdürre Gras hier, prüfte dort, wie weit die Dürre gediehen sei, trug hier das fertige Heu an einen Platz zusammen — es war so possierlich, so drollig und geschickt in einem, daß wir die Fäuste an den Mund halten mußten, um nicht aufzujauchzen vor Vergnügen“[83]. Wir haben also hier einen Beginn von extensiver Landwirtschaft bei einem Tier; aber stammesgeschichtlich ist es kein Gewinn, denn er dient dem Tiere dazu, sich sein Winterheim sehr warm auszupolstern, und wohl auch notfalls als Nahrungsvorrat im Frühjahr, und sich damit der physiologischen Leistungsbewährung zu entziehen. Die Parallelität zur Kulturmenschheit liegt auf der Hand.

Unser größter Nager, der Biber, der ohne menschlichen Schutz in Europa schon ausgestorben wäre, gehört einer alten Familie an, die im mittleren Tertiär, vor etwa 30 Millionen Jahren, in Blüte stand und heute nur noch durch zwei sehr spezialisierte Arten, den europäischen und den nordamerikanischen Biber, vertreten ist. Ihr Aussterben ist nur eine Frage der Zeit. Der Biber wird wohl

[83] „Der Naturforscher“, 1937. Bd. 14, S. 114.

am ältesten von allen Nagetieren, einzelne dauerten 50 Jahre in Gefangenschaft aus. Das Weibchen wirft im Jahre meist 2—3 Junge, welche erst mit drei Jahren geschlechtsreif werden. Trotz menschlichen Schutzes (ständiger Jagdschutz) war die Vermehrung der Biberkolonie an der Elbe, der einzigen Deutschlands, eine nur sehr geringe; als Hauptursache wurde das Eingehen von Tieren an Tuberkulose festgestellt. Auch erlagen oft Biber den Strapazen bei Hochwasser und im Frühjahrseisgang. Das Tier entartete unter der menschlichen Hege und dem Mangel an Raubfeinden; in den Jahren nach Kriegsschluß ist es der völligen Vernichtung anheimgefallen.

20,11. Die physiologisch mögliche und die tatsächliche Lebensdauer bei Vögeln.

Die Lebensdauer der Vögel ist oft überschätzt worden. Für eine Anzahl große Vogelarten sind Altersangaben von über 100 Jahren gemacht worden, die wohl alle auf Irrtum beruhen. Die höchsten Alter von 50—60 Jahren und etwas darüber hat man beobachtet beim Uhu, bei einigen Geiern und Adlern, verschiedenen großen Papageien und einigen anderen großen, wenig fruchtbaren, spezialisierten Arten. Der afrikanische Strauß kann bis zu 40 Jahre erreichen. Die meisten Vogelarten erreichen in Höchstfällen ein Alter zwischen 15 und 30 Jahren, wonach sie an Alterserscheinungen sterben. In freier Natur findet man sie aber nie so alt werden, da sie eben keinen Alterstod sterben. Die so viel höhere Lebensdauer aller Vögel als etwa einer Ratte hängt natürlich von der Unmöglichkeit einer ebenso großen Fruchtbarkeitssteigerung bei Vögeln und von der sehr großen Gefährdung der außerhalb des mütterlichen Körpers sich vollziehenden Embryonalentwicklung ab, welche eine erhöhte Nachkommenzahl erfordert, die nur durch Lebensverlängerung zu erreichen ist. Das hatte schon der (oben als erster konsequenter Antilamarckist genannte) Zoologe Weismann erkannt, als er 1882 schrieb, daß es „kein anderes Mittel für die Erhaltung der Vogelarten gibt als ein langes Leben. Wir haben somit dasselbe als eine Notwendigkeit erkannt... Das für die Erhaltung der Art nötige Minimum von Lebensdauer ist (bei den Säugern) ein weit kleineres als bei den Vögeln . . . es läßt sich doch einsehen, daß allein schon die intrauterine (gebärmutterliche) Entwicklung den Säugern einen großen Vorteil gegenüber den Vögeln gewährt." (Einklammerungen von mir.)

Je größer die Fruchtbarkeit einer Vogelart ist, desto größer ist ihre Vernichtungsrate, welche eine so hohe Fruchtbarkeit erzüchtet, desto niedriger muß auch im allgemeinen ihre erblich mögliche Lebensdauer sein, denn wenn sich eine längere Lebensdauer infolge hoher Vernichtungen nicht verwirklichen kann, so kann natürlich auch nicht die erbliche Veranlagung dazu ein Auslesegewicht erlangen, um sich zu erzüchten. Das Haushuhn kann (ebenso wie Wildhühner) in seltensten Fällen bis 20 Jahre alt werden, aber schon ein Alter von 8 Jahren gehört beim Haushuhn zu den Ausnahmen. Der geringen Lebensdauer entspricht die große Fruchtbarkeit der Wildhühner und ihre hohe Gefährdung als Bodenbewohner oder Bodenbrüter. Wildvögel sterben in der Freiheit, lange ehe ihre Fruchtbarkeit zu Ende gegangen ist. Ein Alter von 10 Jahren ist bei einem Wildvogel, wenn man von einigen sehr wenig gefährdeten Arten mit geringer Fruchtbarkeit absieht, schon eine große Seltenheit. Das haben die Zurückmeldungen von Vogelberingungen ergeben. Die Vernichtungen sind ungeheuer, alle Vögel fallen den Gefährdungen schon auf der Höhe ihres Lebens zum Opfer, lange ehe sie altersschwach werden.

20,12. Der Tod auf der Höhe des Lebens als Voraussetzung gesunder Rassenentwicklung.

In der Tat kann nur bei Vernichtung der Individuen auf voller Lebenshöhe die Naturauslese voll wirksam sein, denn der Alterseinfluß auf die Leistungsfähigkeit des Erbschatzes ist damit so gut wie ausgeschaltet bei dessen Bewäh-

rungsprobe durch den Umweltwidersacher, was für die Durchführbarkeit einer züchterisch wirksamen Erprobung des Erbschatzes unbedingte Voraussetzung ist. Der Erbschatz ist also derart für alle Individuen einer Rasse gleichgeschaltet. Können jedoch in einer Rasse Individuen noch in einem Alter am Leben sein, in welchem die Lebenskräfte nachgelassen haben, so können selbstverständlich auch Individuen in jüngerem Alter am Leben bleiben, welche erblich nicht vollwertig sind, welche also aus reiner Erbentartung den alt gewordenen Individuen an Vitalität gleichstehen. Ein Zuchtkampf also, der hart genug ist, auch Individuen mit kleinen Einbußen in ihrer Lebenseignung der Ausmerze zu unterwerfen, verhindert es damit auch, daß erblich hochwertige Individuen überhaupt in ein vorgerücktes Alter gelangen, in welchem die Vitalität sinkt, geschweige denn daß er einen Tod aus Altersschwäche zuließe. Eine solche Bewährungserprobung auch geringfügigster Erbsprünge auf Leben und Tod ihrer Träger ist aber eine unabdingbare Voraussetzung für rassische Gesunderhaltung und rassischen Aufstieg, was später noch erläutert wird. Die Beobachtung, *wie weit gealtertes Leben sich noch zu halten vermag*, gibt also einen sehr brauchbaren *Maßstab* ab *für die* Beurteilung der *Wirksamkeit der natürlichen* und aufartenden *Zuchtwahl. Unter gesunden Zuchtwahlverhältnissen kann es überhaupt nicht zur Altersschwäche kommen.* Es ist von Interesse, unter diesem Gesichtspunkte die viel gepriesene moderne Erhöhung des Sterbealters des Kulturmenschen zu betrachten; sie bedeutet beschleunigte Rassenentartung. Unsere medizinischen Wissenschaften arbeiten mit fieberhaftem Eifer und äußerst erfolgreich am Erbniedergange der Menschheit.

Die Individuen von Rassen, die in einem harten Zuchtkampfe stehen, erfahren gar keine eigentlichen Alterserscheinungen, die eine deutliche Minderung der Lebenseignung zur Folge haben; in ein solches Alter gelangen sie nur dann, wenn der Mensch einzelne Exemplare unter seinen Schutz nimmt. So hat man manche kleinen Singvögel in Gefangenschaft bis zu 24 Jahre halten können, während solche Vögel in Freiheit nur ein paar Jahre alt werden, in seltensten Fällen vielleicht ein Alter von 10 Jahren erreichen können, weil sie *alle* den Gefährdungen vorzeitig zum Opfer fallen. Ein Mensch von 30 Jahren ist schon nicht mehr auf der gleichen Höhe seines Lebens wie mit 25 Jahren, wie sich namentlich bei sportlichen Höchstleistungen zeigt. Die Alterung der Körperzellen nimmt stetig zu durch das ganze Leben hindurch; so ist es natürlich auch bei anderen Tieren. Ein kleiner Singvogel von fünf Jahren ist schon nicht mehr im Vollbesitze seiner Vitalität, auch wenn er vielleicht bei höchster Pflege 20 Jahre alt werden könnte; das zeigt sich z. B. darin, daß die Eizahl des Geleges heruntergeht. Es genügt, daß Individuen mit dem besten Erbschatz im Durchschnitt länger leben, sich reichlicher fortpflanzen, öfter überhaupt zur Fortpflanzung gelangen, um die Rasse gesund zu erhalten und aufzuarten, und solches ist nur möglich, wenn die Gefährdungen keine wesentliche Vitalitätsminderung durch Altern aufkommen lassen; keinem Sieger im Leben bleibt es erspart, vorzeitig geopfert zu werden; und obendrein ist ja auch *der Tod im Vollbesitze des Lebens* der beste und glücklichste, den es überhaupt geben kann; das Individuum tauscht sich nur gegen neue vollwertige Individuen seiner Rasse aus, welche seinen Platz weiterhin einnehmen. Das Höchstmaß an Erbglück ist also beim natürlichen Laufe der Dinge garantiert.

20,13. Die Höhe der Vernichtungsrate in freier Natur.

Die Lebensvernichtung entspricht in jedem Falle der Höhe der Fortpflanzungsrate, welche sich eben auf die Vernichtungshöhe eingezüchtet hat. So überstehen nach sorgfältigen Beobachtungen bei den meisten kleineren Singvögeln durchschnittlich nur ein Drittel der Bruten alle Gefährdungen von der Eiablage bis zum Ausfliegen der Jungen, zwei Drittel gehen zugrunde. Bedenkt man, daß jedes Pärchen während seines ganzen Lebens im Durchschnitt nur wieder zwei Individuen für die nächste Generation sich fortpflanzender Pärchen liefert, so

muß aus der hohen Brutaufzucht ohne weiteres auf eine so hohe Vernichtungsrate geschlossen werden, auch wenn solche Ermittlungen nicht vorlägen.

Das gleiche gilt natürlich für andere Tiere wie für die Pflanzenwelt. Die Pflanzen natürlicher Standorte mit hinreichend günstigen Entwicklungsbedingungen stehen in einem sehr scharfen Konkurrenzkampfe miteinander, welcher auch Exemplare mit leichtesten Fehlerbsprüngen auszumerzen vermag. Durch diese Konkurrenz um Nahrung, Licht, Parasitenabwehr usw. sind die Individuen einer natürlichen Pflanzengesellschaft weit entfernt vom Optimum ihrer Entwicklungsbedingungen, und allein solche Daseinserschwerung vermochte ihre Leistungsfähigkeit und ihre Konkurrenzfähigkeit hochzuzüchten. Diese Daseinserschwerung zeigt sich z. B. in einer außerordentlichen Entwicklungsverlangsamung bis zur Blühreife. So brauchen das Fingerkraut (Potentilla erecta) und der Knöterich (Polygonum viviparum) in Gartenkultur noch nicht ein volles Jahr bis zur Blühreife, auf einer Wiese dagegen vier, bzw. fünf Jahre; der goldblumige und der scharfe Hahnenfuß (Ranunculus auricomus und acer) sowie die Bach-Nelkenwurz (Geum rivale) blühen in Gartenkultur im zweiten Jahre, auf der Wiese dagegen jeweils mit fünf, sechs und acht Jahren. Entsprechend hoch ist die Jungpflanzenausmerze auf der Wiese durch gegenseitige Verdrängung, wie folgende Beobachtung zeigt: Es wurden auf einer Wiese an Exemplaren nach Jahresklassen ausgezählt auf 1,8 qm:

Jahresklassen:	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	Blühreife
Gemeine Braunelle	405	71	45						36
Scharfer Hahnenfuß	837	111	68	42	33	25			40
Gemeine Trollblume	217	163	83	74	49	19	17	4	6

Die weitaus meisten Pflanzen werden also in natürlichen Beständen aus dem Dasein verdrängt, ehe sie zur Fortpflanzung gelangen[84].

Erst eine so hohe Vernichtung oder Verdrängung von der Fortpflanzung bietet bei Pflanze, Tier und Mensch die Gewähr dafür, daß auch kleinste Fehlerbsprünge oder überhaupt auch nur das Fehlen von Eignungserbsprüngen von der Ausmerze aus dem Erbstrome erfaßt werden.

Von 140 Lachmöwen, die vor dem Flüggewerden beringt und später zurückgemeldet wurden, starben

im 1. Jahre 105 Stück = 75 %,
im 2. Jahre 20 Stück = 57 % der Überlebenden,
im 3. Jahre 8 Stück = 53 % der Überlebenden,
im 4. Jahre 2 Stück = 29 % der Überlebenden,
im 5. Jahre 4 Stück = 80 % der Überlebenden.
Das letzte überlebende Exemplar starb im 9. Jahre.

Von 77 als Nestjunge beringten Rauchschwalben starben

im 1. Jahre 51 Stück = 66 %,
im 2. Jahre 17 Stück = 65 % der Überlebenden,
im 3. Jahre 6 Stück = 67 % der Überlebenden,
im 4. Jahre 2 Stück = 67 % der Überlebenden,
im 5. Jahre 1 Stück, die einzige noch Überlebende[85].

Hier sind in jedem Jahre mit zufällig fast mathematischer Genauigkeit zwei Drittel der Lebenden bzw. Überlebenden zugrunde gegangen. Schon nach fünf Jahren war von 77 ausgeflogenen Schwalben nicht eine mehr am Leben. Dabei wird man auch für Rauchschwalben eine mögliche Lebensdauer von mindestens 15 Jahren annehmen können. Es ergibt sich hier, daß die 77 Schwalben zusammen ein Alter von etwa 77 Jahren erreichten. Man kann also die durchschnittliche Lebensdauer einer ausgeflogenen Rauchschwalbe oder ihre Lebenserwartung auf ein Jahr ansetzen. Es ergibt sich also infolge der hohen Vernichtung eine außerordentlich schnelle Generationenfolge.

[84] „Die Naturwissenschaften", 1937. Bd. 25, S. 286.
[85] Stresemann, E., a. a. O. (unter 17, 3). S. 433.

20,14. Fortpflanzung als Bewährungsprämie.

Eine hohe vorzeitige Lebensvernichtung ist das Los in der ganzen Lebewelt, soweit die Rassenentwicklung eine erbglückliche ist; den meisten Nachkommen, selbst wenn sie über die gefährdete Jugendzeit hinwegkommen, ist es nicht vergönnt, selbst wieder Eltern zu werden. Leben und Lebensvernichtung gehören eben zusammen; die Fortpflanzung ist unter Naturbedingungen eine Bewährungsprämie, die nur in wenigen Fällen dem Kinde eines Elternpaares vom Umweltwidersacher, dem Erbschiedsrichter, zuerkannt wird. Es sei jedoch hierzu bemerkt, daß es nie ins Bewußtsein eines Geistwesens treten dürfte, daß seine Fortpflanzung eine Bewährungsprämie ist, da solches fehlzüchtend namentlich auf das Instinktleben wirken müßte. Es dürfte nicht zu einer Sitte werden, die Fortpflanzung als eine persönliche Bewährung hochzuachten, es dürfte die Fortpflanzung nicht aus dem Bedürfnis nach einem Zeugnis persönlicher Bewährung erwachsen, denn damit wäre sie eben keine Bewährungsprämie mehr. In einer harten Naturumwelt wäre das Aufkommen solcher abartigen Sitten ja ohnehin unmöglich, da dann die uneingeschränkte Fortpflanzung, die ohnehin die einzige Garantie für die Erbzukunft ist, eine Selbstverständlichkeit wäre; und gerade dann wäre die Fortpflanzung tatsächlich eine Bewährungsprämie, da nur eine scharfe Auslese unter den Neugeborenen ins Fortpflanzungsalter gelangen könnte. Daß sich die Menschen noch vor Jahrhunderten ohne Reflexionen über die Erzeugungen zukünftiger persönlicher Belastungen und Verantwortlichkeiten sich fortpflanzten, damit erwiesen sie sich in dieser seelischen Hinsicht als noch gesund; auch hier sind Erkenntnis, Weisheit und Vernunft Widersacher des Lebens.

20,15. Der Lebensverschwendung entsprechende Instinktzüchtung.

Wenn aber für eine wohlgeratene Züchtung die Bereinigung auch von leichtesten Fehlerbsprüngen erforderlich ist — und daran ist kein Zweifel möglich, sowohl auf Grund unserer theoretischen Einsichten als auch von deren Bestätigung durch die Erfahrung, wie die Züchtungsentgleisung in Gegenwart und erdgeschichtlicher Vergangenheit bei allen Organismenarten einwandfrei erweist, welche sich einer solchen harten Bewährungsauslese (wie in den Beispielen der Wiesenpflanzen, Möwen und Schwalben) entzogen —, wenn also die Vernichtung von Mängeln erforderlich ist, die so leicht sind, daß sie von ihren Trägern nicht einmal als Mängel oder als Lebensbeeinträchtigungen empfunden werden oder daß sie ihnen gar nicht bewußt werden, so ist damit klar, daß solches allein bei einer völligen Gleichgültigkeit gegen Lebensverschwendung, bei einem leichtsinnigen Leben (dem natürlich ein unentrinnbarer Gefährdungs*zwang* entsprechen muß, um in seinem Instinkterbe Auslesewert zu erhalten) zu erreichen ist, dem es ganz belanglos erscheint, ob auch vollgesundes Leben im natürlichen Gange der Dinge mitvergeudet wird, also bei einer völligen geistigen Unzulänglichkeit und Uninteressiertheit für eine Unterordnung geistiger Strebungen unter eine individualzentrisch ausgerichtete Vernunft der Lebensbewahrung. Dieser Erwartung entsprechen auch alle urtümlichen aufsteigenden, von Kultur noch kaum beeinflußt gewesenen Menschenrassen. Ferner wird damit klar, daß jeder Wille, das Leben zu rationalisieren und einer unvernünftig erscheinenden Lebensverschwendung entgegenzuarbeiten, der Erbentartungszüchtung dienstbar werden muß. Die Kultur züchtet freilich auf solche Vernunfttriebe, wie des öfteren auseinandergesetzt.

20,16. Lebensverlängerung als biologisches Verhängnis.

Es gibt wohl kaum eine kulturelle Auswirkung auf das Leben, welche derart als ein *Barometer der Entartungszüchtung* angesprochen werden muß, wie das Auf und Ab der *durchschnittlichen Lebensdauer* in einem Volke. Bekanntlich ist das durchschnittliche Lebensalter des Kulturmenschen seit Jahrhunderten, ganz besonders aber in den letzten Jahrzehnten

erheblich gestiegen, während gleichzeitig die Gesundheit und die Widerstandskräfte gesunken sind. Diese Lebensverlängerung ist lediglich ein Ergebnis der Verringerung der Lebensgefährdungen durch zunehmende medizinische, hygienische, kulturelle und soziale sogenannte Fortschritte, welche biologische Rückschritte und Übelstände sind.

Bei den Römern wurden schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung standesamtliche Register geführt, welche auf uns überkommen sind. Damals betrug die Lebenserwartung (mittlere zu erwartende Lebensdauer) für einen Neugeborenen etwa 22 Jahre (etwa ebenso niedrig war sie noch im Anfang dieses Jahrhunderts in Indien). Vor 300 Jahren betrug die Lebenserwartung für einen Neugeborenen in Deutschland etwa 33 Jahre, um 1900 etwa 50 Jahre und heute sogar über 60 Jahre[86]. Dergleichen hat es noch nie bei einem Lebewesen der Erde gegeben; schuld daran ist vor allem die Herabdrückung der Säuglingssterblichkeit. Die Säuglingszeit ist die Hauptzeit der physiologischen Bewährungserprobung. Die furchtbaren Folgen der wahnsinnigen Hinaufschraubung der Lebenserwartung sind ja nicht nur die direkten der physiologischen und sonstigen Herunterzüchtung durch Einzüchtung der künstlich bewahrten und behüteten Fehlerbsprünge in den Rassenstrom, sondern auch noch die indirekten über die Übervölkerung sich auswirkenden, indem die unumgänglich werdende Geburtenbeschränkung vor allem die überindividuellen Wertinstinkte noch einmal zur Ausmerze bringt und mißratene Lebensinstinkte großzüchtet, was oben unter 18,23—26 gekennzeichnet wurde. Auch bei der vollendetsten Entwicklung aller Künste der Lebensverlängerung können nur die wenigsten einen physiologischen Alterstod sterben; die allermeisten müssen, wenn ihnen die natürlichen Lebensgefährdungen genommen werden, an irgendwelchem Siechtum sterben, welches durchschnittlich um so länger und leidvoller werden muß, je mehr es gelingt, das Leben des Menschen zu verlängern; abgesehen davon, daß dies Unheil sich für die Zukunft noch dadurch potenziert, daß die Abdrosselung der natürlichen Ausmerze die erblichen Dispositionen zum Siechtum obendrein züchtet.

Im übrigen ist bei Gleichheit der Gefährdung die wahrscheinliche Lebensdauer eines Menschen, seine Lebenserwartung, natürlich erblich ganz verschieden. Es ist bekannt, daß es langlebige und kurzlebige Familien gibt, also Familien, in denen sich längere oder kürzere Lebensdauern gehäuft finden. So fand man bei Untersuchung von Tausenden von Kindern, daß ihre Sterblichkeit nur ein Drittel bis halb so groß war als sonst, wenn die Mütter oder Väter über 85 Jahre alt wurden. Bei der hohen Sterblichkeit früherer Zeiten, welche keine stärkere Geburtenbeschränkung erforderlich machte, hatten also Eltern höherer Vitalität durchschnittlich mehr Kinder (da ihnen weniger starben) und einen Fortpflanzungsüberschuß gegenüber Eltern geringerer Vitalität, was immerhin eine gewisse Selbstreinigung des Erbstromes von den immer erneut anfallenden Fehlerbsprüngen bedeutete, während heute dank den medizinisch-hygienischen Errungenschaften lebenskräftige und lebensschwache Eltern in ihrer durchschnittlichen Fortpflanzungsrate verhältnismäßig gleichgeschaltet worden sind, so daß sich die Entartungen fortschreitend summieren müssen; denn sobald die Kinderzahl künstlich eingeschränkt werden muß, weil eine natürliche Einschränkung durch den Tod der weniger lebenskräftigen Kinder nicht mehr erfolgt, ist eben die Kinderzahl nicht mehr eine natürliche Folge der elterlichen Erbgesundheit, sondern eine Folge irgendwelcher Willenslaunen.

In einer anderen Untersuchung wurden Personen, die vor dem 50. Jahre starben, als kurzlebig bezeichnet, solche zwischen 50 und 70 Jahren als durchschnittlich und solche über 70 Jahren als langlebig. Es waren unter nicht ausgewählten Elternpaaren

in 19,6 % der Gesamtfälle beide Eltern kurzlebig,
in 11,9 % der Gesamtfälle beide Eltern langlebig.

[86] Kemp, T., 1940: „Altern und Lebensdauer“. Aus: Just, G., „Handbuch der Erbbiologie des Menschen“. Bd. 2, S. 417 f.

Dagegen waren von Elternpaaren, von denen Kinder mehr als 90 Jahre alt wurden,

nur in 2,7 % der Gesamtfälle beide Eltern kurzlebig,
aber in 45,8 % der Gesamtfälle beide Eltern langlebig.

Wenn die Lebenserwartung heute allein durch kulturelle Lebensbetreuung so hoch hinaufgestiegen ist, so werden davon in allererster Linie die arztbedürftigen Menschen betroffen, welche an und für sich wegen erblicher Mängel keine sehr hohe Lebensdauer erreichen können, auch nicht mit aller ärztlichen Hilfe. Die allerhöchsten Altersstufen werden davon nur sehr wenig berührt. Man findet aber heute, daß die Lebenserwartung der allerältesten Menschen sogar im Abnehmen begriffen ist. Bei den Römern betrug die Lebenserwartung der 80jährigen noch etwa 7 Jahre, in Deutschland vor 300 Jahren etwa 6 Jahre; heute beträgt sie nur noch 5 Jahre im Durchschnitt; und dies, obwohl heute auch die alten Leute in einer weit größeren Obhut und Pflege ihrer Gesundheit leben als früher. Könnten also die 80jährigen Römer heute wieder aufleben und in die Obhut unserer Zeit versetzt werden, so würde sich ihre Lebenserwartung noch beträchtlich steigern. Dies zeigt, wie unecht die Lebensverlängerung beim heutigen Menschen ist; sie entspricht nicht der Verfassung des Erbschatzes, welcher fortschreitend absinkt. Ein 80jähriger Römer war weit rüstiger als ein Achtzigjähriger von heute; die höhere Lebenserwartung der heutigen Neugeborenen wird allein durch Abdrosselung der natürlichen Ausmerze von Erbschatzminderwertigkeiten erreicht, durch kulturelle Betreuungen aller Art, trotz ständigem Sinken der Erbverfassung. Die Folge muß natürlich ein immer weiteres Anwachsen von Erbverfall und Siechtum sein (denn umweltliche Gesundheitsförderungen und Krankheitsheilungen können ja niemals die Erbverfassung aufbessern), so daß dann auch schließlich zu aller Leidensvermehrung, die man erreicht hat, auch die Lebenserwartung aller Altersstufen trotz aller Lebensverlängerungskünste wird wieder fortschreitend abnehmen müssen, wie es ja bei den höchsten Altersstufen schon heute der Fall ist.

Aber selbst schon der gegenwärtige Mensch hat mit der Verlängerung seines Lebens nur verloren; ein in ärztlicher Abhängigkeit hingeschlepptes und dem Sterben täglich neu abgerungenes, sieches Dasein ist ein Einwand gegen das Leben überhaupt, und was weit schlimmer ist, es frißt an der Erbzukunft, denn es läßt sich niemals die Fortpflanzung des absinkenden Lebens von dessen Bewahrung sondern (wie der Eugeniker in seiner biologischen Unerfahrenheit vermeint). Das höchste Ideal ist der Tod zur rechten Zeit, als Abschluß eines Lebens, welches noch im glücklichen Vollbesitze seiner Kraft und Gesundheit ist, eines Lebens, welches nicht dem Erbglücke der Rassenzukunft abgestohlen wurde.

Natürlich läßt sich dies Ideal im Kulturzustande nicht zurückerlangen; die geistigen Zielsetzungen dürfen nur Ausdruck der jeweiligen Lebensbedingungen selbst sein, sonst würde das Unheil — vor allem die Ausmerze überindividueller Wertinstinkte — noch bedeutend verschlimmert. Die unaufhebbaren Kulturbedingungen zwingen zu ihrer Ausnutzung durch die Kulturmenschheit, womit sich dieselbe ihre Erbentartung mühsam erarbeiten muß; das ist ein unabwendbares Schicksalsverhängnis. Namentlich die gesamte ärztliche Praxis ist nichts anderes als Einsatz für Bewahrung und Verlängerung des Lebens um jeden Preis, das heißt in dürren Worten: nichts als Einsatz für den gesamtmenschlichen Erbuntergang[87]. Jeder Weg in eine glückliche Erbzukunft führt allein über Opferungen der Gegenwart; jede Flucht vor dem Gegenwartsopfer frißt am Zukunftserbe.

20,17. Die physiologische Lebensdauer des Menschen.

Für die Lebensdauer eines Menschen sind drei Bedingungen maßgebend: 1. der natürliche physiologische Alterungsvorgang; 2. erbliche Minderwertigkeiten,

[87] Kamper, W., a. a. O. (unter 18, 29).
Lorenz, K., a. a. O. (unter 15, 2). — 1943 . . . S. 380.
Vogl, A., a. a. O. (unter 19, 33).

welche auch unter optimalen Lebensbedingungen die Lebensdauer verkürzen; 3. Gefährdungen oder Schädigungen durch die Umwelt, welche im Normalfalle ein vorzeitiges Lebensende setzen, sei es, daß sie den Organismus auf eine Bewährungsprobe stellen, der er nicht gewachsen ist, oder daß sie ihn durch ihre Übermächtigkeit, etwa als Unglücksfälle, in jedem Falle vernichten. Bei den erfolgreichsten Züchtungen in der Natur vollzieht sich die Auslöschung der individuellen Existenzen in jedem Falle durch die Ungunst der Umwelt, nur wird eben der hochwertigere Erbschatz durchschnittlich später vernichtet, wie wir solches beim Singvogel sahen, der in der Natur niemals eines Alterstodes stirbt; denn das Vorkommen des Alterstodes würde eben die Folge davon sein, daß der Erbschatz keinem hinlänglich scharfen Bewährungszwange unterworfen ist; unter solchem Schutze vor Gefährdungen hätten Singvögel und zahllose andere Hochzüchtungen, auch die Menschheit, stammesgeschichtlich gar nicht entstehen können.

Der natürliche Alterungsvorgang verläuft durchaus nicht für alle Menschen gleich schnell. Auch bei völliger Erbgesundheit können etwa zwei sechzigjährige Menschen einen außerordentlich verschiedenen Alterungsgrad aufweisen; ein Mensch mit einer Alterspotenz von 100 oder gar 110 Jahren wird als Sechzigjähriger noch relativ recht jugendlich sein, während ein anderer mit sechzig Jahren die denkbar hochgradigste Vergreisung erreicht haben kann. Nach unseren bisherigen Ausführungen wäre es natürlich gänzlich abwegig, die Jugendlichkeit des einen Sechziger als das erblich Hochwertigere zu erachten, falls nicht die Abgelebtheit des anderen auf physiologischen Minderwertigkeiten beruht. Hier muß man freilich in seinen Wertungen völlig umlernen können; man muß begriffen haben, daß der Gegensatz Tod ins Leben hineingehört und daß die Alterung des Individuums ein überindividuell notwendiger Vorgang ist, der so schnell verlaufen muß, als es die Sicherung der Fortpflanzung zuläßt. Wie überall so mißbraucht auch hier der Kulturmensch den Vorrang seines Geistes dazu, mit allen Kräften im Schweiße seines Angesichtes gegen die Natur und gegen das Glück seiner überindividuellen Erbzukunft zu arbeiten.

Der Alterungsvorgang ist weitgehend abhängig von der Intensität des Stoffwechsels. Bei Herabsetzung der hormonalen Anregung des Stoffwechsels, wie wir es bei Unterfunktion des Vorderlappens der Hirnanhangsdrüse (Hypophyse) kennen, tritt eine vorzeitige Verschlackung und Vergreisung des gesamten Körpers ein. Die sogenannten hypophysären Zwerge altern sehr früh. Allerdings darf diese Gesetzmäßigkeit nicht auf Organismen überhaupt bezogen werden, denn es kann irgendeine Lebensdauer einer Tierart auf irgendeine Stoffwechselintensität, welche ihr eigen ist, züchterisch abgestimmt sein. Wir sehen z. B. einerseits gewisse Vögel, andererseits gewisse Fische und Schildkröten sehr alt werden, obwohl erstere den intensivsten Stoffwechsel unter allen Tieren, letztere einen sehr trägen Stoffwechsel haben. Auch übermäßige funktionelle Beanspruchung, z. B. übermäßige anhaltende körperliche Arbeit, die den Stoffwechsel zwar beschleunigt, ihn aber infolge ungenügender Erholung nicht auslaufen läßt, führt zu schnellerem Altern. In einzelnen Entartungsfällen kann der Alterungsvorgang beim Menschen äußerst beschleunigt sein. So wurden ein 15jähriges Mädchen und ein 17jähriger Jüngling beobachtet, welche bereits alle Zeichen einer fortgeschrittenen Vergreisung aufwiesen. In einem Newyorker Krankenhaus starb ein vier Jahre altes Kind an Erscheinungen, die man als Altersschwäche ansehen mußte, bei starker Abnutzung der Organe und hochgradiger Arterienverkalkung.

Das Höchstalter des Menschen ist nicht nur individuell, sondern auch nach Rasse sehr verschieden hoch. Hohe Altersangaben aus Ländern ohne zuverlässige Geburtsregister sind meist stark übertrieben. Bei einer in Bayern im Jahre 1871 vorgenommenen Zählung wurden 27 Hundertjährige gemeldet; eine genaue Nachprüfung ergab aber, daß 15 dieser Personen nicht einmal 90 Jahre alt waren, nur eine einzige hatte das hundertste Lebensjahr überschritten. Angaben von Hundertjährigen aus Ländern ohne Geburtenregister beruhen fast immer auf Betrug oder Irrtum. Von allen Menschenrassen wird wohl die Nordische die höchste Lebensdauer erreichen können; es bedeutet aber dies nichts anderes als

eine Überzüchtung. Die Lebensdauer des Menschen ist überhaupt in ganz außerordentlichem Grade überzüchtet. Es gibt vielleicht kein einziges anderes Säugetier, welches das Höchstalter des Menschen erreicht, etwas sehr Bedenkliches. Das sonst wahrscheinlich langlebigste Säugetier, der Elefant, erreicht in Gefangenschaft 60 bis 70 Jahre[88]; öftere Altersangaben von über 100 Jahren sind nicht genügend beglaubigt, so daß wir über sein mögliches Höchstalter nichts Sicheres wissen. Der Elefant ist ein Sackgassenrelikt. Auch keine Vogelart scheint 100 Jahre alt werden zu können, wie wir oben angaben. Bei der heute ganz unnatürlichen Sicherung des Individuums kann man (wenn man von zeitbedingten Erscheinungen wie Krieg und Umsturzereignissen absieht) für nordische Bevölkerungen ganz ungefähr mit folgenden Aussichten auf Erreichung hoher Lebensalter rechnen: Es werden voraussichtlich leben

nach 70 Jahren	noch etwa jeder	2.	Neugeborene,
„ 80 „	„ „ „	5.	„
„ 90 „	„ „ „	50.	„
„ 100 „	„ „ „	5.000.	„
„ 110 „	„ vielleicht „	5.000.000.	„

Ein Alter von 110 Jahren ist nahezu das Höchste, was von einem Menschen erreicht wurde. Mit jedem zusätzlichen Lebensjahre verkürzt sich die Lebenserwartung, die für Neunzigjährige noch durchschnittlich nahezu drei Jahre beträgt, für Hundertjährige noch etwa 1½ Jahre, für 110jährige aber nur noch nach Monaten zählt. Anscheinend gut bezeugt wird ein Alter von 111 Jahren für mehrere Personen, wesentlich höher wird kein Mensch je gekommen sein. Altersangaben von 120 und mehr Jahren gehören in den Bereich der Erfindung. Ist in solchem Falle die standesamtliche Eintragung einwandfrei, so wird offenbar ein falscher Personenbezug vorliegen.

Für eine solche ungewöhnliche Langlebigkeit von 100 und mehr Jahren sind außer einem wohlbetreuten Alter zwei Vorbedingungen erforderlich: 1. eine vorzügliche erbliche Konstitution und 2. eine ungewöhnlich verzögerte physiologische Alterung des Körpers. Bei Hundertjährigen fehlen die gewöhnlichen Altersleiden, nur eine außergewöhnliche Gesundheit aller Organe befähigt zu einem solchen Alter. Gerade dies zeigt, daß auch Altersleiden Entartungen sind. Man hat gesagt: die 60jährigen sind alle krank, die 100jährigen gesund. Besonders für Dauerbeanspruchungen des Körpers ist eine gute Leistungsfähigkeit aller Organe erforderlich, welche auch eine Voraussetzung für Langlebigkeit abgibt; alle 100jährigen sind, soweit man feststellen konnte, in jungen Jahren sehr ausdauernde Fußgänger gewesen[89]. Gleichwohl kann auch der erbgesundeste Mensch keine hundert Jahre alt werden, wenn nicht zugleich der Alterungsvorgang des Körpers übermäßig verlangsamt ist. So sind in Indien die 90jährigen seltener als bei uns die 100jährigen, obwohl die Erbgesundheit dort besser ist als bei uns; die Alterung erfolgt aber schneller, so daß kein noch so erbgesunder Inder 100 Jahre alt werden kann. Es dürften nur wenige Rassen sein, in denen 100jährige vorkommen, so die Nordische Rasse und die jüdische Rassenmischung; es ist das eine sehr bedenkliche Überzüchtung, die man in Verkennung der biologischen Bedeutung des Alterns fälschlich als erbliche Hochwertigkeit betrachtet. Ob unter Angehörigen farbiger Völker Hundertjährige vorkommen, wird zunächst zu bezweifeln sein. In Deutschland finden sich die Hundertjährigen in den nordischeren Landesteilen wie Hannover und Schleswig-Holstein gehäuft, in Bayern fehlen sie fast völlig. Am häufigsten waren sie im Vorkriegs-Deutschland in Ostpreußen. Das mag auf folgendem beruhen: In Ostpreußen fand sich eine starke Mischung zwischen Nordischer und Ostbaltischer Rasse; die Nordische Rasse vermacht den Mischlingen oft eine Verlangsamung der Alterung, die Ostbaltische dagegen eine durchschnittlich noch gesundere Erbkonstitution, so daß

[88] Hesse und Doflein, 1935: „Tierbau und Tierleben". Bd. 1. 2. Aufl. S. 663. Jena.
[89] Greef, J. H., 1933: „Hundertjährige". „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie". Bd. 27, S. 241—270.

sich in solchem Mischgebiet mehr Hundertjährige ergeben werden als in Gebieten, in denen beide Rassen reiner sind. Die Zahl der Hundertjährigen in rein nordischen Bevölkerungen würde jedenfalls noch weit größer sein, wenn nicht gerade diese Rasse durch kulturellen Wohlstand und Pflege, durch gewissenhafte Säuglingsbetreuung und durch Fruchtbarkeitseinschränkung ihrer wertvollsten Erbstämme ihre physiologische Erbkonstitution bereits zu sehr gemindert hätte.

Es ist ganz abwegig, die Erbgesundheit einer Bevölkerung nach ihren Höchstaltern zu beurteilen. In der Urmenschheit war die Lebensdauer bedeutend geringer, die Erbgesundheit bedeutend besser. Unter ursprünglich und instinktgesund gebliebenen Völkern steht das hohe Lebensalter in gar keinem Ansehen. Der altersschwache Mensch ist nicht Objekt des Mitleids, und er selbst würde solches als peinlich und befremdend empfinden; hat er Ehrgefühl, so sucht er nicht anderen Menschen durch Hilflosigkeit zur Last zu fallen, sondern zieht es vor, ohne Groll aus einem Leben zu scheiden, dem er nicht mehr gewachsen ist. Die heutige Ehrung des Alters ist ein Zeichen von Instinktverhaustierung des Kulturmenschen. Wie? hat sich etwa ein Neunzig- oder Hundertjähriger ein Verdienst damit erworben, daß er allen Lebensgefährdungen zu entrinnen vermochte bis zur Erringung der Hilflosigkeit des extremen Alters? Noch vor tausend Jahren, bis zur Einführung des Christentums, war das Lebensgefühl im hohen Norden ein anderes, wie wir aus den isländischen Sagas wissen: der abgelebte Greis verfiel dem Spotte oder er verspottete sich selbst und war keineswegs anläßlich seines Alters Gegenstand der öffentlichen Ehrung. Im alten Griechenland war es nicht anders. Inzwischen sind die Lebensinstinkte immer mehr verhaustiert.

Die mögliche Lebensdauer bei den urtümlichsten heutigen Menschenrassen wird man vielleicht auf 50 Jahre schätzen können, und selbst dies ist noch eine übermäßige Länge für ein Einzelleben; bei den nächsten tierischen Verwandten des Menschen, den Menschenaffen, beträgt die Lebensdauer nur etwa 30 Jahre[90]. Wenn man dem noch ganz urtümlich wild lebenden Volke der K u b u in den Urwäldern Sumatras eine Lebensdauer von etwa 30 Jahren zugeschrieben hat, so dürfte dies wohl kaum zutreffen. Es ist eher anzunehmen, daß auch bei ihnen die Lebensdauer vielleicht 50 Jahre wird betragen können. Das Kubu-Mädchen ist mit zehn Jahren geschlechtsreif und heiratet. In Indien reicht die Geschlechtsreife und Gebärtüchtigkeit des Weibes etwa vom 12. bis zum 50. Lebensjahre; sie ist demnach länger als bei uns, obwohl die Alterung schneller erfolgt und daher die mögliche Lebensdauer niedriger ist. Es wird sich um eine durch Verhaustierung hervorgerufene Fruchtbarkeitsüberzüchtung handeln.

20,18. Sonstige Formen physiologischer Selbstopferung.

Die Alterung der Lebenssubstanzen ist nicht die einzige Form physiologischer Selbstopferung für den überindividuellen Erbstrom. Wir finden eine solche im gleichen überindividuellen Sinne wirksame Selbstopferung auch in der Züchtung auf leichte Absterbbarkeit sowohl des Keimgewebes der Geschlechtsdrüsen (siehe unter 16,25, 16,29 und 23,57) als auch der Embryonen und Säuglinge (siehe unter 23,59 bis 23,63 sowie die entsprechenden Abschnitte im zweiten Teile dieses Buches: „Schmarotzerzüchtung und Erbopferung“).

20,19. Der Gegensatzcharakter des Lebens.

Aus der Gegensätzlichkeit in der Auswirkung der Erbsprünge auf das Leben (glückliche oder lebenfördernde und unglückliche oder lebenbeeinträchtigende Umbildungen im Erbschatze eines Lebewesens) ergibt sich, daß das Einfließen dieser gegensätzlichen Erbsprünge in den zukünftigen überindividuellen Rassenstrom einer positiven Sichtung durch die Umwelt bedarf, nämlich einer Auslese der individuellen Erbschätze mit Glückserbsprüngen in den Rassenstrom und

[90] Brandes, G., 1931: „Wie alt wird der Orang-Utan?“ „Der Zoologische Garten“. Bd. 4, S. 5 f. und 8 f.

einer Ausmerze der individuellen Erbschätze mit Fehlerbsprüngen aus dem Rassenstrom, was eine unabdingbare Voraussetzung für das Gedeihen jeder Lebensform ist, da es keine züchterisch eingreifende Weltvernunft oder Vorsehung gibt (wie allein schon das weite Überwiegen von Fehlerbsprüngen über die Glückserbsprünge als einziges Material der Lebensentwicklungen einwandfrei beweist). Da diese Auslese und Ausmerze nur das Ergebnis der erbeigenen Selbstbehauptungserprobung der Lebewesen als Glieder überindividueller Ganzheiten (Zeugungskreise oder Rassen) sein kann, so kann sie allein durch den umfassend lebensgefährdenden Umweltwidersacher gegen die Funktionen der (in den überindividuellen Rassenstrom eingegliederten) Lebewesen vollzogen werden. Der Rassenerfolg beruht also darauf, daß das Lebewesen in seiner funktionellen Auseinandersetzung mit dem Umweltwidersacher selbst mitwirkt im Sinne des überindividuellen Erfolges, also gegen individuelle Bewahrung, Nutzen, Wohlfahrt, Glück, daß es sich also für den Vollzug der Auslese oder Ausmerze seiner selbst durch den Umweltwidersacher selbst einsetzt, also sich selbst an den Umweltwidersacher heranbringt, so daß sich seine Erberprobung an ihm vermittels seines erbeigenen Selbstbehauptungseinsatzes vollziehen kann, mit dem Ergebnis seiner Auslese oder Ausmerze. Durch die Gegensätzlichkeit der Erbsprünge muß sich also der Gegensatzcharakter von Auslese und Ausmerze, von Selbsterhaltung und Selbstvernichtung in die Erbwirksamkeit selbst hineinzüchten als Selbstbehauptungseinsatz und Selbstgefährdung (letzteres durch Passivität gegenüber dem Eintritt von Gefährdungssituationen oder aktive Lebensbetätigungen für die Selbstbehauptung, welche Gefährdungscharakter tragen), ferner als Lebensverrichtung (durch physiologische Zellverrichtungen als funktionierendes Leben) und eigene Lebensvernichtung (durch Alterung aller physiologischen Funktionen und Empfindlichkeit für leichtes Absterben der Jugendstadien), so daß das Lebensopfer der Gegenwart für den überindividuellen Erbstrom und für das Erbglück der Rassenzukunft vom Erbschatze selbst erzwungen wird. Das Leben muß also den Gegensatzcharakter des Daseins, der durch die Natur der Erbsprünge und durch die Mechanik im organischen Werden bedingt ist, selbst darstellen durch Selbstbehauptung und Selbstgefährdung, durch Lebensverrichtung und Lebensvernichtung, durch Bejahung von Glück und Unglück, von Lust und Leid, von Freude und Schmerz, von Wohl und Weh, von Gütigem und Bösem, von Wohltat und Wehtat.

20,20. Moral als Widersacher des Lebens.

Damit erweist sich das Leben als wesensmäßig amoralisch, denn Moral als Direktive für das Handeln, mit Universalgültigkeitsanspruch, so wie sie im Sinne christlicher Ethik verstanden wird, ist die Nötigung an das Gewissen, den Dienst für die unbedingte Lebenserhaltung und für das höchstmögliche Glück und Wohlergehen des gegenwärtigen Lebens zur unbedingten Pflicht zu machen, somit auch die Unterbindung von unabdingbaren Wesensfunktionen des Lebens, nämlich der Erbeigenheit des Selbstbehauptungseinsatzes und der Selbstauslieferung an Gefährdungssituationen. Moral ist somit Verneinung des Lebens in essentiellen Grundfunktionen seiner selbst, in der praktischen Auswirkung Fluchbeladung auf die Lebenszukunft durch Entartungsförderung, Opferung der Lebenszukunft durch individuelle Opfereinsparung, zur Gewinnung einer behaglichen Gegenwart. (Siehe auch namentlich unter 16,40; 18,4—5; 19,5; 19,7; 19,9; 19,13—14; 19,16; 19,33—34.)

20,21. Bedingungen und Vorgang der natürlichen Zuchtwahl.

Derart wirken umfassende Individualgefährdung durch die Umwelt (Umweltzwang), Selbstauslieferung an diesen Umweltzwang (passive Selbstgefährdung) und physiologische Selbstopferung auf der einen Seite, erbeigener Selbstbehauptungseinsatz (gegen den Umweltwidersacher) auf der anderen Seite zu-

sammen als Zuchtkampf (Zuchtwahlkampf), welcher auf der Grundlage von Erbsprüngen (mit positiver oder negativer Lebenseignung) und Selbstvermehrung der Individualkreisläufe (der Zuchtkampf-Einheiten und Erbstrom-Einheiten) zur Individual-Lebenseignungsauslese und -nichteignungsausmerze führt.

21. Einpassung.

21,1. Einpassung einschließlich funktioneller Anpassungsfähigkeit als Zuchtwahlergebnis.

Einpassung ist Ergebnis der natürlichen Zuchtwahl; sie bedeutet, daß die Rassen, welche ihr unterworfen sind, in ihren Individuen nach Bau und Funktion auf ihre natürliche und angestammte Umwelt abgestimmt sind, auf ihre belebte und unbelebte Umwelt, mit deren Veränderungen oder mit derem Wechsel sich die rassische Einpassung fortschreitend erneuert, umbildet oder erweitert. Diese Einpassung bedeutet individuelle und überindividuelle (rassische) erbeigene Selbstbehauptungsfähigkeit gegenüber dem Umweltwidersacher; denn es gibt überhaupt keine rassischen Eigenschaften, Verhaltensweisen, Betätigungen usw., die nicht erbabhängig wären und die sich nicht von Selbstbehauptungswert für das Lebewesen und dessen überindividuellen Erbstrom erwiesen hätten. Diesen Selbstbehauptungswert wollen wir als Lebenseignung oder kurz als Eignung bezeichnen. Auch alle Anerziehungen, Ausbildung von Fähigkeiten, das Lernen, die Schulung usw. sind lediglich funktionelle Anpassungen der Zellen, d. h. sie beruhen allein auf der Indienstnahme des durch alle Beanspruchungen ganz unbeeinflußt bleibenden Erbschatzes der funktionierenden Zellen, und sie erhalten damit vom Erbe her eine feste und unverrückbare Begrenzung ihrer Beeinflußbarkeit und möglichen Modifikationsbreite, welche erst mit einem neuen Erbsprung eine Verschiebung nach irgendeiner Richtung erfahren kann. Man kann keinerlei Begabung oder Fähigkeit anerziehen, welche nicht schon potentiell im Erbschatze enthalten ist. „Die Menschen haben von Geburt einen unvergänglichen Charakter, die Erziehung kann Kenntnisse verschaffen, dem Schüler Scham über seine Fehler einflößen, aber sie wird nie die Natur der Dinge ändern. Die Grundlage bleibt, und jedes Individuum trägt die Ursache seiner Handlungen in sich." (Friedrich der Große.) „Der Charakter des Menschen ist konstant; er bleibt derselbe das ganze Leben hindurch. Unter der veränderlichen Hülle seiner Jahre, seiner Verhältnisse, selbst seiner Kenntnisse und Ansichten steckt wie ein Krebs in seiner Schale der identische und eigentliche Mensch ganz unverändert, immer derselbe." (Schopenhauer.) Schon der griechische Lyriker Pindar dichtete vor fast zweieinhalb Jahrtausenden: „Angeborenes Wesen verleiht den höchsten Wert. Wer nur Lehrbares besitzt, ist ein dunkler Mann ... und geht nie sicheren Schrittes einher." Es gibt keine funktionellen Merkmale im Organismus, die nicht durch den Erbschatz geschaffen wären; und jedes derartige Merkmal, bzw. seine Möglichmachung durch Erziehung usw. ist einmal in Vorzeiten durch Erbsprung sporadisch entstanden und konnte nur dadurch zum Rassenmerkmal werden, daß es (bzw. die spontane Grundbekundung, auf welcher der Erziehungsansatz beruht) seinen Trägern ein Fortpflanzungsübergewicht durch seine Eignung für deren Leben verlieh (oder zum wenigsten keine Fortpflanzungsbenachteiligung, durch Lebensbeeinträchtigung, wenn man in Betracht zieht, daß in kleinen Zeugungskreisen durch rein zufällige Vermehrung Erbmerkmale zu Rassenmerkmalen werden können, falls diese Merkmale nicht die Lebenseignung ihrer Träger deutlich mindern, was unter Punkt 23 und 24 noch weiter erläutert wird). Alles Leben und alle seine Erscheinungen und Äußerungen, alle Merkmale der Lebewesen beruhen auf Zuchtwahl (einschließlich Mängeln oder Einseitigkeiten der Zuchtwahl) von Erbeigenschaften (die Zuchtwahl von nicht erblichen Eigenschaften wäre natürlich rassisch wirkungslos). Es kann also in Anbetracht der

erblichen Fundierung aller Lebenseigenschaften jede historische Rassenänderung und somit überhaupt jegliche stammesgeschichtliche Entwicklung allein auf Erbänderungen beruhen, und alle Erbänderungen sind spontane Erbsprünge, von denen die weitaus meisten Lebenseinbußen bedeuten, so daß alles Leben der ständigen Lebenseignungserprobung durch den natürlichen Umweltwidersacher und vermittels des erbeigenen Selbstbehauptungseinsatzes bedarf (als auch der das Lebewesen zu diesem nötigenden passiven Selbstgefährdung), wodurch seine Erbschätze für das Gedeihen der Rasse in den überindividuellen Erbstrom ausgelesen oder von ihm ausgeschlossen werden.

21,2. Einwände gegen die Wirksamkeit der natürlichen Zuchtwahl.

Alle Einwände, welche gegen die allzüchterische Wirksamkeit der natürlichen Zuchtwahl gemacht worden sind, lassen sich gründlich widerlegen. Sie beruhen allesamt auf mangelnder Kenntnis derselben[91]. Es seien hier nur die mir am wichtigsten erscheinenden fünf Einwände aufgeführt, welche immer wieder phantasiearme Biologen dazu verführt haben, die Macht der Naturzüchtung in Zweifel zu ziehen oder zu leugnen:

1. Es soll unmöglich sein, daß aus noch so zahlreichen blinden Zufällen je ein Kunstwerk hervorgehen könnte.
2. Die Situationsvorteile und -nachteile sollen eine Zuchtwahl wiederaufheben oder unwirksam machen.
3. Zahlreiche Rassen- und Artmerkmale sollen gar keinen Lebenseignungswert besitzen.
4. Wenn sich die höheren Organismen aus niederen durch Auslese von Individuen mit Glückserbsprüngen entwickelt und durch Verdrängung von nicht derart aufsteigenden Individuen, Rassen und Arten durchgesetzt hätten, dürfte es keine niederen Organismen mehr geben.
5. Die Mannigfaltigkeit der Lebensformen sei viel größer als die Mannigfaltigkeit der Lebensbedingungen, so daß die letzteren nicht die Ursache der ersteren sein könnten.

Wir behandeln im folgenden diese Einwände 1—5.

21,3. 1. Einwand, daß wegen Zufall der Erbsprünge die Zuchtwahl nicht schöpferisch sei.

Was ist denn das Wesen des Zufalles? Geht man davon aus, daß aller Geschehensablauf in der Welt mit innerer Notwendigkeit, also determiniert erfolgt (und nur dieser Ausgangspunkt ist philosophisch befriedigend, denn jede indeterministische Auffassung bedeutet die Einführung von Wundern in den Weltenlauf), so gibt es keinen Zufall im physikalischen Sinne, d. h. keinen Geschehensablauf ohne physikalische Notwendigkeit. Wenn wir im gewöhnlichen Leben von Zufall reden, so hat dies einen anderen Sinn: es besagt, daß ein Ereignis nicht aus sich selbst oder aus seinen uns bekannten Bedingungen verständlich oder berechenbar ist, daß vielmehr unberechenbare Ursachen außerhalb seiner selbst für sein Zustandekommen oder sein Ergebnis wirksam sind. Diese Außenursachen sind selbstverständlich in sich ebenso physikalisch notwendig, und somit ist auch der Zufall physikalisch notwendig oder kausal bestimmt; sein Wesen ist lediglich die kausale Beziehungslosigkeit, welche vor dem Eintreffen des Ereignisses zwischen den Bedingungskomplexen desselben bestand. Der Zufall in diesem Sinne spielt in der ganzen Lebensgeschichte und namentlich in allen Vorgängen, die sich in der Menschheit abspielen, eine ungeheuere Rolle. Ob z. B. bei einer Zeugung ein Mädchen oder Junge entsteht, ist Sache des Zu-

[91] Plate, L., 1913: „Selektionsprinzip und Probleme der Artbildung". 1. Kapitel: „Die gegen das Selektionsprinzip erhobenen Einwände". 4. Aufl.
Zimmermann, W., a. a. O (unter 11) . . . § 11 „Kritik an der Selektionslehre".

falls, obwohl der Vorgang in jeder Hinsicht ursächlich determiniert abläuft. Die Hälfte der Samenfäden des Erzeugers ist männlich bestimmt; aber welcher unter den Hunderten von Millionen Samenfäden, die im Samenerguß überführt werden und Millionen von Kombinationstypen aus der väterlichen Erbschatzausstattung repräsentieren, zur Befruchtung der Eizelle gelangt und ob diese Samenzelle eine männlich oder weiblich bestimmte ist, liegt nicht im Bedingungskomplex des Befruchtungsvorganges begründet, sondern wird von unzähligen außerhalb seiner selbst gelegenen und somit für das Ergebnis zufälligen Bedingungen und Ereignissen, welche zwischen Zeugungsakt und Eibefruchtung kausal determiniert ablaufen, bestimmt. Und so war es trotz aller kausalen Bestimmtheit eine Sache des Zufalls, daß die Erbkombination eines Goethe oder eines Napoleon oder jedes Gestalters der Menschheitsgeschichte zustande kam. Der Erbschatz jedes Menschen ist somit das Zufallsergebnis aus einer Würfelung zwischen elterlichen Erbkombinationen in der Spezifität der beiden elterlichen Erbschätze, und in deren Kombinationsmöglichkeiten findet der Zufall für die Erbbeschaffenheit eines Kindes (abgesehen von der Möglichkeit eines hinzukommenden, ebenfalls zufälligen Erbsprunges) seine unverrückbaren Grenzen. Daß der Zufall nicht auslesen kann, ist selbstverständlich; aber ebenso selbstverständlich ist, daß unter den zahllosen Zufallswürfelungen der Erbschätze, welche in jeder Rasse, in jedem Volke ununterbrochen als Zeugungen vor sich gehen, neben schlechten Würfelergebnissen und sehr vielen durchschnittlichen auch einige ausgezeichnete sich ereignen müssen; in jeder normalen Lebensentwicklung aber, in der das Leistungsfähigere erfolgreicher und dauerhafter ist, muß dies Vitalere und sein ausgezeichneter Erbschatz zu einem Fortpflanzungsübergewichte gelangen (natürlich nur, wenn die Lebenserschwerung groß genug ist, daß das Vitalere einen Selbstbehauptungsvorrang gewinnt), so daß für diese (trotz Massenanfalles von Fehlerbsprüngen erfolgende) Vermehrung der Leistungsträger das Zufallsspiel der Erbschatzwürfelungen also eine der Voraussetzungen ist, auf denen sie zustande kommt. Man sieht: auslesend wirkt lediglich die Lebenseignung einer Eigenschaft, falls der Organismus diese zu einem Dasein benötigt. Der Zufall schafft nur in den Erbsprüngen und Erbkombinationen das Material, welches verschiedene Lebenseignung besitzt. Daß die Lebenseignung von Erbsprüngen, weil sie nur zufällig entsteht und weil der dadurch gewonnene Lebensgewinn meist sehr gering ist, nicht die gewaltige Höherentwicklung der Lebewelt schöpferisch hervorgebracht haben soll, ist ein gedankentheoretischer Einwand, der auf mangelnder Kenntnis des Ablaufs des Naturzüchtungsvorganges beruht. Hier ist nicht beachtet, daß die Entwicklung zum Kunstwerk des Organismus über zahllose Auslese-Zwischenstufen erfolgt, wodurch die Zahl der möglichen Zufälle an Rohmaterial, aus welchen die natürliche Zuchtwahl ausliest, ganz außerordentlich verringert ist.

Folgendes Analogiebeispiel mag dies veranschaulichen: Statt der Erbzeuger (Gene) denken wir uns kleine, regelmäßige Körper, mit denen wir würfeln: jeder Einzelwurf möge einen Erbsprung versinnbildlichen. Wir können gewöhnliche Würfel nehmen oder besser noch, um mehr Körperflächen zu erhalten, Ikosaëder, das sind symmetrische Körper, die von 20 gleichen Dreiecken begrenzt werden. Die Flächen numerieren wir den Würfelflächen entsprechend von 1 bis 20. Fläche 20 bedeute einen Glückserbsprung, alle übrigen Flächen Fehlerbsprünge. Um bei einem solchen Ikosaëder einen Glückswurf mit Zahl 20 zu erhalten, muß man durchschnittlich 20mal würfeln. Nehme ich nun 20 Ikosaëder, so muß ich durchschnittlich 20 mal 20 = 400mal würfeln, bis auf allen 20 Ikosaëdern die Glückszahl 20 nach oben zeigt, wenn ich jedes Ikosaëder für sich allein würfele und nach dem ersten Glückswurf mit dem nächsten Ikosaëder zu würfeln fortfahre, bis alle 20 Ikosaëder die Zahl 20 oben zeigen: eine kurze Operation, die nur 33½ Minuten in Anspruch nimmt, wenn jede Würfelung 5 Sekunden Zeit erfordert. Dabei bedeutet jeder Wiederholungswurf mit dem gleichen Ikosaëder eine Ausmerze des voraufgegangenen Fehlwurfes, so daß am Ende 20 ausgelesene Glückswürfe nach durchschnittlich 380 ausgemerzten Fehlwürfen übrig geblieben

sind. Wenn ich nun statt dieser Unterteilung in 20 Einzelwurfpartien mit allen 20 Ikosaëdern gleichzeitig würfelnd zum Ziele gelangen wollte, so müßte ich 20^{20} = 104'857.600'000.000'000.000'000.000mal würfeln, bis durchschnittlich einmal gleichzeitig alle 20 Ikosaëder die Glückszahl 20 oben zeigen würden. Um diese Zahl Würfe auszuführen, müßten (unter der theoretischen Voraussetzung, daß niemals mehrere Ikosaëder durch einen Wurf aufeinander zu liegen kämen, bei ebenfalls 5 Sekunden für jeden Wurf) gleichzeitig auf einer Million Erdplaneten je eine Million Menschen über 3,3 Millionen Jahre lang täglich 12 Stunden würfeln, während bei Vereinzelung der Würfel ein einziger Würfelspieler etwa alle halbe Stunde das gleiche Ergebnis erzielt: so ungeheuer ist der Unterschied in der Zahl der Ausmerzewürfe, je nachdem ob ich den Vorgang in Einzelwürfe unterteile und jeden Einzelfehlwurf sogleich ausmerze oder nicht.

Dies Beispiel entspricht nur einem kleinen Züchtungsfortschritt von 20 Glückserbsprüngen. Nun hat aber der Erbschatz Tausende von Erbzeugern, welche sämtlich mal historisch als Glückserbsprünge ausgelesen wurden. Es erhellt daraus, wie unsinnig es wäre, durch reines Erbsprungwürfelspiel mit gleichzeitig Tausenden von Erbzeugern, wodurch sich die obige Riesenzahl ins völlig Phantastische vervielfacht, einen Organismus zufällig entstanden zu denken. Daß Ausmerze und Auslese jedem einzelnen Erbsprung möglichst auf dem Fuße nachfolgt, ist entscheidend für die aufartende Wirksamkeit der Züchtung. Wir sehen an obigem Beispiel, daß schon mit 380 Ausmerzeakten, wenn nur Fehlerbsprünge ausgemerzt werden und 95 % aller Erbsprünge fehlgehen, eine schöne Sammlung von 20 seltenen Glückserbsprüngen erzielt wurde, wenn nur die Würfelungen für jeden Erbsprung vereinzelt wurden, so wie es bei der niedrigen Höhe der spontanen Erbsprungrate, wie sie der erzüchteten Erbsprungordnung entspricht, auch tatsächlich der Fall ist. Bedenkt man, daß die menschliche Stammlinie vom Beginn des irdischen Lebens an bis heute sicher mehr als zwei Milliarden Generationen zählt und daß jede Generation ein Ausleseschritt ist, der sich an zahlreichen Rassengliedern (Individuen) gleichzeitig vollzieht, so leuchtet wohl ein, daß diese Zeit und die Zahl der Würfelungen ausreichend gewesen sein konnte, um das Organisationswunderwerk eines Menschenwesens mit seinen Zehntausenden von hochausgelesenen Erbzeugern durch Zuchtwahl zu schaffen. Es zeigt aber auch das Gegenbeispiel der erfolglosen Massenwürfelung, wie verhängnisvoll eine unzulässige Erhöhung der Erbsprungrate sich auswirken muß, ebenso das Mitschleppen nicht ausgemerzter Erbsprünge, was im Ergebnis auf dasselbe hinausläuft, zumal sich die Erbsprungrate durch unterbliebene Ausmerze von Fehlwürfen selbsttätig weiter erhöht. Es erhellt daraus, wie beängstigend eine Ansammlung von Fehlerbsprüngen ist, wie sie heute in der Kulturmenschheit vor sich geht. Eine versäumte Ausmerze ist ja nach Kumulation von Fehlerbsprüngen gar nicht wieder nachzuholen durch noch so große Lebensopfer, der Rassenerbschatz ist endgültig verpfuscht, auch wenn die Rasse vielleicht noch Jahrtausende ihrem Untergange entgegen leben kann. Eine gesunde Erbsprungrate von (wenn sie hoch ist) 10 % (beim Menschen dürfte sie noch viel höher geworden sein) bedeutet einen Erbsprung auf fünf Zeugungen, welcher irgendeinen einzelnen Erbzeuger trifft; die Zuchtwahl hat also — gestaffelte Inzucht vorausgesetzt — genügend Zeit, reinen Tisch im Erbschatze zu machen (falls sie hart genug ist, die Träger auch eines leichten Fehlerbsprunges auszumerzen), ehe neue Erbsprünge gewürfelt werden.

Aus einem blinden Zusammenwürfeln einer Anzahl Bausteine wird niemals ein Gebäude entstehen, wohl aber kann ein zu einem Stein oder zu einem angefangenen Gebäude blind hinzugeworfener weiterer Stein unter einer Anzahl Fällen mal eine Lage einnehmen, die für einen Weiterbau geeignet ist; und durch Auslese solcher kleinster günstiger Zufallsfortschritte kann allmählich Stein zu Stein hinzugefügt werden, bis das Gebäude durch Auslese von glücklichen Zufällen zustande gekommen ist; durch die Fähigkeit des Organismus zu identischer Selbstvermehrung, wodurch er selbstverschwendungsfähig wird, wird

dieser Weiterbau des Organismus mit Ausmerze aller Fehlwurfträger erst ermöglicht (also ohne Mitwirkung eines Geisteswesens oder eines Gottes), im Gegensatze zu der nicht erbringgeschalteten, also toten Kulturleistung einer Gebäudeerrichtung. Das ist die Methode der Naturzüchtung. Die Natur kann eben (um im Bilde zu reden, denn die Natur ist kein handelndes Wesen, sondern nichts als blinde Notwendigkeit) ohnehin nicht mit mehreren solcher Bausteine oder Erbsprünge gleichzeitig operieren, weil die allermeisten eben mißglückte Zufälle sein müssen, so daß sie nur möglichst n a c h e i n a n d e r auftreten dürfen, wie es der niederen Höhe einer wohlgezüchteten Erbsprungrate tatsächlich entspricht, so daß die Glückszufälle nicht durch eine Kombination mit mißlungenen Zufällen u m i h r e n E i g n u n g s w e r t g e b r a c h t werden, wie im obigen Beispiel der 20 zusammen gewürfelten Ikosaëder. Derart bestimmt sich die Höhe der zulässigen, sich durch Mitauslese anzüchtenden Erbsprungrate. Und gleichwohl erreicht die Natur die gleichzeitige Züchtung auf zahlreiche Eignungseigenschaften dadurch, daß die Rassenindividuen in geschlechtlicher Erbschatzmischung miteinander stehen und zahlreiche halbisolierte Inzuchtgemeinschaften bilden, so daß hier diese, dort jene, im ganzen zahlreiche wertvolle Erbeigenschaften sich gleichzeitig in einer Rasse züchten, welche sich allmählich durch die geschlechtlichen Paarungen kombinieren und so ihr Auslesegewicht erhöhen und zu Rasseneigenschaften werden.

Im übrigen beruht der Einwand auch darauf, daß der Mensch paläontologisch betrachtet ein Sekundenwesen ist, dem das Fassungsvermögen für die ungeheuere erdgeschichtliche Zeitenlänge abgeht, welche selbst bei einem in Jahrtausenden unfeststellbar kleinen Rassenwandel schließlich zu größten Umgestaltungen führen muß. Als Beispiel[92] sei auf die Stammesgeschichte der Pferde hingewiesen. Der paleozäne Pferdevorfahre Eohippus hatte etwa die Größe eines Hundes mit einer Schulterhöhe von bis zu 50 cm; der heutige Wildpferdnachkomme hat eine Schulterhöhe von etwa 150 cm. Seit jener Zeit sind wenigstens 50 Millionen Jahre verflossen, in denen die Höhenzunahme also rund einen Meter betrug. Das ergibt selbst in der für unsere Vorstellung schon langen Zeit von 50 000 Jahren doch erst eine durchschnittliche Höhenzunahme von nur einem Millimeter, die immer noch für unser Augenmaß unfeststellbar klein ist. Ebenso unsichtbar klein sind fast alle rassischen Umgestaltungen für unsere Wahrnehmung, wenn wir nur wenige Jahrtausende überblicken, wenn sie auch in geologischen Zeitlängen zu völligen Umorganisierungen führen.

21,4. 2. Einwand, daß Situationszufälle die Zuchtwahl unwirksam machten.

Die Situationsvorteile und -nachteile, d. h. zufällig glückliche oder unglückliche Lebensumstände, sollen die Auslese unwirksam machen. Das könnten sie logischerweise nur dann, wenn solche Zufallsvorteile nur den Individuen mit mißglückten Erbsprüngen zugute kämen und solche Zufallsnachteile nur die Individuen mit geglückten Erbsprüngen benachteiligten, was natürlich nicht der Fall ist. Die Zuchtwahl überlagert sich also über die zufälligen Situationsvorteile und -nachteile. Man kann z. B. die Individuen irgendeiner Rasse in eine Anzahl Rubriken gleicher Situationsvorteilsgrade einordnen, z. B. unter den Exemplaren einer Baumrasse diejenigen zusammenfassen, welche besonders günstig gestellt sind in Bodenfruchtbarkeit, Kohlensäurezufuhr, Feuchtigkeit, Licht, Samenverbreitung, Samenkeimungsbedingungen, Mangel an Parasitenbefall usw., dann diejenigen, die etwas weniger günstig gestellt sind und so fort. Mit Ausnahme der untersten Rubrik, welche die weitaus größte ist, in welcher durch Ungunst der Umstände keine Exemplare zur Fortpflanzung heranreifen können, werden in jeder Rubrik die Exemplare mit glücklichen Erbsprüngen mehr Samen hervorbringen und sich im ganzen stärker fortpflanzen als die Exemplare ohne Erbsprünge oder gar mit mißglückten, so daß die Auslese der Erbsprünge von

[92] Sewertzoff, A. N., 1931: „Morphologische Gesetzmäßigkeiten der Evolution". S. 303 f. Jena.

Eignungswert die Situationsunterschiede in der Fortpflanzungshöhe überlagert. Auch der kleinste Lebenseignungswert eines Erbsprunges ist von einer hinlänglich harten Auslese erfaßbar, falls er nicht zu selten verwirklicht wird, wenn auch starke Unterschiede der Situationseinflüsse eine solche Auslese verlangsamen, weil ein höherer Prozentsatz der geglückten Erbsprünge in den Bereich der Zufallsausmerze gelangt. Damit die Situationsbevorteilten, erblich aber weniger begünstigten Individuen durch gleichzeitige Situationsvorteile bei erblich begünstigten Individuen stets um ihren Fortpflanzungsvorrang gebracht werden, darf die Individuenzahl nicht zu klein sein, so daß sich die Zufallseinflüsse statistisch ausgleichen. Dort, wo die Höhe der Situationsnachteile allgemein zu ziemlich wahllosen Massenvernichtungen führt (z. B. massenhafte Samen- und Sämlingsvernichtungen bei vielen Pflanzen; massenhafte Ei- und Jungenvernichtung bei vielen Tierarten), da ist eben auch die Vermehrungsrate der betreffenden Arten entsprechend darauf eingezüchtet, und die Erbeignungsauslese spielt sich unter denjenigen Individuen ab, welche der hohen Zufallsausmerze entgehen.

21,5. 3. Einwand, daß viele Merkmale ohne Eignungswert seien.

Zahlreiche Rassen- und Artmerkmale sollen gar keinen Eignungswert besitzen, namentlich viele von den Merkmalen, welche besonders kennzeichnend für Rassen und Arten sind und daher in der Systematik als Unterscheidungsmerkmale dienen. Ich sehe davon ab, daß man in primitivster Anschauung über das Wesen der Lebenseignung befangen, dieselbe mit Nützlichkeit oder Zweckmäßigkeit für das Individuum gleichsetzte, also mit ihrer Dienlichkeit für dessen höchstmögliche Daseinserhaltung. Da man solche Nützlichkeit in sehr vielen Fällen nicht oder nur in geringem Grade entwickelt findet, so wollte man der Auslese überhaupt einen schöpferischen Züchtungswert absprechen. Auf diese Seite des Einwandes brauchen wir nicht weiter einzugehen, da sie durch unsere Ausführungen unter Punkt 18 bis 20 hinfällig wurde. Wir beziehen uns also hier auf die Behauptung, daß sehr vielen Merkmalen der Organismen ein Eignungswert überhaupt abgehe. Auf diese Behauptung hin hat man weitere Schlüsse aufgebaut: da nämlich zahlreiche Art- und Rassenmerkmale keinen Eignungswert haben sollen, so müßten die Organismen in solchen Merkmalen eine große Variabilität zeigen, wenn ungerichtete Erbsprünge das Material für stammesgeschichtliche Entwicklungen abgäben, denn da diese Merkmale keiner Selektion unterliegen könnten, so müßten sie durch die Erbsprünge variabel werden. Da man aber eine solche hohe Variabilität innerhalb der Rassen normalerweise nicht findet, könnten, so schloß man, Erbsprünge nicht für die Gestaltungen des Organismus, also auch nicht für die Evolution verantwortlich sein, sondern alle Entwicklungen müßten aus im Organismus selbst gelegenen Bildungsprinzipien erfolgen, womit man die verhaßte, das individualzentrische Denken so beleidigende Selektions- und Zuchtwahllehre widerlegt zu haben vermeinte. Daß solche ohne Zuchtwahl sich vollziehenden, geheimnisvollen und ganz unbegreiflich rätselhaften Höherentwicklungen durch Beobachtung und Experiment nicht bestätigt werden, sondern im Gegenteil ganz überwiegend lebensbeeinträchtigende Erbveränderungen allenthalben gefunden werden, welche solche metabiologischen Illusionen gründlich widerlegen, übergeht man geflissentlich. Der Wunschglaube siegt hier über die nüchterne Anerkennung der Erfahrungstatsachen. Wenn sich überdies gar noch zeigen läßt, wie wir unten ausführen, daß es gerade Erbeignungsgründe sind, aus denen eine solche Organismenvariabilität innerhalb einer Rasse gar nicht zustande kommen könnte, so fallen alle an ein solches Fehlen angeknüpften metabiologischen Spekulationen erst recht ins Wasser.

21,6. Widerlegungen des 3. Einwandes.

Nicht sinnfällig lebenserforderlich erscheinende Art- und Rassenmerkmale gewinnen einen Lebenseignungswert und somit ihr Zustandekommen durch natürliche Zuchtwahl durch:

a) V i e l m e r k m a l i g k e i t (Polyphänie): Irgendein äußerlich feststellbares Merkmal ist nicht gleichzusetzen mit der Totalwirkung eines ihm zugrundeliegenden Erbzeugers (Gens). Wir wissen aus vielfachen Erbversuchen, daß die meisten Erbzeuger in verschiedener Weise das Erscheinungsbild beeinflussen und in das ganze Funktionsgefüge des Organismus eingreifen, daß der Ausfall irgendeines belanglos erscheinenden äußeren Merkmales sich oft gleichzeitig in irgendwie lebensschwächender oder -fördernder Weise auswirkt, d. h. die meisten Erbzeuger wirken v i e l m e r k m a l i g oder polyphän, und die meisten Abänderungen von unwesentlich erscheinenden äußeren Merkmalen sind mit physiologischen Vitalitätsänderungen verbunden.

b) E r b k o n s t e l l a t i o n s - A b h ä n g i g k e i t: Bei wirksamer natürlicher Zuchtwahl bilden die Erbzeuger insgesamt ein abgestimmtes raumgeordnetes Ganzes. Viele Erbzeuger wirken nur in ihrer zugehörigen Erbumwelt, auf die sie abgestimmt sind, vitalitätsfördernd; ebenso nur an ihrem Erborte (Lageeinfluß) innerhalb des Erbschatzes. Wenn es auch zahlreiche solche hochgezüchteten Erbkonstellationen wird geben können, so müssen doch durch Bastardierung hervorgerufene Kombinationen derselben zu Lebensbeeinträchtigungen führen, so daß sich nur eine unter vielen möglichen Erbkonstellationen in einer Rasse züchterisch durchsetzen kann. Es kann also ein Organismus, welcher einer scharfen Zuchtwahl unterworfen ist, nicht in unwesentlich erscheinenden Außenmerkmalen beliebig variieren, da die Erbzeuger Glieder einer eingezüchteten Erbordnungskonstellation sind.

c) F u n k t i o n s v e r k o p p e l u n g d e r E r b z e u g e r - W i r k u n g e n: Es wirken in den meisten äußeren Merkmalen eine Anzahl von Erbzeugern zusammen. Ein, zwei oder drei kleine Erbzeugerausfälle im Zusammenwirken können oft schon einen größeren Merkmalskomplex zum Ausfall bringen, weil andere Erbzeuger mit ihnen funktionsgekoppelt sind und daher ohne sie zum Mitausfall kommen, trotz ihrer normalen Anwesenheit im Erbschatze. Aus dieser Funktionsverkoppelung ergibt sich nun weiterhin folgendes: wenn schon isoliert wirkende Erbzeuger nicht in allen nur denkbaren Richtungen vorteilhaft erbspringen können, so beschränkt die Funktionskoppelung in Wirkungskomplexen die realisierbaren Erbsprünge mit Lebenseignung auf noch weniger Richtungen. Aber infolge der geschlechtlichen Erbschatzmischungen können sich in einer Rasse nicht gleichzeitig mehrere solcher an sich züchtbarer Entwicklungsrichtungen gleichzeitig nebeneinander behaupten, da sich die Einzelanlagen zweier oder mehr verschiedener Entwicklungsrichtungen nicht zu einem physiologisch harmonisch aufeinander abgestimmten Erbkomplexe miteinander kombinieren würden; es wird sich von mehreren funktionell gleichwertigen, unabhängig voneinander (in verschiedenen Lokalformen) erzüchteten Erbkomplexen im Falle der Allvermischung der Individuen immer nur e i n e r als der vitalste durchsetzen können, womit eine größere Variabilitätsbreite innerhalb einer in harter Zuchtwahl stehenden Rasse unterbunden wird. Aus dem gleichen Grunde sind R a s s e n b a s t a r d e von geringerer Lebenskraft und unterliegen in freier Natur der Konkurrenz mit den Elternrassen. Dieser Fall c) wird sich zum mindesten teilweise mit dem Falle b) decken, indem die Funktionsverkoppelung wenigstens teilweise durch die Erbkonstellation zustande kommt.

d) N i e d r i g h a l t u n g d e r E r b s p r u n g r a t e: Auch eine stabilisierte Erbsprungrate ist an ganz bestimmte Konstellationen bestimmter Formen der Erbzeuger gebunden, denn viele Erbsprünge erhöhen die Erbsprungrate in untragbarer Weise und sind, wenn sie sich nicht vielleicht durch Änderung der Erbkonstellation stabilisieren, rassisch verderblich, auch

wenn sie sich in einem harmlos erscheinenden Merkmale nach außen bekunden. Es könnte auch hier eine größere Anzahl solcher stabilisierter Erbschatzausfertigungen geben für irgendeine Art. Doch kann sich in einem Zeugungskreise nur e i n e solche Ausfertigung durchsetzen (bei harter Zuchtwahl und gestaffelter Inzucht), weil die geschlechtlichen Kombinationen mehrerer stabilisierter Erbschatzordungen eben die Zusammenstimmung wieder zerstören würden. Jedes Kombinationschaos, wie es etwa der Höhlenbär zeigte und heute wieder die Menschheit, erhöht die Erbsprungrate und führt damit in den Rassenniedergang. Da sich in jeder Rasse nur e i n e solche auf eine tragbar niedrige Erbsprungrate stabilisierte Erbschatzordnung durchsetzen kann, so müssen R a s s e n k r e u z u n g e n zu Disharmonien dieser Ordnung führen, also zu unzulässigen Erbsprungraten-Erhöhungen. Zum Zwecke solcher Prüfungen ausgeführte Bastardierungsexperimente an Tieren (Fruchtfliege[93]) und Pflanzen (Löwenmäulchen[94]) haben dies bestätigt: man fand stark erhöhte spontane Erbsprungraten. Da zudem die Mehrzahl der Erbsprünge wiederum eine Erhöhung der Erbsprungrate zur Folge hat[95], so müssen unter ungenügend harten Auslesebedingungen Bastardbevölkerungen in völlige Verwahrlosung ihrer Erbsprungordnung geraten. Dies ist der Fall der Kulturmenschheit. Andererseits ergibt sich aber aus solcher Erbschatzschädigung durch Bastardierung (ebenso wie aus der Lebensbeeinträchtigung durch dieselbe), daß Rassen unter scharfen Auslesebedingungen vielfache Einrichtungen körperlicher, physiologischer und instinktmäßiger Natur herauszüchten, welche Rassenbastardierungen möglichst unterbinden, wofür es unzählige Beispiele aus der Lebewelt gibt (was wir unter Punkt 24 noch eingehender erläutern). Auch dieser Fall d) deckt sich teilweise mit Fall b).

e) Ü b e r d e c k u n g s m a c h u n g deckbarer E i g n u n g s e r b s p r ü n g e: Auch die bei wirksamer natürlicher Zuchtwahl fortwährend erfolgende Anzüchtung deckbarer Eignungserbsprünge auf dem Wege der Überdeckungsmachung (was unter Punkt 23 näher erläutert wird) ist an eine Einhaltung einer bestimmten Erbumwelt geknüpft. Im Kombinationschaos kann sich die erforderliche Überdeckungsfähigkeit nur schlecht anzüchten, was wir für den Menschen bestätigt sehen.

f) Bei Tieren können die Erkennungsmarken der Geschlechter viel feiner sein als unser Unterscheidungsvermögen. So wissen wir von Wildenten, daß sie sich am Gesicht erkennen, während wir verschiedene Wildentengesichter einer Rasse nicht zu unterscheiden vermögen[96]. Beim Zusammenleben sehr ähnlicher Arten oder Rassen kann eine sehr große Spezifikation angeborener Schematen für die rassentümliche Geschlechtspartnerwahl angezüchtet sein, da Exemplare ohne solche enge Partnerwahl Bastardierungen eingehen, welche zu unausgeglichenen Erbkombinationen führen, welche in den Nachkommen der Ausmerze verfallen, so daß durch Mitausmerze auch der Mangel an Rassesinn (beim Menschen, solange er noch einer harten Naturzüchtung unterworfen war, die Nichtbegrenzung des Schönheitsideales auf die eigene Rassenausprägung) der Ausmerze verfällt. Wir wissen z. B. von Fruchtfliegen, die sich rassisch so außerordentlich nahe stehen, daß wir sie äußerlich nicht unterscheiden können, daß ihre Paarungspiele ein wenig verschieden sind und daß die Geschlechtspartnerwahl bei einer Durchmischung der Individuen beider Rassen meist nach diesen kleinen Unterschieden rassisch richtig getroffen wird[97].

[93] Siehe Fußnote zu Abschnitt 16, 16.
[94] „Die Naturwissenschaften“, 1934. Bd. 22, S. 263 f.
[95] Siehe Fußnote zu Abschnitt 16, 37.
[96] Heinroth, O., 1938: „Aus dem Leben der Vögel“. S. 63. Berlin.
[97] Dobzhansky, T., 1939: „Die genetischen Grundlagen der Artbildung“. S. 169 ff. Jena.

21,7. Zusammenfassung über Lebenseignungswert wertlos erscheinender Merkmale.

Insgesamt ergibt sich also, daß eine gut gezüchtete Lebensform eine große Gleichartigkeit im äußeren rassischen Erscheinungsbild zeigen muß, welche weit über die Auslesewerte irgendwelcher isoliert gedachter äußerer Merkmale hinausgehen muß[98]. Es wäre falsch, etwa anzunehmen, daß alle Einzelheiten in der Gestalt eines Pflanzenblattes als solche lebensnotwendig seien. Es mag sein, daß nur wenige Blattformen für die betreffende Art erblich realisierbar waren und daß Einzelheiten wiederum als Mitauslese von physiologisch ausgelesenen anderen Eigenschaften zustande kamen und daß Kombinationsunmöglichkeiten zwischen verschiedenen Erbkomplexentwicklungen wiederum allerlei andere Formentwicklungen ausschalteten usw. Auch wenn viele Merkmale eines Organismus für sich allein keinen Anpassungscharakter tragen, so sind sie doch gewöhnlich unentbehrliche Bestandteile auserlesener Erbordnungen und haben sich dadurch durchgesetzt, daß eine Unmenge mißglückten Materials ausgemerzt wurde, was sich eben auch schon unumgänglich aus der Erfahrungstatsache ergibt, daß die allermeisten Erbsprünge mißglücken.

„Der Papageien-Rassenkreis Trichoglossus ornatus ... z. B., der von Celebes und Bali an ostwärts über Neuguinea und Nachbarinseln bis Neukaledonien sowie Australien verbreitet ist, hat auf den kleinen Sunda-Inseln Bali und Lombok (Rasse mitchelli) einen dunkelvioletten Kopf, rote Brust und violettschwarzen Bauch mit grünen Bauchseiten, auf der benachbarten Insel Sumbawa (forsteri) ist der Bauch nur in der Mitte dunkelviolett, die Bauchseiten sind gelb, auf der anschließenden Insel Flores (weberi) fehlt alles Rot im Gefieder und die Unterseite ist gelbgrün, auf dem benachbarten Timor (capistratus) ist die Brust orangegelb, der Bauch schwärzlichgrün, auf dem nördlich davon gelegenen Celebes (ornatus) ist die violettblaue Kopffärbung nach hinten durch ein rotes, schwarz geschupptes Band begrenzt und auch die roten Brustfedern zeigen schwärzliche Säume, der Bauch ist dunkelgrün (so daß diese stärker abweichende Form auch als eigene Art betrachtet wird) usw. Alle diese Färbungen gewähren dem Vogel wohl stets in annähernd gleicher Weise Schutz, da all die genannten Kombinationen ein buntes Federkleid ergeben, das in Bäumen mit roten Blütenbüscheln (bevorzugt werden die derart blühenden Erythrina-Bäume) einen guten Schutz bietet[99]." Hier konnte aus Kombinationsunmöglichkeiten zwischen ganzheitlich und überindividuell auserlesenen Erbkomplexen immer nur örtlich ein einziges rassisches Farbmuster herausgezüchtet werden, obwohl an sich sehr viele Muster gleichen Lebenswert haben. Es wäre falsch, aus solcher anscheinenden Zusammenhangslosigkeit zwischen regional typischen Variationen der Farbmuster und den Umweltbedingungen zu schließen, daß für ihr Zustandekommen die Auslese ohne Belang gewesen sei, denn bei der Richtungslosigkeit der Erbsprünge wäre es bei fehlender Auslese unmöglich, daß sich überhaupt bestimmte Farbmuster herausdifferenzieren würden, so wenig wie sich bei einer Alldurchmischung irgendeiner Haustierart bestimmte Rassetypen züchten können; stattdessen müßte sich ohne harte Auslese ein ungebändigtes Variieren nach allen Richtungen ergeben, also eine außerordentliche Variationsbreite, wofür vor allem Höhlenbär und Mensch Beispiele bieten. Das Fehlen stärkerer Variabilität innerhalb einer Rasse zeigt s t e t s eine scharfe Auslese und wohlgeratene Erbschatzordnung an, auch wenn wir die Auslesebedingungen für viele rassische Einzelmerkmale wegen ihrer großen Komplexität nicht zu durchschauen vermögen.

In den wenigen Fällen, wo wir eine größere Variationsbreite auch unter härteren Auslesebedingungen finden, da werden die zugrunde liegenden Erbzeuger weniger zu Funktionskomplexen verkoppelt sein (welche keine verschiedenen Variationsentwicklungen nebeneinander zulassen) und werden keine wesentlichen Erbordnungsfunktionen erfüllen. Dieser Fall mag z. B. bei den Hain-

---

98 Marx, A., 1914: „Moderne Fragen der Ornithologie". „Natur". Bd. 5, S. 232—235.
99 Rensch, B., 1947: „Neuere Probleme der Abstammungslehre". S. 30 f. Stuttgart.

und Gartenschnecken vorliegen mit ihren zahlreichen Farbvariationen (Gehäuse einfarbig gelb oder fleischrot oder braun, oder mit 1 bis 5 dunklen Bändern oder hyalinen Bändern in wechselnder Anordnung und Breite, untereinander mehr oder minder verschmolzen oder getrennt), oder auch in gewissem Grade bei Marienkäferchen mit variablem Färbungsmuster. Aber auch hier finden wir, daß den verschiedenen Vermischungen der reinerbigen Färbungsvarietäten Einbußen der Lebenseignung entsprechen, welche aber hier so leicht sind, daß sie nur bei besonderer Lebenserschwerung von der natürlichen Zuchtwahl erfaßt werden und dann zur Ausmerze der Erbmischungen führen. Die Normalvarietäten der bezeichneten Schnecken mit ungebändert gelben und mit fünfbänderigen Gehäusen finden wir nämlich an Arealrändern mit ihren erschwerten Lebensbedingungen oft allein noch vorkommend, so im mittleren Schweden und Norwegen und an hochgelegenen Alpenfundorten. Die Erbmischungen, die zu den übrigen Farbvarianten führen, sterben hier aus[100].

21,8. 4. Einwand, daß das Fortbestehen niederer Organismen einem Entwicklungsaufstieg durch Zuchtwahl und durch Verdrängung von nichtaufsteigendem Leben widerspreche.

Auch dieser Einwand beruht auf ungenügender Kenntnis der Auslesevorgänge. Mit den Lebensvervollkommnungen bei Höherentwicklungen gehen gewisse Einpassungen verloren, welche gerade durch mancherlei niedere Organisationsstufen besser verwirklicht werden. So bedingt die Warmblütigkeit eine hohe Aktivität mit Unabhängigkeit von äußeren Temperaturschwankungen und die Entfaltung höherer geistiger Fähigkeiten und als Folge davon einen viel erfolgreicheren Nahrungserwerb, gesteigertes Fluchtvermögen vor Feinden und andere Lebensgewinne. Als Nachteile müssen die Benötigung hoher Energiezufuhren, also großer Nahrungsmengen, und höherer Brutfürsorge mit ihrer Verringerung der Zahl der Nachkommen in Kauf genommen werden. Dort, wo die Vorteile der niederen Organisation der wechselblütigen Landwirbeltiere besonders zur Geltung kommen, können diese sich gleichwohl neben den höher organisierten warmblütigen halten oder diese verdrängen. Eine Eidechse vermag infolge ihrer mühelosen und reichlichen Fortpflanzung und ihres geringen Nahrungsbedarfs ihren Lebensplatz trotz der Nahrungskonkurrenz durch die zum Beutefang viel befähigteren Spitzmäuse, Igel usw. an den für sie geeigneten Standorten zu behaupten, während sie an anderen verdrängt wird. Zudem ist die Vermehrungsziffer bei den meisten Organismen durchaus nicht voll ausgenützt, so daß sie einer vermehrten Vernichtung durch die sich höher züchtenden Feinde und Konkurrenten oft mit einer Hinaufzüchtung ihrer Fruchtbarkeit begegnen können. Schließlich vervollkommnen sich auch die niederen Lebewesen innerhalb ihrer Organisationsstufe, an die sie als Entwicklungssackgassen gebunden sind, zum Teil recht erheblich. Die Eidechsen aus dem Erdmittelalter würden, wenn sie in die heutige Landschaft versetzt werden könnten, auf schnellstem Wege durch die viel leistungsfähigeren heutigen Eidechsen und die hochgezüchteten Feinde und Konkurrenten dieser letzteren verdrängt werden und ausgerottet. Die höheren Organismen haben sich also dort entwickelt, wo eine höhere Organisation Einpassungsgewinne über eine niedere brachte und haben dadurch den niederen Formen große Lebensbereiche entrissen und sie auf Rückzugsstandorte und -gebiete verdrängt, wo diese die Vorteile ihrer niederen Organisation auswerten konnten. Durch die verschärfte Auslese, der die niederen Formen durch die sich vervollkommnende Entwicklung ihrer Feinde und Konkurrenten unterworfen waren, wurden sie entweder ausgerottet oder innerhalb ihrer Organisationsstufe selbst vervollkommnet und auf gewisse, ihnen besondere Vorteile bietende Lebensräume beschränkt.

---

[100] Rensch, B., a. a. O. . . . S. 37 f.

Als Beispiele seien noch die Farnkräuter genannt, die infolge ihrer niederen Organisation einen so geringen Energieverbrauch für ihre Lebensverrichtungen haben, daß sie an Schattenorten mit so spärlichem Licht und an Orten mit solcher Nährstoffarmut noch ihr Gedeihen finden wie keine Blütenpflanzen, die ihnen also dort keine Konkurrenz machen können. Sie haben also alle für eine Hochentwicklung des Pflanzenlebens günstigen Räume abtreten müssen, während sie sich an ihren Zufluchtsorten innerhalb ihrer Organisationsstufe so vervollkommnet haben gegenüber den Farnen des Erdaltertums, daß sie diese schnell verdrängen würden, wenn diese heute wieder erstehen könnten; denn ihnen gegenüber, welche ganz gleichartige Lebensansprüche haben, müßte sich natürlich der Konkurrenzkampf und die natürliche Zuchtwahl in voller Schärfe auswirken.

21,9. 5. Einwand, daß die Mannigfaltigkeit der Lebensformen größer sei als die der Lebensbedingungen[101].

Zunächst ist es falsch, die Umwelteinpassung der Lebewesen nur auf die Zahl der Lebensbedingungen zu beziehen als vielmehr auf die Zahl der Bedingungskombinationen, wobei das Optimum der meisten einzelnen Bedingungen für verschiedene Lebewesen gradweise außerordentlich verschieden hoch liegen kann. Tatsächlich ist die Zahl möglicher Bedingungskombinationen, bei denen sich Leben verwirklichen kann, ungeheuer groß und jedenfalls viel größer als die Zahl der Lebensformen, welche bei den verfügbaren Lebensräumen tatsächlich durch Zuchtwahl verwirklicht wurden. Man denke allein an die riesige Mannigfaltigkeit der Beziehungen zwischen Lebewesen selbst, welche für sie zu Bedingungen ihres Lebens geworden sind. Wären wirklich bei irgendwelchen zwei Arten die Lebensansprüche die gleichen, so müßten sie überall, wo sie vorkommen, ein gleiches Häufigkeitsverhältnis zeigen, was nirgends zu finden ist. Man denke an zwei Arten einer Pflanzengesellschaft mit recht gleichartigen Ansprüchen. Überall findet man sie gleichwohl in verschiedenen Häufigkeitsverhältnissen, weil eben bald hier die eine, bald dort die andere Art etwas bessere Bedingungen ihres Fortkommens findet. Und schließlich, selbst wenn eine solche Ansicht zu Recht bestände, daß die Zahl der Arten größer wäre als die Zahl der Bedingungskombinationen, so würde eine solche Feststellung gegen die Auslese als züchtenden Faktor der ungeheueren Artenzahl überhaupt nichts beweisen: denn der Erbschatz irgend zweier Arten mit zufällig gleichen Ansprüchen ist ja in jedem Falle verschieden, womit auch die Erbsprünge verschieden sind und die Auslese verschieden arbeiten muß, so daß die beiden Arten nur auf verschiedenen Wegen hätten zustande kommen können und auch wieder zu Formen mit verschiedenen Lebensansprüchen sich voneinander weg entwickeln müßten.

Aber jedenfalls gibt es wohl gar keine Arten mit völlig gleichen Lebensansprüchen, denn der zwischenartliche Druck züchtet gerade divergierend, nämlich auf Ausnutzung noch unausgenutzt gebliebener Bedingungskombinationen; es müßte denn sein, daß irgendwelche Arten durch Spezialisationserstarrung so konkurrenzunfähig geworden sind, daß noch unspezialisiertere Arten von höherer biologischer Leistungsstufe sich in deren gleiche Bedingungskombinationen hineinzuzüchten vermöchten, um dann allerdings jene zu verdrängen. Daraus, daß der zwischenartliche Druck gerade divergierend züchtet, nämlich auf Ausnutzung neuer sich bietender Lebensbedingungen und Bedingungskombinationen, folgt gerade, daß die Züchtung auf immer neue Mannigfaltigkeit der Arten hindrängt und züchtet; und da die Lebensbedingungen für jede Art selbst wieder großenteils durch die mitlebenden Arten gesetzt sind, folgt weiter, daß eine zunehmende Mannigfaltigkeit der Arten die Lebensbedingungen weiter vermannigfaltigt, so daß die Artenmannigfaltigkeit selbst zur Bedingung ihrer eigenen Steigerung führt. Entsprechend finden wir auch, daß die Zahl der Tier- und Pflanzenarten im Laufe der Erdgeschichte ständig und sehr beträchtlich zugenommen hat.

---

[101] Zimmermann, W., 1948: „Grundfragen der Evolution". S. 176 f. Frankfurt/M.

Man kann also auch aus diesem fünften Einwand, den einst ein berühmter Botaniker machte und der seitdem von Auslesefeinden unter Biologen gedankenarm weiter kolportiert worden ist, genau so wenig Kapital gegen die verhaßte Zuchtwahl schlagen wie aus den besprochenen vier anderen Einwänden. Auf die zahlreichen sonst noch gemachten Einwände brauchen wir nicht einzugehen, denn sie beruhen auf noch schlechterer Kenntnis der Auslesevorgänge.

21,10. Folgen der Zuchtwahl-Verlotterung: Übervariabilität, Überentwicklungen, Entartungen.

Ist die Erberprobung nicht hart genug, so daß sie zwar Erbsprünge mit großen Lebensbeeinträchtigungen zu erfassen vermag, nicht aber die Erbsprünge mit leichten Änderungen der Lebenseignung, unter denen sich auch die wenigen mit Eignungsverbesserungen befinden, so kommt es zwangsläufig zu großer erblicher Variabilität innerhalb der Zeugungskreise (wofür Höhlenbär und Mensch die typischsten Beispiele liefern). Aber dieser Zustand muß stets Überzüchtungen und Entartungen einleiten durch den Automatismus der Erbsprungproduktion, weshalb die Individuen als Erbsprungträger unbedingt der ständigen natürlichen Lebenserprobung bedürfen, anderenfalls sich entweder Herunterzüchtungen aller Art durch Häufung mißglückter Erbsprünge ergeben oder, bei einer weniger hochgradigen Abdrosselung der natürlichen Zuchtwahl, hemmungslos einseitig gerichtete Überzüchtungen, wofür besonders die Geschichte der Lebewelt der Erde (die Paläontologie) zahlreiche Beispiele liefert.

Die einseitigen Überzüchtungen können verschiedene erbtypische Ursachen haben. Z. B. gibt es Erbsprünge, durch welche die Erbzeuger, an welchen sie auftreten, eine Neigung gewinnen, sich im gleichen Erbkörperchen (Chromosom) zu verdoppeln und dadurch ihre Erbwirkungen zu verstärken. Auf diese Weise kann es zu Vervielfältigungen eines bestimmten Erbzeugers kommen (Erbzeuger-Vervielfachung oder Homomerie dadurch, daß der ursprüngliche Erbzeuger beim gegenseitigen Stückaustausch der Erbkörperchenpaarungen [was unter Punkt 23 erläutert wird] nur einseitig mit übertragen wird, wie Tierexperimente zeigten, also sich einseitig häuft, während das leer ausgehende Erbkörperchen nicht oder nicht voll lebensfähig ist[102]).

Eine Überzüchtung mag andererseits dadurch zustande kommen, daß die verringerte Wirksamkeit der Zuchtwahl nur noch große Fehlerbsprünge ausmerzen kann und die kleineren nur dann, nachdem sich (nach ihrer Ansammlung im Erbschatze) durch Kombination mehrerer derselben größere Ausfallserscheinungen ergeben, als der bloßen Summierung der Fehlerbsprungwirkungen entspräche, was ich als „Wirkungsverbreiterung durch Erbsprunghäufung" bezeichne, eine (namentlich beim Menschen mit seiner Erbschatzverwahrlosung) sehr häufige, von den Erbtheoretikern noch kaum beachtete Erscheinung (die auf der starken Abhängigkeit der Erbzeuger in Funktionskomplexen beruht), so daß nur noch alle solche Fehlerbsprünge, welche keine derartigen zusätzlichen Erbausfälle erbringen, sich ansammeln und summieren können, ohne ausgemerzt zu werden, und das werden vor allem solche sein, die irgendwie bei ihrer allmählichen Kumulation im Erbschatze gleichsinnig wirken, so daß ihre Kombination infolge ihrer Zusammenstimmung weniger leicht zu ganzen Funktionskomplex-Ausfällen führt, womit es dann automatisch zu einseitigen Überzüchtungen kommen mag. Die Fehlerbsprünge müssen sich eben kumulieren, weil sie automatisch entstehen und weil die Einzelschritte zu klein sind, um durch die Zuchtwahl, wenn sie nicht scharf genug arbeitet, erfaßt werden zu können; sind aber aus solchen kleinen Schritten durch Summierung schließlich große Überzüchtungen geworden, so sind sie, da solches lange Zeiträume erforderte, natürlich schon allgemeines Rassengut, so daß jene Individuen nicht mehr existieren, welche auslesefähig gegenüber diesen lebensbeeinträchtigenden Überentwick-

[102] Ludwig, W., 1938: „Faktorenkoppelung und Faktorenaustausch bei normalem und aberrantem Chromosomenbestand". S. 135. Leipzig.

lungen gewesen wären; entsprechend haben solche überzüchteten Arten nur noch einen geringen Rassenbinnendruck und vermögen sich überhaupt nur noch dadurch zu erhalten, daß sie sich dem Selbstbehauptungskampfe durch Entwicklung von allerlei Lebenssicherungen weitgehend entzogen haben.

Manche eigenartigen lebensundienlichen Überzüchtungen, die wir kennen, mögen vielleicht derart entstanden sein, so die riesigen Hauer des altertümlichen Hirschebers (Babirussa) von Celebes, die im Oberkiefer nach oben (statt nach unten) und durch das Fleisch nach außen wachsen und dessen Spitzen schließlich in einem großen Halbkreis nach oben und hinten die Stirn berühren; oder das sonderbare Paar mächtiger Unterkiefer-Zahnwurzeln eines anderen Vorzeitreliktes, des nur noch in wenigen Exemplaren existierenden Schnabelwals Mesoplodon layardi: Diese Wurzeln, welche an ihrer Spitze die winzigen Zahnreste tragen, wachsen als zwei breite Bänder aus dem Unterkiefer heraus nach oben und kommen über dem Oberkiefer einander entgegen, ihn derart eng einhüllend, daß die Kiefer nur wenige Zentimeter geöffnet werden können und die Nahrungsaufnahme behindert sein muß[103]. Auch manche riesenhaften, gewundenen und mit ihren Spitzen körperwärts gekehrten Stoßzähne vorzeitlicher Elefanten mögen eine derartige Erklärung zulassen. Wir kommen unten hierauf zurück. Solche Formen zeigen entsprechend auch eine große Variabilität, was, soweit sie nicht auf Rassenmischung beruht, immer ein Zeichen einer zu geringen Zuchtwahlhärte ist.

Schließlich werden wohl auch einseitige Überzüchtungen dadurch entstehen können, daß wohl manche Erbzeuger vorzugsweise in einer bestimmten steigerungsfähigen Eigenschaftsrichtung wiederholt in gleicher Richtung im Laufe der Generationen weiter erbspringen werden, was zwar bislang in Anbetracht der außerordentlichen Niedrigkeit der spontanen Einzelerbsprungraten experimentell nicht einwandfrei bewiesen ist, was aber durchaus möglich erscheint. So scheinen auch manche menschlichen Erbleiden — nach den bisherigen Beobachtungen zu schließen — in den Nachkommen einer erblichen Selbststeigerung zu unterliegen. Hier lägen dann allerdings ungeheuerliche Höhen von Einzelerbsprungraten vor, wenn schon wenige Generationen solche Effekte hervorrufen. Es kann hier aber auch eine Wirkungsverbreiterung durch Erbsprunghäufung infolge der heute in den Hochkulturvölkern rasch zunehmenden rassischen Erbschatzverwahrlosung vorliegen.

Fällt die Reinigung des Erbstromes von Fehlerbsprüngen in stärkerem Maße fort, so trägt die zunehmende Variabilität notwendigerweise ausgesprochenen Entartungscharakter; es kommt gar nicht mehr zu einseitigen Überzüchtungen, denn dazu bedarf es ihrer Natur nach normalerweise außerordentlich langer Entwicklungen, da sich ja in ihnen bestimmte Erbsprünge (deren Einzelerbsprungraten wie auch sonst sehr niedrig sind) nicht durch Auslese, sondern durch bloße Summierung infolge Nichtausmerze stark anhäufen, was sehr viele Tausende von Generationen erfordert, was wir für alle Überzüchtungen aus der erdgeschichtlichen Vergangenheit bestätigt finden. Eine Verlotterung des Erbschatzes dagegen in jeder Hinsicht, durch Variabilitätszunahme nach allen Richtungen hin (wie bei Höhlenbär, Haustier und Mensch) muß natürlich weit schneller erfolgen können. So wird die segensreiche Einrichtung der Erbsprünge zum Rassenfluche, wenn die unbedingt dazugehörige Härte des Umweltwiderstandes nachläßt und daher die Bedingung, unter der sich das Erbsprunggeschehen zu einer Ordnung erzüchtete und Rassenwert gewann, nämlich die Ausmerze der Fehlerbsprungträger, nicht mehr erfüllt ist. Es ist das allgemeine Prinzip: je segensreicher eine Einrichtung ist, desto größer ist das Verhängnis, welches sie heraufbeschwört, wenn sie zu einem verkehrten Einsatze gelangt. Es umschließt ja dieses Prinzip auch die Tragödie des menschlichen Geistes, der im Sinne eines Erbwahnsinnes mit Methode arbeitet.

---

[103] Abel, O., 1939: „Tiere der Vorzeit in ihrem Lebensraum". S. 303 f. Aus: „Das Reich der Tiere". Ergänzungsband. Berlin.

21,11. Überzüchtungen durch Mitauslese.

Überzüchtungen können auch als Nebenergebnisse irgendwelcher bestimmten Auslese zustande kommen, durch sogenannte Mitauslese, denn die meisten Erbzeuger wirken sich auf verschiedenartige Erbmerkmale gleichzeitig bestimmend aus, und eine Normalzüchtung mit Eignungssteigerungen in irgendeiner Richtung kann eine Überzüchtung von anderen Wirkungen der gleichen Erbzeuger als ein automatisches Mitergebnis zur Folge haben, welches sich bei einer Einengung der umfassenden Erprobung auf Lebensbewährung durchsetzen muß.

21,12. Überentwicklungen und Unterentwicklungen durch Allometrie als Mitauslese von Steigerungen der Körpergröße.

Überentwicklungen oder auch Unterentwicklungen irgendwelcher Körperteile können als derartige Mitauslese bei einer Auslese auf gesteigerte Körpergröße zustande kommen, wobei diese Steigerung auf einer Verlängerung der individuellen Wachstumsperiode beruht; solche Mitauslese-Entwicklungen bezeichnet man als Wachstumsallometrie. Allgemein erfolgt ja das differenzierte Wachstum während der Entwicklung durch die Wirksamkeit von bestimmten, nicht art- oder rasseneigentümlichen, chemisch einfach gebauten Entwicklungsreizstoffen (Entwicklungshormonen), welche die stofforganisierende (katalytische) Wirksamkeit bestimmter vom Erbschatz produzierter, art- und rasseneigentümlicher, hochkomplizierter Entwicklungsschaltstoffe (Entwicklungsfermente) freisetzen. (Man hat in Verkennung der Vorgänge solche Entwicklungsreizstoffe als „Organisatoren“ bezeichnet, während sie doch nur Entwicklungen auslösen, durch Freisetzung von Entwicklungsschaltstoffen, welch letztere vielmehr die körperlichen Entwicklungen art- und rassengemäß organisieren.) Die Wachstumsallometrie besteht nun darin, daß das Wachstum der von ihr betroffenen Körperteile, Organe oder Gewebe in bestimmten Zeitabschnitten der individuellen Entwicklung schneller oder langsamer erfolgt als das Wachstum des übrigen Körpers. Chemophysiologisch ist dies eben bedingt durch eine stärkere, bzw. geringere Produktion entsprechender Entwicklungsreizstoffe während der Zeitdauer der Allometrien oder vielleicht durch ein erblich bedingtes stärkeres Ansprechen bestimmter Organisationszentren auf solche Reizstoffe. Erfolgt nun eine stammesgeschichtlich wirksame Auslese auf körperliche Größensteigerung, so wird die Wachstumszeit des sich entwickelnden Individuums verlängert und mit ihr erfahren alle positiven Allometrien, die in die Spätphase der Entwicklung fallen, automatisch eine übermäßige Ausbildung, ebenso alle negativen Allometrien der Spätphase eine übermäßige Reduktion, wenn, wie das gerade sehr häufig ist, mit der Körpergrößensteigerung eine Erhöhung der Lebenssicherung erfolgte, so daß die Ausleseprozesse für Erfassung kleiner, diese Abwegigkeiten zufällig reduzierender Eignungserbsprünge zu lässig geworden sind und demnach eine mit dem Automatismus zur Allometriebildung parallel laufende Züchtung auf ständige Rückführung der Fehlentwicklungen zur Norm und auf eine harmonische Neuausrichtung nach den Lebenserfordernissen unterbleibt. Rassische Größensteigerungen haben eben oft einen positiven Auslesewert, und die auf diese Weise zustande kommenden allometrischen Exzessiventwicklungen bestimmter Körperteile sind also demgemäß automatische Mitausleseergebnisse solcher Größensteigerungen bei ungenügender Zuchtwahlhärte.

So vergrößert sich beispielsweise das Geweih der Hirsche während ihrer Stammesgeschichte allometrisch mit ihrem zunehmenden Körperwuchs, d. h. in stärkerem Ausmaße als letzterer, weil die Geweihbildung in die Endphase des Wachstums fällt und diese Endphase verlängert wird. Die kleineren Hirschvorfahren im Untermiozän vor etwa 25 Millionen Jahren besaßen zunächst noch kein Geweih und erwarben bald Spießergeweihe, mit zunehmendem Körperwuchs im Mittelmiozän Gablergeweihe, im Pliozän Sechsergeweihe, bis zu welchem Stadium auch unsere Rehe gekommen sind. Mit der zunehmenden Körpergröße wuchs

dann weiter das Geweih relativ viel stärker an und die Riesenhirsche erlangten schließlich in der jüngeren Eiszeit Geweihe, welche mit einer Stangenweite bis zu 3,5 m und einem Gewichte von ¾ Zentnern eine starke Überentwicklung im Verhältnis zur Körpergröße erfahren hatten. Der Wert des Geweihs als Verteidigungs- und Angriffswaffe wurde damit in Frage gestellt, und die Schwere desselben war geradezu eine Belastung für den Lebenskampf und mag mit zum Aussterben dieser Riesen in vorgeschichtlicher Zeit beigetragen haben, zumal diese mächtige Knochenmasse mit jedem Jahre abgeworfen und neu produziert wurde. Voraussetzung für eine solche Überentwicklung in den Artuntergang ist freilich, daß solche Formen sich einer scharfen Naturauslese weitgehend entzogen haben, was hier eben durch die individualnützliche, durch Auslese gewonnene Größensteigerung erfolgte, wodurch sie sich den für gesunde Züchtungen unentbehrlichen Feinden weitgehend zu entziehen wußten. Die automatisch schnell fortschreitenden Wachstumsallometrien des Geweihs konnten eben bei dem erworbenen Individualschutz nicht durch züchterische Neuausrichtung ebenso schnell wieder reduziert werden, weil vereinzelte, reduzierende Erbsprung-Schritte zu klein waren, um bei dem zu großen Individualschutz Auslesewert zu gewinnen. Die Allometrien mußten also zum Übergewicht kommen und die Art in ihren Untergang treiben; die natürliche Auslese darf eben nie zur Besiegung des ganz unentbehrlichen harten Umweltwidersachers führen, eine Erkenntnis, die namentlich für die Menschheit wegen ihres Geisteseinsatzes von so schicksalhafter Bedeutung ist.

Die ganze Erbsprungordnung, die durch scharfe Auslese angezüchtet ist und daher dieser Auslese zu ihrer segensreichen Wirkung bedarf, wird in solchen Fällen zu einem Mechanismus, der für den rassischen Untergang weiter arbeiten muß, denn die Verdrängung der ungünstig erbspringenden und der nicht erbspringenden Rassenindividuen durch die günstig erbspringenden gehört mit in jede gesunde Lebensentwicklung und ist unabdingbar von ihr. Es ist daher ein verhängnisvoller Trugschluß, wenn ein metabiologisch eingestellter Paläontologe folgerte: „Daß hier keine Zweckanpassung oder Zuchtwahl als eigentliche Kraft der Phylogenese (Stammesentwicklung) wirksam ist, wo die Entwicklung vom Zweckmäßigen ins Unzweckmäßige, vom Nützlichen ins Schädliche vorschreitet, ist absolut eindeutig; nur autonome Eigengesetzlichkeit kann hier angenommen werden, welche unabhängig von Außeneinflüssen den stammesgeschichtlichen Formenwandel aus der einmal gegebenen Gestaltgesetzlichkeit bestimmt[104]." Die in der Allometrie erfolgende Zwangsläufigkeit der Entwicklung (die hier fälschlich als eine metabiologisch fundierte und somit dem Kausalverständnis prinzipiell unzugängliche Autonomie interpretiert wird) ist eben selbst ein Mitausleseergebnis der Zuchtwahl und somit auch die „Entwicklung ins Schädliche", weil der erworbene Individualschutz eine stets erforderliche Kontrolle und Neuausrichtung eines solchen erzüchteten Automatismus durch harte Erprobung auf Selbstbehauptungsfähigkeit nicht mehr zuließ.

21,13. Überentwicklungen und Unterentwicklungen als Kompensationserscheinungen.

Überentwicklungen von der Art, wie sie im vorigen Abschnitt gekennzeichnet wurden, beruhen, wie wir oben annahmen, auf erblicher Überproduktion entsprechender Entwicklungsreizstoffe als ein Mitausleseergebnis verlängerter Wachstumszeiten. Nun können aber auch derartige Reizstoffe, ohne daß sie im Übermaße produziert werden, für irgendwelche Strukturentwicklungen gleichwohl im Übermaße zur Verfügung stehen, wenn nämlich ihre Mitverausgabung für andere parallele Entwicklungen aus irgendwelchen Ursachen fortfällt. Wenn man z. B. einem jungen Kaninchen oder Meerschweinchen einen Hoden oder Eierstock entfernt, so überentwickelt sich die andere Geschlechtsdrüse, denn für deren Ausbildung steht nunmehr eine Übermenge von Entwicklungsreizstoffen

[104] Beurlen, K., 1937: „Die stammesgeschichtlichen Grundlagen der Abstammungslehre". S. 72. Jena.

zur Verfügung. Eine solche zweckmäßig erscheinende Kompensation ist also rein entwicklungsmechanisch bedingt. Das Umgekehrte beobachten wir, wenn wir der Larve des Kolbenwasserkäfers einen Kiefer abschneiden; dieser Kiefer regeneriert wieder; aber dem anderen Kiefer fehlen dafür bei den nächsten Häutungen ein oder zwei Zähne, weil die Entwicklungsreizstoffe, welche die Ausbildungsvorgänge der Kiefer auslösen, nicht mehr ausreichen. Eine solche Kompensationsfolge erscheint also unzweckmäßig. Wenn nun in der Stammesentwicklung einer Organismenform Überentwicklungen entstehen, welche nicht auf vermehrter Produktion von Entwicklungsreizstoffen beruhen, sondern auf einem stärkeren lokalen Verbrauch, so werden hierdurch gleichzeitig Ausfallserscheinungen an anderen Stellen hervorgerufen. Verstärken sich z. B. bei Muschel- und Schneckenschalen die Skulpturelemente, so verringert sich meist die Zahl derselben. Sehr häufig sind die Fälle, daß bei übermäßiger Entwicklung bestimmter Zähne, z. B. der Eckzähne oder der Schneidezähne, die nächstfolgenden Zähne zu beiden Seiten verkümmern oder ganz verschwinden.

Nun ist es freilich zweifelhaft, ob alle derartigen Fälle als Kompensationsschwund zu deuten sind, denn die Zähne in nächster Nähe von überentwickelten und funktionell stark beanspruchten Zähnen fallen in ihren Funktionen meist mehr oder weniger aus oder sind geradezu ein Hindernis und müssen also meist auch durch Zuchtwahl verschwinden. Man darf nicht erwarten, daß Kompensationswirkungen, Allometrien und andere Vielmerkmaligkeitsbekundungen von Erbzeugern selbständig zu irgendwelchen harmonischen Entwicklungen führen und die Auslese auf Lebenseignung ersetzen könnten. Bei größeren körperlichen Umkonstruktionen wird diesen Erscheinungen keine wesentliche Bedeutung zukommen können. Wenn sich z. B. in verschiedenen Ordnungen der Kriechtiere (bei den Schlangen und parallel laufend in verschiedenen Familien der Eidechsen) und Lurche (bei den Blindwühlern) die Zahl der Wirbel in dem gleichen Maße vermehrt wie die Gliedmaßen verkümmern und eine schlängelnde statt einer schreitenden Fortbewegungsweise sich entwickelt, so werden dabei zahlreiche Gestaltungseigenschaften und Funktionen ganzheitlich und unter sich harmonisch auf eine veränderte Umwelt-Einpassung ausgelesen, wobei Materialkompensationen keine neben der Auslese führende Rolle spielen können. Es geht nicht an, die Rückbildung der Gliedmaßen, Schulter- und Beckengürtel als Kompensationsverluste für die Vermehrung der Körper- und Schwanzwirbel zu betrachten. Bei den Känguruhs, Springmäusen, vieler erdmittelalterlichen Dinosauriern und anderen Tieren haben wir ja das Gegenteil, nämlich einen mächtig entwickelten Schwanz in Verbindung mit besonders kräftigen Hinterbeinen und Beckengürtel, während andererseits die stark reduzierten Vorderbeine keine kompensatorische Überentwicklungen im Vorderkörper veranlaßten. Die Bildungen beruhen eben allein auf Anpassung an die besondere Lebensweise durch Zuchtwahl. Allgemein läßt sich sagen, daß irgendwelche einzelnen Kompensationserscheinungen beibehalten werden, wenn sie zufällig in Ausleserichtung gehen, anderenfalls werden Gegenentwicklungen erblich ausgelesen. Im ganzen kann auf solche Weise keine Auslese für die Umzüchtungen ersetzt, können keine Opfer eingespart werden, das heißt, Harmonien und lebensdienliche Anpassungen können nicht von selbst entstehen, nicht durch Zufall oder durch metaphysische Prästabilierungen, sondern allein durch den ordnenden Eingriff in das richtungslose Erbsprunggeschehen, wie ihn die Auslese auf Lebensbefähigung bedeutet.

21,14. Erklärungen für die stammesgeschichtliche Stoßzahnentwicklung der Elefanten.

So wie Kompensationserscheinungen in den Erörterungen der Probleme der Stammesentwicklung leicht eine Überbewertung erfahren, so gilt solches auch hinsichtlich der Bedeutung der Allometrien sowohl für die geordneten stammesgeschichtlichen Entwicklungen wie auch für Überzüchtungen und anscheinende Entgleisungen solcher Entwicklungen in Sackgassen. Oben hatten wir die Bedeutung hervorgehoben, welche die Allometrie für das Zustandekommen biolo-

gisch untragbarer Überzüchtungen erlangen kann durch ihren Charakter als Mitauslese-Erscheinung bei stammesgeschichtlichen Größensteigerungen (auf der Erbgrundlage der Vielmerkmaligkeit oder Polyphänie) und unter der Voraussetzung einer ungenügenden Härte der natürlichen Zuchtwahl, welche gerade eine Folge solcher individualnützlicher Größensteigerungen ist. Als besonders instruktive Beispiele sind die Überentwicklungen der Stoßzähne der Elefanten erachtet worden. Eine genauere Betrachtung zeigt indessen, daß die Bedeutung der Allometrie für diese Entwicklungsabläufe weit überschätzt worden ist. Wenn nämlich die riesige Entwicklung der Stoßzähne dieser Tierordnung auf Allometrie beruhte, so hätten wir zu erwarten, daß die mächtigsten Arten, Rassen und Individuen jeweils die relativ stärksten Überentwicklungen zeigen müßten, was aber nicht den Erfahrungen entspricht.

So hatte der mächtigste Elefant, der Elephas meridionalis aus dem europäischen Oberpliozän (vor etwa einer Million Jahren), der eine Schulterhöhe von fünf Metern besaß, Stoßzähne bis zu vier Meter Länge. Sein durchschnittlich kleinerer Nachkomme im Altdiluvium, der Waldelefant E. antiquus, besaß dagegen Stoßzähne bis zu fünf Metern Länge. Die andere Nachfahrenlinie jener Riesen, die im jüngeren Diluvium mit dem kleineren Mammut enden, dem europäischen (E. primigenius), sibirischen (E. beresovkius) und nordamerikanischen (E. columbi), haben nicht entsprechend allometrisch verkleinerte Stoßzähne; bei dem letzteren sind sogar die Stoßzähne relativ noch größer geworden. Und die im Verhältnis zur Körpermasse mächtigsten Stoßzähne, die je ein Elefant trug, hatte Stegodon (die Vorfahrengattung von Elephas) ganesa aus dem Pliozän Indiens, der sogar noch kleiner war als die lebenden heutigen Elefanten. Die Mammute starben in Mitteleuropa während der letzten Vereisung mit fast zwerghaften Formen von der Größe eines Pferdes aus. Sizilien, Cypern, Kreta und Algier entwickelten eigene Zwergrassen von Elefanten; die Miniaturrasse von Malta erreichte nur einen Meter Schulterhöhe. Nach der allometrischen Regel hätten sich die Stoßzähne in relativ noch stärkerem Maße verkleinern müssen als der Gesamtkörper und bei den kleinsten Formen wohl verschwinden müssen, was nicht der Fall war. Dagegen zeigt die allenthalben beobachtete starke Variabilität der Stoßzähne in Form und Größe, auch unter Individuen der gleichen Rasse, daß kein Entwicklungszwang vorlag und daß durchaus die Selektion eingreifen konnte, um exzessive Entwicklungen auszuschalten.

Dies finden wir namentlich auch bestätigt bei Betrachtung der heutigen Elefanten, deren es bekanntlich zwei Arten gibt, den afrikanischen und den indischen. Der afrikanische Elefant, der über drei Meter (höchstens bis 3½ m) Schulterhöhe und ein Gewicht von etwa hundert Zentnern erreicht, trägt Stoßzähne von zwei bis drei Metern Länge (längster je erbeuteter Zahn über vier Meter), das Zahnpaar erreicht ein Gewicht von 1½ bis 3 Zentnern (schwerster Zahn 117 kg). Trotz ihrer Schwere haben diese Zähne einen hohen Lebenswert als Waffe und Werkzeug. Das ergibt sich schon daraus, daß sie sich durch starken Gebrauch und Abnützung manchmal sehr verkürzen können. Als Werkzeug dienen sie zur Abschälung von Rinde, Umknicken von Bäumen oder Ausgraben eßbarer Wurzeln. Häufig abgebrochene Zähne bei rezenten und fossilen Elefanten erweisen, daß auch die Dicke derselben und demgemäß das Gewicht nicht gemindert werden konnte, ohne den Gebrauchswert zu gefährden. Nach Größe und Beschaffenheit sind die Stoßzähne nicht nur rassisch, sondern auch sippenmäßig und individuell sehr verschieden. Die verschiedenen Einzelfamilien unterscheiden sich oft in der Stärke ihrer Stoßzähne, die der weiblichen Tiere sind immer viel schwächer als die der Bullen. Es ergibt sich also daraus, daß die Stoßzähne einer eigenen erblichen Variabilität unterliegen und daß es eine Frage der Auslese ist, welche Stoßzahngröße und -form sich im Laufe der Generationen rassisch durchsetzt. — Der indische Elefant, der dem afrikanischen an Größe nur geringfügig nachsteht und der ebenso wie die jungpliozänen und diluvialen europäischen Elefanten von dem mittelpliozänen südasiatischen Elephas planifrons mit riesigen Stoßzähnen abstammt, hat bedeutend schwächere Stoßzähne als der afrikanische, die

nach Rasse noch stärker variieren und schließlich verschwinden können. Er bedarf ja auch seiner Stoßzähne viel weniger zur Nahrungsgewinnung als der afrikanische, da er sich fast nur von Gräsern ernährt, während der afrikanische dazu mit Vorliebe Laub, Äste, Rinde und unterirdische Knollen und Zwiebeln verzehrt. Die Rasse von Ceylon bildet überhaupt fast nie Stoßzähne aus. Dies kann nur Ausleseergebnis sein, denn das von dem gleichen E. planifrons abstammende sibirische Mammut hatte bei gleicher Größe wie der indische Elefant mächtige Stoßzähne.

Es fragt sich nun, wozu die riesigen Stoßzähne vorzeitlicher Elefanten gedient haben können. Die gewaltigen Stoßzähne des genannten Waldelefanten E. antiquus hatten eine einfache leichte Biegung nach oben wie die des afrikanischen Elefanten, der ja auch im wesentlichen Waldtier ist. Die Zähne werden also wohl ähnlich gebraucht worden sein. Die verschiedenen Mammute dagegen waren Bewohner baumloser Steppen und Tundren, welche auch keine Knollen von lohnender Größe bergen. Jedoch wurde hier der Winter eine Zeit der Nahrungsverknappung, und ganz besonders nach Schneefällen. Nach Abnutzungsspuren an den Stoßzähnen zu urteilen, müssen wir annehmen, daß dieselben winters zum Wegscharren von Schnee zur Erlangung der Nahrung verwandt wurden. Die Stoßzähne wurden damit zu einer Existenzfrage für diese Tiere mit ihrem so riesigen Nahrungsbedarf. Wie sehr der Winter eine Zeit des Hungerns für Mammute gewesen sein muß, erhellt daraus, daß sie einen riesigen Buckel entwickelten, der nur als Fettspeicher und Nahrungsreserve zum Durchstehen des langen und kargen Winters gedeutet werden kann. Entsprechend der neuartigen Funktion erfuhren die Stoßzähne auch eine Umzüchtung ihrer Form. Aus den nur schwach gebogenen, mit den Spitzen noch stärker nach vorn und unten gerichteten, in der Gesamtrichtung nach außen divergierenden Stoßzähnen des Vorfahren E. meridionalis, die für einen solchen neuen Gebrauch wenig geeignet waren, entwickelten sich die stark mit ihren Enden aufwärtsbiegenden und mehr parallel gestellten Stoßzähne des europäischen Mammut, die ein seitliches Wegschieben des Schnees ermöglichen. Noch brauchbarer wurde die Form und Stellung der Stoßzähne des sibirischen Mammut E. beresovkius, bei dem die Zwischenkiefer noch stärker nach unten abknicken, wodurch die Zahnfächer der Stoßzähne (welch letztere umgewandelte Schneidezähne sind) senkrecht nach unten gerichtet sind. Diese Zähne führen damit in ihrem Anfangsabschnitt mehr gerade nach unten, wodurch sie also leichter zum Kontakt mit dem Boden kommen, und biegen dann stärker in waagerechter Richtung ab, oft einen flachen seitlichen Bogen ausführend, so daß sich diese Form besonders gut zum Wegschieben des Schnees eignete. Ähnlich sind auch die Stoßzähne des amerikanischen Mammut E. columbi mit ihren riesenhaften flach waagerechten Kreisbögen, deren Spitzen schließlich vorn wieder zusammenkommen und übereinandergreifen, so daß diese Bildungen, für die eine funktionelle Bedeutung bislang unmöglich schien, noch immer als Paradebeispiel unzweckmäßiger Überentwicklungen gelten.

In Anpassung an die enorme Entwicklung der Stoßzähne und auch der Backenzähne der Elefanten hat der Kopf weitgehende Umbildungen erfahren. Die Kiefer, vor allem die Zwischenkiefer erfuhren eine außerordentliche Verstärkung. Durch die letzteren wurde der Nasengang stark noch oben verschoben. Die Entwicklung der Nase zum Greiforgan, zum Rüssel, machte einen Kontakt der Schnauze mit dem Boden für eine direkte Nahrungsaufnahme durch das Maul entbehrlich, so daß sich die Stoßzähne frei entfalten konnten unter Verkürzung des Gesichtsschädels, ohne die Nahrungsaufnahme zu behindern, und der Hals als Träger des schweren Kopfes sich verkürzen und verstärken konnte. Durch Ausbildung zahlreicher Hohlräume (Pneumatisierung) vergrößerten sich die Schädelknochen außerordentlich, ohne dadurch mehr als nötig an Gewicht zuzunehmen, womit sie die erforderlichen großen Ansatzflächen für die Muskulatur des Rüssels und der Kiefern lieferten. Nackenband und Nackenmuskulatur verstärkten sich gewaltig, der Schwere des Kopfes entsprechend. Für die Innervierung des Rüssels bildeten sich entsprechende Hirnzentren aus.

Man hat nun alle diese korrelativen Bildungen damit zu erklären versucht, daß man annahm, sie seien durch eine zwangsläufige, wachstumsallometrisch bedingte Überentwicklung der Stoßzähne als Notzüchtungen erzwungen worden, um jene sinnlose Belastung biologisch tragbar zu machen. Eine solche Erklärung ist natürlich ganz unmöglich. Wir sahen schon, daß die Vergrößerungen der Stoßzähne keinem allometrischen Gesetze folgen. Daß die Ausbildung des Rüssels als eines geschickten Greiforgans nach Analogie der menschlichen Hand einen hohen Lebenseignungswert, also einen selbständigen natürlichen Auslesewert hat, bedarf keiner weiteren Erläuterung; und der Lebenseignungswert der Stoßzähne kann nach unseren obigen Angaben kaum ernstlich bestritten werden. Damit erhalten auch alle damit in Zusammenhang stehenden Korrelationen einen positiven Auslesewert. Zudem wiesen wir auf die hohe individuelle erbliche Variabilität der Stoßzähne hin, es stand also der Ausleseweg offen zur züchterischen Reduktion derselben; es ist unmöglich, daß im Falle einer wirklichen Lebensbelastung durch die Stoßzähne die direkte Rückentwicklung derselben trotz vorhandener Erbvarianten nicht erfolgt wäre, während seltenste Erbsprünge für allerlei konstruktive Neuerfindungen zum Auslese-Übergewicht gelangt wären, um auf solchen komplizierten Entwicklungsumwegen jene Belastungen tragbar zu machen. Es soll mit diesen Einwendungen nicht in Abrede gestellt werden, daß manche gewaltigen Stoßzähne möglicherweise in gewissem Grade auch Überentwicklungen gewesen sein können, wenn auch anscheinend keine Allometrien. Eins ist dabei aber besonders zu beachten, daß nämlich Überentwicklungen, welche über das Optimum der Anpassung hinausgehen und so zu Lebensbeeinträchtigungen führen, nur unter den Bedingungen der Lebenserleichterungen zu Rasseneigenschaften werden können, indem die überentwickelten Varianten, einerlei auf welchen Erbgrundlagen sie zustandekommen, gegenüber bestentwikkelten nicht benachteiligt sind und somit der Fortpflanzungsausmerze entgehen. Ein behütetes Dasein bedeutet stets ein vom Erbschatz emanzipiertes Gegenwartswohl auf Kosten des rassischen Erbzukunftswohles. Ein erblich nicht verdientes Glück der Gegenwärtigen wird stets bezahlt mit dem Erbglück der Nachfahren.

21,15. Überzüchtungen durch übermäßigen Rassenbinnendruck.

Schließlich kommen bei verringertem Umweltwiderstand, welcher unvermeidlicherweise eine Übervölkerung und eine dadurch verursachte Zunahme des Bevölkerungsdruckes zur Folge haben muß, mannigfache Überzüchtungen in Eigenschaften zustande, welche die innerrassische Daseinskonkurrenz austragen und welche in rassischer Hinsicht Wertverminderungen bedeuten und die Umwelteinpassung verringern. Namentlich findet diese Konkurrenz ihren Austrag bei der Geschlechtspartnerwahl infolge der Überproduktion geschlechtsreifer Individuen. Hierher gehören mannigfache sexuelle Überzüchtungen im Tierreiche mit Indienststellung vielseitiger ästhetischer Mittel für den Werbungsakt, obgleich Findung der Geschlechter und Fortpflanzung auch ohne solche Werbungen gesichert wären, mit Anzüchtung von Kampfes- und Eifersuchtsinstinkten und Körperwaffen für Brunstkämpfe zwischen geschlechtlichen Nebenbuhlern usw. Das Ausmaß solcher Überzüchtungen läuft parallel der Verringerung des Umweltwiderstandes, welcher, solange er von solcher Härte ist, daß es zu keiner Übervermehrung kommt, keine Überzüchtungen durch innerrassische Konkurrenz aufkommen läßt, die immer Sackgassenentwicklungen bedeuten, welche früher oder später aus dem Dasein verdrängt werden durch Formen, welche durch härteren Umweltwiderstand zu einer sinnvolleren Wertauslese ihrer Erbsprünge gezwungen wurden. (Auch der Verlust einer gestaffelten Inzucht muß — falls die Vermehrung der betreffenden Rasse steigerungsfähig ist — auf dem Wege der Überzüchtung der Fortpflanzungsrate zu innerrassischen Konkurrenzüberzüchtungen führen, was unter Punkt 24 näher erläutert wird.) Es führt jede Herabminderung des Umweltzwanges und jede dadurch erfolgte Minderung des Zwanges zur erbeigenen Selbstbehauptungserprobung zu Erbschatzverwahrlosungen oder Überzüchtungen mannigfachster Art.

21,16. Die Beweiskraft des Entwicklungsschicksals überflüssig gewordener Organe.

Es kann andererseits auch sein, daß eine Lebensform in eine Umwelt gerät, in welcher nur bestimmte Organe der Zuchtwahl entzogen sind, dadurch daß diese Organe keinen Wert mehr für die Lebensbehauptung ihrer Träger besitzen. Solche Fälle sind ganz besonders geeignet, die erbbiologische Wirkung einer mangelnden Zuchtwahl zu verfolgen, denn solche Organe können alle Folgezustände der Nichtausmerze von Fehlerbsprüngen durchlaufen, ohne daß dieser Gang durch den Entartungstod des Trägers solcher degenerierender Organe vorzeitig abgebrochen würde, mit Ausnahme der sonst bei mangelhafter Zuchtwahl überaus wirksamen Anzüchtung von Parasiten und Krankheitserregern (worüber der zweite Teil dieses Werkes: „Schmarotzerzüchtung und Erbopferung", unterrichtet), denn diese Fehlzüchtung würde über das Organ das ganze Individuum schwer schädigen.

21,17. Augenentartungen bei Höhlentieren[105—106].

Als Beispiel für das Entwicklungsschicksal überflüssig gewordener Organe seien die Augen der Höhlentiere genannt. Der Ausfall der Zuchtwahl für die Höhlentieraugen führt, wie nach unseren bisherigen Ausführungen gar nicht anders zu erwarten ist, zu einer außerordentlichen Variabilität dieser Organe, d. h., bei dem enormen Übergewicht der Fehlerbsprungrate über die Glückserbsprungrate, zu einer Variabilität der Entartungen dieser Organe. Es ist das lediglich wieder eine Bestätigung für die gut gesicherte Erfahrung einer Ansammlung von Fehlerbsprüngen bei mangelhafter Zuchtwahl. Dabei ist die Variabilität von Rassen, welche verschiedene Höhlen ohne jede Verbindung miteinander bewohnen (so daß sich die Individuen nicht kreuzen können), unter sich verschiedenartig, was bei der Zufälligkeit in der Richtung der Erbsprünge ebenfalls nicht anders zu erwarten ist. Da die meisten Erbzeuger in Wirkungsabhängigkeit von einander stehen, so führen mißglückte Erbsprünge meist zu Störungen der harmonischen Zusammenarbeit und damit zu irgendwelchen Ausfällen oder Rückbildungserscheinungen. Unausgelesene Erbsprünge können eben nie eine organische Konstruktion liefern, auch keine noch so fehlgehende, sondern sie können nur destruktiv wirken. Ohne die ordnende Zuchtwahl ist die Natur eben vollkommen unschöpferisch, einen metabiologischen Schaffensborn gibt es nicht. Die Summierung von mißglückten Erbsprüngen muß stets zu stärkeren Rückbildungen führen als der Summierung der Einzelwirkungen entspricht (was wir oben „Wirkungsverbreiterung durch Erbsprunghäufung" nannten), so daß dann manche Arten Höhlentiere am gleichen Standort alle Grade von Augenrückbildungen zeigen von fast vollständigen Augen bis zu fast verschwundenen, je nachdem welche Erbsprünge sich gerade im Zufallsspiel der Paarungen summierten. Bei sehr alten Arten von Höhlentieren schwinden schließlich die Augen völlig, denn es vermag sich kein Erbmerkmal (da es nicht für immer von Erbsprüngen verschont bleiben kann) auf die Dauer zu erhalten, wenn es nicht lebensnotwendig ist, wenn nicht sein Ausfall den Untergang der betroffenen Individuen zur Folge hat. Man bedenke, wie durch die moderne Augenheilkunde erbliche Sehfehler durch Gläser „korrigiert" werden, also entartete Augen mit erbtüchtigen Augen in ihren Trägern umweltlich gleichgeschaltet werden; es muß diese Züchtungsverlotterung, in Anbetracht der generationsweisen Schübe immer erneut anfallender Fehlerbsprünge, zwangsläufig zu hochgradiger rassischer Augendegeneration führen.

21,18. Wildfärbungsentartung bei Höhlentieren[105—106].

In der gleichen Weise wie die Augen müssen auch die Wildfärbungen der Höhlentiere verloren gehen. Dabei können evtl. schon ein oder zwei kleine Erb-

[105—106] „Fortschritte der Zoologie", 1942. Bd. 6, S. 252—257.

sprünge, welche sich aber an Erbzeugern vollziehen, welche für die Entwicklung der Färbung unentbehrlich sind, einen völligen Ausfall der Färbung bewirken, weil der zugrundeliegende Funktionskomplex von Erbzeugern durch den Fortfall eines unentbehrlichen Bestandteiles seine Wirkungen nicht ausreifen kann, ohne daß dieser Komplex schon verschwunden sein müßte. Mit Hinweis auf die unter Punkt 23 erläuterten Deckungsverhältnisse bei Vererbungsvorgängen und für den mit mendelistischen Vorgängen vertrauten Leser sei ein Beispiel genannt: Wenn der totale Färbungsausfall bei einem Individuum auf einem deckbar reinerbigen (d. h. paarig vorhandenen) Erbsprung eines bestimmten Erbzeugers des Funktionskomplexes beruht, der gleiche Ausfall bei einem anderen Individuum auf einem deckbar reinerbigen Erbsprung eines anderen Erbzeugers des gleichen Komplexes, so kann es bei einer Paarung von beiden nur Junge geben, die wieder die Normalfärbung aufweisen (vorausgesetzt, daß in beiden Fällen der normalwirkungsfähig verbliebene der beiden Erbzeuger ebenfalls reinerbig war und auch die übrigen Paarungen zwischen den Erbzeugern des Erbkomplexes keine reinerbig deckbaren Kombinationen ergeben können), denn die Normalerbzeuger der beiden Eltern ergänzen sich in den Jungen (und überdecken die beiden Ausfalls-Erbsprünge, da diese nicht mehr auf ein Erbzeugerpaar, sondern auf zwei verschiedene Erbzeugerpaare fallen). So waren in einem Falle der Paarung zweier farbloser Höhlenasseln alle Jungen wieder von normaler Färbung (aber natürlich ohne jede Aufartung der der Färbung zugrundeliegenden Erbkonstitution).

21,19. Überindividueller Erbschutz durch individuelle Gefährdung — überindividuelle Erbgefährdung durch individuellen Schutz.

Es gibt keine Erbeigenschaften, die sich dauernd ohne ihre immer erneute Zuchtwahl zu erhalten vermöchten, sie müssen ohne diese unaufhaltsam entarten und schließlich gänzlich aus dem Erbstrome ausfallen, falls sie nicht Nebenbekundungen sind von vielmerkmalig (polyphän) sich auswirkenden lebensunentbehrlichen Eigenschaften und so durch Mitauslese der letzteren auch bei Erbverwahrlosungen noch erhalten bleiben. Man behält rassisch lediglich diejenigen Eigenschaften, ohne welche man nicht zu existieren vermöchte, was gleichbedeutend mit der Aussage ist, daß sich eine Eigenschaft nur dann erhält, wenn der ganze Zeugungskreis auf derjenigen Stufe der Gefährdung lebt, wo die Eigenschaft oder ihr Verlust über Sein oder Untergang entscheidet. Aller Erbbesitz, welcher nicht zur eigenen Lebensbehauptung benötigt wird, sinkt unaufhaltsam hinab. So sehen wir z. B. bei unseren Haustieren einen fortschreitenden Verlust aller Eigenschaften ihrer wilden Vorfahren, welche im Domestikationsschutze nicht mehr lebens*entscheidend* sind.

21,20. Intelligenzschwund durch Domestikation bei Tier und Mensch.

So schwindet z. B. in zunehmendem Maße die Intelligenz unserer Haustiere, was sehr stark beim Schwein auffällt, welches als eine vom Menschen bediente Fettproduktionsmaschine keiner Intelligenz mehr bedarf. Das Gehirn des Hausschweines hat sich gegenüber dem des Wildschweines außerordentlich verkleinert und hat sich in seinen Hirnwindungen sehr vereinfacht und verflacht, und zwar läuft dieser Gehirnschwund parallel dem Grade der Umzüchtung der Rassen des Schweines zu menschlichen Nutznießungsobjekten; er ist also am größten bei den fälschlich so bezeichneten „Edelzuchten"[107].

Schließlich wird von dieser Herunterzüchtung der Intelligenz der anmaßende „Herr der Schöpfung", der sich freiwillig in den Haustierstand begab, selbst nicht verschont. Es kann ja auch nicht anders sein: daß die riesenhafte, für Gehirntrainierung durch Schulunterricht und durch sonstige kulturelle Methoden aufgewandte Zeit und Kraft (mit Hilfe einer Knebelung der für eine naturhafte

[107] Rawiel, F., 1939: „Untersuchungen an Hirnen von Wild- und Hausschweinen". „Zeitschrift für Anatomie und Entwicklungsgeschichte". Bd. 110.

erbeigene Selbstentwicklung angezüchteten gesunden Freiheitsinstinkte) als rein funktionelle Beanspruchung des Geistes keinerlei Wirkungen auf den Erbschatz ausüben kann, wissen wir ja zur Genüge. Das ursprüngliche gefährdete Leben des Menschen, als er noch sämtliche Lebensfunktionen in eigener Person zu verrichten hatte, als er sich noch nicht zur Rationalisierung seines Leistungsvermögens in das Herdenjoch der mechanischen Arbeitsroutine eingespannt hatte, erforderte höchste und allseitige geistige Fähigkeiten, um so mehr, als man unter urtümlichen Verhältnissen, ohne etwas „gelernt" zu haben und ohne etwas „geworden" zu sein, ins gefährdete Leben hineingestellt war, daß man also aus sich selbst zu schöpfen hatte. Man braucht nur die Einbuße zu betrachten, welche die Sprachen in der Fülle ihrer inneren logischen Formung und Gliederung mit der fortschreitenden Kultur trotz der Geistesschulung erfahren haben, um daraus ein paralleles Absinken des Geistes ablesen zu können.

Den geistigen Verfall, der sich in jedem Kulturvolke vollzieht, lesen wir auch an den Religionsentwicklungen ab. Religiös am gesundesten sind ganz allgemein die noch wild lebenden Jäger- und Sammlervölker. Priesterdespotie, eigentliche Formen des Götzendienstes, religiöse Menschenopfer, Witwenverbrennungen bei lebendigem Leibe und was dergleichen Entartungsformen mehr sind, gibt es auf dieser Stufe noch nicht, wie überhaupt die Religion noch eine geringe Rolle im Leben dieser Völker spielt. Gröbere Religionsentartungen der bezeichneten Natur sind immer erst das Ergebnis einer längeren Domestikationsentwicklung. Manche noch wilden Völker haben überhaupt so gut wie noch keine Religionsvorstellungen entwickelt. So besitzen die Campa-Indianer im östlichen Peru noch keinerlei Gottesbegriff, wie in der ethnologischen Literatur berichtet wird und wie mir der unter ihnen wirkende Missionar Schaeffler an Ort und Stelle bestätigte. Alle Religionen aber, deren Entwicklung wir durch die Kulturgeschichte eines Volkes verfolgen können, schreiten von ursprünglich vergeistigter Form und geistiger Freiheit zu Verdinglichung, Versinnlichung, Veräußerlichung, Verrohung, Verknechtung des Geistes, Erstarrung, Ritualismus, Formelzauberwesen usw. zunehmend fort und geben damit Kunde von dem fortschreitenden Absinken des Geistes der Religionsträger unter den kulturellen Einflüssen.

21,21. Hat sich das menschliche Gehirn mit der Domestikation verkleinert?

Die Schädelkapazität der (in ihrem Gehirn jedoch primitiv organisierten) Neandertaler vor etwa 100.000 Jahren (ohne die noch kleinerhirnigen Vertreter dieser Art aus noch älterer Zeit) betrug durchschnittlich etwa 1600 ccm[108]. Sie wurden von dem mit etwa 1400 ccm an Gehirnmasse zurückstehenden, an Organisation des Gehirnes aber überlegenen homo sapiens (die neue Menschenart, die auch die ganze heutige Menschheit mit umfaßt), Rasse aurignacensis, vor etwa 80.000 Jahren aus dem Dasein verdrängt. Die Schädelkapazität von deren Nachkommen, den Vorläufern der Fälischen Rasse, in der Magdalénien-Zeit, der letzten Altsteinzeitperiode, vor etwa 30.000 Jahren, betrug durchschnittlich etwa 1550 oder 1600 ccm; die Rasse hatte also offenbar innerhalb 50.000 Jahren eine Begabungszüchtung durchgemacht. Die individuellen Schwankungen betrugen von je her in allen Bevölkerungen mehrere Hundert ccm, so daß sich, wenn nur wenige Schädel einer Bevölkerung vorliegen, die Durchschnittskapazität nicht exakt angeben läßt. Der einzige bekannte Schädel derselben Magdalénienzeit, der die Nordische Rasse verkörpert, ebenfalls von der Aurignacrasse abstammend, der Schädel von Chancelade, hatte etwa 1700 ccm. Die dritte, von Aurignac abstammende Rasse, die Westische Rasse, liegt von Südfrankreich vor, aus der Grottenkultur, der ältesten Stufe der Jungsteinzeit, also aus der Frühzeit der Domestikation, mit etwa 1550 ccm[109]. Der

---

[108] Gieseler, W., 1943: „Die Fossilgeschichte des Menschen". Aus: Heberer, G.: „Die Evolution der Organismen". S. 626 und 628. Jena.
[109] Reche, O., 1936: „Rasse und Heimat der Indogermanen". S. 125 und 130. München.

altsteinzeitliche Urneger von Grimaldi hatte etwa 1480 ccm[110]. Der heutige Europäer verschiedener Rasse und ebenso der heutige Neger haben aber im Durchschnitt nur 1380 ccm Schädelkapazität. Bei den jungsteinzeitlichen Schädeln der nordisch-fälischen Bauernkulturen ist diese Kapazität nur sehr wenig höher als heute[111]. Es ergibt sich also, daß, soweit Bestimmungen von Schädelinhaltsgrößen vorliegen, die Schädel der Vorfahren der Nordischen Rasse, der Fälischen Rasse, der Westischen Rasse und der Neger aus der letzten Zeit vor deren Domestikation (also soweit überhaupt Vorfahrenschädel heutiger Kulturrassen aus der bezeichneten Zeit bekannt sind) eine größere Kapazität besaßen als die Schädel ihrer heutigen Nachfahren, daß also seit der Domestikation die Gehirne aller dieser Rassen kleiner geworden sind, während in allen ihren Vorfahrenlinien bis zum Domestikationsbeginn die Gehirngrößen zugenommen hatten. Der Beginn der Domestikation des Menschen bedeutete offenbar für alle Rassen einen scharfen Umbruch in der Geisteszüchtung; an Gehirngröße haben wir in ein paar tausend Jahren Kulturgenuß etwa so viel eingebüßt wie unsere Vorfahren in den letzten rund 80 000 Jahren vor ihrer Domestikation in härtester natürlicher Zuchtwahl gewonnen hatten. Aber es ergibt sich auch, daß die Schädel der vor kurzem noch wild lebenden nordamerikanischen Indianer und in noch höherem Grade diejenigen der in noch härterer Widersacherumwelt lebenden Grönländer eine größere Kapazität haben[112] als die Schädel der heutigen indianischen Bevölkerungen der Kulturzentren Mittelamerikas (eigene Beobachtung), die von nordamerikanischen Indianern abstammen; ebenso daß die Schädel der nicht domestizierten Altpatagonier und Feuerländer größer sind als die Schädel der indianischen Kulturvölker Süd- und Mittelamerikas[113]. Daß sämtliche Beobachtungen in dem gleichen Sinne sprechen, kann doch unmöglich durch zufällige Streuung des Materials oder durch außerhalb der Kultur liegende Ursachen erklärt werden. Daß der homo sapiens aurignacensis trotz 1400 ccm Gehirn begabter war als sein von ihm verdrängter Zeitgenosse homo primigenius (Neandertaler) mit 1600 ccm, besagt nichts, denn wir sind Nachfahren jenes homo sapiens und haben dessen höhere Gehirnorganisation, während der Neandertaler eine andere Menschenart und Entwicklungslinie war. Auch der Neandertaler züchtete sich in seiner Gehirngröße im Laufe seiner Geschichte hinauf. Es scheint nie bei einer nichtdomestizierten oder wild lebenden Menschenform eine Züchtung auf Gehirnverkleinerung gegeben zu haben, sondern nur bei Kulturvölkern, und anscheinend bei allen Kulturvölkern.

Den Umbruch in der Gehirnentwicklung, der sich offenbar mit der Domestikation der steinzeitlichen Vorfahren des heutigen Europäers vollzog, finden wir in gleicher Weise in deren geistigen Schöpfungen, deren eindeutigste Zeugnisse die künstlerischen Hinterlassenschaften sind. Die Höhlengemälde und Gravierungen der jüngeren Altsteinzeit zeugen von einer Schärfe der Beobachtung und einer Treffsicherheit in der Darstellung des Beobachteten, wie wir sie heute nur als ein seltenes Künstlertalent antreffen, während damals solche Begabung allgemein gewesen zu sein scheint. Die Kunst gewinnt ihren Höhepunkt mit dem Ende des freien Jägerlebens, während sich mit der nun beginnenden Domestikation ein Umschwung vollzieht: die Kunst sinkt mit der Mittelsteinzeit ab — parallel mit dem Absinken der Schädelkapazität —, sie verliert ihre Naturverbundenheit und erstarrt in Stilisierungen. Sie hat sich dann nie wieder zu solcher Höhe und freien Gestaltungskraft erhoben.

Sind etwa beim Übergang des Menschen zur Kultivierung des Bodens und zur Nutztierhaltung vorwiegend die minderbegabten Individuen in diesen existenzsichernden, weniger Begabung erfordernden Domestikationszustand geflüchtet, während vorzugsweise die begabteren den hohen geistigen Anforderungen des wilden und schutzlosen Lebens nicht wichen? Wir wissen nach vorgeschichtlichen

---

[110] Bumüller, J., 1924: „Die Urheimat des Menschen". S. 286. Augsburg.
[111] Martin, R., 1938: „Lehrbuch der Anthropologie". 2. Aufl. Bd. 2, S. 746—751. Jena.
[112] Martin, R., a. a. O. . . . S. 130.
[113] Gusinde, M., 1939: „Die Feuerland-Indianer". Bd. III, 2, S. 265—267. Wien-Mödling.

Funden, daß auch nach der Ausbreitung von Ackerbau und Viehzucht noch spärliche Teile der Bevölkerung ein wildfreies Leben in den von der Kultivierung noch verschonteren Gebieten jahrtausendelang weiterführten. Diese einer Kulturübernahme widerstehenden Bevölkerungsteile waren aber schließlich zum Untergang verurteilt, denn die weniger begabte, seßhaft gewordene Bevölkerung mußte durch ihre Massenvermehrung, die sie auf Grund der mächtigen Verbreiterung ihrer Ernährungsgrundlagen gewann, die allgemeine Verdrängung jener begabteren, aber viel spärlicher bleibenden Volksteile aus dem Dasein herbeiführen, was sich in einer Abnahme der Schädelkapazität der jungsteinzeitlichen Bevölkerungen gegenüber den altsteinzeitlichen in den überkommenen Knochenfunden dokumentieren müßte, entsprechend den angeführten Schädelinhaltsangaben. Durch eine derartige Massenvermehrung war auch die Ostische Rasse, die schon älter domestizierte, befähigt, gegen den starken Bevölkerungsdruck der noch wild lebenden und daher spärlicheren und infolgedessen trotz geistig-seelischer Überlegenheit nicht Stand bietenden Nordischen und Fälischen Rasse bereits in der Mittelsteinzeit (von den asiatischen Züchtungszentren unserer Haustiere und Nutzpflanzen herkommend) Mitteleuropa zu durchdringen.

21,22. Herunterzüchtung des Geistes durch die Hochkultur.

Daß heute noch eine höchst intensive Gegenauslese auf hochgradige Dummheit hinzukommt, indem in allen Kulturvölkern die Kinderzahlen von allerintelligentesten Individuen als kinderärmsten bis zu den Schwachsinnigen als den kinderreichsten enorm ansteigen, ist ein Vorgang für sich, welchen Eugeniker und Bevölkerungsstatistiker registrieren und beklagen, aber nicht abstellen können[114], ebenso wie der, daß die begabtesten Menschen vom Lande in die Menschenmühle der Städte abwandern, wo sie in wenigen Generationen durch Kinderarmut aussterben, während die unbegabtesten zurückbleiben und sich der Zeugung des Nachwuchses befleißigen, wie durch zahlreiche statistische Untersuchungen erwiesen wurde[115]. Entsprechend werden auch für alle Gebiete, aus denen seit alters viel Menschen abgewandert sind, die Schulleistungen ebenso wie die geistige Regsamkeit am allerniedrigsten gefunden, aber auch die Fortpflanzungsfreudigkeit am allergrößten[116]. Es sind das alles ja ganz notwendige und unabstellbare Wirkungen des Kulturprozesses, wie wir sie unter Punkt 18 kennzeichneten.

21,23. Drei Ursachen für die stammesgeschichtliche Rückbildung funktionslos gewordener Organe.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zur Frage des Verlustes von funktionslos gewordenen Organen zurück, wofür uns die Höhlentiere als Beispiel dienten: Im ganzen können wir wenigstens drei verschiedene Ursachen für die Rückbildung nutzlos gewordener Organe verantwortlich machen:

1. Die Material-, Stoffwechsel- und Gewichtsersparnis bei Nichtentwicklung nutzloser Organe kommt dem übrigen Körper zugute, z. B. werden dann

---

[114] Hartnacke, W., 1935: „Die Austilgung des geistigen Nachwuchses als drohende Volksgefährdung". „Volk und Rasse" (Zeitschrift). Bd. 10, S. 234—242.
Derselbe, 1936: „Die Ungeborenen". München.
Derselbe, 1938: „Die Selbstausrottung der begabten Stämme". „Volk und Rasse". Bd. 13, S. 337—344.
Derselbe, 1939: „15 Millionen Begabtenausfall". München.

[115] Quehl, H., 1938: „Auslesewirkungen der Landflucht". „Volk und Rasse". Bd. 13, S. 305—310.
Schmidt, I., 1938: „Über Beziehungen zwischen Landflucht und Intelligenz". „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie". Bd. 32, S. 358—370.
Burkert, G., 1938: „Auslesevorgänge durch Ab- und Zuwanderung in einer hessischen Landbevölkerung". Ebenda, besonders S. 426.
Schwabe, K.-H., 1941: „Rassenbiologische Erhebungen in Hennickendorf". Ebenda. Bd. 35, besonders S. 308—313.

[116] Schmidt-Kehl, L., 1937: „Wandel im Erb- und Rassengefüge zweier Rhönorte, 1700—1936". „Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik". Bd. 7, Heft 3.
Kühn, Artur, 1937: „Inzucht und Auslese in zwei Eifeldörfern". „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie". Bd. 31, besonders S. 502 f.
Müller, J., 1939: „Ein deutsches Dorf im Umbruch der Zeit". Würzburg.

durch einen höheren Überschuß im Energiehaushalt etwas mehr Eier abgelegt, wodurch die betreffenden Individuen ein kleines Fortpflanzungsübergewicht vor anderen gewinnen, das sich mit den Generationen schnell erhöht, so daß Individuen ohne Rückbildung der nutzlosen Organe verdrängt werden.

2. Die Nichtausmerze von Fehlerbsprüngen an diesen Organen muß zu deren allmählicher Ansammlung führen und zu immer größeren Ausfällen an den Organen und schließlich zu deren völligem Verlust, soweit nicht die Normalpaarlinge der zugrundeliegenden Erbzeuger noch andere, und zwar unentbehrliche Wirkungen im Organismus entfalten und so durch Mitauslese erhalten bleiben.

3. Die Embryonalentwicklung ist ein Ordnungsgefüge, welches stammesgeschichtlich immer wieder in gewissem Grade Umorganisierungen durchmacht mit Neuausrichtungen, vor allem bei einer Ökonomisierung des Funktions- und Gestaltungszyklus. Wenn z. B. die kleine Sturmschwalbe, die auf winzigen Inselchen nistet, wo sie keine Feinde hat, auf ihrem einzigen Ei (bei nur einer Jahresbrut) 39 Tage brütet, während die Amsel auf ihren 5 bis 6 gleich großen Eiern (und bei 2 bis 3 Jahresbruten) nur ein Drittel dieser Zeit, 13 Tage, zu brüten braucht, so bedeutet dies bei der Amsel gegenüber dem bei der Sturmschwalbe noch bestehenden Urzustande eine ganz außerordentliche Ökonomisierung der Embryonalentwicklung, wobei die dabei erfolgenden Differenzierungsabläufe wohl stark ineinandergeschoben und dabei neu in sich abgestimmt werden mußten. Die Amselbruten sind ja ungeheuer gefährdet, und jede kleinste Zeitersparnis in der Brutdauer hat dadurch Auslesewert, denn das betreffende Gelege entgeht dann etwas öfter der Vernichtung. Bei solcher Embryonal-Ökonomisierung wird jeder zeitfressende entbehrliche Einzelvorgang ausgeschaltet, natürlich auf dem Wege der rassischen Einsammlung entsprechender Glückserbsprünge durch die Fortpflanzungsgewinne der Träger solcher Glückserbsprünge. Ein Erbkomplex, der also etwa zu einem nutzlosen Organ führt, wird bei den Embryonal-Neuausrichtungen aus der Entwicklung abgedrängt, so daß das bezügliche Organ auch dann durch Zuchtwahl völlig verschwindet, wenn es selbst der Zuchtwahl am fertigen Organismus gar nicht unterworfen ist.

21,24. Züchtung überindividueller Entwicklungsvernunft durch individuelle ökonomische Unvernunft.

Eine Voraussetzung zu dieser höchsten Ökonomisierung des Individuums als einer Erbstrom- oder Auslese-Einheit im überindividuellen Zuchtkampf ist der völlige Mangel an Ökonomisierung in der Bewahrung solcher Individuen. Es herrscht die größte Vergeudung von Leben, es herrscht überdies der völlige Mangel an ökonomischer Ausbeutung vorhandener Nahrungsquellen, denn nur im Nahrungsüberfluß (bei dem also viel Nahrung unausgebeutet „verdirbt", um es menschlich auszudrücken) vermag unser Singvogel die erforderlichen Nahrungsquanten für seine aufschießende Kinderschar schnell genug herbeizuschaffen. Man vergleiche damit die vernichtenden Erbfolgen der Ökonomisierung der menschlichen Daseinsmittel, wozu der Kulturmensch durch die Vernunftausbeute seines Geistes unausweichlich getrieben wird (was ich unter 18 c IV charakterisierte). Es ist also diese Ökonomisierung in Bau, Entwicklung und Leistung des rassegeprägten Körpers, also die im Körper waltende Vernunft (bildlich gesprochen!) nur durch eine gleichgültige, jeder Vernunft bare individualökonomische Verschwendung erreicht worden (ein Erfordernis, das sich daraus ergibt, daß auch die Erbsprünge jeder Vernunft bar sind, daß also ihre Träger [die Individuen] nicht durch eine zuchtwahlfeindliche individualökonomische Vernunft bewahrt bleiben dürfen), denn mit jeder Brutvernichtung endet jedesmal eine Unsumme von Aufwand, Arbeit und elterlichem Einsatz für Nest, Paarung, Eier-

produktion, Bebrütung, Jungenbetreuung, Revier- und Nestverteidigung usw. mit einem Umsonst für die Eltern (für die Individualziele), um so mehr als es sich doch jedesmal um ganz prächtige, erbgesunde Kinder handelt. Jede Entwicklungsvernunft, überhaupt jede überindividuelle Vernunft im gesamten Lebensreich kann eben nur durch Gegenwartsunvernunft erkauft werden und ist höchst unökonomisch, unvernünftig und leidvoll hinsichtlich der Erfüllung der Individualstrebungen; natürlich nicht jede Art Unvernunft, und vor allem keine absichtlich gesetzte oder gegen den Selbstbehauptungseinsatz gegenüber Gefahren gerichtete, sondern nur eine aus dem Zwange einer natürlichen Umwelteinordnung sich ergebende und gesunden Unvernunftinstinkten einer passiven Selbstgefährdung entsprechende, wenn nämlich diese Unvernunft eine harte, individualgefährdende Erberprobung zum Austrag gelangen läßt, statt sie zu unterbinden, was eben das Unvernünftige (jedoch überindividuell Vernünftige) an ihr ist.

Je kleiner der Vogel ist, desto größer ist im allgemeinen die Vernichtungsgefahr, desto größer ist die Eizahl und Zahl der Bruten, desto stärker werden also die Elternvögel durch die Bruten beansprucht, desto wirksamer muß aber auch die Züchtung darauf gerichtet sein, durch Leistungssteigerungen im Erbvermögen den Vernichtungen zu begegnen. Die hohe Vernichtung bewirkt dann einen starken Rassenwandel, vor allem in physiologischen Leistungsfähigkeiten. Die Vogelgruppen mit den höchsten Vernichtungsziffern sind auch die im System am höchsten entwickelten und am wenigsten einseitig spezialisierten Typen, sie sind auch in ihren geistigen und seelischen Begabungen am höchsten gestiegen. Wir finden also hier Parallelen zu den Säugetierentwicklungen. Dort, wo die Spitzen der Lebensentwicklung sind, ist die Unvernunft für die Individuen die allergrößte im stammesgeschichtlichen Ablauf gewesen. Hier erwächst aus jener hochgradigen Unvernunft (wie sie unter Punkt 19 als „passive Selbstgefährdung" gekennzeichnet wurde) jenes Entwicklungsübergewicht, das schließlich zur Verdrängung alles Lebens führt, welches einer derartigen Unvernunft ein wenig zu entschlüpfen vermochte.

21,25. Die biologische Potenz der Singvögel.

Die physiologisch am höchsten gezüchtete Vogelgruppe, die Singvögel, sind besonders hohen Gefährdungen ausgesetzt, sie bewohnen die gefährdeten freien Lufträume und haben sich am wenigsten durch Spezialisierungen auf Ausnutzung einseitiger Lebensbedingungen den Gefährdungen entzogen; entsprechend sind sie alle auf eine hohe Fruchtbarkeit gezüchtet, auf eine kurze Brutdauer, auf eine schnelle Jungenentwicklung; und wenn sich heute die primitivsten Singvögel in Australien finden, so bedeutet das nicht, daß sie in diesem biologisch rückständigen Kontinent entstanden wären, sondern, daß sich hier ihre altertümlichsten Vertreter bei der geringeren Vernichtung durch weniger leistungsfähige Raubfeinde und Konkurrenten noch auf unsere Tage hinüberzuretten vermochten. Die Singvögel können nur in den gefährdetsten Gebieten entstanden sein, also in den kühleren Klimazonen, namentlich der Alten Welt, und auch heute sind die Spitzen in der Singvogelentwicklung, die Fliegenfänger, Grasmücken und Drosseln, die zusammen wiederum die gattungs-, arten- und rassenreichste und somit die entwicklungs- und expansionskräftigste unter allen Singvogelfamilien sind, im wesentlichen auf diese Zonen der stärksten Gefährdungen und Vernichtungen beschränkt. Da gerade diese Spitzen der Entwicklung Freibrüter sind, so sind auch ihre Bruten ganz besonders gefährdet. Alle Singvögel jedoch, welche Höhlenbrüter sind und damit ihre Brutgefährdung etwas gemildert haben, stammen von Freibrütern ab, z. B. haben ihre Eier noch (nicht mehr benötigte) Schutzfärbungen, während die Eier sehr alter Höhlenbrüter, wie z. B. der Spechte, weiß sind; die Schutzfärbungen sind hier schließlich verloren gegangen, so wie alle Eigenschaften, welche nicht der Zuchtwahl unterworfen bleiben, schließlich verloren gehen. Gerade die Freibrüter (welche also in der Wahl ihrer Brutorte die unvernünftigsten blieben), waren es also, welche durch ihre größere Lebensgefährdung die

höhere Entwicklungspotenz gewannen und damit die Höhlenbrüter und andere Singvogelentfaltungen aus sich hervorgehen ließen.

Entsprechend erobern die Singvögel, obwohl sie als Großfamilie nur eine Untergruppe einer Ordnung (der Ordnung der Sperlingsartigen) unter 50 Vogelordnungen bilden, in immer höherem Maße die Erdenräume für sich, mit Verdrängung der übrigen Vögel, und haben mit etwa 5000 Arten bereits die Artenzahl der ganzen übrigen Vogelwelt zusammengenommen erreicht, während z. B. die Ordnung der Sturmvögel, zu denen die genannte, geschützt lebende Sturmschwalbe gehört, trotz ihrer weit geringeren Lebensgefährdung, in der ihre Vertreter leben (oder vielmehr wegen dieser zur Entwicklungsstagnierung führenden geringen Lebensgefährdung) nur etwa 120 Arten zählt, die durch ihre weit getriebene Spezialisierung auf das Hochseeleben (was vielmillionenjährige Züchtung erforderte) einen Spezialisationsvorsprung vor unspezialisierten Vögeln mit Höherzüchtung ihres Gesamtleistungstypes (wie den Singvögeln) erreichte, welcher erst in einem späteren Erdzeitalter auf dieser höheren Leistungsbasis nachgeholt werden kann, womit dann jene Sturmvögel schließlich einmal aus ihrem Lebensreiche wohl durch einen Nachfahrenzweig heutiger Singvögel verdrängt und ersetzt werden müssen.

Bei der Kleinheit der Singvögel — größere Arten unter ihnen wie die Raben haben immer kleinere Arten zu Vorfahren — trifft zudem die Vernichtung nicht einseitig die Jugendstadien, sondern in guter Proportionierung alle Lebensstadien, wodurch die Lebensdauer kurz, die Generationenfolge schnell, die Fruchtbarkeit groß, die Rassen also von leichter Umprägbarkeit bleiben konnten und wodurch die Züchtung den Organismus tiefer in seinen physiologischen Leistungsgrundlagen erfassen konnte. Die Hauptvertreter der Singvögel sind Busch- und Baumbewohner, und was solches nicht ist, wie Schwalben, Lerchen, Wasseramseln usw., stammt von Buschbewohnern ab. Die Urvögel der Jurazeit sind als Busch- und Baumbewohner aus Kriechtieren hervorgegangen, und die Spitze der ganzen Vogelentwicklung von da bis zu den heutigen höchsten Singvögeln hat immer ein vorzugsweises Busch- und Baumleben geführt, ohne sich jedoch auf das Leben an Baumstämmen spezialisiert zu haben wie etwa die Spechte und später einzelne Seitenzweige der Singvögel wie Baumläufer und Kleiber. Eine möglichst vielseitige Beanspruchung gleichzeitig in Busch, Baum, auf dem Boden und in der Luft ist einer Spezialisierung hinderlich und bewahrt die Vielseitigkeit des Organismus, ist zudem einer geistigen Höherzüchtung förderlich. Auch ist die Ernährung der Singvögel im allgemeinen eine vielseitige geblieben. So sind die Singvögel nach ihrem Körperbau durch das Zurücktreten von Spezialisierungen ursprünglich und entwicklungsplastisch geblieben und dadurch sowie durch ihr Leistungsvermögen und ihre hohe Rassenpotenz eine noch junge und aussichtsreiche Vogelgruppe. An geistig allseitiger Begabung dürften sie alle übrigen 50 Vogelordnungen übertreffen, auch die Papageien und Raubvögel.

21,26. Brutvernichtung, Fortpflanzungserhöhung und Entwicklungsbeschleunigung bei Vögeln.

Oben wurde schon auf die außerordentliche Verkürzung der Brutdauer beim gefährdeten Amselgelege im Vergleich zu dem weit gesicherteren Sturmschwalbengelege hingewiesen. Die Sturmvögel, zu denen Albatros, Eissturmvogel, Sturmtaucher, Sturmschwalbe und ähnliche Arten gehören, sind ausgesprochene Hochseevögel und vorzügliche Flieger, die außer zur Brutzeit nie an Land kommen. Auf hoher See haben sie kaum Feinde; auch die Brut ist von Natur aus sehr wenig gefährdet, da die Sturmvögel auf kleinen Inseln nisten, auf denen es kein Raubwild gibt, und wenigstens bei den kleineren Arten die Nistplätze gut geschützt sind. Nur der Mensch räubert die Nistkolonien geschäftstüchtig im großen Stil aus, wobei er bei den einen Arten die wohlschmeckenden Eier einsammelt, bei anderen Arten die nahezu flüggen Jungen, oft zu vielen Tausenden, ausnimmt, rupft und in großen Fässern einsalzt. Es ist die geschäftsmäßige Ausbeutung der

lebenden Schätze der Erde eine Schöpfungsschändung und ein Frevel an der natürlichen Zuchtwahl, die damit ruiniert wird; der Mensch ist zum ärgsten Ungeziefer seiner Mitgeschöpfe abgeartet. Alle Sturmvögel machen nur eine Brut im Jahre, und das Gelege besteht immer aus nur einem Ei. Der Vernichtungsquotient dieser Tiere ist also ohne den Menschen sehr niedrig. Entsprechend der geringen Vernichtung konnte auch die Entwicklung nicht ökonomisiert werden, und die Brutdauer und Dauer der Aufzucht des Jungen ist ungemein lang. Die erwachsene Sturmschwalbe wiegt mit 25 Gramm nur ein Viertel einer Amsel (100 Gramm). Gleichwohl braucht das Junge der Sturmschwalbe eine bedeutend längere Zeit, um heranzuwachsen, als das gleichgroße Junge der Amsel; das Amseljunge verläßt mit 13 bis 14 Tagen das Nest, das viel kleiner bleibende Sturmschwalbenjunge erst mit 61 Tagen. Bei den so wenig gefährdeten Sturmvögeln finden wir auch die längsten Brutdauern unter Vögeln überhaupt. Die größten Albatros brüten auf ihrem Ei neun Wochen, und das Junge braucht ein halbes Jahr, um flugfähig zu werden.

Rauchschwalbe und Mehlschwalbe, die etwas kleiner als Sturmschwalben sind, haben vergleichsweise eine Brutdauer von 14 Tagen und eine Nestlingsdauer von 21 Tagen, zusammen 35 Tagen gegenüber 100 Tagen bei der Sturmschwalbe. Rauch- und Mehlschwalbe gehören zu den Singvögeln; sie sind auch gegenüber dem Mauersegler, der nicht zu den Singvögeln gehört und etwa doppelt so schwer wird, durch eine schnellere Entwicklung ausgezeichnet. Bei letzterem beträgt die Brutdauer etwa 19 Tage, die Nestlingsdauer etwa 42 Tage, also zusammen nahezu das Doppelte als bei den beiden Schwalben. Es werden zwei Junge im Jahre großgezogen, bei den Schwalben etwa zehn. Der Mauersegler ist als ausgezeichnet spezialisierter Flieger weniger gefährdet; die Schwalben sind noch nicht in dem gleichen Grade spezialisiert, da sie als Singvögel (der geologisch jüngsten aller Vogelgruppen) erst in geologisch jüngerer Zeit zu der Lebensweise der geologisch viel älteren Mauersegler übergingen. Gleichwohl übertreffen sie an Ausbreitung und Rassenbildung bereits die Segler. Wäre der Mauersegler in der gleichen Weise gefährdet, so würde er schnell aussterben, denn er wäre gar nicht in der Lage, ebensoviele Junge großzuziehen; das erlaubt weder seine Größe (bei der gleichen Ernährungsweise der Schwalben) noch die Langsamkeit der Entwicklung, welche zwei Bruten wie bei den Schwalben innerhalb eines Sommers (wenigstens in unseren Breiten) unmöglich macht. Da bei der Aufwärtsentwicklung der Tierwelt die Gefährdung weiter wachsen muß, die Spezialisierung der Segler sich aber kaum noch viel steigern kann, werden sie wohl in späterer Zukunft das Luftreich ganz an die noch entwicklungsfähigeren Schwalben abtreten müssen und werden von der Erde verschwinden; heute stehen sie aber noch in Blüte.

Die kleine Sturmschwalbe brütet 38 bis 40 Tage, und aus dem Ei schlüpft ein hilfloser blinder Nestling von etwa 5 Gramm Gewicht. Der im raubtierwimmelnden Afrika stark gefährdete Strauß, der 12 bis 15 Eier ausbrüten muß, um seine Fortpflanzung sicherzustellen, brütet ungefähr ebenso lange, nämlich 6 Wochen, auf seinen Rieseneiern, aus denen Küken von über zwei Pfund Gewicht schlüpfen (ein Drittel so schwer wie menschliche Säuglinge), die bereits weit entwickelt sind und behende flüchten können. Die im viel raubtierärmeren Australien lebende Straußenart, der Emu, legt, obwohl nur halb so groß wie der afrikanische Strauß, meist 7 bis 8 Eier, aus denen erst nach 8 Wochen Bebrütung die Jungen schlüpfen, obgleich dieselben weniger als ein Pfund wiegen. Derartige Beispiele sind zahlreich.

Wenn auch alle Singvögel eine schnelle Entwicklung haben, so haben sich doch auch hier Differenzen in der Entwicklungsdauer herausgebildet zwischen solchen Arten, deren Bruten schon seit langen Zeiten in geschützteren Höhlen aufwachsen, und jenen Arten, deren Bruten ununterbrochen bis heute stark gefährdet blieben, so daß die Entwicklung der letzteren stärker beschleunigt worden ist. Die Hauptentwicklungslinie der Singvögel bilden, wie erwähnt, von jeher Freibrüter, die besonders gefährdet sind; diese haben auch heute die

kürzeste Entwicklungsdauer erreicht, während Arten, die zum Höhlenbrüten übergingen, von ihren Vorfahren eine noch nicht ebenso abgekürzte Entwicklung mitbekamen und gegenüber den Freibrütern mit ihrer weitergeschrittenen Entwicklungsbeschleunigung nunmehr etwas zurückblieben. So hat z. B. der in geschützten Höhlen brütende Kleiber im Jahre ein Gelege mit 7 Eiern, die frei brütende Amsel im Jahre 2 bis 3 Gelege mit zusammen etwa einem Dutzend Eiern. Die Eier des Kleibers werden in 15 Tagen ausgebrütet, die größeren Eier der Amsel in nur 13 bis 14 Tagen, das Kleiberjunge kann das Nest erst in 24 Tagen verlassen, das Amseljunge schon in 13 bis 14 Tagen, obwohl die erwachsene Amsel das Gewicht des erwachsenen Kleibers um das Vierfache übertrifft.

Außerordentlich schnell ist auch die Entwicklung bei den Hühnervögeln, deren Bruten einer starken Vernichtung in der Freiheit ausgesetzt sind. Das Bankivahuhn Indiens, von dem unser Haushuhn abstammt, legt durchschnittlich zehn Eier; der Vertreter des Bankivahuhns im raubtierarmen Ceylon, das Dschungelhuhn, nächst verwandt, hat dagegen nur drei Eier. Die Eizahl ist bei ihm in junger Zeit herabgezüchtet, so wie bei der Amsel die Eizahl von etwa fünf in Deutschland auf etwa drei im raubtierärmeren England heruntergezüchtet ist. Der Mensch hat sich die schnelle Eiproduktion des Huhnes zunutze gemacht, indem er sie von der natürlichen Bindung an die Fortpflanzung und der zeitlichen Begrenzung weitgehend löste. In der Natur freilich ist der Vogel mit seiner Fortpflanzung einmal an die Zeit hinreichender Nahrungsüberschüsse gebunden, zum anderen muß er einen größeren Zeitabstand wahren von Notzeiten wie dem Winter, so daß die Jungen bis dahin voll entwickelt sind, um den starken Beanspruchungen durch Wintersnot oder Vogelzug gewachsen zu sein. Der Vogel kann nicht zu beliebigen Jahreszeiten Bruten hochbringen. Daß unsere Hühner schon in 21 Tagen ihre Eier ausbrüten, ist ein Erbteil des wie alle Bodenbrüter besonders brutgefährdeten Bankivahuhnes. Es ist das eine ganz außerordentlich kurze Zeit, wenn man bedenkt, wie zahlreiche Differenzierungsprozesse hier ablaufen müssen, ist doch das Küken ein Nestflüchter, der nach dem Schlüpfen frei umherzulaufen und selbständig Nahrung aufzunehmen vermag. Unter Säugetieren gibt es keine vergleichbaren Fälle, denn die Embryonen konnten im Schutze des mütterlichen Körpers zu keiner so beschleunigten Entwicklung ausgelesen werden. Im ganzen ist bei solchen Vögeln eine ursprünglich mehrere Monate beanspruchende Aufeinanderfolge von Entwicklungsabläufen auf einige Wochen zusammengeschoben worden, was die Auslese einer sehr beträchtlichen Menge von Eignungserbsprüngen erfordert haben muß, also eine Unmenge von Lebensopfern, wie sie durch die hohen Brutvernichtungen geliefert wurden.

Eine Züchtungsentdeckung ganz eigener Art zur Vermehrung der Bruten innerhalb der Brutzeit ist dem Steinhuhn (Alectoris) gelungen. Hier legt die Henne zwei Nester an; sie belegt das erste Nest mit etwa zehn Eiern, läßt es dann zunächst im Stich und belegt das zweite Nest mit etwa ebensovielen Eiern. Dann brütet sie auf dem ersten Nest und der Hahn, der etwa die gleiche Schutzfärbung hat wie die Henne, auf dem zweiten Nest. Hahn und Henne führen dann nur die von ihnen erbrütete Kükenschar, ohne sich weiter umeinander zu kümmern. Noch besser wäre es, wenn der Hahn sich sofort des ersten Geleges annehmen würde, das bis zur Beendung des zweiten der Vernichtungsgefahr ausgesetzt ist; aber der Hahn muß noch die Eier des zweiten Geleges befruchten, und überall in der Vogelwelt erlischt der Zeugungstrieb mit dem Einsetzen des Bruttriebes; also setzt sein Bruttrieb erst ein, nachdem das zweite Gelege vollendet ist.

Die Gefährdung der Brut hat einen starken Züchtungseinfluß auf die Größe der Eier ausgeübt. Die Eizahl, die ein Vogel ausbrüten kann, ist sehr begrenzt, da der Vogelkörper nur eine geringe Eizahl bedecken und hinreichend wärmen kann. Ist die Gefährdung der Brut gering, die Eizahl klein, so ist die Größe der Eier für den Erfolg des Ausbrütens ohne Belang. Ist die Gefährdung aber groß, so besteht bei einer Vermehrung der Eizahl schließlich die Gefahr, daß sich die Embryonen bei mangelhafter Bedeckung und Erwärmung der Eier nicht ent-

wickeln. Je kleiner die Eier sind, desto mehr können mit Erfolg ausgebrütet werden. Das Rebhuhn hat es mit durchschnittlich etwa 15 Eiern pro Gelege wohl am höchsten gebracht von allen Vögeln; entsprechend sind die Eier sehr klein, sie haben nur ein Dreißigstel des Körpergewichtes, und das Küken ist trotzdem ein weit entwickelter Nestflüchter. Eine Züchtung auf Kleinheit der Eier kann nur mit einer Züchtung auf eine Vorverlegung der Lebensfähigkeit der ausschlüpfenden Jungen parallel gehen. So hat der Eissturmvogel bei einem Gewichte von 700 Gramm ein einziges Ei von über 100 Gramm, auf dem er acht Wochen brütet. Der Kolkrabe, der größte Singvogel, wiegt fast das Doppelte, seine etwa fünf Eier, auf denen er nur drei Wochen brütet, wiegen aber nur je 30 Gramm. Das Ei des Eissturmvogels wiegt ein Siebtel, das des Kolkraben aber nur ein Fünfundvierzigstel des Vogels. Gleichwohl ist das ausgeschlüpfte Junge des Eissturmvogels nicht selbständiger als das viel kleinere des Kolkraben; und während das erstere 2½ Monate braucht, um heranzuwachsen, wächst das viel kleinere Kolkrabenjunge schon in der Hälfte der Zeit heran, obgleich es doppelt so schwer wird. Eine derartige Ökonomisierung der Fortpflanzung bei den Singvögeln ist nur durch zahlreiche gegenseitige Neuabstimmungen in den komplizierten Entwicklungsabläufen vorstellbar; und diese konnten eben nur durch die ungeheuere Lebensverschwendung allmählich herangezüchtet werden bei schneller Generationenfolge. Der Kolkrabe stammt natürlich von viel kleineren und stärker gefährdeten Vorfahren ab.

Es kann keine biologischen Werte geben, die nicht durch Lebensopfer erkauft wurden, das liegt im Wesen der Erbsprünge. Von den überall vorhandenen Möglichkeiten einer Vervollkommnung der physiologischen Abläufe im Organismus kann nirgends Gebrauch gemacht werden, solange nicht durch Ausmerze des Unvollkommeneren das Vollkommenere ausgelesen und ständig summiert wird; die ganze Natur ist voll von unausgenutzten Möglichkeiten, für deren Verwirklichung die Härte des Zuchtkampfes nicht ausreichte. Aus sich selbst heraus können überhaupt keine Lebensvervollkommnungen erworben, keine Lebenswerte verwirklicht, nicht einmal erhalten werden, wie die Unvernunft der Erbsprünge, ohne welche es keinerlei Rassenwandel gibt, ganz unwiderleglich beweist. Alle Erfahrungen haben erwiesen, daß es „Vorsehungen" oder göttliche Verantwortungen, denen sich der Kulturmensch zum größten Verhängnis für seine eigene erbbiologische Zukunft so gerne anvertraut, nicht gibt. Gottgläubigkeit und Gottvertrauen sind ein geradezu leichtsinniges und vermessenes Zutrauen in den Lauf der Dinge und damit Wegbereiter für Menschheitsuntergänge. Die Vogelwelt liefert als biologisch bestbekannte Tiergruppe besonders eindrucksvolle Beispiele für die Allmacht der natürlichen Zuchtwahl, für die opferschwere Selbsterschaffung von Lebenswerten in einer götterlosen Welt, wovon wir hier nur weniges bringen konnten. Viele diesbezügliche Beobachtungen bringt das kleine Buch von O. H e i n r o t h : „Aus dem Leben der Vögel", eine der ganz seltenen empfehlenswerten biologischen Schriften.

21,27. Das Verhängnis der Vernunft.

Der ganze Aufstieg des Vogelstammes, der vom Urvogel bis zu den Gipfelgruppen der heutigen Vogelordnungen hinaufführt, beruht auf einer ungeheueren Verschwendung von Leben; um die spärlichen Glückserbsprünge reichlicher hervorzubringen und für die Aufstiegsentwicklung fruchtbar zu machen, müssen massenhaft Nachkommen produziert und ebenso massenhaft vernichtet werden. Alles Leben, das sich vor Vernichtungen zu schützen lernt und somit die Fruchtbarkeit herabmindert oder das aus Unvermögen, die Vernichtung durch Fruchtbarkeit aufzuwiegen, zu Züchtungen auf Schutzanpassungen seine Zuflucht nimmt, gerät in Entwicklungssackgassen. Für das aufsteigende Leben verliert der Begriff des vermeidbaren Todes seinen Sinn, das Einzelleben ist völlig belanglos. Was würde aus der Singvogelwelt geworden sein, wenn etwa ihre Vorfahren zur Kreidezeit mit Geistesgaben wie denen des Menschen ausgestattet worden wären

— im Märchen geredet — und entdeckt hätten, was für ein furchtbar bedrohtes Dasein sie lebten, welche reichen und unausgenutzten Möglichkeiten ihnen offen ständen, ihre Brut weniger unvernünftig den Vernichtungsgefahren auszusetzen, wenn sie sich nach Menschenart der hohen sittlichen Verantwortung einer Einsparung leicht vermeidbarer Lebensopfer bewußt geworden wären! Und sie hätten jedenfalls eine weit größere Berechtigung gehabt, vermeidbare Vernichtungen ihrer kerngesunden Kinder durch Räuber als vermeidbare Lebensopfer zu betrachten, als der heutige Mensch berechtigt ist, jeden trotz bester Betreuung verstorbenen entarteten Säugling, der unter noch gewissenhafteren ärztlichen Bemühungen vom Tode hätte errettet werden können, für ein vermeidbares Lebensopfer zu halten. Es ergibt sich aus unseren bisherigen Darlegungen von selbst, was aus diesen intelligenten und hochmoralischen Vögeln geworden wäre: ihre Nachfahren hätten sehr bald schon die Vernunft und Moral abzubüßen gehabt, sie wären aus dem Dasein völlig verdrängt worden und es gäbe heute weder Singvögel auf der Erde noch ihre schönen Lieder, die uns erfreuen, die Erde wäre an lebendigen Wertschöpfungen ärmer geblieben.

Die Vernunft des Menschen ist eine furchtbare verhängnisvolle Begabung. Die Voraussetzung für ihre Entstehung war der Urzustand der Menschheit, auf dem diese nach ihrem körperlichen Zustande den Gefährdungen der Wildnis mehr als alle sonstigen Säugetiere wehrlos preisgegeben war und vor allen Dingen keinerlei zweckorganisatorischen Zusammenschluß besaß, um sich solchen Gefährdungen durch erbfremden Schutz zu entziehen; man gewinnt züchterisch nur das, was man zum Bestehen der erbeigenen Lebensbehauptung unbedingt benötigt, wenn züchterisch gewinnbare Entwicklungswege offen stehen, also nur bei menschlicher Vereinzelung in einem wildfreien Leben. Wären die Urvorfahren des Menschen im Genusse des heutigen Schutzes gewesen, so wäre es natürlich zu keiner weiteren Geisteszüchtung gekommen und sie wären längst ausgestorben.

21,28. Warum sich der Vogel durch Eier fortpflanzt.

Obwohl die Fortpflanzung eines Vogels viel gefährdeter ist als die eines gleichgroßen Säugers (Brutgeschäft, Fütterung der Jungen mit herbeigesuchter Nahrung statt durch Milchdrüsen, Bewohnen der offenen, gefährdeteren Lufträume), kann der Vogel doch infolge der jahreszeitlichen Bindung seiner Fortpflanzung nie die Fruchtbarkeit einer Ratte erreichen. Die Fortpflanzung des Vogels hat mit größeren Erschwerungen zu kämpfen. Ein Lebendiggebären einer Anzahl Jungen ist bei einem Flugwirbeltier, das sein Körpergewicht sehr niedrig halten muß, nicht möglich. Die Entwicklung vom befruchteten Ei bis zum Organismus, der selbständig atmen und verdauen kann, schließt derart zahlreiche Differenzierungsvorgänge in sich, daß sie einen längeren Zeitraum erfordert. Wenn also das Gewicht des Vogels niedrig gehalten werden muß, aber gleichwohl eine größere Jungenzahl in jeder Aufzucht erreicht werden soll, so kann dies nur auf dem ursprünglichen Wege erfolgen, daß der schnell produzierbare undifferenzierte Nahrungsvorrat für jedes Junge dem Ei im voraus beigegeben wird, womit sich die lange Entwicklung außerhalb des mütterlichen Körpers vollziehen kann. Während also bei der Trächtigkeit eines Säugetiers mit höherer Jungenzahl im Wurf die Lieferung des Nährmaterials gleichzeitig mit dem Wachstum aller Jungen und deren Entwicklung erfolgt, wird beim Vogel die körpereigene Nahrungsgabe nur als Vorrat geliefert, und zwar für ein Ei nach dem anderen, so daß mit den Eiablagen trotz schneller Produktion des ganzen Geleges das Gewicht des Muttertieres niedrig gehalten werden kann. Wie bedeutend dieser Gewinn sein kann, zeigt die Tatsache, daß bei manchen Nestflüchtern das Gewicht des Geleges das des mütterlichen Körpers übertrifft. Die Eroberung des Luftreiches blieb daher unter den heutigen Wirbeltieren den Vögeln vorbehalten. Die Fledermäuse als Säugetiere, die aus den genannten Gründen nur eine sehr schwache Fortpflanzung haben, meist nur ein Junges, konnten sich daher nur einen bescheidenen Anteil an der Luftherrschaft mit

Mühe erringen, und dies nur im Schutze der Nacht, ähnlich wie die Nachtschwalben mit einem Gelege von nur ein bis zwei Eiern auskommen. Für Vögel, welche nur ein Ei legen, wäre es gewiß vorteilhafter, wenn sie statt dessen ein lebendiges Junge zur Welt brächten, so daß die mit der Dauer des Brütens gegebene Vernichtungsgefahr wegfiele; aber bei Vögeln mit nur einem Ei ist die Vernichtung ohnehin eine sehr geringe; eben daher wurde die Fruchtbarkeit reduziert. Solche Vögel sind aber Seitenäste der Entwicklung; solche Seitenäste erfahren keine tiefgreifenden anatomischen und physiologischen Umwandlungen mehr. Der Übergang von der Eiablage zum Lebendiggebären könnte sich bei so hoch organisierten Tieren nur in vielmillionenjährigen Zeiträumen herausbilden und auch dies nur bei scharfer Zuchtwahl und hoher Entwicklungsplastizität, also bei hoher Fruchtbarkeit, wie bei den kleinen Vorfahren der lebendig gebärenden Säugetiere.

21,29. Vergleich der Fortpflanzungsleistung zwischen Vogel und Mensch.

Die Gefahr der Zerstörung des Eigeleges züchtet den Vogel dahin, die Eier in der schnellsten Aufeinanderfolge zu legen, so daß das Gelege schnellstmöglich vollständig wird. Eine schnelle Eiproduktion setzt eine außerordentliche physiologische Leistungsfähigkeit des weiblichen Vogelorganismus voraus. Das Gelege mancher Vögel wiegt, wie erwähnt, mehr als der ganze mütterliche Organismus und wird in nur wenigen Tagen produziert. Die vier Eier des Flußuferläufers werden in nur vier Tagen gelegt und wiegen 53 Gramm gegenüber 45 Gramm des Muttertieres, eine wunderbare Leistung des körperlichen Stoffaufbaues, zumal sich ein solcher Vogel die reichliche Nahrung dafür mit viel Energieaufwand erbeuten muß. Man vergleiche diese Leistung mit der physiologischen Nachkommenleistung des menschlichen Weibes. Das Neugeborene wiegt nur etwa ein Sechzehntel des mütterlichen Körpers und braucht neun Monate für sein Wachstum, und selbst diese im Vergleich zum Vogel äußerst minimale Leistung führt schon beim Kulturweib häufig zu körperlicher Erschöpfung und zur Einschaltung von Schonungsjahren zwischen zwei Geburten. Das Ei des Flußuferläufers wiegt dagegen gut ein Viertel des Muttertieres und wird in rund einem Tage produziert. Ein Weib müßte dreißig Säuglinge täglich stillen, seine Brüste müßten eine ständig fließende Nahrungsquelle sein, um dem Nährstoffaufwande nach die gleiche Leistung zu vollbringen, bei voller Arbeitsfähigkeit und blühender Gesundheit. (Daß der Vergleich biologisch ungereimt ist, ist unwesentlich, da hier nur die physiologische Leistungsgröße verglichen werden soll.) Aber ein hoher Prozentsatz unserer Frauen ist nicht einmal mehr fähig, einen einzigen Säugling zu stillen. Es ist selbstverständlich, daß die menschliche Stillfähigkeit, da man für ihren Mangel kulturellen Ersatz schaffen kann, mit den Zeiten völlig verloren gehen muß, denn man kann nur diejenigen Erbfähigkeiten behalten, ohne deren Besitz man selbst oder in seinen Nachkommen zugrunde gehen würde. Vergleichsweise ist auch das Gebärleistungsvermögen des menschlichen Weibes minimal im Vergleich zu demjenigen eines solchen Vogels, dessen Ei relativ viermal so schwer ist als ein menschlicher Säugling (im Vergleich zum mütterlichen Gewichte) und dessen Geburtsakt gleichwohl schnell und ohne Nöte erfolgt. Auch ist die Milchleistung des menschlichen Weibes recht gering im Vergleich zu derjenigen der meisten Säugetiere mit ihren manchmal zahlreichen und viel schneller aufwachsenden Jungen. Da sich der menschliche Säugling infolge des großen Schutzes so sehr langsam entwickelt, ist die menschliche Muttermilch die nährstoffärmste unter allen Säugetieren.

21,30. Fortpflanzungsentartung des Kulturweibes und Verlust des Opfersegens.

Der Mensch ist der einzige tierische Organismus, für den der Geburtsakt zu einer Art Krankheit geworden ist, die ihn auf Wochen niederwirft (Wochenbett).

Weshalb? Weil eben die Möglichkeit der Schonung durch den Haustierzustand des Menschen gegeben war; wo solche Möglichkeiten offen stehen, muß ihre Ausnutzung erfolgen und damit die Verringerung der Lebensgefährdung, Gleichschaltung des absinkenden Lebens mit dem erblich volltüchtigen, Ansammlung der entsprechenden leistungsmindernden Erbsprünge, zunehmende Schutzbedürftigkeit im Körperlichen und in der Instinktführung des Geisteseinsatzes, bis schließlich die Schonungsmöglichkeiten mit der Zeit zu Notwendigkeiten gezüchtet sein müssen. Naturvölker ohne Verhaustierung (Wildbeuter und Sammler) kennen noch kein Wochenbett, die Frau nimmt nach der Geburt sogleich wieder ihre gewohnte Tätigkeit auf. Dem erstaunten Europäer pflegte die Feuerländerin zu erwidern, es sei gut, sich nicht zu schonen. Hier sehen wir noch den gesunden überindividuell rassisch fruchtbaren Lebensinstinkt der passiven Selbstgefährdung beim nicht verhaustierten Menschen über seine Lebensführung wachen. Da, wo Mittel und Wege der Schonung durch die menschliche Verhaustierung gegeben sind, muß jedoch dieser rassenzukunftsverbürgende Instinkt der Ausmerze verfallen, denn nunmehr gewinnt derjenige, der die erst jetzt gebotenen Möglichkeiten der Schonung ausnutzt, durchschnittlich bessere Überlebensaussichten gegenüber dem, der aus gesundem Instinkt die Schonungsmöglichkeiten nicht ausnutzt. Körperliche Schonungsbedürftigkeit und individualzentrische, die Rassenzukunft untergrabende Instinkte werden zusammengezüchtet.

Vermittels der Erfolge der ärztlichen Lebensbewahrungskunst wird diese Herunterzüchtung noch ganz besonders intensiviert. Aus einer während des zweiten Weltkrieges im Auftrage des Thüringischen Ministeriums des Inneren erfolgten Befragung von 26.000 Ehepaaren ging hervor, daß rund in der Hälfte der Fälle von Kinderarmut die Ursache dafür in der mangelhaften Gesundheit der Ehefrau liegt, und kinderarm sind die allermeisten Ehen[117]. Die schrecklichste Folgerung, die sich aus solchen Erfahrungstatsachen für die Zukunft ergibt, ist bisher überhaupt noch niemandem bewußt geworden: Eine derart starke Geburtenbeschränkung bei gesundheitlich leidenden und gebäruntüchtigen Frauen bedeutet nämlich eine ganz außerordentlich starke Fortpflanzungsauslese zugunsten der gesunderen und gebärtüchtigeren Frauen. Wäre die Fehlerbsprungrate eine normal niedrige, so könnte eine solche Entartung der Fortpflanzungsfunktionen infolge dieser Auslese überhaupt nicht aufkommen. Bei in harter Naturumwelt lebenden, noch nicht verhaustierten Menschenrassen gibt es auch diese Fortpflanzungsentartung gar nicht und fast gar keine Todesfälle durch Geburt und Geburtsfolgen bei fehlender Geburtsheilkunde und fehlender Schonung. Das Weib ist hier den Strapazen einer unbeschränkten Beanspruchung der Fortpflanzungsfunktionen ohne weiteres gewachsen. Woher kommt der hier so viel geringere Zoll an Lebensopfern trotz weit gefährdeteren Lebens? Eben daher, daß unter Naturverhältnissen infolge hoher Funktionserfordernisse und mithin hoher Lebensgefährdung ohne gegebene Schonungsmöglichkeiten schon leichte Grade eines Absinkens der Normalfunktionen zur Ausmerze der betroffenen Individuen führen. Diese Ausmerze erscheint in Anbetracht der Geringfügigkeit der (meist gar nicht bewußten) physiologischen Mängel hart (ohne von jenen Völkern als hart empfunden zu werden), aber durch diese Härte ist sie in ihrer gesamten rassischen Bilanz äußerst milde, denn es kommt zu keiner selbsttätigen Lawinenentartung, zu keinem lawinenartigen Anwachsen der Fehlerbsprungrate: die Erbsprungordnung bleibt gewahrt. Die tatsächlichen Lebensopfer sind gering, und, was das wichtigste ist, sie sind wirklich zukunftssegnend, indem sie ein Wachstum der Entartung aus sich selbst heraus (eine Lawinenerbsprungrate) unterbinden. Statt dessen sehen wir, daß in den heutigen Hochkulturvölkern die Ausschaltung eines hohen Prozentsatzes des mangelnden Fortpflanzungsvermögens durch Kinderlosigkeit und Kinderbeschränkung überhaupt nicht der nächsten Generation einen Segen gebracht hat, es steigt das erbliche Unvermögen trotz der gebrachten Opfer (des Kinderverzichtes) noch

[117] Astel und Weber: „Die unterschiedliche Fortpflanzung. IV. Untersuchung".

hoffnungsloser an, was auf eine enorm hochgestiegene Fehlerbsprungrate durch Verlotterung der Erbsprungordnung weist. Dadurch daß man in den Kulturvölkern die Lebensopfer einzusparen versteht, hat man die Opfer, welche trotz aller verzweifelten Gegenwehr den Händen der Ärzte durch die Natur entrissen werden (der Verzicht auf Mutterschaft ist lediglich eine Stellvertretung solcher Opfer), um ihren Zukunftssegen gebracht, denn Lebensopfer lassen sich nicht einsparen, nicht einmal auf die Nachkommengeschlechter abschieben, vielmehr quillt die nicht bereinigte Opferschuld der Entartungen aus sich selbst fluchzeugend zu immer größerer und immer schnellerer Entartung fort. Der Opfersegen ist dahin und niemals wieder zu erlangen. Statt minimaler Opfer mit minimalem Leiden, nämlich mitten aus einem frohsinnigen Leben heraus, wächst die verweigerte Opferquote ins Maßlose und wird schließlich einem siechen, qualvollen und unglücklich gewordenen Leben abgetrotzt, ohne den Erbschatz zu reinigen und wieder aufzuarten, mit jeder Generation wachsend proportional den medizinischen und sonstigen kulturellen Errungenschaften vorangegangener Generationen, bis das Leben zum völligen Erliegen kommt. Es ist ja nach den erörterten Erbsprungverhältnissen klar und gar nicht anders zu erwarten, daß die Schonumwelt des Kulturmenschen solche Ergebnisse liefert, erstaunlich ist höchstens, daß alle jene aktiven Streiter wider Willen für die Entartungszüchtung blind gegen alles Unheil bleiben, das sie anrichten. Sie sind allesamt, ohne es selbst zu gewahren, sehr klug, solche unangenehmen Schlüsse nicht zu ziehen oder ins Bewußtsein treten zu lassen. Alle medizinische Wissenschaft und Praxis hat diese individualnützliche unbewußte Klugheit zur Voraussetzung. (Vergleiche auch den Abschnitt „Fehl- und Frühgeburten" im zweiten Teile dieses Werkes: „Schmarotzerzüchtung und Erbopferung.")

21,31. Plasmatische Vererbung und ihre Beweiskraft für das Fehlen metaphysischer Schöpfungsprinzipien.

Ein Einwand gegen die wertschöpferische Macht der Erbsprungauslese sei hier noch zurückgewiesen: Außer der Erbsubstanz des Zellkernes besitzen bei den Pflanzen auch die Blattgrünkörperchen Selbstvermehrungsfähigkeit und Erbsprungfähigkeit und gehören insofern zur Erbsubstanz. Selbstvermehrungsfähig ist auch Zelleiweiß, und es beruht darauf die sogenannte plasmatische Vererbung[118]. Bei höheren Tieren untersteht dies Zelleiweiß völlig der Erbkontrolle des Zellkernes, bei niederen Tieren und noch weit mehr bei Pflanzen, vor allem den niedersten Pflanzen, hat es sich noch eine gewisse Selbständigkeit bewahrt, die sich jedoch auf seine mangelhafte Kontrolle durch den Erbkern beschränkt, so daß seine normale Zusammenarbeit mit dem Erbschatz gestört sein kann (z. B. infolge Bastardierung oder infolge umweltlich hervorgerufener Veränderungen des Plasmas). In solchen Fällen kann eine Behebung der Schädigung durch Wiederangleichung des Plasmas an die Erbsubstanz des Kernes erfolgen (indem zufällig in günstigem Sinne chemisch veränderte und somit funktionsfähiger gewordene Zelleiweißteilchen durch ihre Selbstvermehrungsfähigkeit die nicht derart veränderten Zelleiweißteilchen verdrängen müssen: ein Beispiel der als Lebenseigenschaft elf genannten „funktionellen Anpassung"), niemals aber umgekehrt (nämlich durch Angleichung der Erbsubstanz an das veränderte Zellplasma, entsprechend der Unmöglichkeit einer funktionellen Beeinflussung von Erbsprüngen). Der Erbkern hat also ausschließlich die Entwicklungsführung, ohne Auslese und Ausmerze seiner Erbsprünge (durch unterschiedliche Fortpflanzung der Erbsprungträger) gibt es keinerlei Weiterentwicklung. Irgendeine plasmatische funktionelle Anpassung kann also nur immer eine gleichzeitige Anpassung an den Erbschatz des Kernes sein, jedoch niemals ein selbständiger Entwicklungsschritt. Infolgedessen ist auch mit der Höherzüchtung der Organis-

---

[118] Schwanitz, F., 1936, in: „Volk und Rasse". Bd. 11, S. 288—295.
Brücher, H., 1939, in: „Der Biologe". Bd. 8, S. 160—168.
Hertwig, P., 1942, in: „Fortschritte der Erbpathologie . . ." Bd. 6, S. 1—19.
Knapp, E., 1943, in: Forschungen und Fortschritte", Bd. 19, S. 208—211.

menstämme die Erbkontrolle über das Plasma durch den Kern eine immer engere und besser funktionierende geworden. Jede Züchtung greift an den Erbsprüngen des Erbschatzes an, und die sogenannte plasmatische Vererbung ist nur eine Behinderung dieser Züchtung infolge mangelhafter Unterordnung aller physiologischen und biochemischen Zellvorgänge unter die Zentralkontrolle des Erbkernes auf niederen Lebensstufen. Das beweist sich schon allein damit, daß die plasmatische Vererbung mit der Höhe der Entwicklung des Lebens ständig zurückgegangen ist. Enthielte dagegen die plasmatische Vererbung irgendein schöpferisches Prinzip, welches die harte Naturausmerze ersetzen könnte, so hätte sie selbstverständlich im Gegenteil zu Lebensaufstieg führen müssen und wäre also in den höchsten Organismentypen am vollkommensten entwickelt. Dies ist ein vollgültiger Beweis dafür, daß die plasmatische Vererbung nur eine Behinderung der schöpferischen Entwicklung sein kann, denn ohne sie und mit ihrer Überwindung ist das Leben am höchsten aufgestiegen. Und es zeigt dies wieder mit aller Eindringlichkeit, daß es keinen Schleichweg gibt, kein vitalistisches Prinzip, welches das harte und äußerst kostspielige Würfelspiel mit Massenausmerze als wertschöpferisches Entwicklungsprinzip entbehrlich machen oder ersetzen oder welches auch nur zu ihm mitwirksam hinzutreten könnte. Ein die Kausalität schöpferisch handhabendes Prinzip, wie es der Vitalismus und andere metabiologische Irrlehren voraussetzen, ist nicht einmal vorstellbar; auch der schöpferische Geist ist nur durch seine kausale Determination, also unvitalistisch, verständlich (siehe unter 15,10). Es gibt kein für uns tätiges metaphysisches Prinzip, dem wir vertrauensvoll unsere biologische Entwicklung überlassen könnten, um unsere Hände in den Schoß zu legen und sorglos wie ein Christ in den Tag hineinzuleben („denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr des alles bedürft"). Es läßt sich also aus der sogenannten plasmatischen Vererbung kein Einwand gegen die viel gehaßte und verleumdete Aussage herleiten, daß alle Lebensentwicklung allein auf Eignungserbsprüngen und Fortpflanzungsauslese der Träger dieser Eignungserbsprünge beruht.

21,32. Mechanik und Unvernunft als Züchter der Einpassungen.

So sind alle erstaunliche Fülle der Einpassungen des Lebens in seine Umwelt und alle seine höchst zweckmäßig erscheinenden Eigenregulationsvermögen und Selbstbehauptungsfähigkeiten gegenüber einer feindlichen, lebensvernichtenden, aber eben damit auch Lebenswiderstände weckenden und wertschöpferisch wirksamen Umwelt letzten Endes das technisch-synthetische Erzeugnis einer erzüchteten, automatisch arbeitenden, für sich selbst (aus dem Organismus isoliert) völlig toten Wunderwerkstätte, die wir Erbschatz genannt haben. Der Kampf und Widerstreit — und zwar nur der natürliche, zweckenthobene — ist der Vater aller guten Dinge, der Schöpfer aller Werte und Erbschätze, der wahre Gott der Welt. Die historische Entstehung des Erbschatzes oder Erbhortes, wie wir ihn auch nennen können, mündet aber, wenn wir sie zurückverfolgen, wie der reine Zufallscharakter und die völlige Unvernunft der Erbsprünge unwiderleglich beweist, in die Sinnlosigkeit aller Naturmechanik aus, und es ist lediglich die an dem Produktionsergebnis der Erbwerkstätte ansetzende Zuchtwahl (nämlich an dem variierenden Organismus ansetzende, mit welchem dessen Werkstätte auf Gedeih und Verderb verkoppelt bleibt), also nochmals ein kausaler Vorgang ohne metaphysische Sondergesetzlichkeit, welcher, die wenigen Glückserbsprünge aus einer ungeheueren Lebensüberproduktion sammelnd, das Wunderwerk des Organismus immer höher treibt.

21,33. Das organisationsschöpferische Lebensprinzip.

Durch die immer wieder in die eigenen Anfänge einmündenden Individualkreisläufe (Lebenseigenschaft 5) — mit Einschaltung aller ersprungenen Werterhöhungen des Lebens in Gestalt von Zeugermechanismen (Erbzeugern oder Genen) derselben in den Selbstreproduktionsapparat dieser Individualkreisläufe —

ist von der Urzeugung ab (auf die wir im Schluß eingehen) ein neues Prinzip in das Naturgeschehen gekommen, nämlich ein im Zusammenwirken dreier Faktoren historisch schöpferisch wirksames: Schöpferische Selbsterhöhung durch 1. den tätigen Drang (den „Willen zur Macht" Nietzsches) der Sonnenenergie (in ihren stofforganisatorisch in ungeheuer mannigfaltig erbspringenden Formen verwirklichten Stufenerhöhungen) gegen 2. den Umweltwidersacher als auslesenden Richter, in Verbindung mit 3. dem eingegliederten Selbstvermehrungsautomatismus der Ausleseerträge an Individualkreisläufen, welches Prinzip — eben aus dieser soeben skizzierten, historisch eigenschöpferischen Natur — im Zeitraum von rund zwei Milliarden Jahren in der höchsten dadurch bislang gewachsenen Form des Lebens, im Menschen, mit innerer Notwendigkeit eine ungeheuere Distanz gegenüber der nicht kreisläufig reproduktiven und somit nicht entwicklungsfähigen und sich ewig gleichbleibenden sonstigen Natur aufreißen mußte. Wir sehen also hier unmittelbar, indem wir uns die wesenhaften Teilvorgänge dieses Werdeprozesses und das logische Ergebnis ihres Zusammenwirkens geistig vergegenwärtigen, wie allenthalben in der toten Natur spielende Abläufe, welche für sich gesondert nicht entwicklungsschöpferisch sein können, in zufälliger Kombination miteinander (in der Urzeugung) zwangsläufig dies entwicklungsschöpferische neue Prinzip ergeben mußten. Eine Ganzheit ist eben weit mehr als eine bloße Summe seiner in Kombination miteinander stehenden Teile; wir sehen aber auch, daß eben die Wechselwirkungen der Teile selbst die Ganzheit zwangsläufig liefern müssen, daß also hinter letzterer kein metaphysisches Prinzip eigentätig ist. Wir begreifen weiterhin, daß die ungeheuere Kluft, die zwischen hochentwickeltem Leben und toter Natur besteht, ein ganz notwendiges, gewachsenes Ergebnis dieses milliardenjährig schöpferisch tätig gewesenen Prinzips sein muß. Wie in vielem anderen, so wurde auch hierin Kant durch seine „kritische Vernunft" in die Irre geführt, als er theoretisierte: „Es ist für Menschen ungereimt, zu hoffen, daß noch etwa dereinst ein Newton aufstehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich machen werde", denn „heute ... vermag jeder, der sehen will, zu erkennen: Es sind doch die ewigen, ehernen Gesetze der Natur, ‚von keiner Absicht geordnet', die über allem Geschehen, auch dem lebendigen, wallten"[119].

> „Und so lang du das nicht hast,
> Dieses: Stirb und Werde!
> Bist du nur ein trüber Gast
> Auf der dunklen Erde." (Goethe.)

Was für Goethe noch ein Rätsel war, dieses „Stirb und Werde", ist also nunmehr in seiner Wesenheit und Naturnotwendigkeit erfaßt und belehrt uns über die ungeheueren Konsequenzen, die sich aus diesem organisationsschöpferischen Lebensprinzipe für unser eigenes biologisches Schicksal ergeben, für uns, die wir, tätig ins Leben gestellt, in jedem Falle die eigenen Gestalter unseres biologischen Schicksals in alle Erdenzukunft sind, was ein Kant und Goethe in ihrer metaphysischen Gläubigkeit noch nicht zu erahnen vermochten.

21,34. War der nationalsozialistische Staat biologisch ausgerichtet?

Alle Organismen stehen in hartem Zuchtkampf, in schwerem Ringen um ihre Lebensplätze. Nur wenigen Arten gelingt in diesen ewigen Wettbewerben seit Urzeiten um Sein oder Nichtsein eine Entwicklungsübergipfelung durch ein biologisches Übergewicht, das sie zu Verdrängern anderer Arten macht, und solche Rassensiege werden stets nur durch eine gewaltige Verschwendung in Lebensopfern gewonnen, während die verdrängten Arten durchschnittlich weniger Lebensopfer getragen hatten, wodurch ihr Entwicklungsaufstieg weniger erfolgreich war. Aber daß man nichts weiß von dieser Lebenskonkurrenz der Indivi-

---

[119] v. Frankenberg, G., 1941: „Die Natur und wir". S. 10. (4. Aufl. 1948. Hannover.)

duen, Rassen und Arten, daß die gewonnenen Siege, daß die Verdrängung anderer Arten niemals als bewußte und gewollte Ziele gesetzt werden, das ist eine Grundvoraussetzung für einen solchen Lebensaufstieg (siehe hierzu Abschnitt 18,2). Diese Siege sind lediglich unbewußte Ausübungen der angeborenen Lebensfunktionen und dürften nie etwas anderes sein. Ganz besonders gilt dies aber für den Menschen, der durch die Überentwicklung seines Geistes und erst recht durch die künstliche Organisation, die sich dieser Geist für die höchstmögliche Entfaltung seiner Träger geschaffen hat, nämlich durch die Kultur, schreckliche Gefahr läuft, namentlich wenn er auch noch durch oberflächliche biologische Theorien auf Grund biologischen Halbwissens verleitet wird, den eigenen Lebenssieg und die Verdrängung von seinesgleichen als Einzelnen, Gruppe, Volk, Rasse zu einem willentlich gesetzten Ziele oder zu einer Kulturaufgabe zu machen.

In der Kulturtragödie des Nationalsozialismus haben wir dergleichen erlebt; und selbst wenn solch kulturell fehlgeleiteter „biologischer Wille" nicht die kulturellen Widerstandskräfte weckte, die ihn (wie den Nationalsozialismus) zu Falle bringen, so würden doch seine durch Kultureinsatz erfochtenen Siege gerade auf der Zerstörung der Grundlagen jedes biologischen Lebensaufstieges erfolgen, namentlich auf der Nichterfüllung der Selbstopferung: jeder erbbiologische Aufstieg und Rassenzukunftssegen beruht, wie ich schon oft auseinandergesetzt habe, allein auf den Gegenwartsopfern des eigenen Lebensstromes. (Die Opfer, die der Nationalsozialismus forderte, die Opfer für die „Volksgemeinschaft", waren ja genau das Gegenteil, nämlich Zweckopfer für Nutznießungen, also Opfer zur Unterbindung der Gegenwartsopfer; im höchsten Maße gilt dies von den Schlachtopfern des Krieges.) Nie könnte der biologische Lebensaufstieg darauf beruhen, daß man diese eigenen Gegenwartsopfer unterbindet, etwa indem man sich für eine wachsende Bevölkerungszahl dadurch Platz verschafft, daß man andere Gruppen, Völker oder Rassen durch den Einsatz von kulturellen Machtmitteln aus dem Dasein befördert oder aus ihrer Heimaterde hinausdrängt (wie heute im deutschen Osten): das sind keine Lebenssiege biologischer Werte, sondern es sind unbiologische, hinterhältige, unritterliche Feiglingssiege, falls solches Streben überhaupt zu seinen Zielen führt (wie heute im deutschen Osten) und nicht, wie im Falle des Nationalsozialismus, zur Weckung vernichtender kultureller Gegenkräfte. Also selbst wenn der Nationalsozialismus unblutig gesiegt hätte, wäre solches kein biologischer Sieg gewesen, noch viel weniger, wenn sein blutiger Kampf zum Siege geführt hätte, denn jeder Krieg bedeutet Opferumkehrung, nämlich Abschlachtung der hochwertigsten biologischen Erbträger, was gerade in Kulturvölkern in alle Zukunft nie wieder gutgemacht werden kann; siegreiche Kriege sind Siege in den Erbuntergang, auch ohne Einsatz von Atombomben. Wenn der Nationalsozialismus durch die biologische Halbbildung, deren Opfer er wurde, großes biologisches Unglück angerichtet hat, so ist doch damit nicht der Rückzug in mittelalterliche geistige Umnachtung und völlige biologische Unwissenheit oder in metabiologischen Wahn gerechtfertigt, wie er von kundigen Volkserziehern namentlich heute besorgt wird. (Siehe auch Abschnitt 19,21: „Die biologischen Irrungen in der nationalsozialistischen Rechtsauffassung".)

21,35. Unritterlicher politischer Pazifismus.

Kriege oder Gewaltakte zwischen Kulturvölkern schafft man selbstverständlich nicht dadurch aus der Welt, daß man die durch feige Gewalt erraffen Machtpositionen eines unritterlichen Gegners als künftige Friedensbasis anerkennt (ich erinnere bezüglich des deutschen Ostens an die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als „Friedenslinie" durch die regierende Partei des vergewaltigten Volkes nach willkürlicher Heimatvertreibung und bestialischer Ausrottung der östlich der Linie ansässig gewesenen deutschen Bevölkerung); denn damit, daß man die durch unritterliche Niedertracht erworbene Machtposition als Friedensbasis anerkennt, hat man einem solchen Gegner einen Rechtsboden geliefert und

mit ihm einen mächtigen Ansporn für erneute unritterliche Machterweiterungen durch feige Gewalt, Krieg, Versklavung, Ausbeutung, Vertreibung usw. und hat alle solche Gemeinheit mit der rechtlichen Anerkennung bisheriger Gemeinheit im voraus sanktioniert. Wenn der Leidtragende die durch solche unritterliche Machtwillkür seines Gegners erlittenen Verdrängungen seiner selbst als Friedensbasis anerkennt, so hat er damit nicht nur diesen Gegner, sondern überhaupt alle menschlichen Machtgebilde der Erde eingeladen, sich mit ihm auf dieser unritterlichen Ebene zu begegnen und ihn derart aus dem Dasein völlig zu verdrängen, und er hat solche Folgen voll und ganz verdient, denn mit der Anerkennung der durch unritterliches Verhalten erworbenen Positionen als gerechter Friedensbasis zwischen Menschen und Menschengruppen hat er enthüllt, daß er selbst keiner Empfindungen für Ritterlichkeit und ritterliche Ehre fähig ist und das gleiche Verhalten unritterlicher Willkür, Gemeinheit und Niedertracht gegenüber Menschen und Menschengruppen betätigen wird, soweit es in seiner Macht steht.

21,36. Kann es einen „Staat auf biologischer Grundlage" geben?

Nach der Abschweifung des vorigen Abschnittes kehren wir zurück zur Biologie der Kulturtragödie. Es ergibt sich also, daß die Biologie eine Wissenschaft ist, welche sehr gefährliche Konsequenzen haben kann, wenn man kulturelle Zielsetzungen aus ihr ableiten will. Das liegt im Wesen der Kultur begründet, welche eine Umkehrung der natürlichen Auslesegrundlagen schafft, so daß sich die in wilder Natur unbewußt wirkenden Zuchtwahlprinzipien nicht zu Richtlinien für das bewußte kulturelle Handeln machen lassen. Es ist unmöglich, einen Lebensaufstieg bewußt zu handhaben, also das Leben mit bewußten kulturellen Methoden erbwertmäßig hinaufzuzüchten. Es beruht dies einfach darauf, daß alle Bewußtseinsakte der Erbringschaltung entbehren, daß also ihre Züchtungsfolgen nicht gleichzeitig Folgen naturnotwendiger Umweltbedingungen sein können. Jede erbwertmäßige Hinaufzüchtung kann sich aber nur als naturnotwendige Umwelteinpassung dokumentieren, muß also ohne Willküreingriffe durch das Bewußtsein zustandekommen. Ein züchterisch tätiges Bewußtsein ist außerstande, die Bewährungserfordernisse für den Erbschatz in den Lebensauseinandersetzungen mit dem Umweltwidersacher durch eingreifende Akte vorwegzunehmen, zu ersetzen oder gar zu vervollkommnen.

Es ist daher eine Illusion, wenn der Norweger J. A. Mjöen, Leiter des „Vinderen Biologischen Laboratoriums" in Oslo, dem Staate solche züchterischen Aufgaben zuweisen wollte in einem Aufsatze: „Der neue Staat auf rassisch-lebensgesetzlicher Grundlage" vom Jahre 1935 (Zeitschrift „Rasse", Seite 169—183), denn der Staat als widerbiologisches Prinpiz ist außerstande, biologische Züchtungserfordernisse zu verwirklichen. Ebenso ist es eine Illusion, wenn W. Burkamp in „Wirklichkeit und Sinn" schreibt: „Die Biologie wird die wichtigste Wissenschaft der Zukunft sein, oder die Menschheit wird ihre eigene bestmögliche Zukunft verfehlen"; denn die Biologie als Wissenschaft macht wie alle Wissenschaft das Leben in seiner erbbiologischen Zukunft unmöglich. Es wird dies mein Urteil als Biologe namentlich unter Biologen befremden. Aber jede Kultur untergräbt die erbbiologische Zukunft der Kulturträger, und die Biologie als Wissenschaft ist nur als Kulturleistung möglich.

Man muß den Gegensatz von Naturschaffen und Kulturstrebungen in seiner ganzen Unüberbrückbarkeit erfaßt haben. A l l e s l e b e n d i g e W e r t s c h a f f e n d e r N a t u r i s t e i n r a s s i s c h - ü b e r i n d i v i d u e l l e s u n d b e r u h t s o m i t a u s s c h l i e ß l i c h a u f i n d i v i d u e l l e n A u f o p f e r u n g e n; a l l e K u l t u r s t r e b u n g e n u n d a l l e S c h a f f u n g v o n K u l t u r w e r t e n zielen dagegen auf die Wohlfahrt der Individuen, also auf möglichste Aufhebung jener allein erbzukunftsverbürgenden individuellen Aufopferungen, durch erbfremden Selbstbehauptungseinsatz, und o p f e r n damit d e n r a s s i s c h - ü b e r i n d i v i d u e l l e n E r b s t r o m f ü r d i e i n d i v i d u e l l e W o h l f a h r t. Auch die Biologie als Wissenschaft und Kulturleistung kann gar nicht anders, als

in diesem Dienste zu arbeiten. Der „Staat auf biologischer Grundlage“ ist eine Utopie, denn der Staat kann allein die Kulturaufgabe der möglichsten Prosperität, also der höchsten Wohlfahrt aller Individuen zu seiner Aufgabe machen. Biologische Zielsetzungen, also Einbußen an der höchsten Wohlfahrt aller, untergraben den Staat in seinen sehr prekären Grundlagen. Nur wer das höchste Vertrauen des Volkes genießt, also wer in den Augen der Volksgenossen als am nützlichsten für die Wohlfahrt aller erachtet wird, kann zur Leitung des Staates und zum Volksvertreter berufen sein, das heißt nur derjenige, der den größten Fluch auf die Erbzukunft zu säen befähigt ist (ohne daß man ihn natürlich für solche der Gegenwart unsichtbar bleibenden Fernfolgen verantwortlich machen könnte; er erfüllt ja lediglich seine Pflicht dem Volke gegenüber, wenn er sich ihm als nützlich erweist). Entsprechend sind auch die Hochkulturvölker, welche am erfolgreichsten waren in der Erarbeitung ihrer Wohlfahrt, erbbiologisch am tiefsten abgesunken und stehen ihrem Untergange am nächsten (was unter Punkt 23 und im zweiten Teile dieses Werkes: „Schmarotzerzüchtung und Erbopferung“, durch zahlreiche Erfahrungstatsachen belegt wird). Es können also nur Menschen, die man für am nützlichsten hält, Lenker der Völkerschicksale werden, also Menschen, welche die kulturgezüchteten Instinkte des Sich-nützlich-Machens in höchstem Maße besitzen und welche für die verheerenden Erbzukunftsfolgen weder Augen noch Ohren haben. Plato, der die Philosophen zu Regierenden seines Idealstaates machen wollte, war ein Utopist. Der Erkennende und Weise könnte nie Regierender oder Volksvertreter werden, da er nie das Vertrauen der nach Wohlfahrt gierenden Staatsbürger gewinnen könnte noch dürfte.

Die Biologie kann aber auch deshalb nicht die Wissenschaft der Zukunft für die Staatsführung werden, weil die Bewußtmachung der Lebensvorgänge, was ja das Ziel jeder Biologie ist, das Leben in seinen wesentlichsten Funktionen, deren Wert im Unbewußten liegt oder die nur unbewußt wertbeständig sein können, untergräbt. (Ich verweise namentlich auf die Abschnitte 15,7: „Lebensdienliche Zwecksetzung als Widersacher lebensdienlicher Instinktzüchtung“; 17,5: „Vernunftleistungen als Scheinwerte“; 19,26: „Weisheit und Welterkenntnis als Widersacher des Lebens“; 19,35: „Passivität gegenüber der Erarbeitung von Werten als Voraussetzung züchterischer Wertverwirklichung“.) „Dem modernen Menschen fehlt: der sichere Instinkt... der tiefe Instinkt dafür, daß erst der Automatismus die Vollkommenheit möglich macht in Leben und Schaffen... Wir streben nach dem Gegenteil... das Begreifen ist ein Ende... Daß Wissenschaft möglich ist in diesem Sinne... ist der Beweis dafür, daß alle elementaren Instinkte, Notwehr- und Schutzinstinkte des Lebens nicht mehr fungieren.“ (Nietzsche.) Weisheit und Erkenntnis untergraben das überindividuelle Leben, sie untergraben das Leben der Erkennenden in seiner Erbzukunft. (Siehe auch die Abschnitte unter 18, c: „Vernunftstaat“.)

21,37. Der letzte Dienst der Wissenschaft als ihr einziges Verdienst.

Der Einwand, daß ich dann mit diesem Buche, welches doch biologische Weisheit vermitteln will, nach eigenem Urteil für die Untergrabung des Lebens selbst tätig sei, wird dadurch gegenstandslos, daß wir ja nicht in jener Naturordnung leben, welche züchterisch für Lebensaufstieg und Wertverwirklichung arbeitet, sondern in einer Kulturordnung, welche in jedem Falle ihre Schützlinge herunterzüchtet. Die Erkenntnis über diesen Fehlweg, welche meine Bücher vermitteln wollen, kann aber nicht anders als mit wissenschaftlichem Rüstzeug erbracht werden. Die Einsicht in den Weg des eigenen Unterganges, der durch das Wissen und durch seine erbfremde Nutzung für die menschliche Lebensbehauptung erfolgt, ist der letzte Dienst, das einzige Verdienst, das die Wissenschaft dem Menschen nach Zerstörung seiner Lebensgrundlagen zu leisten vermag. Gäbe es noch ein Zurück für einzelne verwegene Menschen in ein Niemandsland, um wieder zur Naturverwurzeltheit zurückzukehren, so könnte doch erst diese wissenschaftliche Einsicht in den kommenden Untergang dem Menschen diese

neue Aufgabe der Wiederaufnahme eines ursprünglichen Lebens weisen, und damit würde für solche unbedingten Geister die Wissenschaft nach diesem letzten und einzigen positiven Dienste zu ihrer Selbstaufhebung schreiten, um die Bahn frei zu machen für lebendige Wertschöpfungen durch Erberprobungen in einer natürlichen Widersacherumwelt.

21,38. Zuchtkampfkultur.

Gibt es überhaupt keinen Weg, für den Aufstieg des Lebens oder dessen Wertverwirklichung bewußt, also durch geistige Lenkung, tätig zu sein? Als einzigen Weg sehe ich den, für die Einhaltung der Naturbedingungen zu sorgen, welche die Erbeigenheit des Selbstbehauptungseinsatzes verbürgen, also ein Weg außerhalb unserer Vernunftkulturen. Auch dieser Weg wäre eine Kulturleistung, wenn er eine Verwirklichung finden könnte, wofür es aber keine frei verfügbaren Erdenräume gibt; und bei dem völligen biologischen Unverständnis der Menschheit und namentlich der Mächtigsten und Einflußreichsten innerhalb der Menschheit, welche deren Zukunftsschicksale lenken, wird man nur schwer annehmen können, daß je ein Erdenraum dafür frei würde. Eine solche Kultur hat freilich gar nichts mit dem zu tun, was heute und von jeher Kultur ausgemacht hat: nämlich Nutznießungskultur, denn ihr Zweck wäre nicht das Individuum und dessen Wohlergehen, sondern das überindividuelle Leben, welches ohne individuelle Opferungen am Gegenwartswohle weder erschaffbar noch wertbeständig ist; ihr Gegenwartsziel (zur Erreichung dieses überindividuellen Züchtungszweckes) wäre also lediglich die strenge Überwachung der Naturbedingungen, welche die Freiheit der Eigenentfaltungen des Lebens verbürgen. Ich nenne eine solche Kultur (die es nirgends gibt noch je gegeben hat, obwohl sie verwirklichbar wäre) Zuchtkampfkultur, d. h. Kultur für die Selbstverwirklichung des Zuchtkampfes; Zuchtkampf verstanden im Sinne der Begriffsbestimmung unter 20,21. (Man vergleiche hierzu die Abschnitte 18,27; 19,6; 19,12; 19,15; 19,17—19; 24,25.)

21,39. Die wilde Weisheit.

Die Erkenntnis der natürlichen Quellen alles schöpferisch aufsteigenden Lebens, welche eine solche Zuchtkampfkultur für die Sicherung einer glücklichen Erbzukunft menschlichen Lebens notwendig macht, ist „wilde Weisheit", die einzige Weisheit, welche Daseinsberechtigung hat. Sie hätte nur Dauer, wenn sie sich instinktmäßig festigte; sie bedarf keiner wissenschaftlichen Betätigung und Forschung und keiner Gelehrten als Hüter, Mehrer und Vermittler einer herunterzüchtenden, zahmen, d. h. dem Volksnutzen dienlichen Wissenschaft und Weisheit.

21,40. Die wilde Weisheit „Zarathustras".

„,— und ich sahe eine große Traurigkeit über die Menschen kommen. Die Besten wurden ihrer Werke müde.

Eine Lehre erging, ein Glaube lief neben ihr: ‚Alles ist leer, alles ist gleich, alles war!'...

Wohl haben wir geerntet: aber warum wurden alle Früchte uns faul und braun?...

Umsonst war alle Arbeit, Gift ist unser Wein geworden, böser Blick sengte unsre Felder und Herzen gelb...

Alle Brunnen versiegten uns, auch das Meer wich zurück. Aller Grund will reißen, aber die Tiefe will nicht schlingen!

‚Ach, wo ist noch ein Meer, in dem man ertrinken könnte': so klingt unsre Klage — hinweg über flache Sümpfe.

Wahrlich, zum Sterben wurden wir schon zu müde; nun wachen wir noch und leben fort — in Grabkammern[120]!'

[120] „Grabkammern" bedeutet bei Nietzsche der uns von vergangenen Geschlechtern überlieferte Ballast kultureller Güter.

Also hörte Zarathustra einen Wahrsager reden; und seine Weissagung ging ihm zu Herzen und verwandelte ihn...

Wahrlich, so sagte er zu seinen Jüngern, es ist um ein Kleines, so kommt diese lange Dämmerung. Ach, wie soll ich mein Licht hinüber retten!

Daß es mir nicht erstícke in dieser Traurigkeit! Ferneren Welten soll es ja Licht sein, und noch fernsten Nächten...

Es ist an der Zeit, daß der Mensch sich sein Ziel stecke. Es ist an der Zeit, daß der Mensch den Keim seiner höchsten Hoffnung pflanze.

Noch ist sein Boden dazu reich genug. Aber dieser Boden wird einst arm und zahm sein, und kein Baum wird mehr aus ihm wachsen können.

Wehe! Es kommt die Zeit, wo der Mensch nicht mehr den Pfeil seiner Sehnsucht über den Menschen hinaus wirft, und die Sehne seines Bogens verlernt hat, zu schwirren!...

Wehe! Es kommt die Zeit, wo der Mensch keinen Stern mehr gebären wird. Wehe! Es kommt die Zeit des verächtlichsten Menschen, der sich selber nicht mehr verachten kann.

Seht! Ich zeige euch den letzten Menschen...

Darum, oh meine Brüder, bedarf es eines neuen Adels, der allem Pöbel und allem Gewaltherrischen Widersacher ist und auf neue Tafeln neu das Wort schreibt ‚edel'.

Vieler Edlen nämlich bedarf es und vielerlei Edlen, daß es Adel gebe! Oder, wie ich einst im Gleichnis sprach: ‚Das eben ist Göttlichkeit, daß es Götter, aber keinen Gott gibt!'...

Ich lehre euch den Übermenschen. Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll. Was habt ihr getan, ihn zu überwinden?

Alle Wesen bisher schufen etwas über sich hinaus: und ihr wollt die Ebbe dieser großen Flut sein und lieber noch zum Tiere zurückgehen, als den Menschen überwinden?...

Einen neuen Stolz lehrte mich mein Ich, den lehre ich die Menschen: nicht mehr den Kopf in den Sand der himmlischen Dinge zu stecken, sondern frei ihn zu tragen, einen Erden-Kopf, der der Erde Sinn schafft!...

Diese Schläferei störte ich auf, als ich lehrte: was gut und böse ist, das weiß noch niemand: — es sei denn der Schaffende[121]!

— Das aber ist der, welcher des Menschen Ziel schafft und der Erde ihren Sinn gibt und ihre Zukunft: dieser erst schafft es, daß etwas gut und böse ist...

Schaffen — das ist die große Erlösung vom Leiden, und des Lebens Leichtwerden. Aber daß der Schaffende sei, dazu selber tut leid not und viel Verwandelung.

Ja, viel bitteres Sterben muß in eurem Leben sein, ihr Schaffenden! Also seid ihr Fürsprecher und Rechtfertiger aller Vergänglichkeit...

Einen neuen Willen lehre ich die Menschen: diesen Weg wollen, den blindlings der Mensch gegangen[122], und gut ihn heißen und nicht mehr von ihm beiseite schleichen, gleich den Kranken und Absterbenden!...

Wollen befreit: denn Wollen ist Schaffen: so lehre ich. Und nur zum Schaffen sollt ihr lernen!...

Oh meine Brüder, ich weihe und weise euch zu einem neuen Adel: ihr sollt mir Zeuger und Züchter werden und Säemänner der Zukunft —...

Nicht, woher ihr kommt, mache euch fürderhin eure Ehre, sondern wohin ihr geht! Euer Wille und euer Fuß, der über euch hinaus will, — das mache eure Ehre!...

Oh meine Brüder, nicht zurück soll euer Adel schauen, sondern hinaus! Vertriebene sollt ihr sein aus allen Vater- und Urväterländern!...

Ihr Einsamen von heute, ihr Ausscheidenden, ihr sollt einst ein Volk sein: aus euch, die ihr euch selber auswähltet, soll ein auserwähltes Volk erwachsen: — und aus ihm der Übermensch.

---

[121] Siehe zweite Fußnote zu Abschnitt 19, 34.
[122] Nämlich den Weg der natürlichen Zuchtwahl.

Wahrlich, eine Stätte der Genesung soll noch die Erde werden! Und schon liegt ein neuer Geruch um sie, ein Heil bringender, — und eine neue Hoffnung!...

Viele wegzulocken von der Herde — dazu kam ich...

Den Schaffenden, den Erntenden, den Feiernden will ich mich zugesellen: den Regenbogen will ich ihnen zeigen und alle Treppen des Übermenschen.

Den Einsiedlern werde ich mein Lied singen und den Zweisiedlern; und wer noch Ohren hat für Unerhörtes, dem will ich sein Herz schwer machen mit meinem Glücke...

Und wenn ihr frei werden wollt, so müßt ihr nicht nur die lästigen Ketten von euch werfen: die Stunde muß kommen, wo ihr von euren Liebsten flieht.

Dein Weib mußt du verlassen können, dein Land, deinen Nutzen, deinen wertesten Glauben: und eine Zeitlang soll die Sonne deines Lebens dir untergehn...

Bist du ein solcher, der einem Joche entrinnen durfte?...

Frei wovon? Was schiert das Zarathustra! Hell aber soll mir dein Auge künden: frei wozu?...

Einsamer, du gehst den Weg des Schaffenden: einen Gott willst du dir schaffen aus deinen sieben Teufeln!

Einsamer, du gehst den Weg des Liebenden...

Mit deiner Liebe gehe in deine Vereinsamung und mit deinem Schaffen, mein Bruder; und spät erst wird die Gerechtigkeit dir nachhinken.

Mit meinen Tränen gehe in deine Vereinsamung, mein Bruder. Ich liebe den, der über sich selber hinaus schaffen will und so zugrunde geht. — ...

Was groß ist am Menschen, das ist, daß er eine Brücke und kein Zweck ist: was geliebt werden kann am Menschen, das ist, daß er ein Übergang und ein Untergang ist...

Aber so will es unsre Art; und ich liebe die, welche sich nicht bewahren wollen. Die Untergehenden liebe ich mit meiner ganzen Liebe: denn sie gehn hinüber. — ...

Die Sorglichsten fragen heute: ‚wie bleibt der Mensch erhalten?' Zarathustra aber fragt als der einzige und erste: ‚wie wird der Mensch überwunden?'

Der Übermensch liegt mir am Herzen, der ist mein erstes und einziges, — und nicht der Mensch: nicht der Nächste, nicht der Ärmste, nicht der Leidendste, nicht der Beste. —

Oh meine Brüder, was ich lieben kann am Menschen, das ist, daß er ein Übergang und ein Untergang...

Ich liebe die, welche nicht erst hinter den Sternen einen Grund suchen, unterzugehen und Opfer zu sein: sondern die sich der Erde opfern, daß die Erde einst des Übermenschen werde.

Ich liebe den, welcher lebt, damit er erkenne, und welcher erkennen will, damit einst der Übermensch lebe. Und so will er seinen Untergang...

Ich liebe den, dessen Seele sich verschwendet, der nicht Dank haben will und nicht zurückgibt: denn er schenkt immer und will sich nicht bewahren...

Ich liebe den, dessen Seele übervoll ist, so daß er sich selber vergißt und alle Dinge in ihm sind: so werden alle Dinge sein Untergang...

Ich liebe den, welcher die Zukünftigen rechtfertigt und die Vergangenen erlöst: denn er will an den Gegenwärtigen zugrunde gehen...

Rate ich euch zur Nächstenliebe? Lieber noch rate ich euch zur Nächsten-Flucht und zur Fernsten-Liebe!...

Die Ferneren sind es, welche eure Liebe zum Nächsten bezahlen...

Nicht den Nächsten lehre ich euch, sondern den Freund. Der Freund sei euch das Fest der Erde und ein Vorgefühl des Übermenschen...

Die Zukunft und das Fernste sei dir die Ursache deines Heute: in deinem Freunde sollst du den Übermenschen als deine Ursache lieben.

Meine Brüder, zur Nächstenliebe rate ich euch nicht: ich rate euch zur Fernsten-Liebe...

Eurer Kinder Land sollt ihr lieben: diese Liebe sei euer neuer Adel, — das unentdeckte, im fernsten Meere! Nach ihm heiße ich eure Segel suchen und suchen!

An euren Kindern sollt ihr gut machen, daß ihr eurer Väter Kind seid:... und an aller Zukunft — diese Gegenwart! —...

Nicht nur fort euch zu pflanzen, sondern hinauf — dazu, oh meine Brüder, helfe euch der Garten der Ehe!

Wer über alte Ursprünge weise wurde, siehe, der wird zuletzt nach Quellen der Zukunft suchen und nach neuen Ursprüngen. — ...

Aber wer das Land ‚Mensch' entdeckte, entdeckte auch das Land ‚Menschen-Zukunft'. Nun sollt ihr mir Seefahrer sein, wackere, geduldsame!

Aufrecht geht mir beizeiten, oh meine Brüder, lernt aufrecht gehn! Das Meer stürmt: viele wollen an euch sich wieder aufrichten.

Das Meer stürmt: alles ist im Meere. Wohlan! Wohlauf! Ihr alten Seemanns-Herzen!

Was Vaterland! Dorthin will unser Steuer, wo unser Kinder-Land ist! Dorthinaus, stürmischer als das Meer, stürmt unsre große Sehnsucht! —...

Oh meine Brüder, es ist nicht über lange, da werden neue Völker entspringen und neue Quellen hinab in neue Tiefen rauschen...

Das Erdbeben macht neue Quellen offenbar. Im Erdbeben alter Völker brechen neue Quellen aus...

Gefährten suchte einst der Schaffende und Kinder seiner Hoffnung: und siehe, es fand sich, daß er sie nicht finden könne, es sei denn, er schaffe sie selber erst...

Noch grünen mir meine Kinder in ihrem ersten Frühlinge, nahe beieinander stehend und gemeinsam von Winden geschüttelt, die Bäume meines Gartens und besten Erdreichs.

Und wahrlich! Wo solche Bäume beieinander stehn, da sind glückselige Inseln!

Aber einstmals will ich sie ausheben und einen jeden für sich allein stellen: daß er Einsamkeit lerne und Trotz und Vorsicht.

Trotzig und gekrümmt und mit biegsamer Härte soll er mir dann am Meere dastehn, ein lebendiger Leuchtturm unbesiegbaren Lebens...

...geht weg in die Wälder und legt euer Schwert schlafen!

Geht eure Wege! Und laßt Volk und Völker die ihren gehn! — dunkle Wege wahrlich, auf denen auch nicht eine Hoffnung mehr wetterleuchtet!

Mag da der Krämer herrschen, wo alles, was noch glänzt — Krämer-Gold ist!...

Seht doch, wie diese Völker jetzt selber den Krämern gleich tun: sie lesen sich die kleinsten Vorteile noch aus jedem Kehricht!

Sie lauern einander auf, sie lauern einander etwas ab, — das heißen sie ‚gute Nachbarschaft'...

Seht mir doch diese Überflüssigen! Sie stehlen sich die Werke der Erfinder und die Schätze der Weisen: Bildung nennen sie ihren Diebstahl — und alles wird ihnen zu Krankheit und Ungemach!...

Geht doch dem schlechten Geruche aus dem Wege! Geht fort von dem Dampfe dieser Menschenopfer!

Frei steht großen Seelen auch jetzt noch die Erde. Leer sind noch viele Sitze für Einsame und Zweisame, um die der Geruch stiller Meere weht.

Frei steht noch großen Seelen ein freies Leben. Wahrlich, wer wenig besitzt, wird um so weniger besessen: gelobt sei die kleine Armut!

Dort, wo der Staat aufhört, da beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist: da beginnt das Lied des Notwendigen, die einmalige und unersetzliche Weise

Dort, wo der Staat aufhört, — so seht mir doch hin, meine Brüder! Seht ihr ihn nicht, den Regenbogen und die Brücken des Übermenschen? —...

Dem würdigeren Feinde, oh meine Freunde, sollt ihr euch aufsparen: darum müßt ihr an vielem vorübergehn, —

— sonderlich an vielem Gesindel, das euch in die Ohren lärmt von Volk und Völkern...

...wo man nicht mehr lieben kann, da soll man — vorübergehn! —...

Als ich zu den Menschen kam, da fand ich sie sitzen auf einem alten Dünkel: alle dünkten sich schon lange zu wissen, was dem Menschen gut und böse sei...

Und ich ließ sie ihre alten Lehrstühle umwerfen, und wo nur jener alte Dünkel gesessen hatte: ich hieß sie lachen über ihre großen Tugendmeister und Heiligen und Dichter und Welterlöser.

Über ihre düsteren Weisen hieß ich sie lachen und wer je als schwarze Vogelscheuche warnend auf dem Baume des Lebens gesessen hatte.

An ihre große Gräberstraße setzte ich mich und selbst zu Aas und Geiern — und ich lachte über all ihr Einst und seine mürbe verfallene Herrlichkeit...

Meine weise Sehnsucht schrie und lachte also aus mir, die auf Bergen geboren ist, eine wilde Weisheit wahrlich! — meine große flügelbrausende Sehnsucht...

Dem Volke habt ihr gedient und des Volkes Aberglauben, ihr berühmten Weisen alle! — und nicht der Wahrheit! Und gerade darum zollte man euch Ehrfurcht...

Aber wer dem Volke verhaßt ist wie ein Wolf den Hunden[123]: das ist der freie Geist, der Fessel-Feind, der Nicht-Anbeter, der in Wäldern Hausende...

Wahrhaftig — so heiße ich den, der in götterlose Wüsten geht und sein verehrendes Herz zerbrochen hat.

Im gelben Sande und verbrannt von der Sonne schielt er wohl durstig nach den quellenreichen Eilanden, wo Lebendiges unter dunklen Bäumen ruht.

Aber sein Durst überredet ihn nicht, diesen Behaglichen gleich zu werden: denn wo Oasen sind, da sind auch Götzenbilder.

Hungernd, gewalttätig, einsam, gottlos: so will sich selber der Löwenwille.

Frei von dem Glück der Knechte, erlöst von Göttern und Anbetungen, furchtlos und fürchterlich, groß und einsam: so ist der Wille des Wahrhaftigen.

In der Wüste wohnten von je die Wahrhaftigen, die freien Geister, als der Wüste Herren; aber in den Städten wohnen die gut gefütterten, berühmten Weisen, — die Zugtiere.

Immer ziehen sie, als Esel — des Volkes Karren!

Nicht daß ich ihnen darob zürne: aber Dienende bleiben sie mir und Angeschirrte, auch wenn sie von goldnem Geschirre glänzen...

Aber Volk bleibt ihr mir auch noch in euren Tugenden, Volk mit blöden Augen, — das nicht weiß, was Geist ist!

Geist ist das Leben, das selber ins Leben schneidet...

Und des Geistes Glück ist dies: gesalbt zu sein und durch Tränen geweiht zum Opfertier, — wußtet ihr das schon?

Und die Blindheit des Blinden und sein Suchen und Tappen soll noch von der Macht der Sonne zeugen, in die er schaute, — wußtet ihr das schon?

Und mit Bergen soll der Erkennende bauen lernen! Wenig ist es, daß der Geist Berge versetzt, — wußtet ihr das schon?...

Ihr seid keine Adler: so erfuhrt ihr auch das Glück im Schrecken des Geistes nicht. Und wer kein Vogel ist, soll sich nicht über Abgründen lagern...

Ehrbar steht ihr mir da und steif und mit geradem Rücken, ihr berühmten Weisen! — euch treibt kein starker Wind und Wille.

Saht ihr nie ein Segel über das Meer gehn, gerundet und gebläht und zitternd vor dem Ungestüm des Windes?

Dem Segel gleich, zitternd vor dem Ungestüm des Geistes, geht meine Weisheit über das Meer — meine wilde Weisheit!

Aber ihr Diener des Volkes, ihr berühmten Weisen, — wie könntet ihr mit mir gehn! — ...

So fremd seid ihr dem Großen mit eurer Seele, daß euch der Übermensch furchtbar sein würde in seiner Güte!

[123] Wie der Hund seinen Ahn, den wilden Wolf, haßt, so haßt der verhaustierte Mensch seinen Ahn und den wildfreien Menschen, der ein Feind der Fesseln ist.

Und ihr Weisen und Wissenden, ihr würdet vor dem Sonnenbrande der Weisheit flüchten, in dem der Übermensch mit Lust seine Nacktheit badet!

Ihr höchsten Menschen, denen mein Auge begegnete: das ist mein Zweifel an euch und mein heimliches Lachen: ich rate, ihr würdet meinen Übermenschen — Teufel heißen!

Ach, ich ward dieser Höchsten und Besten müde: aus ihrer ‚Höhe' verlangte mich hinauf, hinaus, hinweg zu dem Übermenschen!

Ein Grausen überfiel mich, als ich diese Besten nackend sah: da wuchsen mir die Flügel, fortzuschweben in ferne Zukünfte.

In fernere Zukünfte, in südlichere Süden, als je ein Bildner träumte: dorthin, wo Götter sich aller Kleider schämen!...

Und wollt ihr nicht Schicksale sein und Unerbittliche: wie könntet ihr mit mir — siegen?

Und wenn eure Härte nicht blitzen und scheiden und zerschneiden will: wie könntet ihr einst mit mir — schaffen?

Die Schaffenden nämlich sind hart. Und Seligkeit muß es euch dünken, eure Hand auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs, —

— Seligkeit, auf dem Willen von Jahrtausenden zu schreiben wie auf Erz, — härter als Erz, edler als Erz. Ganz hart ist allein das Edelste.

Diese neue Tafel, oh meine Brüder, stelle ich über euch: *werdet hart!* —...

...Immer mehr, immer bessere eurer Art sollen zugrunde gehn, — denn ihr sollt es immer schlimmer und härter haben. So allein —

— so allein wächst der Mensch in die Höhe, wo der Blitz ihn trifft und zerbricht: hoch genug für den Blitz!

Auf Weniges, auf Langes, auf Fernes geht mein Sinn und meine Sehnsucht: was ginge mich euer kleines, vieles, kurzes Elend an!...

Es ist mir nicht genug, daß der Blitz nicht mehr schadet. Nicht ableiten will ich ihn: er soll lernen für *mich* — arbeiten. —

Meine Weisheit sammelt sich lange schon gleich einer Wolke, sie wird stiller und dunkler. So tut jede Weisheit, welche einst *Blitze* gebären soll. —

Diesen Menschen von heute will ich nicht *Licht* sein, nicht Licht heißen. *Die* — will ich blenden: Blitz meiner Weisheit! stich ihnen die Augen aus![124]...

Doch was rede ich, wo niemand *meine* Ohren hat!...

Aber *ihre* Stunde kommt! Und es kommt auch die meine! Stündlich werden sie kleiner, ärmer, unfruchtbarer, — armes Kraut! armes Erdreich!

Und *bald* sollen sie mir dastehen wie dürres Gras und Steppe, und wahrlich! ihrer selber müde — und mehr, als nach Wasser, nach *Feuer* lechzend!

Oh gesegnete Stunde des Blitzes! Oh Geheimnis vor Mittag! — Laufende Feuer will ich einst noch aus ihnen machen und Verkünder mit Flammenzungen: —

— verkünden sollen sie einst noch mit Flammenzungen: Er kommt, er ist nahe, *der große Mittag!*...

Oh Wille, Wende aller Not, du *meine* Notwendigkeit: Spare mich auf zu einem großen Siege! ——...

Wahrlich, einem Sturme gleich kommt mein Glück und meine Freiheit! Aber meine Feinde sollen glauben, *der Böse* rase über ihren Häuptern.

Ja, auch ihr werdet erschreckt sein, meine Freunde, ob meiner wilden Weisheit; und vielleicht flieht ihr davon samt meinen Feinden.

Ach, daß ich's verstünde, euch mit Hirtenflöten zurück zu locken! Ach, daß meine Löwin Weisheit zärtlich brüllen lernte! Und vieles lernten wir schon miteinander!

Meine wilde Weisheit wurde trächtig auf einsamen Bergen; auf rauhen Steinen gebar sie ihr Junges, Jüngstes.

---

[124] Die harten Züchtungsforderungen, die sich aus der wilden Weisheit ergeben, dürfen nicht zu Kulturbestrebungen gemacht werden, nicht zu einer „biologischen Grundlegung der Staaten" mißbraucht werden. Es ist besser, wenn die Menschen, welche in das Kulturleben eingeordnet bleiben müssen, am Blitze der wilden Weisheit geistig erblinden, so daß sie zu keiner Erkenntnis über ihr eigenes Schicksal gelangen.

Nun läuft sie närrisch durch die harte Wüste und sucht und sucht nach sanftem Rasen — meine alte wilde Weisheit!

Auf eurer Herzen sanften Rasen, meine Freunde! — auf eure Liebe möchte sie ihr Liebstes betten! —

Also sprach Zarathustra."

21,41. Weitere Zeugnisse wilder Weisheit bei Nietzsche.

(Der Inhalt der Klammern in folgenden Zitaten aus Nietzsches Werken sind erläuternde Zusätze von mir. Diese Anführungen sind meinem Buche entnommen: „Nietzsche, der gerechtfertigte Seher", dessen wesentlichster Teil eine geordnete Sammlung von 2700 ausgewählten Nietzsche-Zitaten bildet):

1. „Wir Heimatlosen! —... Wir Kinder der Zukunft, wie vermöchten wir in diesem Heute zu Hause zu sein!... wir freuen uns an allen, die gleich uns die Gefahr, den Krieg, das Abenteuer lieben, die sich nicht abfinden, einfangen, versöhnen und verschneiden lassen, wir rechnen uns selbst unter die Eroberer, wir denken über die Notwendigkeit neuer Ordnungen nach... nicht wahr? mit alledem müssen wir schlecht in einem Zeitalter zu Hause sein, welches die Ehre in Anspruch zu nehmen liebt, das menschlichste, mildeste, rechtlichste Zeitalter zu heißen, das die Sonne bisher gesehen hat? Schlimm genug, daß wir gerade bei diesen schönen Worten um so häßlichere Hintergedanken haben! Daß wir darin nur den Ausdruck — auch die Maskerade — der tiefen Schwächung, der Ermüdung, des Alterns, der absinkenden Kraft sehen! Was kann daran gelegen sein, mit was für Flitter ein Kranker seine Schwäche aufputzt! Mag er sie als seine Tugend zur Schau tragen, — es unterliegt ja keinem Zweifel, daß die Schwäche mild, ach so mild, so rechtlich, so inoffensiv, so ‚menschlich' macht! — Die ‚Religion des Mitleidens', zu der man uns überreden möchte — oh wir kennen die hysterischen Männlein und Weiblein genug, welche heute gerade diese Religion zum Schleier und Aufputz nötig haben! Wir sind keine Humanitarier, wir würden uns nie zu erlauben wagen, von unserer ‚Liebe zur Menschheit' zu reden, dazu ist unsereins nicht Schauspieler genug!... Der Menschheit? Gab es je noch ein scheußlicheres altes Weib unter allen alten Weibern?... Nein, wir lieben die Menschheit nicht; andererseits sind wir aber auch lange nicht ‚deutsch' genug, wie heute das Wort ‚deutsch' gang und gäbe ist, um dem Nationalismus und dem Rassenhaß das Wort zu reden... wir ziehen es bei weitem vor, auf Bergen zu leben, abseits, ‚unzeitgemäß', in vergangenen oder kommenden Jahrhunderten... Das verborgene Ja in euch ist stärker als alle Neins... und wenn ihr aufs Meer müßt, ihr Auswanderer, so zwingt dazu auch euch — ein Glaube!..."

2. „Meine Philosophie bringt den siegreichen Gedanken, an welchem zuletzt jede andere Denkweise zugrunde geht. Es ist der große züchtende Gedanke..."

3. „Wir, die wir eines anderen Glaubens sind,... wohin müssen wir mit unseren Hoffnungen greifen? — Nach neuen Philosophen, es bleibt keine Wahl; nach Geistern, stark und ursprünglich genug, um die Anstöße zu entgegengesetzten Wertschätzungen zu geben und ‚ewige Werte' umzuwerten, umzukehren... dem Menschen die Zukunft des Menschen als seinen Willen, als abhängig von einem Menschenwillen zu lehren und große Wagnisse und Gesamtversuche von Zucht und Züchtung vorzubereiten, um damit jener schauerlichen Herrschaft des Unsinns und Zufalls, die bisher ‚Geschichte' hieß, ein Ende zu machen... wer aber das seltene Auge für die Gesamtgefahr hat, daß ‚der Mensch' selber entartet, wer, gleich uns, die ungeheuere Zufälligkeit erkannt hat, welche bisher in Hinsicht auf die Zukunft des Menschen ihr Spiel spielte — ein Spiel, an dem keine Hand und nicht einmal ein ‚Finger Gottes' mitspielte! —, wer das Verhängnis errät, das in der blödsinnigen Arglosigkeit und Vertrauensseligkeit der ‚modernen Ideen', noch mehr in der ganzen christlich-europäischen Moral verborgen liegt: der leidet an einer Beängstigung, mit der sich keine

andre vergleichen läßt, — er faßt es ja mit einem Blicke, was alles noch, bei einer günstigen Ansammlung und Steigerung von Kräften und Aufgaben aus dem Menschen zu züchten wäre..."

4. „Wenn wir, die Freunde des Lebens, uns nicht selber erhalten — uns selber durch eine Organisation —, geht alles zu Ende."

5. „Ich sehe etwas Furchtbares voraus, Chaos am nächsten, alles Fluß...
Es ist nicht auszuhalten: wir müssen das Schaffen dem Anblick dieser Vernichtung entgegenstellen...
Den Übermenschen schaffen, nachdem wir die ganze Natur auf uns hin gedacht, denkbar gemacht haben..."

6. „...eine Gegenbewegung... eine stärkere Art, ein höherer Typus,... der andere Entstehungs- und andere Erhaltungsbedingungen hat als der Durchschnittsmensch. Mein Begriff, mein Gleichnis für diesen Typus ist, wie man weiß, das Wort ‚Übermensch'..."

7. „Was teils die Not, teils der Zufall hier und da erreicht hat, die Bedingungen zur Hervorbringung einer stärkeren Art, das können wir jetzt begreifen und wissentlich wollen: wir können die Bedingungen schaffen, unter denen eine solche Erhöhung möglich ist."

8. „Der höchste Mensch als Abbild der Natur zu konzipieren: ungeheurer Überfluß, ungeheure Vernunft im einzelnen, als Ganzes sich verschwendend, gleichgültig dagegen..." (Vergleiche Abschnitt 20,15.)

9. „Um sich aus jenem Chaos (Züchtungschaos) zu dieser Gestaltung emporzukämpfen — dazu bedarf es einer Nötigung: man muß die Wahl haben, entweder zugrunde zu gehn oder sich durchzusetzen..."

10. „Trost für die, welche zugrunde gehn! Ihre Leidenschaften als ein unglückliches Lotterielos betrachten. Sehen, daß die meisten Würfe mißlingen müssen, daß das Zugrundegehn so nützlich ist als das Werden. Keine Reue, Selbstmord abkürzend."

11. „Der Tod umzugestalten als Mittel des Sieges und Triumphes."

12. „Aus der Kriegsschule des Lebens. — Was mich nicht umbringt, macht mich stärker."

13. „Ich habe kein Mitleid mit ihnen, weil ich ihnen das einzige wünsche, was heute beweisen kann, ob einer Wert hat oder nicht, — daß er standhält."

14. „Der Orden vom harten Herzen (Überwindung des Mitleidens)."

15. „Ich mußte die Moral aufheben, um meinen moralischen Willen durchzusetzen."

16. „Schöpfer-sein und Güte sind nicht Gegensätze, sondern ein und dasselbe, aber mit fernen und nahen Perspektiven." (Die Schöpfung von Lebenswerten, also von Erbwerten, also die Güte gegenüber den Fernsten der Zukunft, beruht auf Gegenwartsopfern, also auf der Härte, welche leidvoll und böse ist, gegenüber sich selbst und dem Nächsten.)

17. „Aus Betenden müssen wir Segnende werden."

18. „Seid menschlich gegen die Schaffenden! Es ist in ihrer Art, daß sie arm an Nächstenliebe sind."

19. „Das Jasagen zum Leben selbst noch in seinen fremdesten und härtesten Problemen; der Wille zum Leben, im Opfer seiner höchsten Typen der eigenen Unerschöpflichkeit froh werdend, — das nannte ich dionysisch, das verstand ich als Brücke zur Psychologie des tragischen Dichters... um, über Schrecken und Mitleiden hinaus, die ewige Lust des Werdens selbst zu sein, jene Lust, die auch noch die Lust am Vernichten in sich schließt... In diesem Sinne habe ich das Recht, mich selber als den ersten tragischen Philosophen zu verstehen — das heißt den äußersten Gegensatz und Antipoden eines pessimistischen Philosophen. Vor mir gibt es diese Umsetzung des dionysi-

schen in ein philosophisches Pathos nicht: es fehlt die tragische Weisheit, ich habe vergebens nach Anzeichen davon selbst bei den großen Griechen der Philosophie, denen der zwei Jahrhunderte vor Sokrates gesucht..."

20. „Ehedem suchte man sein zukünftiges Heil auf Kosten seines gegenwärtigen. So lebt jeder Schaffende in Hinsicht auf sein Werk. Und die große Gesinnung will nun, daß in Hinsicht auf die Zukunft des Menschen ich auf Kosten gegenwärtigen Behagens lebe."

21. „... ich rechne dem Dasein nicht seinen bösen und schmerzhaften Charakter zum Vorwurf an, sondern bin der Hoffnung, daß es einst böser und schmerzhafter sein wird als bisher..."

22. „— Nun brüllt die Unterwelt, alle Schatten zeugen wider dich und schreien: Leben — das ist Folterung! und doch willst du dem Leben fürsprechen?"

23. „Willst du das Leben leicht haben? So bleibe immer bei der Herde und vergiß dich über der Herde." (Der Weg in den Erbuntergang, welcher der Herde nicht erspart werden kann.)

24. „Ich kenne mein Los. Es wird sich einmal an meinen Namen die Erinnerung an etwas Ungeheueres anknüpfen — an eine Krisis, wie es keine auf Erden gab, an die tiefste Gewissenskollision, an eine Entscheidung, heraufbeschworen gegen alles, was bis dahin geglaubt, gefordert, geheiligt worden war. Ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit... redet aus mir die Wahrheit. — Aber meine Wahrheit ist furchtbar: denn man hieß bisher die Lüge Wahrheit. — Umwertung aller Werte: das ist meine Formel für einen Akt höchster Selbstbesinnung der Menschheit, der in mir Fleisch und Genie geworden ist. Mein Los will, daß ich der erste anständige Mensch sein muß, daß ich mich gegen die Verlogenheit von Jahrtausenden im Gegensatz weiß... Ich erst habe die Wahrheit entdeckt, dadurch daß ich zuerst die Lüge als Lüge empfand, — roch... Mein Genie ist in meinen Nüstern... Ich widerspreche, wie nie widersprochen worden ist, und bin trotzdem der Gegensatz eines neinsagenden Geistes. Ich bin ein froher Botschafter, wie es keinen gab, ich kenne Aufgaben von einer Höhe, daß der Begriff dafür bisher gefehlt hat; erst von mir an gibt es wieder Hoffnungen. Mit alledem bin ich notwendig auch der Mensch des Verhängnisses. Denn wenn die Wahrheit mit der Lüge von Jahrtausenden in Kampf tritt, werden wir Erschütterungen haben, einen Krampf von Erdbeben, eine Versetzung von Berg und Tal, wie dergleichen nie geträumt worden ist. Der Begriff Politik ist dann gänzlich in einen Geisterkrieg aufgegangen, alle Machtgebilde der alten Gesellschaft sind in die Luft gesprengt, — sie beruhen allesamt auf der Lüge..."

25. „Welches sind die tiefen Umwandlungen, welche aus den Lehren kommen müssen, daß kein Gott für uns sorgt und daß es kein ewiges Sittengesetz gibt...? daß wir Tiere sind? daß unser Leben vorbeigeht? daß wir unverantwortlich sind? Der Weise und das Tier werden sich nähern und einen neuen Typus ergeben!"

26. „Ich erkläre euch eure Tugenden aus dem Zukünftigen!"

27. „Was macht heroisch? — Zugleich seinem höchsten Leide und seiner höchsten Hoffnung entgegengehn. (Denn jede Wertschöpfung im Erbe wird durch Leid eropfert.)

Woran glaubst du? — Daran: daß die Gewichte aller Dinge neu bestimmt werden müssen. (Denn alle Gewichte waren bisher auf ihre Schwere zugunsten des Individuums ausgewogen; da aber, nach der wilden Weisheit, eine Ausrichtung auf den überindividuellen Lebensstrom zu erfolgen hat, der nur durch individuelle Lebenseinbußen wertbeständig ist, so kommt es also zu einer Umbestimmung aller Gewichte, zu einer Umwertung aller Werte.)

Was sagt dein Gewissen? — ‚Du sollst der werden, der du bist.' (Selbstbejahung im Guten und Schlechten ist das Grunderfordernis jeder Erbwertzüchtung.)

W o l i e g e n d e i n e g r ö ß t e n G e f a h r e n ? — Im Mitleiden. (Denn das Mitleiden ist der verhängnisvollste unter sämtlichen Trieben, da er durch erbfremde Hilfe für das leidende Individuum das für jede Wertschöpfung und Werterhaltung unumgängliche Gegenwartsopfer unterbindet und somit auch alle durch Opferungen bereits verwirklichten überindividuellen Erbwerte zerstört. Siehe Abschnitt 19,34.)

W a s l i e b s t d u a n a n d e r e n ? — Meine Hoffnungen. (Meine überpersönlichen Hoffnungen im Züchtungsziele, nicht meine Hoffnungen im persönlichen Wohle, wie es der christlichen Nächsten-Wertschätzung entspricht.)

W e n n e n n s t d u s c h l e c h t ? — Den, der immer beschämen will. (Den, der durch Nächstenhilfe beschämt, indem er den Stolz auf Erbeigenheit in der Lebensbehauptung verletzt, was also noch hochgeartete Instinkte des Leidenden voraussetzt.)

W a s i s t d i r d a s M e n s c h l i c h s t e ? — Jemandem Scham ersparen. (Indem man ihm sein Unglück, in dem sich sein Erbe zu bewähren hat, und somit seinen Stolz im Unglück beläßt.)

W a s i s t d a s S i e g e l d e r e r r e i c h t e n F r e i h e i t ? — Sich nicht mehr vor sich selber schämen. (Dadurch daß man sich im Leben auf seinen eigenen Erbschatz stellt und ohne erbfremde Hilfe sich behauptet.)“

22. Historische Wandlung.

22,1. Das Lebewesen als formgeprägte Schicksalsgeschichte, ein Denkmal seiner selbst.

Alles Leben als Erzeugnis des (in Abschnitt 21,33) gekennzeichneten organisationsschöpferischen Prinzips ist somit immer ein Durchgangs- oder Endstadium im geschichtlichen Wandel des überindividuellen Lebensstromes, von dem es Teil ist, Stadium in einem Wandel der Einpassungen, der dadurch, daß jedes Folgeglied in der Generationenkette (unter der Voraussetzung einer natürlich tätigen Zuchtwahl) sich infolge durchschnittlich besserer Lebenseignung gegenüber dem vorhergehenden durchsetzt, im ganzen eine Höherentwicklung und Einpassungsvervollkommnung des Lebens bedeutet. Jedes Lebewesen ist also jeweiliges Kettenendglied eines historischen Prozesses, einer geschichtlichen Umwandlungsfolge von Individualkreisläufen, das jeweilige Endprodukt eines billionenfältigen Vorfahren-Opferganges von bislang rund zwei Milliarden Jahren. Jeder Lebenswert ist somit ein durch Ahnenopfer erkauftes Erbgeschenk. Insofern jeder der Milliarden Vorfahrenschritte dieses Werdeganges durch die Erprobungen seiner selbst, durch die Lebensbewährungen seiner eigenen Entfaltungen und Wechselwirkungen mit der Umwelt bedingt ist, als Sieg des Erbschatzes, den jeder seiner Träger durch die Lebenskette in Tausenden von Gefährdungen und Überwindungen immer erneut errang (während die Besiegten auf der Strecke blieben), sind Lebewesen also: in Form geprägte stammesgeschichtliche Individualschicksale; jedes Lebewesen ist selbst in allen seinen körperlichen, geistigen und seelischen Gestaltungen und Zügen das Denkmal und die Zeugnisschrift der Geschichte seiner eigenen siegreichen Überwindungen des widerstrebenden Umweltwidersachers seit Urbeginn.

22,2. Die Stammesentwicklung der Lebewesen ist eine wissenschaftlich erwiesene Tatsache.

Da bei der fast allgemeinen biologischen Unbildung unserer sogenannten Gebildeten noch vielfach die Überzeugung verbreitet ist, daß die Abstammungslehre eine unbewiesene oder unbeweisbare Hypothese sei, so setze ich hier die Urteile einer Anzahl der anerkanntesten Lebensforscher aus diesem Jahrhundert über die Sicherheit der Stammesentwicklung her, in ihrer zeitlichen Reihenfolge:

E. Haeckel, Professor für Zoologie, 1908: „...bleibt als sichere historische Tatsache die folgenschwere Erkenntnis, daß der Mensch zunächst vom Affen abstammt, weiterhin von einer langen Reihe niederer Wirbeltiere... Der Satz, daß der Mensch sich aus niederen Wirbeltieren, und zwar zunächst aus echten Affen, entwickelt hat, ist ein spezieller Deduktionsschluß, der sich aus dem generellen Induktionsgesetze der Deszendenztheorie mit absoluter Notwendigkeit ergibt[125]."

L. Plate, Professor für Zoologie, 1908: „Mag man also von den morphologischen oder von den physiologischen Tatsachen ausgehen, stets bleibt die Abstammungslehre eine Theorie, die sich nicht mit solcher Deutlichkeit beweisen läßt, wie die Zusammensetzung des Wassers aus $2H + O$, die aber deshalb für jeden denkenden Naturforscher nicht weniger sicher ist, weil zufolge ihrer historischen Natur keine Demonstration ad oculos verlangt werden kann[126]."

O. Abel, Professor für Paläontologie, 1911: „Zwei Grundsätze sind bei meiner Darstellung leitend gewesen . . . Der erste Grundsatz ist die Auffassung der Deszendenzlehre — ich sage ausdrücklich Lehre und nicht Theorie — als einer unerschütterlichen Tatsache, die heute keiner weiteren Beweise, Begründungen und Stützen mehr bedarf[127]..."

A. Weismann, Professor für Zoologie, 1913: „Der Kampf, der damals entstand, ist heute als beendet anzusehen . . . die Deszendenzlehre hat gesiegt und wir dürfen getrost sagen: für immer; die Entwicklungslehre ist ein Besitz der Wissenschaft geworden, der nicht mehr rückgängig gemacht werden kann, sie bildet die Grundlage unserer Anschauungen von der organischen Welt, und jeder weitere Fortschritt geht von diesem Boden aus . . . dies ist der sichere Boden, auf dem wir heute stehen: die Lebewelt von heute ist entwickelt, nicht aber auf einmal entstanden . . . wir wissen jetzt ebenso sicher, als daß die Erde um die Sonne läuft, daß die Lebewelt unserer Erde nicht auf einmal und nicht so erschaffen wurde, wie wir sie heute vor uns sehen, sondern daß sie sich allmählich, und zwar nach menschlichen Begriffen, in ungeheuer langen Zeiträumen entwickelt hat. Das steht fest und wird nicht wieder zweifelhaft werden[128]."

S. Tschulok, Dozent für allgemeine Biologie, 1922: „Das Ergebnis der Beweisführung ist die Anerkennung der Deszendenztheorie...: sie ist damit bewiesen, begründet. Unsere Aussage lautet dann in ganz bestimmter Form: die heute lebenden Tier- und Pflanzenformen haben sich in der Vorzeit aus andersgearteten Formen entwickelt. Mechanische Begründungen, Experimente oder ad oculos-Demonstrationen brauchen wir nicht... Darwin unterschätzte bei weitem den Grad der Sicherheit der Begründung der Deszendenztheorie, seines eigentlichen Lebenswerkes[129]."

F. X. Zedtwitz, Dr., Zoologe, 1932: „Die Lehre von der Entwicklung der Tierwelt aus einfachen Arten zu immer höheren ist heute eine gesicherte Tatsache[130]."

W. Frh. von Buddenbrock, Professor für Zoologie, 1934: „... die Abstammung der jetzigen Lebewesen von solchen früherer Erdepochen wird in wissenschaftlichen Kreisen als eine feststehende Tatsache angesehen. Sie steht als ein unverrückbarer Fels, der alle Stürme einer feindseligen Kritik überdauert hat und überdauern wird[131]."

H. Stubbe, Dr., Vererbungsforscher am Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie, 1934: „Die Tatsache, daß sich die heute lebenden Organismen langsam aus

---

125 Haeckel, E., 1908: „Die Welträtsel". Taschenausgabe, S. 51 f.
126 Plate, L., 1908: „Die Beweismittel der Deszendenztheorie und das Verhältnis von Lamarck zu Darwin". „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie". Heft 5/6.
127 Abel, O., 1911: „Grundzüge der Paläobiologie der Wirbeltiere". S. 2.
128 Weismann, A., 1913: „Vorträge über Deszendenztheorie". Bd. 1, S. 2 f.; Bd. 2, S. 314.
129 Tschulok, S., 1922: „Deszendenzlehre", S. 181; 282; 290.
130 Zedtwitz, F. X., Graf, 1932: „Quer durch die Tierwelt", S. 105.
131 v. Buddenbrock, W. Frh., 1934: „Abstammungslehre", S. 32.

Organismen früherer Erdperioden auf dem Wege einer allmählichen Umwandlung entwickelt haben, wird heute von keinem ernsten naturwissenschaftlich gebildeten Menschen mehr bezweifelt[132]."

T. Dobzhansky, Professor für Vererbungslehre in USA., 1939: „Die Evolution ist ein geschichtlicher Vorgang, der von der Wissenschaft so gut bewiesen ist, wie man etwas, bei dem kein Mensch Zeuge war, nur beweisen kann . . . daß eine Entwicklung stattgefunden hat, nehmen wir als feststehende Tatsache hin[133]." (Bekanntlich sind heute noch in einigen Staaten der USA. die Abstammungslehre und alle Belehrungen darüber an Schule und Universität verboten, für Kulturstaaten in heutiger Zeit ein Zeugnis für einen unfaßbaren Bildungstiefstand, zumal die gesamte Zukunft der Menschheit hier auf dem Spiele steht.)

G. Heberer, Professor für allgemeine Biologie und Anthropogenie, 1939: „Die Abstammungslehre ist eine bewiesene Theorie... Sie bringt die Tatsache der Evolution zum Ausdruck. Sie ist nicht nur eine Idee, wie gewisse Geisteswissenschaftler es zu glauben scheinen[134]."

H. Dingler, Professor für Philosophie, 1940: „Entscheidend aber ist, daß wir hier streng nachweisen konnten, daß die Entwicklungslehre von niedersten Lebewesen ab nicht etwa nur eine ordnende Idee darstellt, sondern vielmehr eine geschichtliche Tatsache, die ebenso sicher ist und den gleichen Geltungswert hat, wie irgendeine andere geschichtliche oder historische Tatsache überhaupt, etwa wie die Alexanderzüge oder die Entstehung der Alpen oder des Christentums usw., die alle methodisch auch nur auf genau den gleichen Prinzipien gesichert werden können. Die Entwicklung aller heute lebenden Organismen auf der Erde aus Lebewesen niederster Art ist eine geschichtliche Tatsache[135]."

F. Reinöhl, Dr., Präsident des Württembergischen Kultministeriums i. R., 1940: „So ist die Abstammungslehre sicher begründet und durchaus unanfechtbar. Wer sie trotzdem ablehnt, beweist eben nur, daß er mit diesen grundlegenden Tatsachen nicht oder nicht genügend vertraut ist... Die Tatsache der Entwicklung der Lebewesen steht fest[136]."

G. v. Frankenberg, Professor für Zoologie, 1941: „So liegt aber der Fall tatsächlich. Die Wissenschaft vom Leben vermag uns zwingend zu beweisen, daß die Organismen eine Geschichte haben... Die Paläontologie, die Wissenschaft von den Resten der Lebewesen aus früheren Erdzeitaltern, reichte ganz allein aus, die Abstammungslehre zu begründen[137]."

J. Weigelt, Professor für Geologie und Paläontologie, Präsident der Paläontolog. Gesellschaft, 1943: „Die Paläontologie liefert einen der eindeutigsten und umfassendsten Beweise für die einheitliche grandiose, zwei Milliarden Jahre der Größenordnung nach umfassende Entwicklung des Tier- und Pflanzenreichs vom Einfachen zum Höheren. Die Evolution ist eine mit paläontologischen Methoden eindeutig bewiesene Tatsache... Die Grundlagen der Paläontologie fußen nicht auf Mutmaßungen und Theorien, sondern auf konkretem, in den Koordinaten Raum und Zeit festgelegtem Untersuchungsmaterial. Und dieses beweist ganz eindeutig die Entwicklung vom Einfachen zum Höheren, den Stammbaum der Tiere und Pflanzen, die Evolution[138]..."

---

[132] Stubbe, H., 1934: „Die Bedeutung der Mutationen für die theoretische und angewandte Genetik". „Die Naturwissenschaften". Bd. 22, S. 781.

[133] Dobzhansky, Th., 1939: „Die genetischen Grundlagen der Artbildung". S. 4 f.

[134] Heberer, G., 1939: „Die gegenwärtigen Vorstellungen über den Stammbaum der Tiere". „Der Biologe", Bd. 8, S. 265

[135] Dingler, H., 1940: „Ist die Entwicklung der Lebewesen eine Idee oder eine Tatsache?" „Der Biologe", Bd. 9, S. 232.

[136] Reinöhl, F., 1940: „Abstammungslehre". S. 85; 105.

[137] v. Frankenberg, G., 1941: „Die Natur und wir". S. 14.

[138] Weigelt, J., 1943: „Paläontologie als stammesgeschichtliche Urkundenforschung". Aus: G. Heberer: „Die Evolution der Organismen". S. 133. (Siehe auch ebenda die Zeugnisse der Mitarbeiter B. Rensch, S. 57 f.; 83, und V. Franz, S. 226.)

W. Zimmermann, Professor für Botanik, 1950: „Eine derartige Folge der fossilen Überlieferung ist ein zwingender Beweis für die phylogenetische Entwicklung. Jede andere Deutung dieser fossilen Belege wäre an den Haaren herbeigezogen und würde als völlig absurd in einer anderen Wissenschaft als der Entwicklungswissenschaft überhaupt nicht diskutiert. Man muß das einmal ganz deutlich sagen: Die Phylogenie ist nicht nur eine Hypothese, die man glauben oder auch ablehnen kann. Sie ist eindeutig bewiesen. Nur wer keine Ahnung von den reichen Belegen hat, kann das bezweifeln[139]."

22,3. Urteile von Lebensforschern über die Bedeutung der Selektion.

Da, wie die Erfahrung lehrt, die weitaus meisten Erbsprünge die Lebenseignung ohne Richtung und Ordnung herabsetzen und es eine andere organismische Umwandlung als die durch Erbsprünge nicht gibt, so beruht jede geordnete Entwicklung, ja überhaupt auch nur jede Aufrechterhaltung rassischer Einpassung und Lebensfähigkeit allein auf der Fortpflanzungsauslese oder Selektion von Trägern mit Eignungserbsprüngen und Ausmerze von solchen mit Fehlerbsprüngen, eine Einsicht, welche für die Beurteilung unserer Kultur in ihrer Auswirkung auf das biologische Schicksal der Menschheit von allerhöchster Entscheidung ist. Ich gebe hier eine kurze Zusammenstellung von Urteilen einiger der anerkanntesten Lebensforscher aus diesem Jahrhundert über die Bedeutung der Selektion in zeitlicher Reihenfolge (Einklammerungen von mir):

A. Weismann, Professor für Zoologie, 1913: „Die Darwinsche Selektionslehre wird niemals wieder aufgegeben werden. Wer an ihr noch zweifelt, der braucht nur die in diesem Buche gegebene Darstellung der Erscheinungen der Mimikry zu lesen und durchzudenken. So bestimmte und zahlreiche Tatsachen bilden allein schon einen unwiderleglichen Beweis für dieselbe, auch wenn wir keinen anderen hätten[140]."

L. Plate, Professor für Zoologie, 1932: „... die Selektion spielt in der Natur eine ungeheuere Rolle, welche jedem praktischen Genetiker (Vererbungsforscher) täglich ins Auge fällt. Der Fortschritt in der Evolution geht über Milliarden von Leichen... Wer von einer ‚Krise des Darwinismus' redet, beweist nur seine eigene Unfähigkeit, die Fülle der Beobachtungen zu übersehen und theoretisch zu verknüpfen[141]."

H. Stubbe, Dr., Vererbungsforscher am Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie, 1934: „Die Frage also, ob die Häufigkeit der Genmutationen (Erbsprünge an Erbzeugern) in der Natur groß genug ist, um immer wieder neues Auslesematerial zu liefern, muß heute mit Sicherheit bejaht werden[142]."

W. Zimmermann, Professor für Botanik, 1938: „Zu den ganz ungerechtfertigten und hoffentlich bald überwundenen Modeströmungen gehört der Zweifel an der Existenz der Auslesevorgänge in der Organismenwelt. Solche Angriffe gegen den Auslesegedanken müssen auch aus rassenhygienischen Gründen mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden. Denn die Auslese der Besten als Träger der Fortpflanzung und die Ausmerze der Schlechten sind unumgängliche Maßnahmen aller rassenhygienischen Arbeit. Man untergräbt die lebensgesetzliche Grundlage der Rassenhygiene, wenn man den Auslesegedanken zu erschüttern sucht. Die Tatsache einer Auslese steht über jeden Zweifel erhaben da. Im Reich des Lebendigen spielt die Auslese eine entscheidende Rolle... Dieser Grundgedanke der darwinistischen Selektionstheorie ... ist unbedingt richtig[143]." (Eine

---

[139] Zimmermann, W., Prof. f. Botanik, 1950, in: „Naturwissenschaftliche Rundschau". Jg. 3, S. 262.
[140] Weismann, A., 1913: „Vorträge über Deszendenztheorie". S. IX.
[141] Plate, L., 1932: „Vererbungslehre". Bd. 1, S. VII.
[142] Stubbe, H., a. a. O. (unter Abschnitt 22, 2) ... S. 785.
[143] Zimmermann, W., 1938: „Die biologische Auslese als Grundlage der Rassenhygiene". „Volk und Rasse". Bd. 13, S. 250; 252.

Aufartung unserer Kulturvölker durch Rassenhygiene oder Eugenik ist allerdings, wie ich an anderen Orten auseinandergesetzt habe, eine Utopie.)

G. Heberer, Professor für allgemeine Biologie und Anthropogenie, 1939: „Wir leben in einem Zeitabschnitt, den man mit einigem Recht als Renaissance des Darwinismus bezeichnen könnte! Mehr und mehr hat die experimentelle Genetik (Vererbungswissenschaft) gezeigt, daß die Grundlagen des Darwinismus, Selektionstheorie, richtig sind . . . Die Entscheidung ist . . . heute endgültig zugunsten Darwins gefallen. ‚Die Auslese ist als einziger phylogenetischer (stammesgeschichtlicher) Anpassungsfaktor heute schon erwiesen.' . . . Das Zimmermannsche Buch[144] . . . weist eindrucksvoll nach, daß, um ein Wort von Wettsteins zu gebrauchen: ‚Darwin doch recht gehabt hat[145]!'"

F. Reinöhl, Dr., Präsident des Württembergischen Kultministeriums i. R., 1940: „Rassen und Arten der heute lebenden Tiere und Pflanzen zeigen Unterschiede, die nach Art und Grad den Unterschieden gleichen, die uns im Versuch über Mutationen und Auslese zugänglich sind. Ihre Entstehung auf diesem Wege steht außer Zweifel . . . Aber alle Beobachtungen und Überlegungen, die wir angestellt haben, weisen mit Eindeutigkeit darauf hin, daß es außer diesen Faktoren keine anderen gibt, die für die Entwicklung verantwortlich sind. Mutation, Auslese und Absonderung sind die einzigen Kräfte, die die Entwicklung der Lebewesen bestimmt haben und bestimmen, und sie reichen zur Erklärung der Entwicklung aus[146]."

J. Weigelt, Professor für Geologie und Paläontologie, Präsident der Paläontologischen Gesellschaft, 1943: „Die paläontologischen Tatsachenbestände erklären sich aber entscheidend aus dem Zusammenwirken von Mutation und Selektion[147]."

22,4. Zwingende Schlüsse, die aus dem Erbsprung-Geschehen für das Erbschicksal jeder Bevölkerung folgen.

Daß eine Erbeigenschaft, oder genauer der Erbzeuger (das Gen), bzw. die Vielheit von Erbzeugern, welche der Eigenschaft zugrunde liegt, solange kein Erbsprung erfolgt, sich unverändert durch die Generationen vererbt (d. h. einfach weitergegeben wird), einerlei welche Kombinationen der oder die betreffenden Erbzeuger eingehen, einerlei ob sie sich bekunden oder noch so lange durch Überdecktsein unbekundet bleiben, einerlei ob oder wie stark sie im Bekundungsfalle funktionell beansprucht werden, ist eine wissenschaftlich erwiesene Tatsache, ebenso wie die, daß das Ereignis und die Qualität der Erbsprünge ohne Beziehungen zur funktionellen Beanspruchung der Erbzeuger sind. Daß alle Lebenseigenschaften (körperliche, geistige, seelische) nur auf erblicher Grundlage entstehen und sich innerhalb einer durch diese Erbgrundlagen unverrückbar begrenzten Breite der umweltlichen Abwandlungsfähigkeit (Modifikationsbreite) entfalten, ist ebenfalls eine bewiesene Erfahrungstatsache. Folglich kann alle Lebensentwicklung, aller Rassenwandel, allein beruhen auf Erbsprüngen (Mutationen) (im weitesten Sinne: jede Erbgutänderung ist ein Erbsprung). Daß die weitaus meisten Erbsprünge die Lebensfähigkeit ihrer Trägerindividuen herabsetzen, ist ebenfalls eine an sämtlichen untersuchten Objekten aus dem Tier- und Pflanzenreiche bis zu den Bakterien hinab erwiesene Erfahrungstatsache. Damit ist durch zwingende Schlüsse aus der Erfahrung einwandfrei erwiesen, daß alle stammesgeschichtliche Entwicklung und Vervollkommnung, überhaupt aller geordnete Rassenwandel allein auf Auslese beruhen kann, selbst wenn eine solche gar nicht beobachtet worden wäre, aber sie ist auch praktisch tausendfältig als einzig ordnend wirksames Umbildungsprinzip bewiesen; alle Züchtung von Haustieren und

[144] Zimmermann, W., a. a. O. (unter Abschnitt 11).
[145] Heberer, G., 1939: „Vererbung ‚erworbener Eigenschaften' und Auslese". „Volk und Rasse". Bd. 14, S. 156 f.
[146] Reinöhl, F., 1940: „Abstammungslehre", S. 173.
[147] Weigelt, J., a. a. O. (unter Abschnitt 22, 2) . . . S. 157.

von Nutz- und Zierpflanzen beruht ja ganz ausschließlich darauf und niemals auf irgendwelchen Umweltwirkungen. Es kann hier neben der Zuchtwahl logischerweise kein anderes Entwicklungsprinzip geben. Es ist lediglich eine Frage primitivster Denkfähigkeit, solches einzusehen. Es ist absurd, wenn gewisse Biologen immer wieder ergebnislos nach weiteren Entwicklungsprinzipien suchen. Also:

Erste Erfahrungstatsache: Alle Lebewesen sind im Laufe ungezählter Jahrmillionen aus primitivsten Lebensstufen durch Umbildung allmählich geworden.

Zweite Erfahrungstatsache: Die einzigen über Generationen hinausgehenden Umbildungen, die es an Lebensformen gibt, sind solche durch Erbsprünge (Mutationen) des Erbschatzes verursachte.

Erster zwingender Schluß: Also beruht alle historisch bezeugte Rassen- und Stammesentwicklung der Lebewesen allein auf Erbsprüngen.

Dritte Erfahrungstatsache: Die Erbsprünge erfolgen spontan bei einem statistisch ungefähr ermittelbaren bestimmten Prozentsatz der Fortpflanzungszellen pro Generation (Erbsprungrate); jede Generation erhält also unter ihren Individuen wieder einen Prozentsatz von erneut erbsprungbehafteten hinzu; der Richtung nach sind die Erbsprünge blindlings, so daß die weitaus meisten die Lebenstüchtigkeit herabsetzen und nur sehr wenige sie erhöhen.

Zweiter zwingender Schluß: Also beruht a) jegliche Aufrechterhaltung des erbgesundheitlichen Niveaus einer Bevölkerung allein auf einer immerwährenden Fortpflanzungsausmerze neuanfallender Träger von Fehlerbsprüngen und b) alle rassische bis stammesgeschichtliche Höherentwicklung außerdem noch auf der Fortpflanzungsauslese der wenigen Erbsprungträger mit Eignungserbsprüngen und allmählichen Fortpflanzungsausmerze der rassischen Normalindividuen ohne solche Glückserbsprünge.

Dritter zwingender Schluß: Also muß jede Bevölkerung mit einer die Erbsprungratenhöhe nicht erreichenden Fortpflanzungsausmerze der Träger von Fehlerbsprüngen (wie jedes menschliche Kulturvolk von heute) fortschreitend rassisch entarten, d. h. mit kumulativer Wirkung von Generation zu Generation.

Warum hat niemand diese Schlüsse klar und bündig gezogen? welche für das Zukunftsschicksal der Menschheit entscheidender sind als alles zusammengerechnet, was sonst wissenschaftlich bisher erarbeitet worden ist. Woran liegt es, daß man gerade an diesen entscheidendsten aller Menschheitsfragen vorbeigeht und aus den angeführten Erfahrungstatsachen nicht die zwingenden logischen Schlußfolgerungen zieht? (Die verhängnisvolle Tatsache der Erbsprungraten-Erhöhung durch nicht bereinigte Fehlerbsprünge, also die Verwahrlosung der Erbsprungordnung mit den Folgen einer Lawinen-Erbsprungrate, macht alle theoretischen Einwände zunichte, daß sich ein Gleichgewichtszustand herausbilden müßte zwischen Fehlerbsprung-Neuanfall und Zwangsausmerze durch Häufung von kumulierten Fehlerbsprüngen, also durch Entartungshäufung; selbst eine solche jammervolle Zukunftsperspektive wäre also ein ungerechtfertigter Optimismus. Bei alledem ist das ungeheuerliche, in der gesamten Lebewelt der Erde ohne Beispiel dastehende Ausmaß der immer intensiveren Anzüchtung von Krankheitserregern an den Menschen durch dessen Zuchtwahlverlotterung, was im zweiten Teile dieses Werkes: „Schmarotzerzüchtung und Erbopferung", eine eingehendere Darstellung gefunden hat, hier noch gar nicht in Rechnung gestellt.)

22,5. Der Gelehrte und die Findung unliebsamer biologischer Wahrheiten.

In den Erörterungen über die Probleme der Ursachen der Lebensentwicklung kommt häufig ein versteckter instinktiver Haß gegen die unliebsamen Tatsachen der Naturauslese und der Wille, Auswege zu suchen, um sie nicht anerkennen zu müssen, mehr oder weniger unverhüllt zum Durchbruch. Man hütet sich leider

allzu oft vor einer reinlichen Logik, wenn deren Resultate das Wunschdenken nicht befriedigen, und sucht mit jeder Art Scheinlogik das letztere zu stützen, natürlich ganz unbewußt und mit der Selbsttäuschung, daß man nur die wissenschaftliche Wahrheit suche. Selbstaufrichtige Forscher wie z. B. Haeckel, die bereit sind, wohltuende Überzeugungen über Bord zu werfen, wenn ihnen die Erfahrungstatsachen widerstreiten, sind gewiß nicht die Regel. Sie werden obendrein für ihre Liebe zur Wahrheitserkenntnis um jeden Preis, um jedes persönliche Opfer, von jenen verleumdet, welche um alles in der Welt ihre gefährdeten individualzentrischen Ideale retten wollen. Es ist bei der kulturellen Gegeninstinktzüchtung (gegen die überindividuelle, erbzukunftsverbürgende Instinktzüchtung) vorauszusehen, daß die Zahl der selbstaufrichtigen Forscher in Zukunft immer weiter abnehmen wird und damit auch die Fähigkeit, die Wahrheit zu finden, denn der Erkenntniswille wird von geheimen Instinkten geleitet; die Begabungen sind, da sie als Werkzeuge von den Instinkten gehandhabt werden, für eine philosophische Wahrheitserkenntnis erst in zweiter Linie von Bedeutung.

Zuweilen sucht man die Erforschung der Einpassungen des Organismus und ihrer ökologischen Bedingungen als nicht den Kern biologischer Probleme berührend abzutun, da nur die chemophysikalische Kausalanalyse der Lebensvorgänge ihre restlose Erklärung in sich schließen könne und so alle „Zweckmäßigkeitserklärungen" überflüssig mache. Solche Forscher haben also noch nicht einmal begriffen, daß nach einer solchen noch so vollständigen Zurückführung des Lebens auf Physik und Chemie das Allerwesentlichste des Lebens überhaupt noch keine Erklärung gefunden hätte, ja nicht einmal berührt worden wäre, nämlich daß unter unendlich vielen Möglichkeiten der Verwirklichung chemophysikalischer Systeme eben nur solche in Lebewesen realisiert wurden, welche Einpassungscharakter tragen, d. h. welche den Organismus zur Selbstbehauptungsfähigkeit seines so vergänglichen Systems gegenüber ganz speziellen lokalgeographisch, klimatologisch und biotisch begrenzten Umweltfaktoren förderlicher und widerstrebender Natur bringen. Daß alle Lebensvorgänge chemophysikalisch bedingt sind und sich letzten Endes in Physik und Chemie auflösen, ist bei dem heute bereits erlangten Stand unserer Einsicht selbstverständlich geworden, womit deren chemophysikalische Aufklärung kein solches Interesse mehr beanspruchen sollte, da sie philosophisch nicht weiter führt; es sei denn, man verfolge Nützlichkeitsinteressen.

Und so ist es auch, man will die chemophysikalischen Lebensvorgänge zu seinem Individualnutzen und zur Unterbindung des Individualopfers beherrschen lernen und erarbeitet damit den erbbiologischen Niedergang für die zukünftigen Geschlechter. Wir haben daher diese Wesensseiten des Lebens (unter Punkt 1 bis 14 auf den ersten Seiten) nur sehr kurz gekennzeichnet und uns dafür den wegen ihrer geringen individuellen Ausbeutbarkeit von der biologischen Forschung arg vernachlässigten überindividuellen Wesenseigenschaften des Lebens um so eingehender zugewandt. Ja man hat trotz der Lebensarbeit vieler Tausende von Lebensforschern und trotz einer ganze Bibliotheken füllenden Masse von Erfahrungswissen bis heute eigentlich nicht einmal etwas davon klar bemerkt, daß es überhaupt gegen den Individualnutzen gerichtete überindividuell fruchtbare Werteigenschaften des Lebens gibt, so sehr ist der Forscherblick von den individualnützlichen Zielsetzungen in Bann geschlagen worden. Dabei sind gerade diese überindividuellen Werteigenschaften eine Existenzfrage nicht nur für die Lebewesen der Natur, sondern weit mehr als für alle anderen gerade für das Lebewesen Mensch in seiner biologischen Zukunft, während sich die Menschheit heute im Gegenteil dem Wahne hingibt, durch ihre kulturellen Entfaltungen eine hohe Überlegenheit in ihrer Zukunftssicherung gegenüber den dem harten Naturzwange unterworfenen wilden Geschöpfen gewonnen zu haben.

Der Gelehrte hat als der Eroberer im Reiche des Geistes und als Führer der Menschheit in einem erschreckenden Ausmaße versagt. Diese erschütternde Erkenntnis gewinnen wir endlich nach jahrtausendelanger zäher und entsagungs-

voller Gelehrtenarbeit. Und wie hat man diese Gelehrten, diese Totengräber der Menschheit, und ihre nützlichen Taten bekränzt und überschüttet mit Ehren, Titeln, Prämien, Nobelpreisen usw., und heute, wo man immer mehr erkannt hat, wie nützlich sie sind, ehrt man sie mehr als je zuvor! Es war alles nur Zoll für die Wegbereitung eines glanzvollen Aufstieges in ein Reich umweltlicher Lebenserleichterungen und Wunschbefriedigungen, ohne alles biologische Fundament der Erbringschaltung und damit eine irrlichtelnde Verführung in den menschlichen Erbzukunftsmord, in Grauen, Agonie und Untergang, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt. So dient auch unsere moderne biologische Wissenschaft in erster Linie der Selbstausmerze der Menschheit, und vor allem deshalb, weil man zumeist die Augen verschließt vor der harten und unbequemen Erkenntnis, daß allein Opferungen individueller Wohlfahrt alle Werte des Lebens, die immer erbringgeschaltet sind, die also in den Erbschätzen der Individuen selbst ruhen, erschaffen, während solche Erkenntnis nur dem nüchtern und ichvergessen das Leben Beforschenden sich offenbaren möchte. Gewiß sind nicht alle Menschen geistig aufnahmebereit für Wahrheiten, welche die allzumenschliche Geltungssucht, Eitelkeit und Wunschträumerei beleidigen und das Streben nach Nutzen, Macht und Glück beeinträchtigen. Man flüchtet vor derartigen unliebsamen Konsequenzen und baut, zuweilen geschickt mit allem nur erdenklichen wissenschaftlichen Aufwande, möglichst uneinnehmbare geistige Verteidigungsstellungen auf gegen die hart anstürmenden Wahrheiten einer erbarmungslosen Welt.

22,6. Abwehr gelehrter Angriffe gegen den Selektionsgedanken.

Ein führender deutscher Biologe schreibt (Inhalt der Klammern sind Einfügungen von mir): „... kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Amphimixislehre (nämlich die Lehre, daß die aus der Erbschatzmischung bei geschlechtlicher Fortpflanzung sich ergebenden Kombinationen hochwertiger Erbsprünge und deren Zuchtwahlsiege die Geschlechtserscheinungen durch Mitauslese gezüchtet habe, was unter Punkt 23 eingehender ausgeführt wird) nicht die geringste Aussage über die Physiologie, also über die Ursachen der Befruchtung zu geben vermag. Die Amphimixis ist die Folge von Befruchtungsvorgängen. Sie vermag somit kausal, und nur eine kausale Erklärung ist eine naturwissenschaftliche Erklärung, überhaupt nichts auszusagen. (Verfasser weiß also überhaupt nichts vom Wesen der Mitauslese.) ... die Zweckmäßigkeit kein konstitutives Prinzip für die biologischen Wissenschaften darstellt. Sie ist nur ein regulativ-heuristisches Prinzip. (Eine unglaubliche Verkennung ihres Wesens. Da sich der Verfasser hier einer Formulierung Kants bedient, welche allgemeine Anerkennung gefunden hat, so sei dazu erläutert, daß diese organismische Lebensbehauptungsdienlichkeit, die unzutreffend mit dem Begriff Zweckmäßigkeit charakterisiert zu werden pflegt, freilich eine konstitutive Wesenseigenschaft des Lebens ist [von mir als Wesenseigenschaft 21 des Lebens: „Einpassung", aufgeführt]; lediglich die Unterschiebung einer Finalität [Zielstrebigkeit] als Agens einer solchen „Zweckmäßigkeit" wäre als eine regulative Idee zu werten.) Kausalität (gemeint ist die chemophysikalische Kausalität der körperlichen Innenfunktionen, denn Kausalitäten in den Wechselwirkungen zwischen Organismus und Umwelt, worauf die Selektion basiert, scheint der Autor erstaunlicherweise überhaupt nicht zu kennen) ist mithin auch im Organischen ebenso wie in der Physik und Chemie die einzige Erkenntnis bedingende Kategorie (gegen welche Verengung des Kausalitätsbegriffes wir ja oben [voriger Abschnitt, Absatz 2] Stellung nahmen.) Man hatte ... die Tragweite (des Entwicklungsgedankens) und seine Begründung durch Selektion — Auslese der am besten angepaßten Varianten — weit überschätzt und übersehen, daß durch die Darwinsche Theorie die erbliche Variabilität der Arten, die Grundlage aller neuen Artbildung, an der erst sekundär die Auslesevorgänge einsetzen, völlig unverstanden und unerklärt blieb. (Falsche Logik, denn die selbstverständliche chemophysikalische Bedingtheit der Variabilität hat

ja mit dem Ablauf der Auslesevorgänge gar nichts zu schaffen und bildet nur eine Vorbedingung für sie, und mit einer Erkenntnis der chemophysikalischen Variabilitätsentstehung ist somit für eine Einsicht in die Auslesevorgänge überhaupt noch nichts gewonnen. Im übrigen scheint sich in der Argumentation auch ein konfuses Denken zu verraten, denn die Macht der Auslese, gegen die im Vordersatze angerannt wird, wird im Nachsatze indirekt anerkannt.) Die Sinnhaftigkeit und Planmäßigkeit der Naturgesetze, ... die darin sich offenbarende Zweckmäßigkeit (aber gerade das Gegenteil ist ja überall mit Händen und Augen zu fassen: die Erbsprünge als letzte und einzige Grundlage jedes biologischen Wandels, also jeder durch Wandlung historisch gewordenen „zweckmäßigen" biologischen Gestaltung lassen völlig jede Sinnhaftigkeit, Planmäßigkeit oder Zweckmäßigkeit vermissen; also kann unwiderleglicherweise Sinnhaftigkeit etc. überhaupt nichts Primäres sein, sondern nur ein sekundäres Selektionsergebnis, und kein „Naturgesetz" eines sinnverwirklichenden Weltenbaumeisters) ... muß auch dem kritischen Naturforscher als eine grandiose Offenbarung Gottes in der Natur erscheinen... hat aber, wie wir alle wissen, in höchster und hehrster Weise Gott sich *in der Geschichte geoffenbart*, indem Er in der Person von *Jesus von Nazareth die höchste Idee sittlichen Handelns, von der wir Menschen wissen, hat geschichtliche Wirklichkeit werden lassen*... wir *danken dem Gesetzesgott*... daß Er uns einen *sichtbaren Beweis seiner Liebe gegeben hat*... können wir, wenn wir genau hinsehen, erkennen, daß... für die einzelnen ein Stück von Gottes Güte aufleuchtet — *Güte für die Gesamtheit der Menschen*..." (welche in jeder schauerlichen Entartung besonders herrlich „aufleuchtet", und zwar nicht etwa als eine unbegreifliche Schickung, sondern kausal völlig begriffen, als Lohn eben für jenes heilig gesprochene „sittliche Handeln", welches durch Unterbindung jener vom Autor verneinten und mit unhaltbaren Argumenten bekämpften Selektion den Erbfluch auf die Nachkommen sät.) Fluchtwege aufspionieren, um der verhaßten Wahrheit zu entrinnen, das ist es in erster Linie, was man in weiten wissenschaftlichen Kreisen, und vor allem unter den sogenannten Philosophen und philosophisch orientierten Biologen (der Verfasser gilt als der bedeutendste philosophische Kopf unter den deutschen Biologen!) unter Wahrheitsforschung versteht, natürlich unbewußt und in dem aufrichtigen Glauben, daß man nur der Wahrheit diene. Man vermag daher niemanden von ihnen anzuklagen; jedoch sehe ich nicht ein, was mich dazu verurteilen sollte, diesem dialektischen Theater wortlos zuzuschauen. Jede verschwiegene Wahrheit wird giftig, das hatte schon Nietzsche erkannt. Daß es keinen Ausweg mehr aus dem angerichteten Unheil gibt, ebenso, daß es keinen Ausweg mehr aus der Moral gibt, zu deren Hochachtung man sich durch Nutznießungsgemeinschaft an den Erbschätzen versklavt hat, das ist eine andere Frage, die nicht zur Rechtfertigung dafür herhalten kann, über eine sich selbst unbewußt belügende Forschung nicht wenigstens diejenigen aufzuklären, welche noch Augen und Ohren für neue unerhörte Wahrheitsbotschaften haben. Wir wundern uns nach diesen literarischen Kostproben nun nicht, daß dieser führende Biologe heute eine Arbeitsgemeinschaft für christliche Biologie vom Stapel gelassen hat. So entspricht es dem Herdenverlangen nach Gegenwart und Glückseligkeit statt nach Aufopferungen für ein Erbglück der Zukunft, die man selbst nicht schauen wird, von der man keinen Dank einernten wird. Man soll diesen frommen Biologen nicht wehren, die Gegensätze von zahmer und wilder Weisheit sollen nicht eingerissen werden, damit sich das unabwendbare Schicksal der Herde ohne Gewaltsamkeiten in christlich-demütiger Ergebenheit unter den unerforschlichen göttlichen Willen erfülle. (Vgl. letzte Fußnote zu Abschnitt 21,40.)

Der führende theoretische Biologe im deutschsprachigen Schrifttum schreibt (Inhalt der Klammern sind Einfügungen von mir): „Die Selektionshypothese (daß die hohe Wirksamkeit der Naturselektion eine längst bewiesene Tatsache ist, wird also grundlos geleugnet), welche die Entstehung des Zweckmäßigen unter Ausschaltung zwecktätiger Kräfte durch zufällige Abänderung und Aus-

lese erklärte, entsprach dem mechanistischen Weltbilde (daß sich in allen Untersuchungen einwandfrei ergeben hat, daß in den einzigen Umwandlungen der Organismen, den Erbsprüngen, keinerlei Zweckmäßigkeit, sondern völlige Blindheit waltet, wird also unterschlagen)... Darwinismus oder Lamarckismus erklären sicher nicht das große Rätsel (wenn man der Enträtselung des großen Rätsels sorgfältig aus dem Wege geht, weil man unbedingt wunschgemäßere Lösungen entdecken will)... Der ‚Mechanismus' erklärte diese Ordnung dadurch, daß er den Organismus als eine komplizierte Maschine betrachtete (daß das Ordnungs- und Leistungsgefüge des Organismus nur genau soweit begriffen worden ist als man es maschinenmäßig begriffen hat, daß viele Vorgänge im wesentlichen bereits „mechanistisch" begriffen worden sind und die anderen in dem Grade immer besser begriffen werden wie die Forschung weiterschreitet, wird alles unterschlagen)... er (der ‚Mechanismus') meinte weiter, die Entstehung dieser Maschine durch Darwinschen Zufall erklären zu können (daß Naturauslese wie jede Auslese gerade das Gegenteil von Zufall ist, hat also dieser Autor immer noch nicht begriffen, obwohl solches von Ausleseforschern immer wieder klargestellt wurde)."

Der wissenschaftliche Laie hat jedenfalls aus derartigen Zeugnissen die Belehrung zu gewinnen, daß er sich vor einer blinden Unterwerfung seines Urteils der Weltauffassung unter wissenschaftliche Autoritäten zu hüten hat (solches gilt auch hinsichtlich moderner physikalischer Theorien und Weltbilder). Mit der wissenschaftskritischen Begabung der Gelehrten (und noch mehr mit ihrer weltanschaulichen) ist es im allgemeinen äußerst schlecht bestellt. Zumeist sind sie Aufstapler eines riesenhaften Wissensstoffes, welchen sie nicht zu verdauen vermögen. (Von einer Namensnennung der beiden zitierten Autoren habe ich abgesehen, da hier nicht die Persönlichkeit von fachwissenschaftlich verdienten Gelehrten angegriffen, sondern die Sache des Auslesegedankens gegen unhaltbare und verständnislose Angriffe von gelehrter Seite verteidigt werden sollte.)

22,7. System der Lebewelt als Ausdruck ihrer realen Verwandtschaft.

Jedes Lebewesen hat also seinen Ort in einem natürlichen System realer Verwandtschaft von fließenden Übergängen, welches System lediglich für die Bedürfnisse unserer Orientierungserleichterung und unter geschickter Ausnutzung der durch Aussterben oder fossile Nichtüberlieferung von längeren Generationenketten-Strecken entstandenen Verwandtschaftslücken in künstlich abgegrenzte Stufen der Verwandtschaft (systematische Kategorien) gegliedert wird.

23. Erbschatzmischung.

23,1. Erbschatzmischung als biologischer Sinn der Geschlechtlichkeit.

Die Erbschatzmischung (geschlechtliche Mischung, Amphimixis) kommt durch Verschmelzung zweier mit je einem einfachen Erbschatze ausgerüsteter Fortpflanzungszellen zustande. Voraussetzung einer Erbschatzmischung ist also die Erzeugung befruchtungsfähiger Fortpflanzungszellen. Diese Erzeugung beruht auf der Verteilung der Fortpflanzungsfunktionen einer Lebensform auf zwei erbliche Ausprägungstypen, auf einen männlichen Typ, welcher männliche Geschlechtszellen aktiv durch einen Zeugungsakt zuführt (bzw. welcher aktiv befruchtungsfähige Fortpflanzungszellen zeugt), und einen weiblichen Typ, welcher seine Fortpflanzungszellen mit Nährstoffen ausstattet, so daß diese unbeweglich gewordenen Eier nur noch passiv die erbschatzmischende Befruchtung an sich vollziehen lassen können. Entsprechend mußte sich auch der weibliche Typ zum passiven und nutritiven weiterzüchten, der auch die befruchteten Eier oft noch in ihrer Entwicklung zu Jungen und letztere selbst weiter betreut. Bei höheren Organismen kommt es häufig auch zum elterlichen Zusammenschluß in der Brut-

betreuung und gelegentlich sogar zu einer vorwiegend väterlichen Nachkommenfürsorge[148].

Die Erbschatzmischung besteht in der Kombination des Erbschatzes je eines männlichen und weiblichen Vertreters einer Lebensform infolge Verschmelzung je einer voll regenerationsfähigen, sich aus dem Körperverband lösenden Einzelzelle, zur Keimzelle (Zygote). Die Züchtungsbedeutung dieses Vorganges besteht darin, daß durch ihn die hochwertigen Erbsprünge, vermöge derer sich ihre Träger gegen den Umweltwidersacher durchgesetzt haben, zur Kombination miteinander gelangen. Auf diese Weise vermögen die durch höhere Erbwertigkeit errungenen Lebenssiege der verschiedensten Individuen einer Lebensform in den gleichen überindividuellen Lebensstrom einzumünden und werden für ihn fruchtbar, während im anderen, ursprünglichen, ungeschlechtlichen Falle die Sieger sich nur gegeneinander ihre Lebensbehauptung einengen und streitig machen können, ohne je durch Kombination ihrer Erbqualitäten in ihren Nachkommen zu einem Lebenstriumph in der Erhöhung ihres Lebens über sich selbst hinaus gelangen zu können. Die in einem Zeugungskreise, einer Rasse, zeitquerschnittlich, also pro Generation, an den verschiedensten Individuen entstehenden positiven Erbsprünge erlangen nunmehr die Potenz, in den gleichen Zukunftserbstrom hineingelangen und sich in ihm kombinieren zu können. Es vermag demnach eine einzige sich erbschatzmischende Generation mit Tausenden von Individuen ebensoviele neue positive Erbverbesserungen für die Rasse zu erzeugen (für die Nachfahren, in denen sich die Kombinationen nach und nach in den Paarungen vollziehen und so durch die Fortpflanzungsübergewichte, die sie ihren Trägern verleihen, zum Rassensiege gelangen), als im Falle rein ungeschlechtlicher Fortpflanzung erst in Tausenden von Generationen zusammen für jede isoliert bleibende Erblinie erzeugt werden könnten. Die geschlechtliche Fortpflanzung ist also für die Höherzüchtung von ganz ungemeiner Bedeutung, ihre züchterische Überlegenheit über die ungeschlechtliche Fortpflanzung ist eine ganz enorme. Zudem schafft erst die geschlechtliche Fortpflanzung Vorräte von Paarlingen der Erbzeuger und immer erneute Kombinationen unter ihnen, wodurch es überhaupt erst ermöglicht wird, beste Erbordnungen und Erbsprungordnungen für die verschiedensten Entwicklungserfordernisse herauszuzüchten (Aufbau von Erbkomplexen, Ordnung für die günstigsten Lageeinflüsse [Positionseffekte], für die beste Zusammenarbeit der Erbmasse [des genotypischen Milieus], Stabilisierung von Erbzeugern gegen Erbsprünge auf das Niveau der günstigsten Erbsprungrate, Überdeckungsmachungen von deckbaren Eignungserbsprüngen). Es ist also in Anbetracht dieser mannigfachen sehr bedeutenden Züchtungsgewinne, welche durch die geschlechtliche Fortpflanzung geliefert werden, nicht verwunderlich, daß das Leben, soweit ihm die züchterische Entdeckung eines Mechanismus der Erbschatzmischung nicht gelang, trotz rund zwei Milliarden Jahren Entwicklungsdauer über die äußerst primitive Stufe der Blaualgen, die noch weit unter den primitivsten Tieren und unter den primitivsten sonstigen assimilierenden Pflanzen stehen, nicht hinauszukommen vermochte, daß außerdem überall dort, wo die geschlechtliche Fortpflanzungsweise aus unten erklärten Ursachen verloren ging, keine Weiterentwicklung zu wirklich neuen Arten, zu Gattungen, Familien usw. erfolgte[149].

Auch für das biologische Verständnis des Menschen als Geschlechtswesen ist natürlich diese Entdeckung des Sinnes der Geschlechtlichkeit von ungemeinem Interesse; gleichwohl ist ihr aber bei der allgemeinen biologischen Verständnislosigkeit selbst von Biologen bislang kaum Beachtung geschenkt worden; und die Masse der sogenannten Gebildeten weiß überhaupt nichts davon.

---

[148] Meisenheimer, J.: „Geschlecht und Geschlechter im Tierreiche". Bd. 1: 1921. — Bd. 2: 1930 Jena.
Gerhardt, U., 1934: „Biologie der Fortpflanzung im Tierreiche". Berlin.
Hämmerling, J., 1940: „Fortpflanzung im Tier- und Pflanzenreich". Göschen, Bd. 1138. Berlin.
[149] Zimmermann, W., 1948: „Grundfragen der Evolution". S. 114 f.

23,2. Die Erzüchtung der Geschlechtlichkeit.

Die allerersten Anfänge der Geschlechtlichkeit finden wir bei manchen einzelligen Geißeltierchen (Flagellaten), einer auf der Grenze zwischen Pflanzen- und Tierreich stehenden Klasse von Organismen, von denen die ganze übrige Tierwelt und die ganze oder nahezu ganze Pflanzenwelt von einzelligen Algen aufwärts abstammen dürfte. Die Geißeltierchen haben auch als erste Organismen einen Zellkern als eine zusammenfassende Organisation der Erbzeuger (Gene) zu einem Erbschatze erworben. Bei dem Geißeltierchen Chlamydomonas eugametos sind beide Geschlechter äußerlich noch völlig ununterscheidbar und können sich auch ungeschlechtlich durch einfache Zweiteilung noch beliebig fortpflanzen. Lediglich chemophysiologisch zeigen sie einen ganz kleinen Unterschied, der auf nur einem Erbzeuger (der in ihrem zehnten Erbkörperchen gelegen ist) beruht und der in beiden Geschlechtern (durch irgendwann in der Vergangenheit erfolgten Erbsprung) verschieden ist. Im einen Geschlecht ist dieser Erbzeuger befähigt, einen bestimmten Schaltstoff (Ferment) zu produzieren, welcher (auf Umwegen und über die Mitwirksamkeit anderer normaler Erbzeuger) zur chemischen Abwandlung eines von den Individuen beiderlei Geschlechts produzierten chemotaktisch wirksamen (in seiner chemischen Konstitution aufgeklärten) Stoffes (Befruchtungsstoff, Anlockungsstoff, Gamon) führt. Von beiden Geschlechtern werden diese Anlockungsstoffe ins umgebende Wasser abgegeben, und ihre Verschiedenheit bewirkt chemophysikalisch die Annäherung der Individuen entgegengesetzten Geschlechts und ihre Vereinigung und Verschmelzung, womit sich die Befruchtung und Erbschatzmischung vollzieht. Das verschmolzene Individuum ist also doppeltgeschlechtlich; mit dessen Reduktionsteilung (bei der die Erbkörperchen zufallsgemäß verteilt wieder in vollständigen einfachen Erbschätzen auseinandergehen) werden die Geschlechter natürlich wieder auf verschiedene Individuen verteilt.

Bei der Gleichwertigkeit beider Geschlechter wäre es sinnlos, fragen zu wollen, welches als männlich und welches als weiblich anzusprechen sei. Erst damit, daß das eine Geschlecht allmählich die Aktivität der geschlechtlichen Annäherung durch Körpervergrößerung infolge Aufnahme von Nährstoffvorräten einbüßt, das andere Geschlecht die Aktivität durch körperliche Verkleinerung erhöht, werden die Geschlechter zu einem weiblichen und einem männlichen. Die oben erwähnte artenreiche Geißeltierchengattung Chlamydomonas zeigt noch alle Übergänge von solchen Arten, in denen die Geschlechter noch nicht als männlich und weiblich differenziert sind (isogame Arten) bis zu solchen, in denen das eine Geschlecht nur leicht bewegliche Samenfäden (Spermien) produziert und damit männlich geworden ist, das andere Geschlecht nur unbewegliche Eier produziert und damit weiblich geworden ist. Männlichkeit und Weiblichkeit dienen also lediglich der Verteilung der Fortpflanzungsfunktionen einer Lebensform auf verschiedene Individuen im Dienste einer besseren Sicherung der Geschlechtsvereinigung, Befruchtung, Erbschatzmischung und Brutentwicklung, sind durch Selektion im Gange natürlicher Zuchtwahl entstanden und haben somit gar keinen geheimnisvollen metaphysischen Urgrund.

Die Herausdifferenzierung der Geschlechter als männlicher und weiblicher Typ von allerprimitivsten Anfängen bei manchen einzelligen Geißeltierchen bis zur höchst differenzierten Vollkommenheit bei Wirbeltieren ist im Laufe der Stammesgeschichte allein durch Mitauslese erfolgt, indem die allseitige Höherentwicklung des Organismus auch ständig erneute Vervollkommnungszüchtungen in den geschlechtlichen Ausprägungen notwendig machte, zur ferneren Sicherung der einmal gewonnenen Erbschatzmischung. Denjenigen Individuen nämlich, welche durch entsprechende Eignungserbsprünge in der geschlechtlichen Vervollkommnung die Erbschatzmischung voll verwirklichen konnten, kamen in ihren Nachkommen die außerordentlichen Züchtungsgewinne derselben zugute, womit sich eben der Charakter der Geschlechtsdifferenzierung als eine Mitauslese-Züchtung erweist. Da die geschlechtlichen Eigenschaften nicht dem Individuum nützlich

sind, sondern mit Belastung der Individuen dem überindividuellen Zukunfts-Erbstrome der Rasse dienen, so gehören sie (freilich nur insoweit als sie zur Verwirklichung der Erbschatzmischung erforderlich sind) zu den überindividuellen Werteigenschaften. (Keinen überindividuellen Wertcharakter haben Überzüchtungen in der Geschlechtspartnerwerbung, in der Verdrängung gleichgeschlechtlicher Konkurrenten, in der Nachkommenfürsorge über ein unerläßliches Maß hinaus und Ähnliches.)

23,3. Sicherung der Fremdbefruchtung bei zwittrigen Organismen.

Bei zwittrigen Organismen, die zugleich die männlichen und weiblichen Funktionen ausüben, würde die Selbstbefruchtung, da sich ja bei Zwittern die beiderlei Geschlechtsprodukte besonders leicht treffen (z. B. bei einhäusigen Blütenpflanzen), die rassische Erbschatzmischung zunichte machen oder wenigstens stark vermindern; daher erfolgt bei zwittrigen Organismen als Regel die Befruchtung durch andere Individuen, also die Fremdbefruchtung, zu deren Sicherung oft mannigfache Einrichtungen sich herauszüchten, welche die Selbstbefruchtung verhindern, erschweren oder auf den Fall einschränken, daß sich keine Gelegenheit zur Fremdbefruchtung verwirklicht. Natürlich züchten sich die körperlichen Einrichtungen zur Sicherung der Fremdbefruchtung durch Mitauslese an, indem diejenigen Individuen, die durch ihre zufällige Erbbeschaffenheit eine solche Fremdbefruchtung besser verwirklichen, häufiger Nachkommen haben, welche den Individuen mit Selbstbefruchtung in der Lebensbehauptung überlegen sind, eben durch die Zusammenzüchtung der zum Lebenssiege befähigenden Eigenschaften in ihnen, so daß Selbstbefruchter aus dem Dasein verdrängt werden. Der Wert der Fremdbefruchtung bei zwittrigen Organismen wirkt sich erst in den Nachkommen aus, er ist also ein überindividueller Zukunftwert für die Rasse.

23,4. Züchterischer Verlust der Erbschatzmischung.

Das für die wirksamste Erbschatzmischung günstigste Zahlenverhältnis der Geschlechter von 1:1 finden wir als die gute Regel bei getrenntgeschlechtlichen Organismen. Wo es anders ist, liegen besondere Ausleseverhältnisse und Anpassungen vor und oft Notstände, z. B. wenn eine Art keinen genügenden Fortpflanzungsüberschuß mehr erzielt, so daß sie sich nur noch durch einen Weibchenüberschuß mit Jungfernzeugung (Parthenogenese) bzw. durch Einschaltung von zeugenden Jungfernweibchen oder von Generationen mit ungeschlechtlicher Fortpflanzung zwischen geschlechtlich sich fortpflanzende Generationen zu halten vermag (Generationswechsel, der aber auch bei entwicklungskräftigen Arten häufig ist, wo er kurzfristigen Massenvermehrungen dient, wenn die Erbschatzmischungen durch die Geschlechtsgenerationen ohnehin gesichert sind). Bei einem erschwerten Sichfinden der Geschlechter (z. B. Bandwürmern) oder bei mangelndem Fortpflanzungsüberschuß oder bei mangelnder Entwicklungsplastizität (bei welcher also eine Erbschatzmischung an Rassenwert und somit an Auslesegewicht verliert) kann sich auch eine rein jungferliche oder rein ungeschlechtliche Fortpflanzung oder eine obligatorische Selbstbefruchtung bei Zwittern herauszüchten, indem erst unter derartigen unnormalen Bedingungen ein Verlust der Erbschatzmischung ein Auslese-Übergewicht über die geschlechtliche Fortpflanzung erlangt. Demgemäß findet sich ein solcher Verlust der geschlechtlichen Fortpflanzung nur bei einzelnen Rassen oder allenfalls zuweilen bei einzelnen Arten, nicht aber bei größeren Organismengruppen, denn ein solcher Verlust kann nur immer ein stammesgeschichtlich jüngster Erwerb und ein letztes Fluchtasyl sein, durch welches sich untergehende Formen noch eine kleine erdgeschichtliche Weile vor dem Eintritt ihres Aussterbeaktes zu retten vermögen[150].

---

[150] Winkler, R., 1920: „Verbreitung und Ursache der Parthenogenesis im Tier- und Pflanzenreiche". Jena.
Derselbe, 1935: „Fortpflanzung der Gewächse: Apomixis". „Handwörterbuch der Naturwissenschaften". 2. Aufl. Bd. 4, S. 451—461. Jena.
Vandel, A., 1936: „L'évolution de la parthénogenese naturelle". „Verhandl. 12. internat. Kongr. Zool." Bd. 1.

23,5. Unvollkommene Lösung des Männchenproblems in Insektenstaaten.

Ausnahmen vom Zahlenverhältnis der Geschlechter von 1:1 zeigen auch die Insektenstaaten. Im Gegensatz zu den vorerwähnten Fällen produzieren sie aber einen sehr bedeutenden Männchenüberschuß. Zum Verständnis dieser Erscheinung ist zu beachten, daß der vielorganismische Insektenstaat ein einziges weibliches Individuum repräsentiert, während die männlichen Individuen, welche (abgesehen von den Termiten) nicht zum Staatsverbande gehören, nur Einzelorganismen sind. Nun steht aber jede Rasse (soweit sie ihren Lebensraum verhältnismäßig ausfüllt, welche Ausfüllung z. B. durch ihr zulässiges Häufigkeitsverhältnis zu ihren verschiedenen Feinden oft eine ebensolche oder noch viel engere Begrenzung finden kann als durch ihre Angleichung an verfügbare Nahrungsquellen) unter ihrem eigenen Bevölkerungsdruck, welcher durch Binnenkonkurrenz um Lebensplätze ständig der Selbstvermehrung Schranken setzt. Diesem vermehrungsbeschränkenden Binnendruck unterliegen bei nichtstaatlichen Arten Männchen (insofern es sich nicht um Zwergmännchen handelt) und Weibchen in etwa gleichem Grade; bei Insektenstaaten aber wird der Binnendruck fast ganz durch die Weibchen mit ihrem ganzen Funktionskreise, also mit ihrem geschlechtlich funktionslosen Riesengefolge, nämlich durch die Einzelstaaten, ausgetragen, was sich züchterisch auf eine Überproduktion der Männchen gegenüber der Zahl der Weibchen oder der Einzelstaaten auswirken muß. Da die Männchen nur Staatskonsumenten sind, die nichts zu dessen Energiehaushalt beisteuern, so müßte sich ihre Übervermehrung automatisch durch Selbstauslese auf diejenige Höhe einspielen, bei der die Fortpflanzungsverminderung, die dem Einzelstaate aus der Selbstbelastung im Konkurrenzkampf durch die Produktion dieser Schmarotzer erwächst, ins Gleichgewicht kommt mit der Fortpflanzungserhöhung, die der gleiche Staat aus der mit der Höhe der Männchenproduktion steigenden Aussicht auf Ausbreitung seines Erbgutes gewinnt, wenn diese Staatsschmarotzer sich nur auf Kosten ihres eigenen Staates ernähren würden. Das ist aber nicht der Fall; sie müssen ja Fremdbefruchtungen vollziehen, also leben sie normalerweise in fremden Staaten, in allen erreichbaren, in die sie übersiedeln, und da der Vollzug des Befruchtungsaktes von der Bereitschaft der Königin abhängt, müssen sie dortselbst so lange in Bereitschaft sein und schmarotzen, bis die Stunde der Hochzeit zum Ereignis wird. Ein Nichtschmarotzertum müßte der züchterischen Ausmerze verfallen. Mit diesem Schmarotzertum belasten sie aber nicht die dem eigenen, sondern einem fremden Erbschatze entsprechenden Staatsleistungen, also wirkt sich ihre erblich bedingte Übervermehrung hierin nicht in einer eigenen (durch Schädigung des eigenen Staates hervorgerufenen) Fortpflanzungsbeeinträchtigung aus, sondern in einer fremden, womit sich nochmals die männliche Überproduktion züchterisch steigern muß. Es wäre freilich die Königinbefruchtung bei einer ganz geringen Männchenproduktion schon völlig gesichert, aber dieser Rassengewinn (Rassenvernunft) vermag sich nicht züchterisch zu verwirklichen, die Natur vermag diesem biologischen Übelstand, bei dem z. B. Hunderte von Drohnen einen unsinnigen Wettflug um die Begattung einer Königin auskämpfen, nicht zu entraten.

23,6. Abwesenheit metabiologischer Erbvernunft.

Es ist eben die Natur kein Eigenwesen h i n t e r den Erscheinungen, erst recht keines, welches Vernunft besäße, sie ist nichts als der blindwaltende, unvernünftige Drang in allem Geschehen (Nietzsches „Wille zur Macht"), und alle Entwicklung bis hinauf zur menschlichen Vernunft ist lediglich ein auf unvernünftigem Wege zustandegekommenes Ausleseergebnis und damit ohne metaphysische Fundierung. Allein schon die sture Mechanik und erbliche Unabänderlichkeit jeder Erbkrankheit von Generation zu Generation in alle Zukunft, solange sie nicht gewaltsam ausgemerzt wird, beweist ja jedem, der nicht in geistigen Dingen völlig voreingenommen und blind ist, ganz einwandfrei die absolute Abwesen-

heit einer Vernunft hinter den Lebenserscheinungen. Man sollte meinen, es gehöre nichts als ein rechtschaffener Wille zur Wahrhaftigkeit dazu, solches anzuerkennen.

23,7. Literarische Vorbemerkungen über Erbbiologie.

Wer bei den Erörterungen über die Erblichkeitsverhältnisse in den folgenden Abschnitten Schwierigkeiten des Verständnisses haben sollte, der mache sich zuvor vertraut mit den grundlegenden erbbiologischen Tatsachen aus dem unter Punkt 16 zum leichteren Verständnis schon mehrfach zitierten, gut illustrierten Büchlein von Alfred Kühn: „Grundriß der Vererbungslehre", oder aus einer anderen der in reicher Anzahl erschienenen leichtverständlichen Einführungen in die Grundbegriffe der modernen Vererbungswissenschaft. Nicht jede dieser Einführungen ist freilich aus hinreichend umfassender Beherrschung dieses Stoffgebietes geschrieben. Besonders empfehle ich noch das sehr instruktive, in zahlreichen Auflagen erschienene und in zahlreiche Sprachen übersetzte Büchlein von H. W. Siemens: „Grundzüge der Vererbungslehre, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik für Gebildete aller Berufe" (welches ehemals im J. F. Lehmanns Verlag in München erschien).

23,8. Züchterische Bedeutung der Erbschatzreduktion auf dem Geschlechtszellenstadium[151].

Einen vollständigen und einfachen Erbschatz, d. h. einen Erbschatz, in welchem jedes Erbkörperchen (und somit jeder Erbzeuger des Erbschatzes) in nur einem Exemplar vertreten ist, nennen wir einen Erbsatz. Jede Fortpflanzungszelle, männliche oder weibliche, enthält einen einzigen ganzen Erbsatz. Bei der Verschmelzung der Fortpflanzungszellen zur Keimzelle wird also der Erbschatz verdoppelt, er enthält nunmehr zwei volle Erbsätze (jedes Erbkörperchen oder Chromosom zweimal, als ein zusammengehöriges Erbkörperchenpaar). Die Kombination je eines Erbsatzes von beider Eltern Seite im Kinde erfordert daher eine Wiederreduktion auf den einfachen Erbsatz. Bei diesem Reduktionsvorgang paaren sich die zusammengehörigen (von Vater- und von Mutterseite stammenden) Erbkörperchen und bilden nach ihrem Wiederauseinanderweichen von neuem einfache vollständige Erbsätze, jedoch vereinigen sich in jedem dieser neu kombinierten Erbsätze völlig zufällig bald der väterliche, bald der mütterliche Partner jedes Erbkörperchenpaares. Jeder der neuen einfachen Erbsätze bildet also infolge dieser Mischung der beiden elterlichen Erbschätze eine neue individuelle Einheit und Ganzheit mit neu geschaffenen Erbkombinationen. Erfolgt diese Reduktion des verdoppelten Erbsatzes der Keimzelle auf einfache Erbsätze neuer Kombination, welcher Vorgang nach einem besonderen, erblich fixierten Mechanismus abläuft[152], im Anschluß an die Verschmelzung der beiden Fortpflanzungszellen, was der ursprüngliche Fall im ganzen Lebensreiche war, so vermag der betreffende, nach seiner Erbreduktion sich entwickelnde und somit erblich einsätzig gewordene neue Organismus natürlich nur Fortpflanzungszellen einer einzigen Erbbeschaffenheit (eben der, welche im Würfelspiel der Reduktion für dieses Individuum sich ergab) zu erzeugen. Hochwertige der Keimzelle überkommene Erbsprung-Paarlinge werden bei der Zufallsreduktion des Erbschatzes oft für den neuen Organismus gerade verloren gegangen sein. Alle Kinder eines Elternpares sind somit in diesem Falle eintönig erbgleich, es gibt keine Lebenseignungsunterschiede und somit auch keine Wertauslese zwischen ihnen. Erfolgt jedoch die Reduktion erst nach der Geschlechtsreife des neuen und somit erblich doppelsätzig bleibenden Organismus in den im Keimgutgewebe der Fortpflanzungsdrüsen zu hoher Selbstvermehrung gelangenden noch doppelsätzigen Ur-

[151] Mägdefrau, K., 1943, in: Heberer, G.: „Die Evolution der Organismen". S. 301. Jena.
[152] Darlington, C. D., 1937: „Recent advances in cytology". 2. Aufl. London.
„Fortschritte der Zoologie". 1937. Bd. 2, S. 547—558.
„Fortschritte der Zoologie". 1939. Bd. 4, S. 584—592.
„Fortschritte der Zoologie". 1943. Bd. 7, S. 260—268.

geschlechtszellen, so müssen sich alle nur denkbaren Kombinationen und somit auch alle nur denkbaren Glückszufälle in den Kombinationsmöglichkeiten (aus den im herangewachsenen Kinde noch immer vorhandenen beiden Erbsätzen von dessen Eltern) realisieren, also für die Fortpflanzungszellen dieses Kindes, d. h. für die Enkel der Eltern, welche in den beiden Erbsätzen dieses Kindes noch gesondert vertreten sind, was also wieder das Zustandekommen der Kombination hochwertiger Erbsprünge fördert, womit sich diese letztere Form der Fortpflanzung das Ausleseübergewicht in der Geschichte des Lebens gesichert und sich in allen höheren Organisationsstufen bei Pflanzen und Tieren durchgesetzt hat; das heißt, diese Lebensgruppen haben eben vermöge dieser Erfindung so hoch steigen können. Die Reduktion zweier sich in der Geschlechtsverbindung kombinierender Erbsätze findet also immer erst für die Enkelerzeugung statt; erst für die Erzeugung der Enkel paaren, umschlingen und verschwistern sich die Erbkörperchen ihrer Großeltern, die bis dahin getrennt nebeneinander im Zellkern lagen, und tauschen infolge der Umschlingung Stücke ihres Erbschatzes miteinander aus (was wir unten noch erläutern). So entstehen aus der Zusammenmischung der beiden (reduzierten) Großelternerbschätze Erbschätze neuer Kombination, welche sich nunmehr auf immer trennen, um den Erbschatz (einfachen Erbsatz) je einer Fortpflanzungszelle zu bilden. (Im Falle der Eireifung kann nur einer der Erbsätze dem reifenden Ei beigegeben werden, der andere muß zugrunde gehen, was aber für den Sinn der Einrichtung belanglos ist.)

23,9. Passive Lebensverdrängung als Schrittmacher jeder biologischen Wertschöpfung.

Der beschriebene Erwerb der Doppelsätzigkeit (Diploidie) des Erbschatzes alles höheren Tier- und Pflanzenlebens aus ursprünglichen Zuständen der Einsätzigkeit (Monoploidie) ist ein genialer, durch Mitauslese (der durch sie vermittelten Züchtungsgewinne) entstandener Züchtungstrick zur Förderung reichlicher Erbkombinationen, so daß alle Möglichkeiten der Verwirklichung wertvoller Erbkombinationen ausgeschöpft werden können. Natürlich erfüllt die ganze Einrichtung nur dann ihren Sinn und konnte sich durch Mitauslese nur unter der Voraussetzung erzüchten, daß die Träger wertvoller Erbkombinationen durch ihr biologisches Übergewicht passiv die Verdrängung der Träger weniger wertvoller Erbkombinationen bewirkten, also durch aktive Erschwerung der Lebensbedingungen, wodurch letztere zugrunde gingen. Die Lebensverdrängung durch Lebenserschwerung ist eben der Schrittmacher jeder biologischen Wertschöpfung. Ohne Verdrängung könnten seit jeher keine Wertschöpfungen des Lebens entstanden sein, also auch keine Menschen. Will man aber sich selbst als Mensch bejahen, so muß man folglich auch (im Gegensatz zu Christen und anderen Pazifisten und Weltbeglückern) die Bedingungen aller Lebensschöpfungen und aller Menschwerdung, nämlich die natürliche Lebensverdrängung, bejahen, welche etwas unumgänglich Böses und Unglück-Bringendes ist (natürlich nur die erbeigene, erberprobende Verdrängung von konkurrierendem Mitleben, welche Verdrängung nicht als Willensziel gesetzt wird, sondern nur ein Ergebnis der eigenen besseren Selbstbehauptungsfähigkeit ist, keineswegs eine Verdrängung durch den Einsatz erbfremder, kultureller Mittel, was ich zwar schon verschiedentlich herausgestellt und biologisch begründet habe, worauf aber zur Vermeidung gefährlicher Mißverständnisse und zur Abwehr böswilliger Entstellungen immer wieder hingewiesen werden muß). Der Mensch von heute strebt freilich danach, sich selbst zu bejahen, aber die Bedingungen seiner selbst, die Bedingungen jeder Wertschöpfung, zu verneinen und zu verteufeln, andererseits seine Wertzerstörung zu verneinen, aber die Bedingungen seiner Wertzerstörung zu bejahen und zu vergöttern. (In folgendem Nietzsche-Zitat ist der Inhalt der Klammern von mir):

„Und wer ein Schöpfer sein muß im Guten und Bösen: wahrlich, der muß ein Vernichter erst sein und Werte zerbrechen.

Also gehört das höchste Böse zur höchsten Güte: diese aber ist die schöpferische. —

Reden wir nur davon, ihr Weisesten, ob es gleich schlimm ist. Schweigen ist schlimmer (denn das Schweigen führt zur Vergötterung der Bedingungen der Wertzerstörung); alle verschwiegene Wahrheiten werden giftig...

Also sprach Zarathustra."

23,10. Erbgleiche Zwillinge.

Trotz der Züchtung auf große Kombinationsvariabilität gibt es Individuen, welche erbgleich sind, nämlich erbgleiche Zwillinge (neben den häufigeren erbungleichen, die gewöhnlichen Geschwistern entsprechen), welche demnach auch immer im Geschlechte einander gleich sind. Sie entstehen dadurch, daß die befruchtete Keimzelle nach ihrer ersten Teilung sich spaltete und daß jede der natürlich den gleichen Erbschatz besitzenden Tochterzellen sich zum selbständigen Organismus entwickelte. Wir kommen auf erbgleiche Zwillinge später eingehender zurück.

23,11. Gekoppelte Vererbung und züchterische Bedeutung des Austauschmechanismus.

Voraussetzung dafür, daß sich bei der Reduktion des doppelsätzigen Erbschatzes der Urgeschlechtszellen auf den einsätzigen Erbschatz der Fortpflanzungszellen alle Arten von Kombinationen zwischen dem großväterlichen und großmütterlichen Erbsatze verwirklichen können, ist das Erfordernis, daß die Erbzeuger des Erbsatzes jedes Großelters nicht unlöslich miteinander verkoppelt sein dürfen. Tatsächlich finden sich aber die Erbzeuger (wie unter Punkt 4 angegeben) auf Erbsträngen (Chromonemen) perlschnurartig aufgereiht (man hat diese kleinsten Erbteilchen [Chromomeren], welche einzelnen Erbzeugern entsprechen, sogar photographiert). Solcher Erbkörperchen oder Chromosomen (Erbfäden mit ihren Erbzeugern und Hüllsubstanz) gibt es eine für jede Organismenart oder -rasse bestimmte Anzahl im Erbschatz (beim Menschen 24 in einem Erbsatz). Alle Erbzeuger eines Erbkörperchens bilden also eine Koppelungsgruppe. Bei einer Untrennbarkeit könnten niemals aus den beiden großelterlichen Erbsätzen, wenn deren Reduktion auf einen Erbsatz erfolgt, Kombinationen hochwertiger (meist schon über Generationen vererbter und infolge positiver Zuchtwahl in der Rasse sich ausbreitender) Erbsprünge oder die Abtrennung eines mißglückten Erbsprunges von einem hochwertigen zustandekommen, wenn solche Erbsprünge im ersteren Falle zufällig auf die beiden Erbkörperchen eines zusammengehörigen Paares verteilt wären, im letzteren Falle nur einem Erbkörperchen eines Paares zufällig angehörten. Dieser Übelstand ist annähernd wieder auf die Weise behoben worden, daß sich in der Reifungsteilung der Urgeschlechtszellen ein Mechanismus herausbildete, durch welchen sich die zusammengehörigen großväterlichen und großmütterlichen Erbkörperchen der Länge nach aneinanderlegen und sich dann so fest umschlingen, daß beim Wiederauseinandertreten öfters Zerreißungen an beliebigen Stellen der Erbfäden eintreten, bei deren Wiederzusammenschluß Stückvertauschungen (infolge der Seitenverschiebung bei der Umschlingung) zwischen den beiden Erbkörperchen sich ergeben[153]. Natürlich kann nur der durch solchen Stückaustausch sich ergebende Gewinn in der Kombinationszüchtung einen solchen Erbmechanismus durch Mitauslese gezüchtet haben (und zwar zunächst in einfachster Form auf einer früheren Lebensstufe, auf der der Zusammenschluß von Erbzeugern zu Erbkörperchen noch einfacher Natur war; mit der Komplizierung des Erbschatzes während der Höherzüchtung mußte sich dann auch der Austauschmechanismus vollkommener züchten, um seine Wirksamkeit zu behalten).

---

[153] Ludwig, W., 1938: „Faktorenkoppelung und Faktorenaustausch bei normalem und aberrantem Chromosomenbestand". Leipzig.

23,12. Deckungsverhältnisse der Erbzeuger.

Es enthalten also alle Zellen von Lebewesen hoher Organisationsstufe (abgesehen von ihren Fortpflanzungszellen), seien es Pflanzen oder Tiere, zwei vollwertige Erbsätze, je einen vom Vater und von der Mutter. Jeder Erbeigenschaft entsprechen also zwei homologe Erbzeuger im Erbschatz, welche zuweilen durch Erbsprung untereinander verschieden sind (beim Menschen relativ sehr oft infolge mitgeschleppter, unbereinigt gebliebener Erbsprünge). Normalerweise setzt sich in diesem Falle nur einer der beiden Erbpaarlinge (Allele) in der Erbbekundung durch, er ist gegenüber seinem Partner überdeckend oder dominant. Mechanisch mag sich dies folgendermaßen erklären: Ein Erbzeuger produziert nur dann seine Schaltstoffe, wenn sein chemisches Gleichgewicht mit seinen Stoffprodukten, den Schaltstoffen, dadurch gestört ist, daß ihm die Zelle seine Schaltstoffe für ihre Produktion entzieht. Oft werden die Zellbedingungen derartige sein, daß von den Schaltstoffen eines Erbzeugerpaares, wenn die beiden Erbpaarlinge verschieden sind, der des einen Paarlings leichter zur Reaktion und also zur Entnahme kommt als der des anderen; das Gleichgewicht jenes Paarlings wird also eher gestört, er wird eher auf die Störung ansprechen und damit zum Schaltstofflieferanten werden, so daß die chemische Gleichgewichtsstörung durch Schaltstoffentzug oft gar nicht ein solches Ausmaß erlangen wird, daß der Partner zur Mitproduktion seines Schaltstoffes kommen kann. Der eine Erbpaarling mag damit oft die Ausbildung der Erbeigenschaft des Trägerindividuums allein bestimmen, also gegenüber seinem Partner überdeckend werden. An und für sich besteht zwischen Überdeckungsfähigkeit oder Dominanz und Lebenseignung eines Erbsprunges keine Beziehung. Die überdeckten oder deckbaren oder rezessiven Erbsprünge kommen erst dann zur Bekundung oder Manifestation, wenn sie Erbpaarlinge gewinnen, die noch deckbarer sind, so daß sie sich diesen gegenüber überdeckend verhalten, oder im normaleren Falle dann, wenn sie einen gleichen Erbpaarling gewinnen, was entweder durch einen seltenen Zufall zustande kommt (falls der deckbare Erbsprungpaarling wie im Normalfalle nicht häufig ist) oder meist durch Inzucht.

Bei der Reduktion des Erbschatzes in der Geschlechtszellenreifung werden also mit der Trennung jedes Erbkörperchenpaares (nach dessen Stückaustausch) die Erbpaarlinge jedes Erbzeugerpaares getrennt und auf verschiedene Fortpflanzungszellen verteilt. Sind die Paarlinge eines Erbzeugerpaares verschieden (durch Erbsprung), so spalten sie also in der Fortpflanzung auf, man nennt sie spalterbig oder heterozygot; sind sie gleich, so erhalten alle Fortpflanzungszellen den gleichartigen Paarling, man nennt ihn reinerbig oder homozygot. Ein deckbarer Erbzeuger bekundet sich im Normalfalle, wie wir angaben, nur wenn er paarig ist, seine Bekundung besagt demnach normalerweise, daß er reinerbig ist; ein überdeckender Erbzeuger dagegen bekundet sich immer, seine Bekundung sagt also nichts darüber aus, ob er reinerbig oder spalterbig ist, ob er also zweifach vorhanden ist oder nur einfach mit einem ungleichen Erbpaarling zusammen, welchen er überdeckt, so daß letzterer sich nicht bekunden kann. Im einzelnen gibt es jedoch alle Grade der Überdeckungsstärke eines Erbpaarlings über einen anderen. Eine gute Überdeckung eines Erbpaarlings über einen andersartigen erleichtert die Züchtung beträchtlich, denn es wird die Erfassung eines Merkmals durch die Zuchtwahl außerordentlich beeinträchtigt, wenn sich ein anderes Erbpaarlingsmerkmal mitbekundet; somit ist die weniger häufige zwischenmerkmalige oder intermediäre Bekundung einer Erbeigenschaft als ein weniger vollkommener Zustand anzusehen.

23,13. Anzüchtung von Einrichtungen zur Inzuchtverhinderung oder zur Inzuchtförderung.

Wenn nun, wie angegeben, in der Überdeckungsfähigkeit der einen Erbmerkmale über die anderen bei Erbpaarlingen der vollkommenere Zustand, der die besten Züchtungsaussichten bietet, zu sehen ist, so ist dabei freilich zu beachten,

daß dies nur unter der Voraussetzung gilt, daß sich Inzuchten, welche deckbare Erbeigenschaften (durch Kombination mit sich selbst) zur Bekundung bringen und damit ihre Träger der Erberprobung solcher Eigenschaften unterwerfen, hinreichend häufig verwirklichen.

Die Inzucht kann ja sehr verschiedenartig sein; der höchste Grad liegt bei der Selbstbefruchtung (Autogamie) vor, die natürlich nur bei zwittrigen (hermaphroditischen) Organismen wie den meisten Pflanzen und vielen niederen Tieren möglich ist. In diesen Fällen besteht die Gefahr, daß die Inzucht, und zwar die hochgradigste, die Selbstbefruchtung, ein zu starkes Übergewicht gewinnt über die Fremdbefruchtung, weshalb es zur Sicherung genügender rassischer Erbschatzmischungen meist zur Anzüchtung von Einrichtungen zur Verhütung von Selbstbefruchtungen kommt. (Siehe Abschnitt 23,3.) Solche Anzüchtungen sind (wie schon unter 23,4 erwähnt) nur möglich, solange Rassen genügend entwicklungsplastisch sind, solange also durch Fremdbefruchtungen noch günstige Erbkombinationen zustande kommen, welche durch die positive Selektion, welche sie erfahren, den Einrichtungen der Selbstbefruchtungs-Verhinderung, durch welche sie zustande kamen, ein Mitauslesegewicht verleihen. Im anderen Falle, also bei Verlust der Entwicklungsplastizität, kann es jedoch dahin kommen, daß umgekehrt die Selbstbefruchtung ein Mitauslesegewicht erhält, da sie die Fortpflanzung sichert, während die Fremdbefruchtung beim erschwerten Sichfinden der Paarungspartner (hinsichtlich der Pflanzen bei häufigem Unterbleiben der Übertragung von Fremdpollen, namentlich bei spärlicher Verbreitung) zum Fortpflanzungsverlust führen kann und damit zur Mitausmerze von Einrichtungen zur Verhinderung der Selbstbefruchtung. Tatsächlich kennen wir Organismen, welche ihre Fremdbefruchtungsfähigkeit eingebüßt haben und auf Selbstbefruchtungen angewiesen sind (obligatorische Autogamie). Bei normaler rassischer Entwicklungsplastizität züchten sich also bei zwittrigen Organismen Einrichtungen an, welche die höchstgradige Inzucht (die Selbstbefruchtung) verhindern oder erschweren, bei getrenntgeschlechtlichen (gonochorischen) Organismen dagegen Einrichtungen, welche die Inzucht, die hier weniger hochgradig ist und sich nicht so selbstverständlich vollzieht, fördern, falls Möglichkeiten solcher Anzüchtungen bestehen.

23,14. Rassenentwicklung mit und ohne Inzuchterfordernis.

Wo die natürlichen Bedingungen nicht dafür gegeben sind, daß sich Inzuchten schon an sich genügend häufig vollziehen, und wo sich auch zusätzliche Verhaltensweisen, welche die Inzucht fördern, wie Ortstreue zur Brutzeit, nicht leicht anzuzüchten vermögen, da mögen vielleicht zwischenmerkmalige Bekundungen die beste Voraussetzung für die natürliche Zuchtwahl bilden. Dort jedoch, wo sich eine für Rassenentwicklungen günstige Inzuchthäufigkeit durchzusetzen vermochte, da werden sich auch die Deckungsverhältnisse und dazu die Höhe der Erbsprungrate hierauf derart eingezüchtet haben, daß solche Rassen nunmehr auf die weitere Einhaltung solcher Inzuchten angewiesen sind und daß nunmehr ein etwaiger Verlust der Inzucht verhängnisvolle Folgen für die Rassenentwicklung hat, indem er zu untragbaren Überladungen mit deckbaren Erbsprüngen führt, einmal durch den Mangel an Selektion derselben infolge ihrer zu seltenen Bekundung, zum anderen durch eine für Nichtinzuchtverhältnisse überhöhten Erbsprungrate, die sich infolge Erbschatzverwahrlosung noch weiter überhöhen muß. Wo wir im folgenden von den Erfordernissen der Inzucht reden, haben wir immer die weniger hochgradige Inzucht getrenntgeschlechtlicher Organismen im Auge, und zwar für den Fall, in dem sich Einrichtungen wie Brutorttreue zur Inzuchtsicherung angezüchtet haben, also für den Fall, in dem die Organismen durch erbgemäße Angleichszüchtung auf Beibehaltung der Inzucht angewiesen sind. Solche Verhältnisse liegen auch für die Menschheit vor, denn viele ihrer Erbmerkmale, viele von ihr bekannt gewordene Fehlerbsprünge sind deckbar, und eine gestaffelte Inzucht, wie sie in den menschlichen Urgesellschaften bestand

und auf welche der Mensch erbgemäß eingezüchtet war, ist durch die moderne Kultur in fortschreitendem Maße zusammengebrochen, was die verhängnisvollsten Folgen auf die menschliche Erbzukunft haben muß, worauf wir noch eingehen.

23,15. Kulturfrevel gegen das überindividuelle Erfordernis der Bekundung und Bewährungserprobung von Erbsprüngen.

Es ist unerläßlich, daß die Bekundung deckbarer Erbmerkmale, deren Zuchtwahl durch Nichtbekundungen infolge Überdeckungen so leicht in Rückstand kommt, durch das Mittel der Kombination mit sich selbst, die Inzucht, nach Kräften gefördert wird, und da die allermeisten Erbsprünge mißlingen, so werden also Inzucht und alle in ihrem Dienste arbeitenden Instinkte zu Mitteln individueller Aufopferungen für die überindividuelle Wertverwirklichung in der rassischen Erbzukunft. Denn dazu ist ja der Erbsprung entstanden, daß er auf seine Lebenseignung in einer harten, natürlichen Umwelt geprüft und mit dem Trägerindividuum, ohne Rücksicht auf dessen Personalglück, für das rassische Zukunftserbe ausgelesen oder ausgemerzt wird, das ist ja sein tiefster Natursinn und Zweck (metaphorisch ausgedrückt); daß also die Auslese oder Ausmerze Mittel zur Erfüllung dieser Rassenzukunfts-Aufgabe biologischer Wertverwirklichung werde und einzig bleibe, ist mit der Tatsache der Erbsprungentstehung bereits unabdingbar gegeben und kann nicht ohne Wertzerstörung des Lebens eine Beeinträchtigung erfahren. Es muß den sicheren Rassenuntergang heraufbeschwören, wenn sich der Geist zum Feinde und Widersacher dieser überindividuellen und heroisch selbst- und nächstenopfervollen Aufgabe wahrer Wertschöpfung und zum Anwalte der Unwerte entwürdigt, wenn er aus dem Mittel der Auslese zur rassischen Wertverwirklichung, aus dem Erbsprung, bzw. aus dem Individuum als Vertreter, als Bewährungsexponent, Schicksalsvollstrecker und Schicksalserleider des Erbsprunges einen Zweck an sich macht ohne jede Wertberücksichtigung des beschirmten Objektes (mit Idealisierung dieses Verfahrens durch so naturfrevlerische, aufopferungsfeindliche, individualzentrische Begriffe wie „Heiligkeit des Lebens", „Ehrfurcht vor dem Leben", „Daseinsrecht", „Unverletzlichkeit der Person", „Gebot christlicher Nächstenliebe" usw.), wenn er aus dem Objekte der Ausmerze zum unwillentlichen Zweck lebendiger Wertschöpfung ein willentlich mit allen Mitteln zu bewahrendes Objekt, einen Daseins-Selbstzweck macht, d. h. eine Bejahung der Unwerte, aus deren Schutze vor ihrem natürlichen Verschwinden er ein moralisches Pathos macht, kurz: wenn der Geist des Menschen sich derart zum personifizierten Widersacher des Lebens aus allen Naturverwurzelungen emanzipiert und mit der Einbildung, sich zum Engel hinaufzuentwickeln, in Wahrheit zum Satan im Lammspelz wird, indem er gegenwartsbeglückend den Fluch auf seine eigene Erbzukunft bejaht und aktiv fördert.

Mit allen diesen Klarstellungen will ich freilich das eine festgehalten wissen, daß es sich hier um theoretische Einsichten in biologische Sachverhalte handelt im Sinne der wilden Weisheit, daß ich hier nicht für die Praxis des Kulturmenschen schreibe, denn mit der Unaufhebbarkeit der Grundlagen der Nutznießungskultur sind (wie unter Punkt 18 auseinandergesetzt) auch die erbwertzerstörenden individualzentrischen Moralgebote unwiderruflich, also ist der Fluch des Schicksals unabwendbar. Der Kulturmoloch hat uns durch Auferlegung erbmörderischer Pflichten in einen prinzipiell unbehebbaren Gewissenskonflikt hineingeworfen und hat uns in diese Tragödie der Verpflichtung zum aktiven Frevel an unseren eigenen Erben unlösbar festgeschmiedet.

23,16. Geschlechtsvererbung[154].

Der Mensch hat zwei Erbsätze mit je 24 Erbkörperchen. Unter diesen 24 Paaren findet sich im männlichen Geschlechte ein ungleiches Paar, die Geschlechts-

[154] Hartmann, M., 1943: „Die Sexualität". Jena.

erbkörperchen. Man bezeichnet sie als X- und Y-Erbkörperchen; und zwar hat bei den Säugetieren, bei der Fruchtfliege wie überhaupt bei den meisten Tieren und Pflanzen das Weibchen zwei X-Erbkörperchen, das Männchen dagegen ein X- und ein Y-Erbkörperchen. Umgekehrt ist es namentlich bei den Vögeln, den Schmetterlingen und der Erdbeere. Es bestimmt also beim Menschen als einem Säugetier der Vater das Geschlecht des Kindes, denn bei der Reduktion des Erbschatzes in der Reifung der Ursamenzellen mit ihrem XY-Erbschatz muß die halbe Anzahl der Samenzellen das X-Erbkörperchen, die andere halbe Anzahl das Y-Erbkörperchen bekommen; erstere liefern also bei der Befruchtung einer Eizelle, die nur immer ein X-Erbkörperchen enthält, einen weibchenbestimmenden XX-Erbschatz, letztere einen männchenbestimmenden XY-Erbschatz. Keineswegs darf etwa daraus geschlossen werden, daß der weibliche Erbschatz nicht die Erbzeuger für männliche Geschlechtsmerkmale besäße, denn solches würde ja das Erbgut für männliche Merkmale von der Kombinationszüchtung ausschließen, hätte sich also nicht durch Auslese durchsetzen können, was natürlich ebenso für die Vererbung weiblicher Eigenschaften durch den Mann gilt. Vielmehr finden sich die vollständigen Erbkomplexe für männliche und für weibliche Eigenschaften in jedem Erbschatze, und es hängt von besonderen Erbzeugern ab, die als Geschlechtsbestimmer (Realisatoren) wirken, ob der männliche oder der weibliche Erbkomplex zum chemophysiologischen Einsatz kommt. Diese die sexuellen Merkmale ausdifferenzierenden Erbkomplexe sind nicht in bestimmten Erbkörperchen vereinigt, sondern die dazugehörigen Erbzeuger sind verteilt und nur ihre physiologische gegenseitige Abhängigkeit bringt sie zu gemeinsamem Einsatze oder gemeinsamem Nichteinsatze als Erbkomplexe. Der Bestimmer des männlichen Geschlechts (d. h. jener Erbzeuger, welcher die ganze Kette der Erbreaktionen einleitet, welche zur Ausbildung des männlichen Geschlechtes führen) ist im X-Erbkörperchen anzunehmen (ich befinde mich mit dieser hier meines Wissens erstmalig vorgebrachten Auffassung im Gegensatz zu der seitherigen unserer Erbtheoretiker), der Weiblichkeitsbestimmer in irgendeinem anderen Erbkörperchen (bei der Fruchtfliege im dritten Erbkörperchen). Nach dieser meiner neuen Auffassung hat nämlich das Y-Erbkörperchen die Bedeutung, daß es den Männchenbestimmer im X-Erbkörperchen epistatisch macht über den Weibchenbestimmer. Epistatisch nennt man einen Erbzeuger, wenn er über einen anderen Erbzeuger, zu dem er kein Erbpaarling ist, überdeckend ist, wenn er also die Wirkung eines anderen Erbzeugers unterdrückt. Den unterdrückten bezeichnet man entsprechend als hypostatisch. Das Y-Erbkörperchen des Menschen ist sehr klein und enthält nur noch sehr wenige Erbzeuger. Der oder die Männlichkeitsbestimmer im X-Erbkörperchen (bei der Fruchtfliege sind es nämlich eine ganze Anzahl, und man wird es wohl entsprechend auch für Säugetiere annehmen können) besitzen keine Erbpaarlinge im Y-Erbkörperchen. Wenn ein Erbpaarling ganz ausfällt, so bekundet sich nämlich sein verbliebener Partner intensiver, und es beruht hierauf, daß die Männchenbestimmer eines XY-Erbschatzes, da sie keine Partner haben, epistatisch gegenüber den Weibchenbestimmern werden, im XX-Erbschatz dagegen sind sie, weil sie schwächer wirken müssen, hypostatisch, womit die Geschlechtsverwirklichung im Verhältnis von 1:1 gesichert ist. Die wenigen im Y-Erbkörperchen des Menschen verbliebenen Erbzeuger paaren sich bei der Reifung der Ursamenzellen mit den entsprechenden des X-Erbkörperchens und können dabei auch einen Stückaustausch betätigen. Das Y-Erbkörperchen war ursprünglich, bei den zwittrigen Vorfahren aller getrenntgeschlechtlichen Organismen, ein X-Erbkörperchen und ist erst durch seine Aktion für die Epistasie eines Geschlechtes erbleer gezüchtet worden, bei manchen Arten schließlich ganz ausgefallen.

23,17. Geschlechtsgebundene deckbare Vererbung am Beipiel der Bluterkrankheit.

Aus diesem ziemlich Leergewordensein des Y-Erbkörperchens ergibt sich die Besonderheit, daß deckbare Erbsprünge, welche im X-Erbkörperchen zustande-

kommen und keinen Partner im Y-Erbkörperchen haben, sich in jedem Falle, also auch ohne Inzucht im männlichen Geschlecht bekunden, weil dies Geschlecht nur ein X-Erbkörperchen besitzt, während sie im weiblichen Geschlecht vom Normalpartner im zweiten X-Erbkörperchen überdeckt werden und somit nicht zur Bekundung gelangen (solange nicht das zweite X-Erbkörperchen den gleichen Erbsprung erwirbt). Hierher gehört unter anderem z. B. die Bluterkrankheit des Menschen (Hämophilie), die in einem Verlust der Gerinnungsfähigkeit des Blutes durch Fehlerbsprung besteht und dazu führt, daß sich selbst bei leichten Verletzungen ein unstillbares Bluten einstellt. Da dieser Verlusterbsprung im X-Erbkörperchen vorliegt und keinen Partner im Y-Erbkörperchen hat, so tritt die Entartung also fast ausschließlich im männlichen Geschlechte auf, wird aber niemals von einem kranken Vater auf einen Sohn vererbt (da ja die Söhne vom Vater nur das Y-Erbkörperchen erben), während sämtliche Töchter eines kranken Vaters sein defektes X-Erbkörperchen erben, aber nicht selbst erkranken (da ja die Krankheitsanlage von der Normalanlage des anderen, von der Mutter geerbten X-Erbkörperchens überdeckt wird). Diese erscheinungsbildlich (phänotypisch) gesunden, aber erbbildlich (genotypisch) kranken Töchter, welche man als Überträger (Konduktoren) bezeichnet, vererben das defekte X-Erbkörperchen im Würfelspiel der Erbschatzreduktion auf durchschnittlich die Hälfte aller ihrer Kinder, von denen aber nur die Söhne (also die halbe Anzahl von ihnen) wieder die Krankheit offen zeigen, während die Hälfte der Töchter wieder Überträger sind. Man spricht in diesem Falle von geschlechtsgebunden deckbarer (rezessiver) Vererbung. Obwohl also eine geschlechtsgebunden deckbare Entartung fast nur im männlichen Geschlechte in Erscheinung tritt, sind (da doppelt so viele X-Erbkörperchen auf das weibliche als auf das männliche Geschlecht entfallen) doppelt so viele weibliche als männliche Personen einer Bevölkerung mit dem Erbdefekte behaftet. Es ist dies nur ein Beispiel unter zahlreichen dafür, daß erbbiologische Schlüsse fast immer völlig fehlgreifen, wenn sie sich allein auf das äußere Erscheinungsbild stützen. So hat z. B. ein bluterkranker Mann, dessen Vater ebenfalls bluterkrank ist, diese Entartung niemals von seinem Vater geerbt, sondern von seiner erscheinungsbildlich gesunden Mutter, die in diesem Falle Überträger ist. Solche Fälle sind bekannt geworden.

23,18. Die Züchtung der Bluterkrankheit.

Die Blutgerinnung ist ein komplizierter biochemischer Vorgang, in welchem eine Anzahl Erbzeuger zusammenwirken. Es gibt auch eine übermäßige Blutgerinnung, überhaupt gibt es viele Grade in der Stärke oder Schnelligkeit der Blutgerinnung, und es ist in den Organismen immer derjenige Grad der Blutgerinnungsfähigkeit verwirklicht, der für die Lebensbehauptung der dienlichste ist; selbstverständlich beruht dies einzig auf Zuchtwahl und nicht etwa auf einer metabiologischen Zielstrebigkeit, denn wie alle Erforschung dieser Vorgänge erwiesen hat, vererben sich alle Grade der Gerinnungsfähigkeit mit der gleichen erbmechanischen Sturheit, und der lebensdienlichste Grad genießt nicht den geringsten Vererbungsvorzug. Daß auch die Blutgerinnung des normalen Menschen den Grad der besten Lebensdienlichkeit aufweist, zeigt, daß in gesunden Urzuständen selbst leichte Abweichungen von der besten Norm schon der Ausmerze verfielen, während heute in Hochkulturvölkern unter dem ärztlichen Beistande selbst die schweren Fälle von Bluterkrankheit in rapider Weise an Zahl von Generation zu Generation wachsen. Es kann eben kein Erbwert rassisch erhalten bleiben, wenn nicht sein Schwund den Untergang der betroffenen Individuen zur Folge hat. Bei wilden Völkern gibt es überhaupt keine Bluterkrankheit und natürlich auch bei keiner der vielen Tausend Arten sonstiger Wirbeltiere. Derartige Abbüßungen seiner Vernunft bleiben nur dem sich so nennenden „Herrn der Schöpfung" vorbehalten. Bei den gesundheitlich vorsorglichsten Völkern — das sind die Juden und die nordrassischen Völker — ist demgemäß die Blutentartung bei weitem am häufigsten. Die Juden liegen mit starkem Vorsprung

an der Spitze, bei ihnen soll die Bluterkrankheit achtmal so häufig sein als in der sonstigen Bevölkerung Mitteleuropas. Das ist verständlich, denn die Juden sind als älteres Kulturvolk auch stärker auf gesundheitliche Vorsorglichkeit gezüchtet (sie stehen im Rufe hoher Arztbedürftigkeit), und die Lebenserhaltung von Blutern ist in erster Linie eine Frage der persönlichen gesundheitlichen Vorsorglichkeit. (Ich verweise auf Abschnitte 19,13—14, in denen ich auseinandersetzte, daß sich physische Entartung und individualzentrische Instinkte durch wechselseitige Züchtung steigern.) Ebenso beruht die starke Ausbreitung der Bluterkrankheit gerade in Fürstenhäusern natürlich auf der besonders hohen gesundheitlichen Vorsorglichkeit dieser Kreise. Es sind immer die eigenen Nachkommen, welche die Liebe und Gewissenhaftigkeit der Eltern in der Betreuung ihrer Kinder mit Entartung abzubüßen haben, denn jedes Erbzukunftsglück wird allein durch Gegenwartsopfer erkauft. (Siehe auch Schluß von Abschnitt 16,40.) Unter farbigen Völkern ist die Bluterkrankheit nur unter den Japanern verbreitet, den erfolgreichen Nachäffern, die ehrgeizig bestrebt sind, im medizinischen Wettrennen der Erbentartungszüchtung gegenüber den Vorbildern der dekadenten weißen Völker keineswegs ins Hintertreffen zu geraten.

23,19. Die Einzüchtung des Zahlenverhältnisses 1 : 1 der Geschlechter beim Menschen.

Die fast völlige Beschränkung der Bekundung geschlechtsgebunden deckbarer Fehlerbsprünge auf das männliche Geschlecht fordert somit von demselben einen höheren Opferzoll an Leben für die Reinigung des Erbstromes von Fehlerbsprüngen als vom weiblichen Geschlechte. Entsprechend werden auch normalerweise etwas mehr männliche als weibliche Früchte angelegt; bei der Übersterblichkeit männlicher Früchte gleicht sich aber das Verhältnis später auf etwa 1 : 1 aus (wozu später noch allerlei zu sagen ist). Wir sahen, daß gleichviele männchen- und weibchenbestimmende Samenfäden vom Manne erzeugt werden. Wenn gleichwohl mehr männliche Früchte angelegt werden, so beruht das darauf, daß die männchenbestimmenden Samenfäden öfters zur Befruchtung des Eies kommen. Untersuchungen weisen darauf hin, daß die männchenbestimmenden Samenfäden widerstandsfähiger sind als die weibchenbestimmenden und daher etwas geeigneter sind, den langen Weg zum Eileiter mit seinem hohen Energieverbrauch zurückzulegen, so daß sie häufiger zur Befruchtung kommen. Es ist dies als eine Ausgleichszüchtung gegen die Übersterblichkeit männlicher Früchte aufzufassen, die sich in einer Wiederherstellung des Geschlechtsverhältnisses 1 : 1 durch männliches Überangebot auswirkt. Das normale Zahlenverhältnis der Geschlechter züchtet sich selbsttätig ein, denn bei einer Überproduktion eines Geschlechts über das andere werden (namentlich bei gestaffelter Inzucht) diejenigen Väter oder Mütter, welche für eine solche Überproduktion erblich veranlagt sind, häufiger Kinder haben, welche keinen Ehepartner finden, so daß diese ihre Eigenschaft im Durchschnitt der Ausmerze verfällt.

23,20. Menschliches Zwittertum.

Der Einsatz eines geschlechtlichen Erbkomplexes ist also normalerweise immer mit der Unterdrückung des Einsatzes des geschlechtlich entgegengesetzten Erbkomplexes verbunden, was natürlich erbphysiologisch bedingt ist und durch Auslese sich durchgesetzt hat. Wenn dieser erbphysiologische Mechanismus aus irgendeiner Ursache nicht richtig funktioniert, etwa infolge eines Erbsprunges, welcher die Epistasie des einen Geschlechtskomplexes gegenüber dem anderen herabsetzt, so kann es zur gleichzeitigen Ausbildung beider Geschlechter im gleichen Individuum kommen: es entsteht ein Zwitter (sogenannter Scheinzwitter, denn es kommt nicht zur vollen Funktionstüchtigkeit beider Geschlechtsausprägungen, im Gegensatz zu echtem Zwittertum, wie es viele Organismengruppen als

Normalzustand aufweisen). Im äußersten Falle allerdings hat man beim Menschen die volle Ausbildung beider Geschlechter an einem Individuum beobachtet mit Produktion reifer Samenfäden und reifer Eier[155], so daß in einem solchen Falle eine Selbstbefruchtung beim Menschen denkbar wäre, wenn die Samenfäden künstlich in die eigene Gebärmutter überführt würden, was man im Experiment bei anormal zwittrigen Zahnkarpfen, Fröschen und Kröten erzielte. Es ist das natürlich der höchstmögliche Inzuchtgrad.

Bei den Wirbeltieren ist der Einsatz eines großen Teiles des Geschlechts-Erbkomplexes in hohem Maße von der Geschlechtshormon-Produktion abhängig, von dem Hodenhormon und von dem Eierstockhormon (Hormon = Reizstoff, siehe unter Punkt 5). Kommt es zu einem verkehrten Hormoneinsatz, so kommt es auch auf diese Weise zu scheinzwittrigen Ausprägungen. So bekam eine Frau infolge eines Eierstockgeschwürs, welches Hodenhormon produzierte, einen Bart, Brusthaare, eine männliche Glatze, eine tiefe Stimme und eine Vermännlichung des Gesichts und des Körpers. Die latenten männlichen Erbanlagen waren aktiviert worden. Nach Entfernung des Geschwürs trat wieder die Weiblichkeit hervor[156].

23,21. Verfrühte Geschlechtsreife.

Werden die Geschlechtshormone zu frühzeitig produziert, so kommt es zu verfrühter Geschlechtsreife. Es wurde sogar bei einem menschlichen Säugling im ersten Lebensjahre Reifung der Geschlechtsteile, Bildung reifer Samenfäden und Trieb zur Ausübung des Geschlechtsaktes beobachtet. Ein solcher Säugling könnte Vater eines fast gleichaltrigen Kindes werden. In einer Sippe fand man bei acht Personen in vier Generationen verfrühte männliche Geschlechtsreife[157]. Bei eben geworfenen Ratten erzielt man durch Einspritzung von Geschlechtshormon in wenigen Tagen geschlechtliche Reife. Auch bei Mädchen ist schon in den ersten Lebensjahren und sogar im Säuglingsalter geschlechtliche Frühreife zur Beobachtung gekommen[157]. In der Ukraine wurde ein Mädchen mit vier Jahren geschlechtsreif und gebar mit sechs Jahren, bevor es in die Schule kam, ein normal entwickeltes, wenn auch totes Kind. Daß das Kind tot war, mag vielleicht auf Bekundung von überdeckt gewesenen Erbdefekten durch Inzucht beruhen, denn die kleine Mutter war von ihrem Großvater geschwängert worden[158]. Es wurde auch der Fall bekannt (in Peru), daß ein so kleines Mädchen ein lebendes Kind gebar, das am Leben blieb und mit dem es als einem „Geschwisterchen" aufwuchs. Der Mensch ist eben wie jeder Wurm ein völliger Spielball seiner Erbanlagen. Einzig der unerbittlichen Auslese auf erbeigene Lebensbewährung seit Urzeiten, den Opfern unserer Vorfahren (die man heute verneint, an denen man heute schmarotzt mit moralischen Gefühlen tiefster Ehrfurcht vor solchen Freveln an den eigenen Zukunftserben) verdanken wir es, wenn der Einsatz jedes Erbzeugers an der richtigen Stelle und zum richtigen Zeitpunkte erfolgt und dadurch ein wohlgeordneter Ablauf der Lebensvorgänge aufrecht erhalten wird. (In den Einverleibungen von Rekonvaleszentenserum z. B. vollzieht sich dieses Schmarotzertum an den durch die Ahnen eropferten Erbwerten des Mitmenschen geradezu wörtlich: dieser läßt mit dem guten Gewissen, eine „edle Tat" zu vollbringen, sein Blut [nachdem es die erbeigene Bewährungsprobe gegen Mikroben bestanden hat] ahnungslos für Schmarotzerdienste abzapfen, nämlich für Kranke, denen damit eine erbfremde Bewährung im Kampf mit den Mikroben erschlichen wird, zum Fluche für die eigene Erbzukunft solcher Schmarotzer und freiwilligen Schmarotzerwirte, denn jeder erbfremd einverleibte Selbstbehauptungsgewinn schmarotzt an den Erbschätzen der Nachfahren. Hierüber und über alle Fragen übertragbarer Krankheiten gibt der zweite Teil dieses Werkes Aufschluß.)

---

155 Meisenheimer, J., a. a. O. (unter 23, 1) . . . 1930. Bd. 2, S. 312—315.
156 Plate, L., 1933: „Vererbungslehre". Bd. 2, S. 837.
157 Just, G., 1940: „Handbuch der Erbbiologie des Menschen". Bd. 4, S. 942 f.
158 „Der Naturforscher". 1934/35. Bd. 11, S. 221 f.

23,22. Aktivierung gegengeschlechtlicher Erbkomplexe.

Es gibt innerhalb der geschlechtlichen Erbkomplexe Bereiche, welche fester, und solche, welche weniger fest an das Geschlecht gebunden sind. Zu den locker gebundenen gehören viele männliche und weibliche Charaktereigenschaften, deren erbliche Bekundung und Geschlechtsbindung ganz außerordentlich labil ist und von ganz unkontrollierbaren frühembryonalen Entwicklungszufälligkeiten abzuhängen scheint. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir hierin eine Folge der menschlichen Erbschatzverwahrlosung erblicken, denn bei Tieren ist diese Geschlechtsgebundenheit des Charakters viel ausgesprochener fixiert. Man beachte, daß der männliche zugleich mit dem weiblichen Charakter sowohl von väterlicher wie auch von mütterlicher Seite vererbt wird. Bei beiderseitiger Spalterbigkeit werden also Charakteranlagen in vier unterschiedlichen Serien (zwei männliche und zwei weibliche Anlageserien) vererbt, womit verständlich wird, daß bei Erbschatzverwahrlosung zuerst im geschlechtstypischen Charakter, wenn er nur locker geschlechtsgebunden ist, ein Durcheinander und ein Mangel an Fixierung in der Zuordnung von Charakteranlagen und Geschlecht auftritt. Die eindeutigsten Belege dafür liefern die Erfahrungen an eineiigen Zwillingen, welche ja, wie wir (unter 23,10) sahen, den gleichen Erbschatz haben und demgemäß auch immer gleichgeschlechtlich sind[159]. In Eigenschaften dagegen, welche entweder geschlechtsunabhängig oder völlig geschlechtsgebunden sind und welche nicht sonst umweltschwankig in ihrer Erbbekundung sind, zeigt sich bei eineiigen oder erbgleichen Zwillingen eine hochgradige Identität, die bis in die lächerlichsten Einzelheiten geht; dagegen können sich unter Umständen bei locker geschlechtsgebundenen Eigenschaften große Gegensätze ausprägen, welche ebenfalls erbbedingt sind, aber auf der Aktivierung verschiedener Erbanteile des gleichen Erbschatzes beruhen, was schon frühvorgeburtlich durch unkontrollierbare Zufälligkeiten erfolgt sein mußte. Namentlich handelt es sich hierbei um einen Wechsel in Charakter-, Interessen- und Temperament-Eigenschaften, welche normalerweise geschlechtstypisch sind, hier aber sehr häufig bei einem der beiden erbgleichen Zwillinge mehr den Typus des entgegengesetzten Geschlechts zeigen. Die Unnormalität dieser Zwillinge zeigt sich oft noch darin, daß sie im Gegensatz zu den normalgeschlechtlich entwickelten Partnern häufig Linkshänder sind oder körperliche Linksasymmetrien aufweisen[160]. Diese Ausprägung von erblich verschiedenen Anlagen des gleichen Erbschatzes kann sehr weit gehen, wie viele Fälle zeigen, z. B. der eines erbgleichen Schwesternpaares, über das ihre Lehrerin dem wissenschaftlichen Untersucher erklärte: „Äußerlich zum Verwechseln ähnlich, im Charakter die größten Gegensätze"[161]. (Übrigens erweisen solche Feststellungen auch, wie abwegig es ist, aus menschlichen Gesichtsbildungen auf Charaktereigenschaften zu schließen, soweit es sich nicht um rassereine Individuen handelt, bei denen Gesicht und bestimmte Charakterzüge Ausdruck desselben rassischen Typus sind.) Der anormal bekundete entgegengesetzte Geschlechtscharakter zeigt allerdings auch seinen Miteinfluß auf Körper- und Gesichtsbildung, während Augen, Haarform, Haarfarbe, Hautbeschaffenheit und andere geschlechtsunabhängige Eigenschaften, für die es jedenfalls nur einen einzigen Erbanlagenkomplex gibt, bei beiden erbgleichen Paarlingen fast immer identisch sind. Demgemäß erreicht auch mit der Geschlechtsreife eine solche Unähnlichkeit eineiiger Zwillinge ihren Höhepunkt. Natürlich muß es dann auch

---

[159] Lotze, R., 1937: „Zwillinge". Öhringen.
Lotze, 1940: „Mehrlingsbildung bei Säugetieren". „Handbuch der Erbbiologie des Menschen". Bd. 4, S. 994—1011.
Wehefritz, E., 1940: „Die Mehrlingsbildung beim Menschen und ihre Vererbung". Ebenda, S. 1012—1041.
[160] Bouterwek, H., 1932: „Ein Beitrag zur Zwillingspädagogik". „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie . . ." Bd. 26, S. 279—303.
Bouterwek, H., 1935a: „Asymmetrie und Polarität bei erbgleichen Zwillingen". Ebenda. Bd. 28, S. 241—280.
Bouterwek, H., 1935b: „Asymmetrieproblem und Zwillingsforschung". Ebenda, Bd. 29, S. 391—419.
Köhn, W., 1935: „Die Vererbung des Charakters. Studien an Zwillingen". Ebenda. Bd. 29, S. 1—26.
Gottschaldt, K.. 1937: „Asymmetrie und Polarität". „Fortschritte der Erbpathologie . . ." Bd. 1, S. 7ff.
[161] Bouterwek, H., a. a. O. 1935a . . ., S. 258.

sonst beim Menschen oft zur annormalen Bekundung des gegengeschlechtlichen Erbcharakters kommen, nur daß die Feststellung bei Personen ohne erbgleiche Zwillingspartner erschwert ist.

23,23. Erbgleiche Zwillinge als Beweise für die Macht der Erbprägung gegenüber dem Umwelteinfluß.

Tritt aber nun mal der Fall ein, daß sich keine Labilität im Einsatze der Erbkomplexe bei der embryonalen Ausprägung ereignete, daß bei einem erbgleichen Zwillingspaare eine völlige Geschlechtsgebundenheit der geschlechtlichen Erbkomplexe bestand, daß also keine Aktivierung falscher Erbkomplexe Unterschiede schuf, so kommt es zu einer derartigen Zwillingsgleichheit, daß sie das Erstaunen aller Mitmenschen erregt und die ungeheuere Macht des Erbschatzes in der Prägung der Persönlichkeit beweist. So heißt es in einem erbwissenschaftlichen Bericht über Zwillingsuntersuchungen von einem eineiigen Schwesternpaar, daß „völlige körperliche und geistige Identität" bestand: „Gleiche Reaktion auf sämtliche Außeneinflüsse; der Eintritt der Reife erfolgte gleichzeitig (3 Tage Unterschied)... Sie ‚vertreten' sich gewissermaßen scherzhalber, ohne daß Mitschülerinnen oder Lehrer es merkten. Die meisten Lehrer zogen aus der immer wieder zum Vorschein kommenden Identität auch schon die Folgerung, nur mehr eine zu prüfen und der anderen die gleiche Note zu geben, da ‚erfahrungsgemäß' sowieso kein Unterschied zum Vorschein kommt. Sämtliche ‚Reaktionen' sind eben gleich: ebenso wie sie zur Zeit des ersten Besuches an der gleichen Stelle der Oberlippe ein Hitzebläschen hatten, das zur selben Stunde verging, wie sie beide nach übermäßigem Genuß von Schweinefleisch an Gelbsucht erkrankten, ebenso gleich sind alle seelischen Reaktionen: Bei Gleichheit aller ‚Komponenten' der Schulleistungen (Begabung, Charakter, Zu- und Abneigungen, Leistungsfähigkeit) sind diese selbst natürlich auch gleich... Bei der genauen amtsärztlichen Untersuchung ist das Erstaunen und die Verblüffung des Arztes ob der vollkommenen körperlichen Identität groß, er kann es, nachdem er die eine durch 1½ Stunden genauest untersuchte, erst glauben, daß er bei der zweiten nicht dieselbe Person vor sich hat, nachdem er beide beisammen sieht." Und diese Identität entwickelte sich, obwohl die Geburtsgewichte recht verschieden waren, 4½ und 5½ Pfund, obwohl also der eine Zwilling eine viel reichlichere vorgeburtliche Ernährung gehabt hatte als der andere, was sich erbschatzgemäß später wieder völlig ausglich[162]. Jedenfalls fällt diese verschieden reichliche Ernährung, die gerade bei eineiigen Zwillingen meist sehr ausgeprägt ist, in die spätere Embryonalzeit, in welcher der Einsatz labiler Geschlechts-Erbkomplexe bereits fixiert ist.

Erbforscher haben sich oft bemüht, den Einfluß von Erbe und Umwelt auf die Ausprägung des Organismus festzustellen, und sind dabei von der Voraussetzung ausgegangen, daß alle feststellbaren Unterschiede bei eineiigen Zwillingen auf unterschiedlichen Umweltwirkungen beruhen müßten, in Anbetracht der Erbgleichheit solcher Zwillinge. Diese Folgerungen sind also grundfalsch. Auch die weitaus meisten Unterschiede eineiiger Zwillinge beruhen auf Ausprägungen von Erbschatzdifferenzen, trotz Identität beider Erbschätze, und der Umwelteinfluß besteht in diesen Fällen darin, daß er auf früher Embryonalstufe verschiedenartige Erbanlagen zur Bekundung brachte, welch letztere sich durch spätvorgeburtliche und nachgeburtliche Umwelteinflüsse nicht wieder umkehren läßt. Unsere Vorstellungen über die Bedeutung des Umwelteinflusses ändern sich damit grundlegend und schrumpfen zusammen, denn das meiste, was man als normalen Umwelteinfluß ansah, entpuppt sich als embryonale Labilität in der Zuordnung gewisser Erbkomplexe zum Geschlecht.

Da wir wissen, daß alle Entwicklung allein auf Erbsprüngen beruht, daß sich keinerlei Umwelteinfluß vererben kann, daß vielmehr umweltliche Abwandlungen

---

[162] Bouterwek, H., a. a. O. (unter 23, 22). 1932 ... S. 281 und 288 f. (aufgeführt als EZ 1). Mjöen, H., 1942: „Ähnliche und verschiedene Zwillinge". „Volk und Rasse". Bd. 17, S. 17.

oder Labilitäten in den Merkmalsausprägungen Beeinträchtigungen der Wirksamkeit der natürlichen Zuchtwahl zur Folge haben und Beeinträchtigungen des züchterischen Ertrages der Lebensopfer, so ist es ein gewisser Trost — vorausgesetzt, daß man eine überindividuelle Einstellung zum Leben hat —, festzustellen, daß im natürlichen, noch gesunden Leben die Einflüsse der Umwelt, der Erziehung, Charakterprägung, medizinischer Bemühungen, des Gesundheitsdienstes usw. (was ja alles niemals einen Erbschatz aufbessern kann, wohl aber die Zuchtwahl verfälscht) keine bemerkenswerte oder eine nur an der Oberfläche bleibende Wirkung auf die Erbentfaltung haben. Erst durch die Erbschatzverwahrlosungen erlangt diese Macht der Umwelt sehr bedenkliche Grade, freilich zur Genugtuung von Erziehern, Priestern, Ärzten, Gesundheitsfürsorgern, Richtern usw., welche ihre Bemühungen um Fälschungen der Erbbekundungen, um deren „Verbesserungen" für den Augenschein zu allgemeinem Nutz und Frommen, um so mehr von „Erfolg" gekrönt sehen, je stärker der Erbschatz und die von ihm gesteuerten Funktionsgefügeordnungen verwahrlosen und an Erbkraft im Durchschlag ihrer wesensgemäßen Bekundungen einbüßen.

23,24. Erbgleiche Rinderzwillinge.

Auch beim Rinde sind eineiige, also erbgleiche Zwillinge nicht selten, und hier ist nichts über charakterliche Unterschiede solcher eineiigen Zwillinge bekannt geworden; diese erscheinen uns vielmehr völlig gleich. In einem Tierzuchtinstitut bei Stockholm hat man eine Herde von über 60 erbgleichen Zwillingspaaren von Rindern aufgezogen, deren Paarlinge man sehr verschiedenen Haltungsbedingungen unterwirft, um den Einfluß verschiedenartiger Umwelt auf das gleiche Erbe zu studieren. Gleichwohl entwickeln sich die Paare erstaunlich gleichartig. So berichtet ein deutscher Erbforscher von einem Besuche des Institutes[163]: „Wird die Herde auf die Weide getrieben, so finden sich die Zwillingspartner zusammen. Im Stall ist die Gleichheit ihres Verhaltens nicht weniger überraschend: die gleiche Art, in der Stallbucht zu stehen oder zu liegen, mit der Zunge zu lecken, den Schwanz zu halten, mit dem Schwanz zu spielen. Das Spiel mit dem Schwanz durch fast ständiges Wedeln zeigen nur zwei Tiere der Herde, Zwillinge, die noch dadurch von Interesse sind, daß beide Tiere einen Krummschwanz (‚wrytail') haben, ein rezessiv erbliches Merkmal, bei dem die Schwanzwurzel im Winkel zur übrigen Wirbelsäule steht; der Krummschwanz der beiden Zwillinge ist spiegelbildlich, das heißt bei dem einen Tier nach links, bei dem anderen nach rechts gerichtet. Die Gleichheit in der Ruhelage mancher Zwillinge erinnerte mich lebhaft an die übereinstimmenden Schlafstellungen und -bewegungen, die wir von menschlichen eineiigen Zwillingen her kennen."

23,25. Unerläßlichkeit von Inzucht und Fremdzucht für die Erbbehauptung.

Die **Inzucht** ist das naturnotwendige Mittel, die in einem Lebensstrome mitgeschleppten verborgenen Fehlerbsprünge deckbarer Natur zur Bekundung zu zwingen, der Ausmerze zu überführen und den Lebensstrom von ihnen zu reinigen. Inwieweit eine Lebensform Inzuchten **verträgt**, ohne übermäßige Entartungssymptome zur Offenbarung zu bringen, ist ein Gradmesser dafür, wie weit sie in ihrem Erbschatz rein von verborgenen Entartungen ist. Es ist also verkehrt, im Falle einer Minderwertigkeit von Früchten aus einer Inzucht die Inzucht selbst als entartungsfördernd verantwortlich zu machen, wie es bei der allgemeinen Ahnungslosigkeit über biologische Vorgänge zu geschehen pflegt. Genau das Gegenteil des Augenscheines entspricht — wie auch sonst so oft — der Wirklichkeit: der Mangel an Inzucht, welcher die Entartungen unterirdisch zur Weitergabe durch die Generationen bringt, wirkt dadurch entartungsfördernd (denn es kommen ja durch Erbsprünge immer von neuem Entartungen hinzu),

---

[163] Nachtsheim, H., 1948, in: „Die Naturwissenschaften". Bd. 35, S. 333.

während die Inzucht entartungsreinigend wirkt: sie macht ja nur verborgenes Schlechtes offenbar und wird damit ganz unerläßlich für eine jede erbliche Reinigung und Aufartung[164]. Aber freilich erfordert jede Aufartung Lebensopfer; hier muß man eben überindividuell in die Erbzukunft sehen lernen, statt individualzentrisch für das Wohlbehagen der Gegenwart, das immer an der Erbzukunft frißt. Dazu sind ja eben die mißglückten Erbsprünge entstanden, daß ihre Träger an ihnen zugrunde gehen sollen, damit sich die seltenen hochwertigen Erbsprünge einsammeln können, denn ohne die mißglückten Erbsprünge sind die hochwertigen nicht zu haben, und nur durch Vernichtung der mißglückten Erbsprünge sind die Erbschätze vor ihrem Überwuchern durch dieselben zu retten. Es gibt keine lebendige Werterhaltung ohne Lebensopfer, denn es gibt keine wertschaffenden Weltengeister, die hinter dem Leben tätig wären, wie zu allen sonstigen Erfahrungen auch unsere Erfahrungen über Erbsprünge einwandfrei erwiesen haben. Andererseits ist neben der Inzucht die Fremdzucht unerläßlich für die Einsammlung und Ernte aller in der Rasse siegenden Glückserbsprünge in den Gesamterbstrom, d. h. für die Kombinationszüchtung wertvoller Erbeigenschaften zu Rasseneigenschaften. Die beste Züchtungslage wird erreicht durch einen Wechsel zwischen beiden Zuchtformen, was wir später noch eingehender erläutern.

23,26. Instinkte im Dienste der Inzucht.

Da sich in freier Natur die Fremdzucht in den meisten Tiergruppen mit viel größerer Wahrscheinlichkeit vollzieht als die Inzucht, so finden wir vielfach im Dienste der letzteren besondere Erbeigenschaften wirksam, namentlich Instinkte, die zu einer Orts- und Heimattreue führen, durch die sich die Aussichten auf Inzuchtpaarungen erhöhen. Auch hier handelt es sich um individuell schädliche, aber überindividuell fruchtbare Rasseneigenschaften, die zu persönlichen Opfern zwingen, indem sie mißglücktes Erbgut zur Bekundung bringen und dadurch in der Bewährungserprobung scheitern lassen, was zum Segen der Rassenzukunft ausschlägt. Eben durch dieses biologische Übergewicht in der Nachkommenschaft gewinnen die für dies Übergewicht verantwortlichen Ortstreueinstinkte Auslesewert, obwohl sie für die Individuen durchaus unvernünftige Instinkte sind, indem sie die Individuen durch den Zwang zur Bekundung ihrer schlechten Erbeigenschaften schädigen. Beim Menschen sind diese edlen, überindividuell fruchtbaren Instinkte als Liebe zur engsten Heimat, in der man aufwuchs, der unbelebten und belebten, und als Heimweh wirksam, welches schmerzhaft mahnt, dem Fleckchen Erde treu zu bleiben, in das man verwurzelt ist. Wir kommen unter Punkt 24 auf den Heimattreue-Instinkt zurück.

23,27. Wirksamkeit der Inzucht auf die Bekundung deckbarer Erbsprünge.

Einen deckbaren Erbsprung reinerbig zu machen und dadurch zur Bekundung zu bringen, ist sehr langwierig, womit das Erfordernis der Inzucht ein um so dringlicheres ist. Dazu mögen folgende Überlegungen dienen (die derjenige, an dessen Phantasie sie zu hohe Anforderungen stellen oder dem solche Überlegungen noch ungewohnt sind, sich besser an Hand der Zeichnung eines Schemas klar macht nach Art einer Nachkommentafel (das ist ein erweiterter Stammbaum, in den alle Nachkommen einer Person eingezeichnet sind), mit Einsetzung von Symbolen für Erbsprung und Normalpaarling in die Personen):

Ein Individuum, welches in einer seiner Fortpflanzungszellen einen deckbaren Erbsprung liefert (während es selbst den Normalpaarling reinerbig, also doppelt besitzt), setzen wir als erste Generation an. Sein Kind, das aus dieser Fortpflanzungszelle nach vollzogener Befruchtung (mit einer normalen Fortpflanzungszelle) entsteht, bildet die zweite Generation, welche also (in diesem einen Individuum) Träger eines deckbaren überdeckten (spalterbigen), sich also nicht im

[164] Schwanitz, Fr., 1935: „Inzucht". „Volk und Rasse". Bd. 10, S. 394 f.

Erscheinungsbilde des Individuums bekundenden Erbsprunges ist. Die Hälfte von dessen Kindern, also die Hälfte der dritten Generation, erbt diesen Erbsprung (durchschnittlich gerechnet, denn im Einzelfalle können es mehr oder weniger Kinder sein), und zwar erbt sie ihn wiederum einfach (die andere Hälfte erbt den normalen Erbpaarling dieses Erbsprunges). Im Falle der (gesetzlich für Kulturmenschen unerlaubten) Geschwisterehe liefert die vierte Generation im günstigsten Falle die Reinerbigkeit dieses Erbsprunges und somit zum erstenmal dessen Bekundung. Es tritt dabei unter durchschnittlich vier wahllosen Geschwisterpaarungen nur einmal der Fall ein, daß beide Geschwister den deckbaren Erbsprung haben, und nur in diesem Falle wird durchschnittlich jedes vierte ihrer Kinder zufällig reinerbig für diesen Erbsprung (indem es ihn von beiden spalterbigen Elternseiten zugleich, also paarig erhält). Im ganzen gelangt also der Erbsprung unter 16 Kindern der Geschwisterpaarungen durchschnittlich nur einmal zur zufälligen Bekundung, dagegen wird er durchschnittlich sechsmal wieder spalterbig vererbt und neunmal nicht vererbt. Wichtig ist dabei lediglich das Zahlenverhältnis zwischen den zur Bekundung und Nichtbekundung gelangenden Vererbungen des deckbaren Erbsprunges; es ist 1:3 (den sechs spalterbigen Vererbungen stehen die zwei Vererbungen, die beiden Erbpaarlinge, des einen reinerbigen Bekundungsfalles gegenüber); also nur ein Viertel der Vererbungen eines deckbaren Erbsprunges eines Individuums gelangt bei Geschwisterehe seiner Kinder, also bei hochgradigster Inzucht, zur Bekundung, um der aufartenden Zuchtwahl zugänglich zu werden. Genau dasselbe Bekundungsverhältnis ergibt sich bei einer Paarung beider Eltern mit ihren Kindern. Merzt sich nun der eine Bekundungsfall (und damit ein Viertel der vorhandenen Realisationen des betreffenden Erbsprunges) aus, während sich die aus der Inzucht hervorgegangene neue Geschwistergeneration von neuem in Geschwisterehen inzuchtpaart, so gelangt (infolge der bereits verringerten Zahl der Fälle jenes Erbsprunges) jetzt, in der zweiten Inzuchtgeneration, nur noch ein Fünftel davon zur Bekundung, und so fort mit jeder folgenden Inzuchtgeneration noch weniger.

Gleichwohl steht in Aussicht, daß jener Erbsprung sehr bald verloren geht oder bereits verloren ging in Anbetracht der Wirkung des Zufalls, denn da ja durchschnittlich nur die Hälfte der Kinder eines spalterbigen Erbsprungträgers den Erbsprung erben, so werden öfters seine Kinder insgesamt zufällig frei davon sein, womit der Erbsprung durch Zufall ausgemerzt ist; hat aber ein solcher Erbsprung durch Zufall eine Vermehrung erfahren, so werden durch Ausmerze auch nur eines Teiles der vermehrten Erbsprünge infolge ihrer öfteren Bekundung durch die nun wirksamer werdende Inzucht die übrigen immer erneut in den Bereich der Zufallsausmerze zahlenmäßig hinuntergedrückt, in welchem schließlich ihre Ausmerze von selbst erfolgt, während die Auslese von deckbaren Glückserbsprüngen durch ihre Bekundung infolge Inzucht dieselben aus dem Gefahrenbereiche der Zufallsausmerze zahlenmäßig hinauftreibt. Man muß sich nämlich klar machen, daß die oben genannten 16 Kindeskinder des Erbsprungträgers im Normalfalle gar nicht alle ins Dasein treten, denn die Durchschnitts-Nachkommenzahlen (bei sich gleichbleibenden Bevölkerungsgrößen) betragen eben zwei sich fortpflanzende Kinder und vier sich fortpflanzende Kindeskinder (als Ersatz der zwei Eltern und vier Großeltern), und unter den zwei Kindern und ebenso unter den vier Kindeskindern wird der deckbare Erbsprung im Durchschnitt nur wieder ein einziges Mal vertreten sein, dagegen wird er ebenso häufig durch Zufall gar nicht mehr wie doppelt vertreten sein, was wieder auf den Durchschnitt einer einzigmaligen Vertretung hinauskommt. Der Zufall im ganzen kann eben einen Erbsprung weder vermehren noch vermindern. Wir kommen auf den Zufallseinfluß nochmals zurück.

Bei Vetternehen bringt im günstigsten Falle erst die fünfte Generation (statt der vierten bei Geschwisterehen) die Erbbekundung, beim Menschen mit seiner enorm verlängerten Generationsdauer günstigenfalls 100 Jahre nach der Erbsprungentstehung, beim Ururenkel des Erbsprungerzeugers und Urenkel des

ersten (spalterbigen) Erbsprungträgers, bei mangelhafter Inzucht kommt es erst nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden zur ersten Bekundung, ohne daß natürlich der Erbsprung durch seine funktionelle Nichtbeanspruchung, durch seine Latenz während der langen Zeit irgend etwas von seiner Wirkungsfähigkeit eingebüßt haben kann. Es besitzt in Vetternehen nur durchschnittlich jeder vierte Enkel des großelterlichen spalterbigen Erbsprungträgers (des Großelters dieser verheirateten Vettern) dessen deckbaren Erbsprung spalterbig, so daß unter durchschnittlich vier mal vier, also 16 Veternehen solcher Enkel nur einmal beide sich paarenden Enkel den Erbsprung besitzen, womit unter deren Kindern nur jedes vierte für diesen Erbsprung reinerbig wird. Im ganzen gelangt also der Erbsprung unter 64 Kindern aus wahllosen Vetternehen durchschnittlich nur einmal zur Bekundung und auch dann meist erst unter der Vorbedingung harter Zuchtwahl zur Ausmerze oder im Glückserbsprungfalle zur Auslese; dagegen wird dieser Erbsprung unter 64 Kindern aus den Vetternehen durchschnittlich 14mal wieder spalterbig vererbt und 49 mal nicht vererbt, womit nur ein Achtel (gegenüber einem Viertel bei Geschwisterehen) der Realisationen des deckbaren Erbsprunges zur Bekundung gelangt.

Diese Überlegung zeigt, wie ganz unentbehrlich I n z u c h t e n ü b e r G e n e r a t i o n e n h i n a u s sind, um die Ansammlung von deckbaren Fehlerbsprüngen zu unterbinden, wobei hervorzuheben ist, daß die fortgesetzten Heiraten unter sich, wie sie b e i e i n e r A u f t e i l u n g e i n e r B e v ö l k e r u n g i n z a h l r e i c h e r e l a t i v i s o l i e r t e k l e i n e G r u p p e n (beim Kulturmenschen in kleine Dorfgemeinschaften bei Verkehrsarmut, wie es in früheren Jahrhunderten oft noch angenähert der Fall war) stattfinden, bedeutend wirksamer sind für die Reinerbigmachung deckbarer Erbsprünge als vereinzelte Vetternehen, ja sogar viel wirksamer als vereinzelte Geschwisterehen (die ja aus biologischer Unwissenheit verboten sind) bei sonstiger Allvermischung (Panmixie), ohne daß obendrein bei solchen vereinzelten Inzuchtpaarungen die Züchtung überindividueller Werteigenschaften sich hinreichend wirksam vollziehen könnte, denn dazu ist eben eine Aufeinanderfolge von Verwandtschaftsehen viel wirkungsvoller, die nur bei relativ räumlicher Isolierung zustande kommt (was unter Punkt 24 noch weiter erläutert wird).

23,28. Entartung bei Nichtreinigung der Erbschätze von Fehlerbsprüngen.

Werden die Fehlerbsprünge nicht ausgemerzt, so müssen sie sich von Generation zu Generation anhäufen. Wenn z. B. eine Bevölkerung die hohe Erbsprungrate von 10 % hat (für Lebewesen mit verwahrloster Erbsprungordnung wie Haustier und Mensch ist sie offenbar noch viel höher) und bei Annahme einer Deckbarkeit der Erbsprünge werden, wenn man theoretisch von einer reinerbigen Bevölkerung ausgeht (die beim sehr spalterbigen Menschen natürlich nicht vorkommt, sondern nur angenähert bei gewissen Zuchtrassen von Haustieren für erbwissenschaftliche Untersuchungen), in den Folgegenerationen mit jeder Generation 20 % neue Erbsprungträger auftreten. In der ersten Generation wird es 20 Erbsprünge geben auf 100 Personen, welche in gleichem Verhältnis auf die zweite Generation vererbt werden, während wieder 20 Erbsprünge auf 100 Personen hinzukommen usf. Nach 100 Generationen gibt es schon 2000 % Erbsprünge (auf jede Person durchschnittlich 20). Da die weitaus meisten spontanen Erbsprünge — gewiß mehr als 95 %, wahrscheinlich aber mehr als 99 % — die Lebenseignung mindern, so würde sich eine solche Rasse schwerlich wieder reinigen können; denn selbst bei Reinerbigmachung von nur kleinen Teilen des Erbschatzes durch Inzucht müßten meist Entartungen zutage kommen, so daß die Inzuchtnachkommen sich nicht gegenüber den Fremdzuchtnachkommen würden behaupten können, womit e i n e W i e d e r a u f a r t u n g d u r c h I n z u c h t nicht mehr möglich wäre, denn diese b e r u h t a u f d e r F o r t p f l a n z u n g s a u s l e s e v o n h i n r e i c h e n d h ä u f i g d u r c h K o m b i n a t i o n s z u -

fall bereinigten individuellen Erbschätzen gegenüber den in Fremdzucht stehenden Individuen. Die Rasse wäre also schon nach weniger als 100 Generationen einer Inzuchtvermeidung und eines gefahrenenthobenen Lebens für immer verpfuscht. Bei überdeckenden Erbsprüngen läßt sich freilich die Ausmerze zahlreicher Fehlerbsprungträger auch bei noch so behütetem Leben nicht unterdrücken, jedoch sind normalerweise die meisten Erbsprünge deckbar. Dabei ist noch nicht in Rechnung gestellt, daß die Erbsprungrate durch unbereinigte Erbsprünge ansteigt, womit der hoffnungslose Zustand eines nicht mehr aufzüchtbaren Erbschatzes noch schneller eintreten muß.

23,29. Wirkungslosigkeit des Zufalls für die Reinigung der Erbschätze von Fehlerbsprüngen.

Daß viele Erbsprünge durch Zufall im Erbgang nicht weitergegeben werden und so wieder verschwinden, ohne im Deckbarkeitsfalle je sich bekundet zu haben, ändert leider an der ganzen Rechnung überhaupt nichts, denn ebensoviele Erbsprünge werden dafür zufällig doppelt weitergegeben. Gehen wir nämlich von dem Durchschnittsfall einer sich zahlenmäßig gleichbleibenden Bevölkerung aus, so wird jeder Erbsprungträger wie jedes Individuum, soweit er sich fortpflanzt, durchschnittlich zwei sich wieder fortpflanzende Kinder haben (welche die beiden Eltern für die nächste Generation ersetzen). Unter vier solchen Erbsprungträgern werden durchschnittlich einmal ihre beiden Kinder den Erbsprung nicht bekommen, dafür aber durchschnittlich einmal beide Kinder den Erbsprung bekommen, während in den beiden anderen Fällen nur ein Kind den Erbsprung bekommt. Von Generation zu Generation fallen daher fortwährend Erbsprünge zufällig aus, während sich ebensoviele andere zufällig verdoppeln. In einer auslesefreien, hinlänglich großen Bevölkerung wäre von hundert Erbsprüngen nach zweihundert Generationen durchschnittlich nur noch einer erhalten, aber dieser eine wäre durchschnittlich auf das Hundertfache vermehrt, und von Generation zu Generation wären natürlich weitere neu entstandene Erbsprünge hinzugekommen. Freilich wird wohl kaum eine Bevölkerung ohne alle Auslese 200 Generationen lang bestehen können (soweit es sich um noch umbildungsplastische Arten handelt wie beim Menschen), sie würde wohl schon eher an Entartung zugrunde gehen. Wenn also oben gesagt wurde, daß, obwohl die Reinerbigmachung deckbarer Erbsprünge (wodurch sie zur Bekundung und Zuchtwahl gebracht werden) durch Inzucht so langwierig ist, gleichwohl ihr Verschwinden sehr wahrscheinlich ist, und zwar durch die ausmerzende Wirkung des Zufalls, so gilt dies zwar statistisch für den Einzelerbsprung, nicht aber für die Erbsprünge insgesamt, denn einzelne unter ihnen erfahren eine entsprechend starke Zufallsvermehrung. Im Gesamtergebnis kann durch den Zufall an Ausmerze- und Ausleseakten überhaupt nichts eingespart werden.

Jeder überdeckende Erbsprung muß, soweit keine Kombinationszüchtung erfolgte, von der Zuchtwahl einzeln erfaßt werden, während bei deckbaren Erbsprüngen immer zwei zugleich (da sie nur reinerbig, also paarig zur Bekundung kommen) durch einen individuellen Zuchtwahlakt erfaßt werden. Daß das erfaßte Erbsprungpaar meist auf nur einen Erbsprung zurückgeht, der sich verdoppelte, ist kein Einwand gegen diese zwiefache Wirksamkeit eines Zuchtwahlaktes im Deckbarkeitsfalle, denn den Verdoppelungen entsprechen ebensoviele Zufallsausmerzen im Durchschnitt, so daß die von der Zuchtwahl erfaßten Erbsprungpaare tatsächlich der doppelten Zahl von einzeln entstandenen deckbaren Erbsprüngen entsprechen, welche durch Zufall lediglich in ihrer Mannigfaltigkeit, nicht aber in ihrer Zahl auf die Hälfte reduziert wurden. Da sie aber nun paarig von der Zuchtwahl erfaßt werden, so hat der Zufall tatsächlich hier, obwohl er selbst gar nichts aufartete, die Zuchtwahlarbeit auf die Hälfte der Zahl der sich ereignenden deckbaren Erbsprünge reduziert. Prinzipiell wäre es ja absurd, eine Reinigung von Erbsprüngen auf den Zufall zurückführen zu wollen, denn das würde ja heißen, daß die Erbsprünge, die fast immer wertvermindernd sind, zugunsten ihrer normalen Erbpaarlinge durch den bloßen Zufall weniger ver-

erbt würden, womit eine Aufartung aus sich selbst heraus erfolgte. Nein, welcher von zwei wertverschiedenen Erbpaarlingen eines Erbzeugerpaares dem Kinde mitgegeben wird, der mißglückte oder der wohlgeratene, ist reine Zufallssache, das ist eine feste Erfahrungstatsache der Vererbungswissenschaft; keinerlei göttliche Vernunft oder Vorsehung ist bei Wertverwirklichungen des Lebens, den einzigen Wertverwirklichungen in der Welt, mitwirksam, wie die Vererbungswissenschaft einwandfrei beweist; ebensowenig vermag der reine Zufall eine Wertauslese zu betreiben, er ist nie schöpferisch, und in einer Bevölkerung ohne alle Auslese auf erbeigenes Selbstbehauptungsvermögen der Individuen müssen sich die Fehlerbsprünge von Generation zu Generation kumulieren; und die Erbsprungausmerze durch Zufall besagt nichts anderes, als daß die Mannigfaltigkeit der Erbsprünge zugunsten einer Vereinheitlichung abnimmt, ohne daß zahlen- und wertmäßig dadurch im Durchschnitt eine Veränderung geschaffen wird. (Bedauerlicherweise sind die angelsächsischen Deszendenztheoretiker geneigt, die Bedeutung des Zufalls für die Entwicklung der Organismenwelt sehr zu überschätzen, was — da es andere züchterisch eingreifende Faktoren nicht gibt — gleichbedeutend ist mit einer beträchtlichen Unterschätzung der Selektion. Die Bedeutung des Zufalls in der Lebensentwicklung erörtern wir noch genauer unter Punkt 24.)

23,30. Fehlzüchterische Wirkung des Zufalls und Verminderung der aufartenden Wirkung der Inzucht beim Nachlassen natürlicher Zuchtwahl.

Ist in kleinen Inzuchtbevölkerungen die Zuchtwahl zu lässig, so kommt es leicht durch reine Zufallsvermehrung eines Erbsprunges dahin, daß alle Individuen nur noch diesen Erbsprung haben und der Normal-Erbpaarling verdrängt wurde, trotz seiner sehr wahrscheinlichen Höherwertigkeit. So sind z. B. sämtliche 200 Bewohner der Inzuchtbevölkerung der dänischen Insel Limfjord total farbenblind[165]. Die Wirkungen des Zufalls auf den Rassenwandel können eben erst dann eine größere Bedeutung erlangen, wenn Ausmerze und Auslese ungenügend wirksam sind. Ohne harte Zuchtwahl vermag auch keine Inzucht die fortschreitende Entartung aufzuhalten, wie vor allem auch das Beispiel des Höhlenbären zeigt (was wir unter Punkt 24 noch ausführen).

23,31. Gründe für den Vorrang der Inzucht vor der Fremdzucht im normalen Wechsel beider.

Entscheidende Vorbedingungen für eine gesunde Fortentwicklung einer Rasse sind sowohl umfassende Lebensgefährdungen wie Inzucht, genauer: ein regelmäßiger Wechsel zwischen In- und Fremdzucht (wie schon im Abschnitt 23,25 erwähnt) mit Bevorzugung der ersteren; in Anbetracht dessen, daß Fehlerbsprünge weit häufiger sich ereignen als Eignungserbsprünge und daß zu ihrer Bekundungsmachung oft eine Aufeinanderfolge von mehreren Inzuchtgenerationen erforderlich ist, und in Anbetracht dessen, daß durch Inzuchten auch die Erfordernisse der Anzüchtung überindividueller Werteigenschaften erfüllt werden müssen, müssen ja Inzuchtpaarungen weit häufiger stattfinden als Fremdpaarungen, denn die Inzuchtpaarungen dienen den überindividuellen Züchtungsaufgaben und der Reinigung des Erbschatzes von den sehr häufigen Fehlerbsprüngen, die Fremdpaarungen der Einsammlung der nur selten sich realisierenden Eignungserbsprünge.

23,32. Züchterische Bedeutung landschaftlich gestaffelter Inzucht.

In Urzeiten bestand irgendeine Menschenrasse (so wie es bei Tier- und Pflanzenrassen als die gute Regel der Fall ist) aus landschaftlich inzuchtgestaffelten Verwandtschaftskreisen (worauf unter Punkt 24 noch eingegangen

[165] „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie . . .“ 1939. Bd. 33, S. 447.

wird). Es ist dies, soweit sich Inzucht-Abhängigkeit angezüchtet hat, eine Voraussetzung für die Höherentwicklung einer Lebensform, ja auch nur für die Erhaltung ihrer Erbgesundheit. Rassen, welche diese Inzuchtstaffelung verlieren, müssen auch ihre Zukunft verlieren. Die Bedeutung der Inzucht (die im Normalfalle eine gestaffelte ist, wodurch zugleich dem Erfordernis der Kombinationszüchtung oder Einsammlung von Eignungserbsprüngen Genüge getan wird) ist über Generationen hin eine dreifache.

1. Die Reinerbigmachung deckbarer Erbsprünge, wodurch sie sich bekunden und der Zuchtwahl zugänglich werden; zu den Bekundungen ist auch die Wirkung eines Erbsprunges auf die Erbsprungordnung zu rechnen.

2. Die Inzüchtung überindividueller Werteigenschaften, welche gewöhnlich eine individuelle Schädigung bedeuten, so daß sie durch Inzucht mit den züchterischen Gewinnen gekoppelt bleiben müssen, welche erst in späteren Generationen das erforderliche Auslesegewicht erlangen; erst auf diese Weise gewinnen sie Mitauslesegewicht und können sich damit zu Rasseneigenschaften züchten (jede Eigenschaft, welche die Erberprobung fördert und damit die Fehlerbsprungträger der Ausmerze zuführt, ist eine solche individuell schädliche überindividuelle Werteigenschaft). Ferner gehört hierher die Zuzüchtung der überindividuell fruchtbaren Erbsprungordnung, so daß die Nachkommenwerte, welche diese liefert, durch Inzucht mit den verantwortlichen stabilisierten Erbzeugern gekoppelt bleiben und diesen so ein Mitauslesegewicht sichern. Das gleiche gilt für die Ausmerze überindividuell belastender Eigenschaften, welche oft individuell nützlich sind (z. B. Behütungsinstinkte erblicher Mängel), also mit solchen Nützlichkeiten durch Inzucht gekoppelt bleiben müssen, um durch die Wendung der Nützlichkeiten in Nachkommenschaden (z. B. durch Behütung bedingte fortschreitende Anhäufung unausgemerzten Fehlerbgutes) der Mitausmerze verfallen zu können, was unten noch erläutert wird. Schließlich ist die Inzucht erforderlich für die Ausmerze der überindividuellen Belastung durch sprunglabil gewordene Erbzeuger, dadurch daß letztere mit den schlechten Nachkommenwirkungen, die sie hervorrufen, gekoppelt bleiben infolge von Inzucht und so mit den Entartungsträgern durch Mitausmerze untergehen.

3. Die Züchtung rassisch wertvoller Erbkombinationen (was wir in Abschnitt 21,6 b—e eingehender erläuterten), die im Kombinationschaos geschlechtlicher Allvermischungen nicht innegehalten werden können.

23,33. Vernichtende biologische Folgen des Verlustes landschaftlich gestaffelter Inzucht beim Menschen.

Was den Menschen anlangt, so hat er natürlich mit seinen gepriesenen Kulturerrungenschaften alle züchterisch unentbehrliche Fortpflanzungs-Raumordnung zertrümmert, mit technischen Siebenmeilenstiefeln alle landschaftlich gewachsene Inzuchtstaffelung über den Haufen gerannt und nicht nur das Zeugungschaos innerhalb der Rassen, sondern überhaupt den Rassenmischmasch der ganzen Menschheit heraufbeschworen (worüber unter Punkt 24 noch viel zu sagen ist). Die Ansammlung von Fehlerbsprüngen, welche bereits durch die Brechung des Umweltwiderstandes durch den Kulturzustand eine beängstigend große ist, wird durch den Zusammenbruch der landschaftlich gestaffelten Inzuchtordnung noch enorm gesteigert. Die Lage ist völlig hoffnungslos: der kulturschöpferische Mensch hat eine Lawine der Zerstörung seiner in milliardenjährigem Opfergange aufgebauten Erbschätze ins Rollen gebracht und treibt sie vorwärts mit aller Energie, in stolzer Schaffensfreude und in unerschütterlichem Glauben an den Segen der Überirdischen für seine Werke, eine Lawine, die jeden tiefer Blickenden und um die biologische Zukunft Besorgten, der sich unterstehen wollte, sich ihrem rasenden Laufe entgegenzustemmen, zerwalzt und zermalmt.

23,34. Gefahr eines Wandels des Erbsegens der Inzucht in Erbfluch bei erbverwahrlosten Bevölkerungen.

Es ist eine Erfahrungstatsache, daß ländliche sehr isolierte Ortschaften, in denen die Bewohner seit vielen Jahrhunderten fast nur unter sich selbst heiraten, einen viel besseren Gesundheitszustand ihrer Bewohner aufzuweisen pflegen, als es dem sonstigen Bevölkerungsdurchschnitt entspricht[166]. Hier hat sich das unbewußte Opfer, das diese Bewohner mit ihren ständigen Verwandtschaftsheiraten dem überindividuellen Erbstrom brachten, zum Erbsegen und Erbglück für deren Zukunft, das Heute, ausgewirkt, indem sie die Bekundung ihrer eigenen versteckten Erbentartungen bei ihren Kindern mit dem dadurch in Aussicht stehenden Unglückslos und der Ausmerze ihrer Kinder als der Opferträger ihrer eigenen unbewußten Entartungen auf sich nahmen, denn ohne Gegenwartsleid und Opferübernahme gibt es kein Erbzukunftsglück. Dagegen muß eine ständige Ansammlung von überdeckt bleibenden Fehlerbsprüngen in einer die Inzucht vermeidenden Bevölkerung schließlich einen anderen Zustand zum drohenden Gespenst werden lassen: daß nämlich bei einer schließlich erfolgenden Inzucht derart viele der Bewährungserprobung entzogen gebliebene, die Erbsprungrate erhöhende Fehlerbsprünge zur Bekundung kommen, daß sich der Erbschatz (infolge dieser Erbsprungraten-Erhöhungen) nicht mehr zu reinigen vermag, weil der Neuanfall von Entartungen die Höhe der möglichen Ausmerze der durch Inzucht zur Bekundung gebrachten, versteckt gewesenen Entartungen übersteigt; daß also der Zusammenbruch des Erbschatzes nach der Anwendung des einzig möglichen Mittels der Erbreinigung, nämlich der Inzucht, erfolgen muß; daß auch diejenigen Nachkommen aus Inzuchtehen, die sich im Leben zu behaupten und fortzupflanzen vermögen, doch durch die mit der Inzucht (infolge der Reinerbigmachung und Bekundung überdeckt gewesener Erbanlagen) erfolgte Erhöhung der Erbsprungrate über den tragbaren Punkt hinaus mit ihren weiteren Nachkommen so viel Neuentartungen in den Erbstrom bringen müssen, daß eine Reinigung des Erbschatzes auf dem Inzuchtwege, dem einzig möglichen Wege, zur Unmöglichkeit geworden ist. Solche Früchte der Inzucht sind dann vom Schicksal dazu verurteilt, mit ihrer Fortpflanzung nur Fluch auf die Nachwelt zu zeugen. Es ist unmöglich, der Rache der in heiligster Pflichterfüllung mit Füßen getretenen Naturordnung zu entrinnen (denn das Gewissen ist einer der fragwürdigsten Instinkte des Menschen, d. h. es bedarf sehr des Maßes, des Sich-nicht-Bewußtwerdens und der Unterordnung unter gesunde zukunftsverbürgende Instinkte, wobei es sich freilich fragt, ob noch etwas Wesenhaftes von dem, was man heute unter Gewissen versteht, übrig bleiben würde. Freilich soll man aus dieser Nebenbemerkung keine Nutzanwendung auf Kulturvölker machen). Eine solche entgültig erbverdorbene Bevölkerung kann zwar bei Vermeidung aller Inzucht und bei noch einiger Wirksamkeit der Ausmerze von Entartungsbekundungen noch viele Generationen leben, aber es ist ein Leben dem sicheren Untergang entgegen, der bei der unvermeidlichen immer größeren Ansammlung von Fehlerbsprüngen schließlich einmal eintreten muß.

Ein Kriterium für Erhöhungen der Inzucht-Erbsprungrate (statt ihrer normalen Erniedrigung durch Inzucht-Aufartung) ist darin zu erblicken, daß Entartungen, welche auf überdeckenden (dominanten) Erbsprüngen beruhen, welche sich also in jedem Falle, sei es mit oder ohne Inzucht, mit ihrer Entstehung auch sogleich bekunden, also sogleich feststellbar werden (soweit es sich um leicht

---

[166] Schwanitz, F., 1938: „Zur Frage der Inzucht beim Menschen“. „Volk und Rasse“. Bd. 13, S. 151 ff.
Aschenbrenner, A., 1940: „Inzucht und Erbgesundheit“. „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“. Bd. 34, S. 89—100.
Kühn, Artur, 1937: „Inzucht und Auslese in zwei Eifeldörfern“. Ebenda. Bd. 31, besonders S. 497—502. — Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei erwähnt, daß die in dieser Arbeit zitierten Angaben von Müller z. T. der Arbeit des Forschers Josef Müller über den Degenerationszustand eines schweizerischen Inzuchtgebietes, z. T. dem Gutachten eines Arztes Müller über den guten Gesundheitszustand des Inzuchtdorfes E. aus der Eifel entnommen sind. Demnach hat sich also „Müller“ nicht widersprochen.

feststellbare Entartungen handelt), bei Inzucht im Falle einer solchen nicht mehr bereinigbaren Erbschatzverwahrlosung häufiger auftreten müssen als ohne Inzucht. Dieser Fall scheint für manche Bevölkerungen zuzutreffen. Wir kennen aus der Schweiz Inzuchtbevölkerungen (isolierte Alpentäler), die sich durch eine von der übrigen Bevölkerung sich abhebende größere Erbgesundheit auszeichnen. Hier hat also die Inzucht erbreinigend gewirkt. Es sind aber andererseits Inzuchtgebiete in der Schweiz bekannt, und beachtenswerterweise sind es gerade jene Gebiete, welche jahrhundertelang den gesundesten Teil ihrer männlichen Jugend als Söldner an fremde Länder abgaben, in welchen Gebieten die Bevölkerung trotz jahrhundertelanger ebenso guter Inzucht erbgesundheitlich viel schlechter abschneidet als die übrige schweizer Nichtinzuchtbevölkerung, erst recht natürlich viel schlechter als oben genannte erblich aufgeartete Inzuchtbevölkerungen; und hier finden wir tatsächlich auch die überdeckenden Erbentartungen, trotz der mit der Inzucht seit Jahrhunderten gebrachten erhöhten Lebensopfer für Aufartung, häufiger als sonst entstehen: ein Menetekel für die Menschheit[167]! Hier scheinen die durch die Inzucht für die Erbzukunft gebrachten Opfer infolge nicht mehr tragbarer Erbsprungraten-Erhöhung umsonst; der schlimmste Zustand für die Menschheit ist erreicht, wenn auf das Lebensopfer, weil man es entehrte und verneinte, ein Umsonst heraufbeschworen wurde. Im übrigen sind über diese brennenden Probleme bisher von Fachbiologen keine grundlegenden Untersuchungen angestellt worden (die Untersuchungen von Medizinern über den Entartungszustand von Inzuchtbevölkerungen können nicht als fachbiologische Untersuchungen gewertet werden, dazu fehlt es dem Mediziner mit seinem notwendigerweise individualzentrisch ausgerichteten Bildungsgang völlig an Weite eines überindividuellen biologischen Horizontes), denn man steht der fortschreitenden menschlichen Entartung, die sich dem vorurteilslosen Blick allenthalben offenbart, fast durchweg mit einer merkwürdigen Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit gegenüber. Wo man gleichgültig ist, sammelt man natürlich keine Beobachtungen und gewinnt keine Erkenntnisse, während man sonst alle nur erdenklichen Wissens-Lappeleien mit der größten wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit aufstapelt, und in erster Linie alles, was irgendwelchen Nutzen für Individuum und Gemeinschaft verspricht, was also die Erbentartung fördert (denn jeglicher kulturelle Nutzen fördert die Erbentartung, sowohl direkt, namentlich durch die Lebenserleichterung, die er gewährt, als auch indirekt durch die Übervölkerung, zu der er beiträgt); denn die Menschheit träumt in einem rosigen Augenverschließen, in Kulturseligkeit und mit unerschütterlichem Gottvertrauen ihrem Abgrunde entgegen. (Wir kommen unten auf die in diesem Abschnitt behandelte Frage im Abschnitt „Ahnenverlust" nochmals zurück.)

23,35. Die Verwandtschaft zwischen Eltern und Kindern.

Jeder Mensch hat 48 Erbkörperchen, bestehend aus zwei Erbsätzen zu je 24; einer dieser beiden Erbsätze wurde ihm durch seinen Vater übertragen, der andere durch seine Mutter; also bekommt ein Mensch von den Erbschätzen beider Eltern je ½ oder 50 %. Ganz genau stimmt das freilich nicht, denn, wie wir sahen, bekommt ein Mädchen von seinem Vater ein ganzes X-Erbkörperchen, ein Junge dagegen nur ein Y-Erbkörperchen, welches nur noch ganz wenige Erbzeuger enthält, während beide von ihrer Mutter ein ganzes X-Erbkörperchen bekommen. Der Vater gibt also seinen Töchtern fast alles Erbgut seiner Geschlechtserbkörperchen, seinen Söhnen dagegen nur ganz wenig davon. Daher ist die Verwandtschaft der Töchter zu ihren Vätern etwas größer als zu ihren Müttern, die Verwandtschaft der Söhne aber zu ihren Müttern etwas größer als zu ihren Vätern. Da aber das Geschlechtserbkörperchen nur eins (wenn auch ein relativ sehr großes) unter 24 Erbkörperchen ist, so ist der Unterschied nur klein, so daß wir im folgenden mit 50 % Erbschatzübertragung der Eltern auf jedes ihrer

[167] Hanhart, E., 1940: „Die Entstehung und Ausbreitung von Mutationen beim Menschen". Aus G. Just: „Handbuch der Erbbiologie des Menschen". Bd. 1, besonders S. 364—367. Berlin. Siehe auch vorige Fußnote: Kühn, A., 1937 . . . besonders S. 497—502.

Kinder rechnen. Dieser Prozentsatz ist ein bestimmter, während in allen anderen Verwandtschaftsverhältnissen der Anteil der Erbschatzübertragungen um einen Mittelwert schwankt. Diesen Mittelwert der Erbschatzübertragung wollen wir als Abstammungsgemeinschaft bezeichnen. Die Abstammungsgemeinschaft zwischen Eltern und Kindern beträgt also ½ (d. h. zwischen einem Elter und jedem seiner Kinder). Ohne Zweifel ist aber der größte Teil der von den Eltern übertragenen Erbzeuger einander gleich, namentlich wenn die Eltern von gleicher Rasse sind. Wir haben also von der formalen Abstammungsgemeinschaft und von der realen Erbschatzübertragung eine reale Erbgemeinschaft zu unterscheiden, welche zwischen Kindern und jedem ihrer Eltern immer größer als 50 % ist und bis zu 100 % beträgt, nämlich in völlig ingezüchteten Sippen, d. h. in Sippen, die durch Inzucht völlig reinerbig gezüchtet sind, was es natürlich beim Menschen nicht gibt. Der Grad der Erbgemeinschaft, der sich nach dem Prozentsatz des gemeinsamen Erbes bemißt, ist nicht gleichbedeutend mit dem Grade der Erbverwandtschaft, denn das nicht gemeinsame Erbgut ist bei Angehörigen gleicher Rasse, wenn auch unterschiedlich, so doch im ganzen einander viel ähnlicher und aufeinander gegenseitig viel besser abgestimmt, als zwischen Angehörigen einander verschiedener Rassen. Bei Menschen mit gleich hoher Erbgemeinschaft ist der Erbverwandtschaftsgrad ein größerer, wenn das nicht gemeinsame Erbgut aus gleicher Rasse stammt, als wenn es aus fremden Rasseneinschlägen stammt. Wir haben also zu unterscheiden zwischen verschiedengradiger Erbschatzübertragung, Abstammungsgemeinschaft, Erbgemeinschaft und Erbverwandtschaft.

23,36. Die Verwandtschaft zwischen Großeltern und Enkeln.

Die Abstammungsgemeinschaft eines Kindes mit jedem seiner Eltern beträgt also ½, diejenige jedes Elters mit jedem seiner Eltern wiederum ½; also beträgt die Abstammungsgemeinschaft eines Enkels mit jedem seiner vier Großeltern $\frac{1}{2} \times \frac{1}{2} = \frac{1}{4}$. Oben hatten wir ausgeführt, daß sich zur Erzeugung der Enkel der großelterliche Erbschatz (je ein Erbsatz der beiden Großeltern) in jedem Elter paart, Stückaustausch betätigt und so zwei neu formierte Erbsätze bildet, die sich endgültig trennen, deren einer (bei der Mutter) oder beide gesondert (beim Vater) in Fortpflanzungszellen eingehen. Dabei ist es völlig ein Ergebnis des Zufalls, welcher von den beiden Partnern jedes neu kombinierten Erbkörperchenpaares in den einen oder den anderen neuen Erbsatz gerät. (Daß dabei jedes Erbkörperchenpaar noch eine Verdoppelung und Gleichteilung vollführt, so daß statt zwei Erbsätzen sich deren vier bilden und auseinandergehen, welche die Erbkerne von vier Samenzellen bilden, während bei der Eireifung drei dieser Erbsätze zugrunde gehen müssen, ist für unsere Frage belanglos.) Infolge dieser Zusammenwürfelung des großelterlichen Erbschatzes und seiner Zufallsverteilung für die Enkelausstattung stimmt der Prozentsatz der Erbschatzübertragung von einem Großelter auf einen Enkel nur im Durchschnitt mit der Abstammungsgemeinschaft von ¼ überein; theoretisch kann er im ganzen zwischen 0 und ½ betragen. In diesen beiden Fällen wäre also eine zufällige Sonderung wiederum in die beiden großelterlich dem Elter vermachten Erbsätze erfolgt (nachdem zufällig keins der Erbkörperchenpaare einen Stückaustausch getätigt hätte), und der ganze elterliche Erbsatz, den der Enkel erhielte, stammte allein von einem der beiden Großeltern, der andere Großelter fiele in der Erbschatzübertragung zufällig völlig aus und wäre nur rein formal ein Großelter, der lediglich Vermittlerrolle für die Entstehung des Enkels gespielt hätte, ohne erbschatzgemäß ein Vorfahre von ihm zu sein. Gäbe es keinen Stückaustausch vor der Sonderung der beiden Erbsätze, so würden die 24 Erbkörperchenpaare $2^{24} = 16'777.216$ Kombinationen miteinander bilden können als neue Erbsätze, die alle gleich wahrscheinlich sind. Unter ihnen wäre je ein Satz, der nur aus dem großväterlichen, bzw. nur aus dem großmütterlichen Erbsatz bestände, ohne von der anderen Großelternseite irgend etwas zu enthalten. Da der Mensch vier Groß-

eltern hat, so würde sich dieser Fall für eine befruchtete Eizelle auf durchschnittlich 16'777.216 Fälle viermal ereignen; es hätte also etwa jeder viermillionste Mensch einen Großelter, der erbschatzmäßig kein Vorfahre von ihm wäre. Durch den Stückaustausch ist jedoch die Zahl der Kombinationen des Erbschatzes ungeheuer viel größer, so daß es einen Großelter ohne alle Erbschatzübertragung an einen Enkel nie beim Menschen gegeben haben wird.

Unter Säugetieren ist aber solcher Fall bekannt geworden, und zwar bei Enkeln aus der Verbindung Pferd × Esel. In sehr seltenen Fällen sind weibliche Maultiere (Pferd × Esel-Bastarde) fruchtbar; werden diese Maultiere von Pferdehengsten gedeckt, so haben sie als Fohlen echte Pferde, deren Eselgroßvater erbschatzmäßig völlig ausgefallen ist; werden sie von Eselhengsten gedeckt, so haben sie als Fohlen echte Maultiere, deren (mütterlicher) Eselgroßvater ebenfalls völlig ausgefallen ist[168]. Zur Erklärung muß man annehmen, daß der Erbschatz von Pferd und Esel so sehr artverschieden geworden ist, daß zwar der Esel- und der Pferdeerbschatz als zwei getrennte, in sich harmonische Erbsätze, wie das Maultier sie besitzt, noch zusammenarbeiten können, daß aber die engere Verschwisterung zwischen ihnen durch Paarung, Stückaustausch und Bildung gemischter neuer Erbsätze aus ihnen, die arbeitsfähig wären, nicht mehr möglich ist, so daß es nur noch dann zu einer Maultierfortpflanzung kommt, wenn der seltene Fall einer Weitergabe eines seiner beiden ungemischten artgemäßen Erbsätze an ein Ei eintritt (welcher Fall sich im Gegensatz zum Menschen durch die Unfähigkeit zum Stückaustausch leichter ereignen kann). Bei gemischten Erbsätzen sterben die Embryonen ab und die Maultiere verwerfen. Daß nur die Weitergabe des großelterlichen Pferdeerbsatzes von Erfolg ist, läßt vermuten, daß der Eselerbsatz nicht mit dem Mischplasma der Zelle für die Eireifung genügend harmoniert. Es ergibt sich also hier der Fall, daß der Pferdeenkel von seiner Maultiermutter und seinem Pferdegroßelter den gleichen Erbsatz bekommen hat, daß also für ihn sein mütterlicher Pferdegroßelter den Verwandtschaftsgrad eines Elters besitzt, daß mithin dieser Pferdegroßelter, sei er Hengst oder Stute, erbschatzgemäß seine Mutter ist; ferner ergibt sich, daß der Eselgroßelter mit jedem anderen Esel, ja mit fremden Eselrassen viel näher verwandt ist, als mit seinem eigenen Enkel, welcher eine ganz andere Tierart, nämlich ein echtes Pferd ist; daß er lediglich eine Erzeugerrolle für dessen Ins-Dasein-Treten gespielt hat, ohne ihm Erbgut zu vermachen. Das Beispiel lehrt, daß man Erbverwandtschaft und Abstammung streng auseinanderzuhalten hat und daß es unzutreffend ist, bei einem Abstammungsverhältnis von Blutsverwandtschaft zu reden. — Während die Erbschatzübertragung von Großelter auf Enkel also zwischen 0 und 50 % betragen kann, kann die Erbgemeinschaft (im Falle völlig ingezüchteter Sippen) bis zu 100 % betragen.

23,37. Die Verwandtschaft zwischen Geschwistern.

Da die Kinder eines Elternpaares je einen wahllos kombinierten Erbsatz aus den beiden Erbsätzen jedes Elters bekommen, so muß durchschnittlich die Hälfte des ihnen so übertragenen Erbschatzes der gleiche sein; ihre Abstammungsgemeinschaft beträgt demnach ½ oder 50 %. Theoretisch schwankt jedoch die Gemeinsamkeit in der Erbschatzübertragung an zwei Geschwister durch ihre Eltern zwischen 0 und 100 %. Je mehr sich der Prozentsatz von 50 % entfernt, desto seltener tritt er ein. Die Fälle von 0 % und 100 % bei zwei Geschwistern, also die völlige Halbierung der elterlichen Erbschätze in zwei Kindern sowie die volle Gleichheit (bei einer beliebigen unter unzähligen Kombinationsmöglichkeiten) wird sich wohl (abgesehen von eineiigen Zwillingen) nie beim Menschen ereignet haben, weil die Zahl der möglichen Kombinationsfälle zu ungeheuer groß ist. Die Erbgemeinschaft zwischen Geschwistern ist natürlich viel größer als der ihnen gemeinsam übertragene Erbschatz, denn es ist ein großer Teil der Erbanlagen der beiden unterschiedlichen Partner jedes Erb-

[168] „Fortschritte der Erbpathologie ..." 1942. Bd. 6, S. 28/29.

körperchenpaares einander gleich, um so mehr, je einheitlicher der rassische Typ jedes Elters ist. Mit dem Grade der Spalterbigkeit beider Eltern (nicht etwa mit dem Grade ihrer Verschiedenheit voneinander) sinkt der Grad der Erbgemeinschaft ihrer Kinder ab. Nehmen wir einmal den Fall, zwei Eltern wären rassisch äußerst verschieden, aber jeder Elter wäre für sich aus einer völlig reinerbig gezüchteten Sippe, so wären ihre Kinder einander sämtlich gleich (bis auf Geschlechtsunterschiede), aber äußerst spalterbig (womit die Enkelgeneration, bei Ehen zwischen diesen völlig gleichen Kindern, äußerst erbverschieden untereinander würde; angenähert finden wir solches z. B. bei den Kindern aus Ehen von Mulatten ersten Grades, welche außerordentlich in ihren Eigenschaften aufspalten). Im angenommenen Falle hätten also die Kinder 100 % Erbgemeinschaft untereinander, aber die Eltern hätten mit ihren Kindern weit weniger Erbgemeinschaft als mit irgendwelchen fremden Kindern ihrer eigenen Rassen, denn der Grad der Verwandtschaft der Eltern zu ihren Kindern beruht auf dem Grade der Verwandtschaft der Eltern untereinander, während der Grad der Geschwisterverwandtschaft auf dem Grade der Reinerbigkeit der Eltern beruht. Alle Geschwisterunterschiede zeigen also elterliche Spalterbigkeit an, solange nicht die Bekundung von Erbanlagen labil ist nach Erbumwelt, Innenumwelt und Außenumwelt, was leider für den Menschen häufig zutrifft. Ganz allgemein sind Menschen, welche rassefremde Ehepartner wählen, mit ihren Kindern weit weniger verwandt als mit irgendwelchen ihnen fremden Kindern ihrer eigenen Rasse. Das fremde Erbe, das sie ihren Kindern eingekreuzt haben, nimmt ihren 50 % Erbschatzübertragung an ihre Kinder jeden organisch-biologischen Wert.

Von der Erbgleichheit in ingezüchteten Sippen unterscheidet sich die Erbgleichheit eineiiger Zwillinge sehr wesentlich dadurch, daß letztere ebenso spalterbig sind wie die übrige Bevölkerung, während die ingezüchtete Sippe reinerbig ist. Würde ein Mann eine Doppelehe eingehen mit einem eineiigen Schwesternpaar, so wären alle daraus hervorgehenden Kinder als Vollgeschwister anzusehen; die Feststellung der wahren Mutter für jedes Kind wäre erbverwandtschaftlich bedeutungslos, jedes Kind eines erbgleichen Zwillings hat in erbverwandtschaftlicher Hinsicht zwei Mütter, bzw. zwei Väter, je nach Geschlecht der Zwillinge.

23,38. Ahnen und Gesippen.

Die Abstammungsgemeinschaft mit jedem der vier Großeltern beträgt also ¼; mit jedem der acht Urgroßeltern ⅛; mit jedem der 16 Ururgroßeltern 1/16 usw. Ururgroßeltern nennen wir A h n e n im engeren Sinne; weiter rückwärts folgen dann 32 G r o ß a h n e n ; 64 U r g r o ß a h n e n , 128 U r u r g r o ß a h n e n usw., vorausgesetzt, daß keine Inzucht stattfand, worauf wir unten zurückkommen. Diese Abstammungsverhältnisse lassen sich graphisch darstellen durch eine sogenannte A h n e n t a f e l. Geht man dagegen von einem Vorfahren aus und stellt alle seine Nachkommen tafelmäßig dar, so erhält man eine N a c h k o m m e n t a f e l (Nachfahrentafel). Früher gab man sich eher mit der Aufstellung von S t a m m b ä u m e n ab, d. h. von Nachkommentafeln, die nur die Manneslinie berücksichtigten; man nennt sie auch S t a m m t a f e l n. Die weiblichen Linien blieben unberücksichtigt; es zeugt das von einem ganz unbiologischen Denken, das an äußeren vaterrechtlichen Verhältnissen und am Namen des Geschlechtes haften blieb, als dessen Sproß man sich fühlte (Stammhalter!); der immer erneuten Aufspaltung und Verminderung des überkommenen Erbgutes mit jeder Zeugungsfolge rückwärts und vorwärts in jeder Linie war man sich nicht bewußt.

Auch die Ahnentafel sagt in erblicher Hinsicht nur wenig aus, da über die nächsten Vorfahren hinaus meist kaum etwas in Erfahrung zu bringen ist und das Erbteil sich nach rückwärts bald in einen großen Personenkreis verflüchtigt. Am ehesten sind Aufschlüsse aus der S i p p s c h a f t s t a f e l zu erhalten, welche die nächsten Vorfahren und alle ihre Nachkommen aufzeichnet. In ihr sind alle Geschwister und deren Nachkommen, Eltern, Onkels und Tanten, Vettern und

Basen und Großeltern eingetragen. Sippschaftstafeln von diesem Umfange dienten in den Jahren vor dem deutschen Zusammenbruch einer von Staats wegen eingeleiteten erbbiologischen Bestandsaufnahme, welche schließlich das ganze deutsche Volk umfassen sollte, um Einblicke in die erbbiologischen Zustände, Vorgänge und Wandlungen zu bekommen. Solche Zielsetzungen sind natürlich bei der biologischen Verständnislosigkeit der heute in die Führung gelangten Kreise in der Versenkung verschwunden, wozu aber gesagt werden muß, daß die Hoffnungen, die man sich von solchen genealogischen Bestandesaufnahmen versprach, nämlich Handhaben für eine wirksame Bevölkerungsaufartung zu bekommen, um dem fortschreitenden Abstieg Einhalt zu gebieten, der unseren Rassenhygienikern schwerste Sorge machte, Utopien sind. Mit der Unabwendbarkeit des völligen Unterganges der Kulturvölker haben wir uns mutig abzufinden, ohne den Kopf in den Sand von Utopien zu stecken. „Optimismus ist Feigheit." (O. Spengler) So hat sich auch jeder Mensch schon von jung auf mit der unabwendbaren Tatsache abfinden müssen, daß sein individuelles Dasein eines Tages verlischt, anderenfalls würde es vielen entsetzlichen Schrecken bereiten, wenn sie nichtsahnend plötzlich davon erführen (nur der Christ lebt ein ewiges Dasein und überdauert alle Todeskrämpfe und Untergangskatastrophen einer dekadent gewordenen Menschheit in strahlender Herrlichkeit und paradiesischer Gottgeborgenheit; der Wahn eines Menschen ist seiner Natur angemessen, also soll man ihn achten: bleibe, der du bist! „Man wird nicht bekehrt zum Christentum, man muß krank genug dazu sein." [Nietzsche]).

Man kann die Verwandten nach dem Grade der formalen Abstammungsgemeinschaft in Verwandtschaftskreise ordnen; es ergeben sich dann:

1. Grad formaler Verwandtschaft = ½: Eltern, Geschwister, Kinder.
2. Grad formaler Verwandtschaft = ¼: Großeltern, Onkels und Tanten, Neffen und Nichten, Enkel.
3. Grad formaler Verwandtschaft = ⅛: Urgroßeltern, Großonkels und Großtanten, Vettern und Basen, Großneffen und Großnichten, Urenkel.

Man kann dieser Zusammenstellung z. B. entnehmen, daß man erbliche Wahrscheinlichkeitsaussagen für einen Menschen in demselben Grade von seinen Urgroßeltern her machen kann wie von seinen Vettern und Basen oder von den Enkeln seiner Geschwister her; während aber die ersteren meist verstorben sind und oft keine Daten mehr von ihnen zu erlangen sind, leben Vettern und Basen meist noch und sind auch meist viel zahlreicher. Das Gefühl der meisten Menschen, ihren Urgroßeltern und ihren Urenkeln wegen der direkten Abstammung erblich näher zu stehen als etwa Vettern und Basen oder Großneffen und Großnichten (den Kindern der Neffen und Nichten), ist irrtümlich; in letzteren ist durchschnittlich ebensoviel fremdes Erbteil wie in den Urgroßeltern und Urenkeln. Das fremde Erbteil, das durch Einheirat in die Seitenlinien hineinkommt, ist durchschnittlich nicht fremder als das Erbteil, das auf dem Wege von jedem Urgroßelter zur eigenen Person ausgeschieden worden ist oder auf dem Wege von der eigenen Person zu einem Urenkel an Stelle des ausgeschiedenen eigenen Erbgutes von anderer Seite neu eingeführt wird.

23,39. Du und dein Volk: Ein Kapitel weltanschauliche Biologie.

Würden wir den Erbschatz eines Menschen Tausende von Jahren zurückverfolgen können, so würden wir ihn, soweit er nicht durch Erbsprünge seitdem verändert ist, als Einzel-Erbzeuger oder winzige Erbkörperchenstückchen über einen großen Vorfahrenkreis verteilt finden, denn infolge des seitdem häufig stattgefundenen Stückaustausches wäre das, was den heutigen Erbschatz ausmacht, damals in kleinsten Teilbeträgen in den Erbschätzen zahlreicher Menschen zu finden. Nach allen Richtungen hin, rückwärts, seitwärts, vorwärts, verdünnt sich der Erbschatz einer Person und mündet schließlich in den Erbstrom des gesamten Volkes ein, so wie das Wasser eines kleinen Bächleins schließlich in einen

großen Strom und in das Meer hinein verrinnt und dies Wasser des Bächleins auch mal aus dem weiten Meere zusammengekommen war. Wenn wir hier sagen, der Erbschatz des einzelnen fließt wieder in das Volksganze ein, so ist zu bedenken, daß der einzelne kaum Erbgut hat, das nicht vielfältig schon im gleichen Volke enthalten ist, nur eben in den wechselndsten Kombinationen. Was dem einzelnen Erbschatze eigen ist, seine Einmaligkeit, das ist seine besondere Erbkombination der Tausende von Erbzeugern; das ist seine Persönlichkeit, die er in seinen Nachfahren wieder ins Volksganze einschmilzt, so wie sie in ihm aus dem Volksganzen zusammengeströmt war. Was er aber in jedem Falle mit seinem Tode verliert, das ist sein Lebenslauf als individuelles Schicksal, wie es sich ihm in der zeit- und raumgebundenen Auseinandersetzung seines Erbes mit der Umwelt gestaltet hatte. Dieses Leben leichten Sinnes hinzugeben, nicht zu leiden bei dem Gedanken, daß alles persönliche Schicksal vergänglich ist, nichts Vergangenes, nichts Erstrebtes, nichts Erworbenes festhalten und behalten wollen, das gehört zur Gesundheit des Instinktes, den unsere Zweckkulturen, ihrem innersten Wesen nach und proportional den Erfolgen ihres Kampfes und Höchsteinsatzes für jedes Erhaltenbleiben von Individuen und erarbeiteten Nutznießungswerken, aus dem Menschen herauszüchten müssen, womit sie ihn seelisch an der Vergänglichkeit leidend und himmelssehnsüchtig züchten müssen. Je mehr die Himmelssehnsucht durch Religionsschöpfungen befriedigt wird, so daß die Leidenden sich mit diesem „Jammertale" aussöhnen und ihre Fortpflanzung besorgen, desto weiter muß die Züchtung des Leidens an aller Vergänglichkeit treiben.

Nicht nur die Biologie in ihren praktischen Nutzanwendungen fürs Leben, die sogenannte angewandte Biologie, ist eine in rassenbiologischer Hinsicht (durch ihre Dienste für die erbfremde Selbstbehauptung der Individuen) für den Menschen unheilbringende Wissenschaft, auch die theoretische weltanschauliche Biologie ist es, und zwar, weil man gar zu leicht falsche weltanschauliche Schlußfolgerungen aus richtigen biologischen Teileinsichten zieht. Bis heute hat alle Biologie recht tätige Mitarbeit für den allgemeinen Menschheitsuntergang geleistet. (Vergleiche namentlich auch Abschnitt 21,36.) Wie leicht kann das Erlebnis, daß man selbst mit seinem Erbe aus dem Volksganzen heraus zusammengeschmolzen ist und wieder in seinen Nachfahren in das Volksganze einschmilzt, den Menschen weltanschaulich in die Irre führen! Erwächst doch aus diesem Erlebnis ein zweischneidiges biologisches Verbundenheitsgefühl mit dem eigenen Volke; wo aber die Verbundenheit wächst, da wächst auch die Gefahr, die Eigenständigkeit des Individuums als erbeigenen Bewährungsexponenten der Zuchtwahl zu untergraben, da wächst die Gefahr, aus der Tatsache einer weitgehenden Erbgemeinschaft eine Rechtfertigung für eine kulturelle Erbnutznießungsgemeinschaft (Volksgemeinschaft) herzuleiten, was vor allem der Nationalsozialismus in Verkennung der biologischen Gegebenheiten unternahm. Dieses den überindividuellen Zukunftserbstrom zerstörende kulturelle Wertstreben hat z. B. in folgenden Zeilen dichterischen Ausdruck gefunden:

„Einen Tod nur kannst du sterben,
Wesen du von Fleisch und Bein;
Soll dein Ende müd' Verderben
Oder soll es Aussaat sein?
Denk an deines Schaffens Erben!
Du bist nicht für dich gemeint.
Einen Tod nur kannst du sterben;
Stirb ihn, daß die Welt drum weint!" (H. Lipp.)

Du bist nicht für dich gemeint? Für wen bist du denn gemeint? Für deine Volksgenossen? Aber diese sind doch dir gleichgestellt, sollen also auch nicht für sich selbst gemeint sein, sie haben ebenfalls unterzugehen. Nein! sagen wir: du bist für dich gemeint und für keine Volksgemeinschaft der Gegenwart noch auch für

einen Rassenerbstrom in Gegenwart und Zukunft (denn Rasse ist biologisches Ergebnis, nicht Ziel und Zweck), aber nur über deinen natürlichen Untergang in einer naturhaft gebliebenen Welt führt dein Leben weiter durch die Zeiten. Sollst du also nach deinem Untergange streben? Nein! denn du hast dich — eine gesunde Naturordnung vorausgesetzt — zu entfalten und im Zuchtkampfe, wo du dein Bestes in die Waagschale wirfst, hast du gewogen zu werden. Nicht den Tod suchend, nicht vor dem Tode flüchtend, sondern offen mit den Tod-säenden Gefahren im Kampfe hast du deine Bewährung zu erproben; denn nur wenn dein Untergang auch ein Sieg des lebendigen Rassenstromes ist, kannst du immer neu erstehen! Siegen und Untergehen, das reimt sich seit uraltesten Zeiten.

„Immer wieder untergehen
In die Welt —
So nur kannst du auferstehen,
Lichterhellt.
Aller hohen Selbstbewahrung
Fehlt der Sinn;
Lieber gib als Weltennahrung
Selbst dich hin!
In der Welten Liebesweben
Schließ dich ein;
Und so, Lieber, stirb ins Leben
Du hinein.
Beßres kann auf keine Weise
Dir geschehn
Als im Sonnen-Liebes-Kreise
Untergehn.“ (H. Künkel.)

„Denk an deines Schaffens Erben!“ so mahnt der Dichter oben. Wer sind deine Erben? Es sind die, welche deinen Erbschatz, dein erbringgeschaltetes und somit opferbares Leben weiter durch die Zeiten tragen. Erben sie auch dein Schaffen, welches der Erbringschaltung entbehrt? Nein! sie dürften es gar nicht erben, denn das würde ihren Erbschatz dem Bewährungszwange entheben, sie dürfen gar nicht durch dein Schaffen Erleichterungen ihres Zuchtkampfes erfahren; dein Sieg und dein Untergang würde damit um seinen Sinn gebracht, denn mit jeder Zeugungsfolge ist eine Rate von Erbsprüngen erneut in das Erdreich der Heimat ausgestreut als Saat für die Rassenzukunft. Jede Zeugungsfolge hat erneut, allein aus ihrem Erbschatz heraus, ohne alle Leistungserbschaft ihrer Trägerindividuen, ganz auf sich allein gestellt, zu wachsen, zu kämpfen, auf der Waagschale des Lebens ausgewogen zu werden, Samen zu tragen oder verworfen zu werden, zu siegen und unterzugehen. Aber alle kulturelle Erbschaft entzieht die individuellen Erbschätze dem unabdingbaren Zwange zur erbeigenen Bewährungserprobung, sie dient über den individuellen Nutzen dem überindividuellen Erbverderben:

„Soll dein Ende müd' Verderben
Oder soll es Aussaat sein?“

„Einen Tod nur kannst du sterben.“ Welchen? „Den vollbringenden!“ (Nietzsche.) Der Dichter jedoch ruft dir oben zu: „Stirb ihn, daß die Welt drum weint!“ Um wen weint denn die Welt? Würde sie um solche weinen, die dich lehren, wie du zu sterben hast? Würde sie um solche weinen, die dich dem satten, dem behüteten, dem behaglichen Wohlleben entreißen würden, damit sich dein Rassenerbschatz auf die erbeigene Bewährungsprobe stellte? unbekümmert um Not und Tränen und Tod? jedoch zum Erbsegen für eine Zukunft, die du nicht schauen wirst, von der du für dein Opfer keinen Dank, keine Anerkennung, keine Ehre, keinen Ruhm einernten wirst? O nein, um den Untergang solcher „Künstlertyrannen, die am Menschen gestalten“ (Nietzsche) (wenn es sie gäbe! innerhalb unserer

Nutznießungskulturen dürfte es sie nicht einmal geben!), würde diese Welt frohlocken! Verhaustiert, verherdet, tugendschwärmerisch, gottvertrauend, altersschwach, erbverarmt, pflegebedürftig, illusionsbedürftig, liebebedürftig weint diese Welt nur um den Tod solcher, die ihre Wohlfahrt förderten, die ihnen erbfremde nützliche Kulturleistungen vermachten, die es gütig und sanft mit ihren Individualschicksalen meinten, die ihnen zur Flucht vor der Erbbewährungserprobung verhalfen. „Stirb ihn, daß die Welt drum weint?" Nein: Einen Tod nur kannst du sterben: stirb ihn, ohne nach Anerkennung, Ehre und Ruhm vor dieser Welt zu fragen, ohne nach Schuld vor dieser Welt zu fragen! Nietzsche:

„Vor allen Tugendhaften will ich schuldig sein, schuldig heißen mit jeder großen Schuld!
Vor allen Ruhms-Schalltrichtern wird mein Ehrgeiz zum Wurm —,
unter solchen gelüstet's mich, der niedrigste zu sein.
Diese Münze, mit der alle Welt bezahlt, Ruhm —,
mit Handschuhen fasse ich diese Münze an,
mit Ekel trete ich sie unter mich."

„Auf Ruhm hast du den Sinn gericht?
Dann acht' der Lehre:
Beizeiten leiste frei Verzicht
Auf Ehre!" (Nietzsche.) (Nämlich auf Ehre vor sich selbst.)

Ja, wie leicht kann die weltanschauliche Biologie den Menschen in die Irre führen, denn wo die Verbundenheit wächst, da wächst auch die Gefahr der Ausmerzehintertreibung! und wo die wilde Weisheit wächst, da wächst auch die Gefahr, aus ihr kulturelle Ziele und Zwecke zu gewinnen. Selbst eine völlige geistige Umnachtung, wie sie im Mittelalter unter der unbedingten Herrschaft des Christentums bestand, richtet viel weniger Gegenauslese an, als die moderne, zweckbejahende Aufklärung. Wo ein Volk die Höchstform seiner Entfaltung erreicht, da ist der Marsch in den Rassenuntergang besonders schnell. Nicht der Mangel an nützlichem Wissen und vernünftigen Welterkenntnissen ist das Gefährlichste, sondern ihr Zuviel bei einem Wesen, dessen Vernunft zum Einsatze treibt, denn jede züchterische Werterhöhung beruht auf Gegenwartsopfern, wird also nur geleistet im erfolgreichen Widerstreite gegen die Vernunft. Also muß die Vernunft für alles aufsteigende Leben in der Notlage bleiben, sich keiner kulturellen Mittel für ihre Zwecke bedienen zu können. Anderenfalls ist die Vernunft gezwungen, durch praktischen Gebrauch der kulturellen Mittel die Selbstzerstörung der Erbschätze mit Methode zu betreiben, ein auswegloser Notstand. Der Angelpunkt einer jeden gesunden Selbstzüchtung (und jede gesunde Züchtung kann nur Selbstzüchtung sein) ist aber der gesunde Instinkt. Nichts wird dem Kulturmenschen so schnell weggezüchtet wie dieser, kein Wissen um dies Unheil vermag Abhilfe zu bringen; und gerade an diesem Angelpunkt jeder Aufartung gehen alle Eugeniker und Rassenhygieniker blind vorbei.

Welche weltanschauliche Biologie ist die angemessenste für unsere dem Untergange geweihten Nutznießungskulturen? Das ist eine schwerwiegende Frage, über die unsere Biologenschaft ins Reine kommen müßte. Die kommende Katastrophe ist unabwendbar, aber sie bedeutet keine Schande, sie ist auferlegtes Schicksal, heraufbeschworen durch den unzulänglich gezüchteten menschlichen Geist. Der Biologie bleibt nichts übrig, als ihr Teil dazu beizutragen, diesen Weg in den Abgrund, wo sie ihn schon nicht abzuwenden vermag, wenigstens möglichst erträglich zu machen.

23,40. Scheinahnen, Erbgutahnen und Persönlichkeitsahnen.

Je weiter wir in der Vorfahrenreihe eines Menschen zurückgehen, desto mehr wächst die Wahrscheinlichkeit, daß ein solcher Vorfahre gar kein Erbgut an diesen Menschen überliefert hat. Es sind also nur ein Teil der Ahnen, und zwar nach rückwärts relativ zur Gesamtzahl immer weniger, reale Erbgutahnen,

die anderen stehen zu dem betreffenden Nachkommen nur in einem formalen Abstammungsverhältnis ohne Erbschatzübertragung, es sind formale Abstammungsahnen, erblich betrachtet sind es also Scheinahnen. Natürlich können wir solche Unterscheidungen nur gedanklich machen, denn wir besitzen keine genügenden wissenschaftlichen Kriterien, um die exakten Prozentsätze der Erbschatzübertragungen in den Einzelfällen festzustellen. Schon von jedem seiner 64 Urgroßahnen erbt ein Mensch durchschnittlich nur $^1/_{64}$ seines Erbschatzes; doch hat der Mensch nur 48 Erbkörperchen. Gäbe es keinen Stückaustausch, so wäre es also unmöglich, daß alle Urgroßahnen eines Menschen (bei fehlender Inzucht) auch seine Erbgutahnen wären. Lediglich die Tatsache des Erbgutaustausches innerhalb der Erbkörperchenpaare bei allen Enkelzeugungen (das heißt natürlich bei allen Zeugungen — Anmerkung für völlig Verständnislose —) macht solches möglich oder sehr wahrscheinlich. Aber in den seltensten Fällen mag es vielleicht schon vorgekommen sein, daß ein Mensch von einem seiner Urgroßeltern keinerlei Erbgut bekam. So ist es denkbar, wenn auch äußerst unwahrscheinlich, daß ein Weißer, der einen negerischen Urgroßelter hat, nicht das geringste Erbgut von demselben bekommen hat, so wenig wie in dem obigen Beispiel der Pferdeenkel mit seinem Eselgroßvater irgendwie erbverwandt ist.

Nun hat aber jeder Mensch mit jedem anderen, ganz besonders aber mit jedem anderen gleicher Rasse, einen großen Teil seines Erbschatzes gemeinsam. Beschränken wir uns als Beispiel auf die Rasse, so ergibt sich, daß die Einzelindividuen derselben außer der Gemeinsamkeit des größten Teiles ihrer Erbschätze noch besondere ihnen mehr oder weniger eigentümliche Erbmerkmale besitzen, welche also zusammen ihre Eigenpersönlichkeit innerhalb des Persönlichkeitsgepräges ihrer Rasse ausmachen. Die Eigenpersönlichkeit des einzelnen ist natürlich ein Ergebnis seiner erblichen Besonderheiten, welche sich aus dem Rassenstrome in seiner Person zusammenzüchteten. Irgendwelche Ahnen von ihm, welche ihm nichts von diesem seinem Persönlichkeitserbgute übermachten, sind für ihn völlig nichtsbedeutend, denn das durch sie übertragene allgemeine Rassenerbgut ist ja Gemeinsamgut der Rasse. Wir müssen also unter den Erbgutahnen von den unpersönlichen noch die Persönlichkeitsahnen unterscheiden. Wenn ein Ahn an ferne Nachfahren nur von seinem allgemeinen Rassen- und Arterbgut vermacht hat, so ist er als Persönlichkeit ausgestorben, während er im anderen Falle in Einzelanlagen seiner Persönlichkeit in Nachfahren des fernen Rassenstromes weiterlebt, in einigen Anlagen vielleicht in vielen Individuen, in anderen Anlagen in wenigen Individuen, in noch anderen Anlagen gar nicht mehr. Es ist in erster Linie eine Zuchtwahlfrage und nur bei einer verlotterten Zuchtwahl auch noch wesentlich eine Zufallsfrage, welche Anlagen seiner Persönlichkeit eine Vermehrung erfahren haben und welche eine Verminderung oder einen völligen Schwund. So sind die meisten germanischen Ahnen als Persönlichkeitsahnen in vielen ihrer heldischen Eigenschaften ausgestorben, während sie in solchen persönlichen Eigenschaften, welche unter Kulturbedingungen ein Auslesegewicht erfahren, vermehrt worden sind. Ihre Persönlichkeit ist in den Erbstrom des Volkes wieder eingeschmolzen, aber nur zum Teil, und dieser Teil hat auch noch einen Wandel zugunsten seiner wertminderen Seite erfahren, und auch der Wandel, der durch Erbsprünge seither erfolgte, hat wertmindernd gewirkt. Und auch die Persönlichkeit der heutigen Kulturmenschen wird in ihren Nachfahren einen weiteren Wandel erfahren und jedenfalls nicht zugunsten ihrer Wertseite. Wo sind die Werteigenschaften der alten Griechen heute geblieben? und aller Kulturschöpfer von ehemals? Sie existieren in ihren Völkern nicht mehr, die Menschheit verarmt.

Natürlich kann man nicht eine scharfe Scheidung vornehmen zwischen Persönlichkeitsahnen und unpersönlichen Erbgutahnen. Eigenschaften, welche zwar nicht allgemeiner Rassenbesitz sind, aber doch den meisten Individuen einer Rasse eigentümlich, können kaum noch als Eigenpersönlichkeits-Charakteristika gewertet werden.

23,41. Ahnenverlust durch Inzucht.

Die Verdoppelung der Ahnenzahl mit jeder Zeugungsfolge rückwärts hat nur soweit Gültigkeit, als keine Verwandtenpaarungen stattgefunden haben; mit der Inzucht vermindert sich die Zahl der tatsächlichen Ahnen. Z. B. haben Vetter und Base, die eine Ehe miteinander eingehen, zwei ihrer Großeltern gemeinsam; sie haben also zusammen sechs verschiedene Großeltern statt acht. Mit zwei ausfallenden Großeltern fallen dann alle deren Vorfahren für die Ahnenzahlen aus. Man spricht daher von Ahnenverlust. In Wirklichkeit liegt natürlich kein Verlust von Ahnen vor, sondern die gleichen Personen erscheinen mehrfach als Ahnen. Der Ausdruck Ahnenverlust bezieht sich also nur auf eine Verringerung der Zahl der verschiedenen Ahnen; hinsichtlich der Abstammungsgemeinschaft bedeutet der Ahnenverlust eine Ahnenverstärkung, nämlich eine Vermehrfachung des Einzelahns, denn die der Zahl nach ausfallenden Ahnen erscheinen wieder in der Vervielfältigung einzelner der übrig bleibenden Ahnen; damit wächst dann der Prozentsatz der Erbschatzübertragungen auf ihre Nachfahren. Während der Ahnenverlust in den ersten Vorfahrengenerationen meist fehlt oder niedrig ist, steigt er mit der Ahnenentfernung bald stark an, denn mit dem Wachsen der Ahnenzahl wächst deren Anteil an der Bevölkerung, innerhalb deren die Gattenwahl stattfindet. Es ergibt sich hier natürlich ein bedeutender Unterschied, je nachdem ob kleine Inzuchtgebiete vorliegen, wie es vor allem früher auf dem Lande vielfach der Fall war, oder ob sich große Bevölkerungsgruppen ziemlich wahllos durchmischen, was besonders für großstädtische Bevölkerungen oder für gehobene Stände gilt. So liegt z. B. für Angehörige der letzteren Gruppen bis zu den Urgroßahnen (6 Vorfahrenfolgen) oder noch weiter zurück oft noch keinerlei Ahnenverlust vor, während in abgeschlossenen ländlichen Inzuchtdörfern um die 6. Vorfahrenfolge herum schon bis zu 80% Ahnenverlust gefunden wurde, d. h. die Ahnenzahl jener Vorfahrenreihen betrug nur 20 % der theoretischen, selbst wenn Heiraten zwischen nahen Sippenverwandten kaum vorkamen. Für die Reinigung des Erbschatzes durch Reinerbigmachung deckbarer Fehlerbsprünge und für die Erfüllung der sonstigen oben genannten Inzuchterfordernisse sind solche isolierte Heiratskreise natürlich viel wesentlicher als einzelne Ehen zwischen nächsten Verwandten in Bevölkerungen weiter Durchmischung, was schon oben (in Abschnitt 23,27) hervorgehoben wurde.

23,42. Inzucht-Ahnenverlust als Prüfstein für Erbsprungraten-Erhöhungen.

Gerade diese Tatsache gibt uns nun aber eine schreckliche Bestätigung für unsere oben (in Abschnitt 23,34) geäußerte Befürchtung, daß sich die Erbsprungrate in erbverwahrlosten Bevölkerungen durch Inzucht derart erhöht, daß eine Inzucht-Aufartung unmöglich wird. Denn wenn in engen Inzuchtdörfern mit sechs Vorfahrengenerationen schon ein Ahnenschwund von 80 % stattgefunden hat, so müßten bei niederer Erbsprungrate schwerere Entartungen, welche ihre Träger von der Fortpflanzung ausmerzen, unbedingt selten geworden sein, zumal ja die Inzucht weit mehr als sechs Generationen bestand; findet sich eine solche Aufartung nicht, sondern im Gegenteil sogar eine Erbverschlechterung gegenüber Nichtinzuchtbevölkerungen, so fällt die Erbsprungentstehung solcher schwerer Entartungen im wesentlichen innerhalb der jüngeren Vorfahrengenerationen und liefert uns damit einen direkten Beweis einer ungeheuerlich gesteigerten Erbsprungrate, zumal die Reinerbigmachung, also Bekundung durch Inzucht, erst nach einer außerordentlich starken Ansammlung deckbarer Fehlerbsprünge eine größere Häufigkeit gewinnen kann, was wir später noch näher ausführen.

23,43. Arten des Ahnenverlustes und Erbverwandtschaftsverhältnisse zwischen Vergangenheit und Gegenwart in einer Bevölkerung.

Gehen wir in immer frühere Generationen einer geschlossenen Bevölkerung zurück, so gehört schließlich nahezu das gesamte damalige Volk, das einen

Zeugungskreis im großen bildet, zur eigenen Ahnenschaft, soweit die damaligen Volksangehörigen sich überhaupt fortpflanzten und nicht in ihren Nachfahren ausstarben. Der Anteil des einzelnen Volksangehörigen von damals an der Ahnenschaft kann dabei sehr verschieden groß sein, d. h. die Zahl, die angibt, wievielmal er ahnentafelmäßig als Ahn der heutigen Bevölkerung erscheinen würde. Noch weiter zurück vermehrt sich die Ahnenzahl in einer Geschlechterfolge nur dann, wenn die Volkszahl vorher eine größere war (soweit nicht Geschlechtsverbindungen mit anderen Völkern stattgefunden hatten). War aber die Volkszahl vorher eine kleinere, so ergibt sich dadurch ein Ahnenverlust, der nicht auf Inzucht beruht. Vor allem in wachsenden Bevölkerungen muß diese zweite Art Ahnenverlust zustandekommen[169]. Wir haben also einen Überdeckungs-Ahnenverlust von einem Inzucht-Ahnenverlust zu unterscheiden. Diesen letzteren erfassen wir, wenn wir die Ahnentafel einer Einzelperson aufstellen, den ersteren nur, wenn wir die Ahnentafeln mehrerer oder vieler Einzelpersonen miteinander vergleichen: dann finden wir Ahnen der verschiedenen Ahnentafeln identisch miteinander, indem die Ahnentafeln oder die Abstammungsverhältnisse verschiedener Personen einander teilweise oder auch völlig (bei Geschwistern) überdecken. In einer wachsenden Bevölkerung ist infolge des größeren Überdeckungs-Ahnenverlustes die Ahnengemeinschaft der Volksangehörigen und damit die durchschnittliche Verwandtschaft eine größere als in einer zahlenmäßig gleichbleibenden Bevölkerung, und in letzterer ist sie größer als in einer schrumpfenden Bevölkerung.

Infolge des außerordentlichen Anwachsens der Ahnenzahl mit der Entfernung von heute ist die Abstammung von einer berühmten Persönlichkeit, die einer entfernten Ahnenreihe angehört, in erblicher Hinsicht völlig nichtssagend. Rechnen wir auf ein Jahrhundert durchschnittlich drei Geschlechterfolgen, so kommen wir von Kaiser „Karl dem Großen“ bis zur Gegenwart auf etwa 35 Geschlechterfolgen. Theoretisch müßten wir in der 35. Vorfahrengeneration fast 13 Milliarden Ahnen haben. Rechnen wir, daß die damalige Bevölkerung Deutschlands 5 Millionen Menschen betragen haben kann, so müßte jeder dieser damaligen Bewohner durchschnittlich über 2500mal Vorfahre jedes heutigen Deutschen sein. Gleichwohl würde ein so vielfacher Vorfahre doch durchschnittlich nur den fünfmillionstel Teil seines Erbschatzes einem heutigen Nachfahren überliefert haben, d. h. im Durchschnitt noch lange nicht einen einzigen Erbzeuger, ganz abgesehen davon, daß ein Erbzeuger seitdem durch Erbsprung verändert worden sein kann. Wenn also etwa der Name eines Kaisers Karl als tausendfacher oder selbst als mehrmillionenfacher Ahnherr in einer Ahnentafel prangen würde, so würde eine solche Feststellung in erbverwandtschaftlicher Hinsicht überhaupt nichts besagen.

23,44. Fortpflanzungsbilanz?

Von Eugenikern werden gern Fortpflanzungsbilanzen aufgestellt, welche über die Fortpflanzungserfordernisse für die Volkserhaltung Aufschluß geben sollen[170]. Man geht davon aus, daß das Erbgut eines Menschen für die nächsten Generationen erhalten bliebe, wenn er und jeder sich fortpflanzende Nachkomme von ihm zwei sich wieder fortpflanzende Kinder hätte. Viele Kinder gelangen nicht ins Fortpflanzungsalter; andere bleiben ledig, andere heiraten zwar, aber die Ehen bleiben kinderlos oder die Fruchtbarkeit bricht ab. Schließlich verschlingen öfters Kriege viele junge Männer, bevor sie sich fortgepflanzt haben, wobei meist außer dem gefallenen jungen Mann noch ein junges Mädchen von der Fortpflanzung ausfällt, das keinen Ehepartner gewinnt. Man hat auf diese Weise errechnet, daß bei der heutigen Lebenserwartung ein fruchtbares Ehepaar 3 bis 4 Kinder haben müßte, um seine Fortpflanzungsbilanz auszugleichen. Das sind nun freilich theoretische Überlegungen, bei denen die sich vollziehenden erbbiolo-

[169] Aschenbrenner, A., 1939: „Die Berechnung des Inzuchtgrades“. „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie . . .“ Bd. 33, S. 506—510.

[170] Schmidt-Kehl, L., 1939: „Bilanz der Fortpflanzung . . .“ „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie . . .“ Bd. 33, S. 111—126.

gischen Vorgänge nicht in Rechnung gestellt sind; die wahre Fortpflanzungsbilanz ist eine völlig andere.

Zunächst ist es schon nicht richtig, die Fortpflanzungsbilanz des einzelnen ohne die Fortpflanzungsbilanz des Zeugungskreises zu betrachten, dem er zugehört. Hat der einzelne eine zahlenmäßig ausgeglichene Bilanz, die Gemeinschaft aber eine zahlenmäßig positive (indem sie sich vermehrt), so sinkt damit der Erbanteil solcher einzelnen am Gesamterbstrom der Zukunft, und nur auf diesem Erbanteil kann es für die erbbiologische Zukunft ankommen.

Im übrigen ist die Annahme falsch, daß zwei wieder zur Fortpflanzung gelangende Kinder die Eltern erbgutmäßig ersetzen könnten. Wie oben erläutert, haben zwei Geschwister durchschnittlich 50 % ihres Erbgutes gemeinsam; dies gemeinsame Erbgut beträgt 25 % des gesamten elterlichen Erbgutes (denn die Eltern haben ja zusammen vier Erbsätze gegenüber zwei Erbsätzen jedes Kindes); weitere 50 % des elterlichen Erbgutes sind in den beidern Kindern zusammen nur einmal vertreten, während die restlichen 25 % des elterlichen Erbgutes zufällig nicht übertragen wurden und somit für die Generation ihrer Kinder ausgemerzt sind. Die Zahl der erblichen Besonderheiten der Eltern hat sich also in ihren Kindern um etwa ein ganzes Viertel verringert, dafür ist ein durchschnittlich ebenso großer Teil der erblichen Besonderheiten zweimal übertragen. Falls nun die verloren gegangenen erblichen Besonderheiten in der übrigen Bevölkerung zahlreich sind, so stehen solchen Zufallsverlusten in den meisten Fällen ebensoviele Zufallsvermehrungen gegenüber, so daß bei hinlänglich großen Bevölkerungen keine wesentliche Veränderung der Zahl und Häufigkeit dieser Besonderheiten eintritt, solange keine Individualausmerze oder -auslese an einer solchen Besonderheit angreift. Anders natürlich bei seltenen erblichen Besonderheiten, z. B. neu auftretenden Erbsprüngen; sie können leicht durch Zufall wieder verschwinden auf Kosten anderer, die durch Zufall häufiger werden, und zwar wird dies um so leichter geschehen, je weniger die Zuchtwahl wirksam ist, welche einem Glückstreffer zum Siege verhilft und einen Fehltreffer nicht zum Siege gelangen läßt. Wenn aber die Auslese scharf ist, so daß viel mehr Kinder geboren werden als ins Fortpflanzungsalter gelangen, so werden letztere namentlich solche sein, bei denen minderwertige erbliche Besonderheiten verloren gegangen oder hochwertige vermehrt sind. Erst durch Kinderreichtum, verbunden mit wirksamer natürlicher Ausmerze, wird es möglich, aus den fortwährenden Zufallsverlusten und Zufallshäufungen in den Erbübertragungen der Eltern auf die Kinder rassenzüchterische Gewinne zu erzielen, indem die Auslese da ansetzt, wo durch Zufall minderwertige Anlagen verloren gingen und durch Zufall hochwertige Anlagen eine Häufung erfuhren. Das ist eben der Sinn dieser fortwährenden Umkombinationen der Erbanlagen; die Ausmerze gehört zur Lebensbehauptung, so daß ihre Unterbindung das überindividuelle Leben vernichtet. Ist die Sterblichkeit so herabgedrückt, daß fast jedes Kind ins Heiratsalter und zur Fortpflanzung kommt, so ist es nur noch eine Frage des Zufalls geworden, ob hochwertige oder minderwertige Besonderheiten verschwinden oder überhand nehmen; der ganze Erbmechanismus verliert seinen wertzüchterischen Sinn; die erbbiologisch wertvollen Anlagen erlangen ohne Überproduktion an Nachkommen überhaupt keine züchterische Bevorzugung mehr vor den minderwertigen Anlagen; es kommt stattdessen zu einem sinnlosen Verlorengehen, Sich-Häufen und Umkombinieren der vorhandenen erblichen Besonderheiten, zu einem sinnlosen Fluktuieren infolge der Verwahrlosung der Ordnung-schaffenden Zuchtwahl. Durch Erbsprünge kommen aber immer neue Wertminderungen von Erbanlagen hinzu, welche solchen Fluktuationen unterliegen. Bei Behütung der Bevölkerung vor den Härten der natürlichen Zuchtwahl geht dieselbe hoffnungslos an ihrer Daseinssicherung erblich zugrunde.

Oben (unter 23,30) wiesen wir darauf hin, daß die ganze Bevölkerung einer Inzucht-Insel durch bloßen Zufalls-Erbverlust bei den Erbschatzübertragungen von Generation zu Generation schließlich total farbenblind wurde. Bedenkt man, daß das Farbensehen in geologischen Urzeiten durch allmähliche Sammlung

zahlreicher Glückserbsprünge über viele Generationen hin mit riesigen Opfern an solchem Leben, welches nicht solcher Glückserbsprünge teilhaftig wurde, rassisch erworben wurde, wobei unter härtesten Naturbedingungen kleinste Vervollkommnungen schon ein positives Auslesegewicht erlangten, so erhellt, in welchem Ausmaße heute die Zuchtwahl beim Kulturmenschen verlottert ist, wenn eine ganze Bevölkerung durch reine Zufallsausmerze von Erbwerten total farbenblind werden kann, weil infolge der Daseinserleichterungen der Farbsehtüchtige gar keinen Lebensvorrang mehr vor dem Farbenblinden hat. Daß sich in großen Bevölkerungen ein Heer solcher Entartungen durch Überdeckungen dem Augenscheine verbirgt, läßt die ganze Schwere des Entartungszustandes nicht offenbar werden.

Ist jedoch die Auslese scharf genug, daß viel mehr Kinder ins Dasein treten als ins Fortpflanzungsalter gelangen, so wird die Fortpflanzung zu einer Lebensbewährungsprämie; es kann nicht mehr geschehen, daß gesunde Erbanlagen hier durch Zufall verschwinden, wahllos kranke dort durch Zufall sich häufen und dabei gesunde Anlagen verdrängen, sondern es werden die Erbträger, welche zufällig die glücklicheren Anlagen und Kombinationen gewannen, zum Lebenssiege gelangen, wodurch der Vorgang der Erbschatzmischung in den geschlechtlichen Fortpflanzungen zu einem wertschöpferischen Prinzipe wird, das sich nur in hartem Zuchtkampfe zu erschaffen vermochte und bei Verlust solcher Härte für die Flucherzeugung auf das Leben weiterzuwirken verurteilt ist. Der Mensch mit seiner offensichtlich enorm überhöhten Erbsprungrate hätte eine volle Ausnutzung seiner Fruchtbarkeit bei härtester Zuchtwahl, welche nur die wenigsten ins Fortpflanzungsalter hochbringt und bei ländlicher Inzuchtstaffelung nötiger als irgendeins seiner Mitgeschöpfe; aber diese beiden wertschöpferischen Prinzipe sind für ihn schlimmer zusammengebrochen als je für ein Lebewesen, so daß eugenische Berechnungen von allein auf der Zahl basierenden Fortpflanzungsbilanzen zur Sicherstellung der Volkszukunft ein völliges Unverständnis für biologische Gegebenheiten erweisen. Der Kulturmensch entfernt sich mit der künstlichen Hinauftreibung seiner Lebenserwartung immer weiter von solchen Zuchtwahlerfordernissen; er läßt sich's auf Kosten der Lebensopfer seiner Ahnen wohl sein, solange deren Erbschatz-Vermächtnis noch zum Genießen herzugeben vermag.

Stoppt der Mensch die durch natürliche Ausmerze sich vollziehende Reinigung des Rassenerbschatzes ab, so muß er in jedem Falle durch die immer erneute Aussaat von Erbsprüngen entarten, ob seine Fortpflanzungsbilanz positiv oder negativ ist. Es ist auch völlig verfehlt, sich einzubilden, daß die Volkszukunft dann gesichert sei, wenn es gelingen könnte, diejenigen Bevölkerungskreise, die man für die erbmäßig wertvolleren hält, zu einer positiveren Fortpflanzungsbilanz zu bringen als die erbmäßig weniger wertvoll erachteten, was bekanntlich nicht der Fall ist. Denn einmal sind die Wertmaßstäbe, die man anlegt, unbiologische, viele Werte sind ohne den Gefährdungszwang, in welchem sie über Leben oder Untergang entscheiden, überhaupt nicht erfaßbar, vor allem muß aber die Erbschatzentartung in jedem Falle unter dem Kulturschutze in jeder Bevölkerungsschicht wachsen. Je mehr man durch Hinauftreibung der Lebenserwartung des einzelnen die Fortpflanzungsbilanz positiv gestalten will, desto größeres Erbunheil erwächst natürlich daraus, was wir namentlich unter Punkt 18 c IV ausführten.

Es ist also ein Phantom, die Fortpflanzungsbilanz auf die Zahl der sich wieder fortpflanzenden Kinder zu begründen und völlig außer acht zu lassen, wie weit die Erbschätze auf eine naturhafte Bewährungsprobe gestellt und eine ländlich raumgestaffelte Inzuchtordnung erfüllt waren. Biologisch betrachtet ist eine Fortpflanzungsbilanz überhaupt nicht abwägbar, weil sie nicht individuell, sondern allein überindividuell wertgerecht, in Hinsicht auf den Zukunftserbstrom, betrachtet werden dürfte, d. h. nur in Hinsicht auf Gegenwartsopferungen im Selbst-

vollzug der Erbbewährungserprobungen, womit sich alle rationalistischen Methoden der Ermittlung von Fortpflanzungsbilanzen verbieten. Ein Mensch, der in harter Erprobung scheitert und nicht zur Fortpflanzung gelangt, hat damit die Fortpflanzungsbilanz seiner Bevölkerung positiv beeinflußt. Auch ein solcher Gescheiterter hat ja den größten Teil seiner Erbschätze mit dem durch Bewährung Siegenden gemeinsam. Durch sein Scheitern und seine Nichtfortpflanzung hat er zum Siege und zum Fortleben seiner wertvolleren Anlagen, die er mit anderen gemein hat, über seinen Tod hinaus für das Erbglück der Rassenzukunft beigetragen; in seinem Volke ist er selbst vielfältig enthalten, und die Zukunftserwartung seines Volkes hat durch sein Scheitern gewonnen. Das Opfer des erblich Schlechtweggekommenen ist ebenso achtungswürdig wie der Sieg des mit Erbglück Beschenkten. Aber man darf kein Ethos daraus machen, weder aus dem einen noch aus dem anderen, denn Opfer wie Sieg müssen mit innerer Notwendigkeit aus den angeborenen Unwerten wie Werten erwachsen, aber nie aus Absichten und Zwecken, sonst verhindert man gerade die Selbstzüchtung der angeborenen Werte, die sich nur in der erbeigenen Gefährdungserprobung in angestammter Umwelt als Werte erweisen können, und man züchtet zudem falsche Instinkte. Die Lebensgrundlagen müssen so gesund, natürlich und urtümlich sein, daß mit Notwendigkeit die erbbiologischen Werte siegen und die erbbiologischen Unwerte sich opfern müssen. Die Grundlagen der Zweckkulturen sind natürlich entgegengesetzte. Eugenische Rechenoperationen, welche zu einem zahlenmäßigen Ausdruck für die Fortpflanzungsbilanz von Individuum und Volk führen, entspringen dem rationalistischen Denken, in das unsere Wissenschaften verstrickt sind. In einer Zuchtkampfkultur dürfte man derartige Bilanzen überhaupt nicht aufstellen; sie wirken sich, zumal wenn sie dem Menschen das Bewußtsein einer Fortpflanzungspflicht mitteilen sollen, verderblich auf Instinkt und Selbstwertzüchtung aus. Eine Fortpflanzung darf nur aus innerem Antrieb erfolgen, nicht vom Gewissen her, wie es ja auch allen urtümlichen, natürlichen und erblich aufsteigenden Menschenrassen angezüchtet ist, und der innere Antrieb muß eine möglichst freie Bahn für seine Auswirkung haben; die Entfaltungsmöglichkeit für den Nachwuchs muß so weiträumig sein, die elterliche Inanspruchnahme durch Betreuung, Erziehung, Belehrung so minimal, so spielerisch, so sehr Ausfluß froh betätigter Lebensinstinkte, daß die volle Ausnutzung der Fortpflanzungsfunktionen eine Selbstverständlichkeit wird und keinerlei Hemmungen erfährt. Das ist natürlich nur möglich, wenn der hohen Fortpflanzung eine harte Ausmerze die Waage hält, so daß das schreckliche Erbverhängnis einer Übervölkerung gar nicht eintreten kann, also bei einem sehr gefährdeten, abenteuerreichen Leben völlig außerhalb unserer Kulturen, womit eben das rassenbiologische Erfordernis der Bewährungserprobung für den individuellen Träger des Erbschatzes auf Leben und Tod seine Erfüllung findet. Man hat nur die in harter, natürlicher Aufstiegszüchtung stehenden menschlichen Rassen (die es aber heute nicht mehr gibt) biologisch zu begreifen, um damit auch den richtigen Schlüssel zum Verständnis der menschlichen Natur in Händen zu haben, so daß uns Bücher über das Phänomen Mensch wie das von A. Carrel: „Der Mensch, das unbekannte Wesen", nichts mehr besagen, denn tatsächlich ist ihnen wie aller Welt bis heute der Mensch und alles Leben unbekannt geblieben. Unter einem solchen wildfreien Leben nicht zu leiden, vielmehr es zu lieben, es als die einzige Freiheit und als die höchste Beglückung zu empfinden, dazu gehören freilich entsprechende gesunde Lebensinstinkte, die heute immer mehr der Ausrottung durch unsere Nutznießungskulturen verfallen.

„Oh Brausen des Meeres und Stimme des Sturmes
Und Irren im Nebelschwarm!
In Hafens Ruhe, im Schutze des Turms,
Wie eng und arm.

Ich will keine Kissen mir unters Haupt,
Kein Schreiten auf Teppichen weich;
Hat mir der Sturm auch die Segel geraubt —
Da war ich reich!

Oh herrliche Fahrt im Windeshauch,
Hinauf und hinab und zurück!
Nur kämpfend, und unterlieg ich auch,
Ist Leben Glück!" (R. Huch.)

Dabei muß freilich die Gefährdung mit den allgemeinen Lebensgrundlagen notwendig gegeben sein, so daß sich ihr niemand entziehen kann. Eine freiwillige Gefährdung zu predigen oder Gefährdungen gewaltsam zu erzwingen, führt zum Erbmord; solches bedeutet (z. B. Kriegszwang, oder in noch viel verhängnisvollerem Ausmaße eine Freiwilligkeit für den Kriegsdienst und für gefährliche Einsätze während der Kriegshandlungen) erbbiologische Gegenauslese verhängnisvollster Art. Die Gefährdungsforderung ist in unseren Kulturen unmöglich zu stellen (gleichwohl kann die Zwangslage des Krieges dazu zwingen), aber noch unmöglicher die Forderung auf Freiwilligkeit des Kriegsdienstes, welche eine Wertausmerze schlimmster Art ist. Die Kultur zwingt demnach auch den Gefährdungswilligen, wenn er biologisch einsichtig ist, sich aller Mittel der Selbsterhaltung zu bedienen, will er das Erbunheil, welches die Kultur anrichtet, nicht noch durch sein Opfer für die Feigen und Unvermögenden verschlimmern. Die Perversität des erbfremden Kulturzustandes zwingt auch den Einsichtigen zu einem solchen perversen erbfremden Verhalten der Gefährdungsflucht und zum Widerstreite gegen die gesunden angezüchteten Instinkte der passiven Selbstgefährdung und der Erbeigenheit in der Selbstbehauptung. Aber freilich kann man durch solche Unnatur in einem Zwangsleben in Unnatur den Niedergang allenfalls ein wenig hemmen, weiter nichts.

23,45. Grad der Inzüchtung in Vettern-Basen-Ehen.

Die Abstammungsgemeinschaft von Kindern mit jedem ihrer Eltern beträgt ½; diejenige zwischen Eltern und ihren Geschwistern (den Onkels und Tanten jener Kinder) wiederum ½; diejenige der Onkels und Tanten mit ihren Kindern (den Vettern und Basen) wiederum ½. Vettern und Basen haben also miteinander die Abstammungsgemeinschaft $\frac{1}{2} \times \frac{1}{2} \times \frac{1}{2} = \frac{1}{8}$, d. h. der durchschnittlich gemeinsam übertragene Anteil des Erbschatzes zweier Vettern oder Basen, der auf ihr gemeinsames Großelternpaar zurückgeht, beträgt $^1/_8$, das sind sechs Erbkörperchen. Dies Achtel ist gleich $^1/_{16}$ der Erbschätze des Großelternpaares, denn das Paar vermacht ¼ seiner Erbschätze jedem Enkel; also ist der Anteil davon, welchen zwei Enkel (die nicht Geschwister sind) gemeinsam haben, durchschnittlich $\frac{1}{4} \times \frac{1}{4} = {}^1/_{16}$.

Jedes Kind aus einer Vettern-Basen-Ehe erhält sowohl vom Vater wie von der Mutter durchschnittlich ½ von deren gemeinsamen $^1/_8$-Erbschatzanteil, zusammen also wieder $^1/_8$ (nämlich $^1/_{16} + {}^1/_{16} = {}^1/_8$) oder $^1/_{16}$ der den Eltern gemeinsamen urgroßelterlichen Erbschätze. Aber nur durchschnittlich die Hälfte des väterlicherseits vermachten gemeinsamen Erbanteils wird mit der Hälfte des mütterlicherseits vermachten gemeinsamen Erbanteils identisch sein, das ist $\frac{1}{2} \times \frac{1}{2} = \frac{1}{4}$ (ein weiteres Viertel im Durchschnitt wird durch Zufall nicht vermacht, die andere durchschnittliche Hälfte nur in einfacher Ausstattung, halb von Vaterseite, halb von Mutterseite). Es wird also jedes Kind aus einer Vettern-Basen-Ehe für durchschnittlich $\frac{1}{4} \times {}^1/_{16} = {}^1/_{64}$ der Erbschätze seines von beiden Elternseiten her gemeinsamen Urgroßelternpaares reinerbig. Dies besagt dasselbe wie die Feststellung, die wir oben (Abschnitt 23,27) machten, daß ein deckbarer, auf einen gemeinsamen Urgroßelter zurückgehender Erbsprung erst unter durchschnittlich 64 Kindern aus Vettern-Basen-Ehen einmal — dadurch, daß er reinerbig wird — zur Bekundung gelangt.

23,46. Unmöglichkeit einer Reinigung der Erbschätze von deckbaren Fehlerbsprüngen nach deren Häufung infolge mangelnder Inzucht.

Oben (Abschnitte 23,34 und 23,42) hatten wir ausgeführt, daß bei einer größeren Erbverwahrlosung infolge Ansammlung unbereinigter deckbarer Erbsprünge zu erwarten ist, daß der Zustand eintritt, wo eine Aufartung durch das einzige Mittel, die Bekundungsmachung durch Inzucht, unmöglich wird, weil die Bekundungen zu züchterisch untragbaren Erhöhungen der Erbsprungrate führen. Es ist für das rassische Zukunftsschicksal ausschlaggebend, daß der überdeckte Fehlerbsprung durch zeitige Inzuchtbekundung der Ausmerze zugänglich wird und dadurch in den sonstigen Nichtbekundungsfällen in den niederen Häufigkeitsbereich der Zufalls-Selbstausmerze hinuntergedrückt wird, der Glückserbsprung aus ihm hinaufgehoben wird; anderenfalls durch den dauernden Neuanfall von Erbsprüngen derart viele verborgene Erbminderwertigkeiten sich schließlich ansammeln, daß die Inzucht als einziges Aufartungsmittel (unter der Voraussetzung natürlich wirkender Zuchtwahl) unmöglich wird, weil jede Inzucht die unabwendbare Erbschatzkatastrophe durch Entfesselung einer Lawinenerbsprungrate heraufbeschwört. Dabei zeigen uns unsere Überlegungen über die Früchte aus Vettern-Basen-Ehen, wie sehr gering die durchschnittlichen Reinerbigmachungen solcher Inzuchtehen sind. Nur durchschnittlich $^1/_{64}$ der in den Urenkeln der Inzucht unterworfenen Erbschätze des gemeinsamen Urgroßelternpaares wird reinerbig, soweit Spalterbigkeit vorlag, d. i. $^1/_{32}$ der Urenkel-Erbschätze. Gleichwohl werden nicht selten Vettern-Basen-Ehen angetroffen, in denen wir nur oder fast nur Kinder mit schweren Erbfehlern finden, ganz abgesehen von leichten Erbfehlern, die oft gar nicht einmal erkannt werden. Die Erbschätze müssen also mit unbereinigten Fehlerbsprüngen ungeheuer überladen sein. Die gesunden Ausnahmen in solchen Ehen können darauf beruhen, daß hier zufällig keine oder fast keine gemeinsamen Erbkörperchen in der Erbmischung eines Kindes zusammenkamen, denn der 32. Teil des Erbschatzes beträgt nur 1½ Erbkörperchen, im Erbsatze also ¾ Erbkörperchen, so daß öfters Kinder aus Vettern-Basen-Ehen durch Zufall kein reinerbiges Erbgut des den Eltern gemeinsamen Großelternpaares besitzen werden.

Aber wenn die allgemeine Entartung bereits eine derartig hohe geworden ist, dann ist auch aus diesem zweiten Grunde (worauf schon im Abschnitt 23,28 hingewiesen wurde) die Aufartung durch Inzucht bereits unmöglich geworden, denn die gesunden Ausnahmen in solchen Ehen beruhen ja nicht auf Glückstreffern bei den Inzuchtkombinationen, weil bei der Durchsetzung aller Erbkörperchen mit defekten Erbzeugern der unheilvolle Zustand eintreten mußte, daß gar keine Glückskombinationen mehr möglich sind, sondern die gesunden Ausnahmen beruhen auf zufälliger Umgehung dieser Inzuchtkombinationen, wenn bei den Erbschatzreduktionen das Inzucht-Erbgut ausfiel; der Erbschatz dieser Ausnahmen ist nicht reinerbiger und aufgearteter als der von Kindern nichtverwandter Eltern; die Ausmerze der anderen Kinder solcher Ehen, welche Entartungen aufwiesen, ist überindividuell völlig wirkungslos, da ihnen nicht hinreichend häufig vollzogene hochwertige Inzucht-Reinigungen der Erbschätze der gleichen Ehen gegenüber stehen, denn nur die letzteren münden ja erbreinigend in den überindividuellen Rassenstrom ein; sie kommen aber nur häufig genug zustande, wenn die meisten Erbkörperchen noch ohne schwere Erbdefekte sind; denn die Sonderung gesunden Erbgutes vom belasteten auf die verschiedenen Inzuchtfrüchte und die Ausmerze dieses belasteten und somit Heraushebung des gesunden über die durchschnittliche Erbwertigkeit der Nichtinzuchtfälle ist ein unbedingtes Erfordernis jeder Bereinigungszüchtung des überindividuellen Erbstromes. Bei einem gewissen Grade der Fehlerbsprung-Anhäufung führen dagegen alle Verwandtschaftsehen, auch solche leichteren Grades, die in ländlichen Gebieten häufig sind, immer zur Ausmerze von zufälligen Inzucht-Reinerbigmachungen im Erbschatze und zur falschen Auslese der Mischerbigkeiten; d. h. das für jede Aufartung der

Erbschätze unumgängliche Erfordernis der Selbstkombination des Erbgutes kann durch das einzige Mittel derselben, die Verwandtenehe, auch aus diesem zweiten Grunde nicht mehr erfüllt werden, es findet in den Nachkommen infolge der Selbstkombinations-Unfähigkeit des verschlechterten Erbgutes immer eine Selbstauslese auf Fremdkombination, auf Mischerbigkeit statt; die Erbschatz-Aufartung durch Inzucht ist auch aus diesem zweiten Grunde unmöglich geworden, die mit der Inzucht gebrachten persönlichen Opfer der Eltern und Kinder sind für die Erbzukunft völlig umsonst gebracht; ihnen steht kein Opfersegen gegenüber, denn es gibt keine glücklichen Inzuchtkombinationen mehr. Prozentual mit der Zunahme unausgelesener, über Generationen weiter geschleppter Erbsprünge sinkt der aufartende Wert der Verwandtenehen und der Segen der von ihnen getragenen individuellen Opfer bis zum Nullpunkt hinab. Es gibt keine aufschiebbaren, noch viel weniger vermeidbare Opfer absinkenden Lebens; die unbereinigte Opferschuld quillt aus sich selbst zu immer größerer Entartung weiter, während diese schauderhafte Entfesselung von an den Erbschätzen fressenden Mächten durch eine harte und unerbittliche Naturzüchtung schon im Keime ihrer Entstehung mit geringeren, weniger leidvollen und zukunftssegnenden Opfern unterbunden wird. Aber auch ohne eine so hochgradige Erbschatz-Verwahrlosung sind in sich allmischenden größeren Bevölkerungen die einzeln vorkommenden Verwandtenehen züchterisch benachteiligt durch die Reinigungsopfer für die überindividuellen Erbschätze, die sie bringen. Auch aus diesem Grunde ist die Aufspaltung der Bevölkerung in kleine ländliche Inzuchtkreise ein Erfordernis aufartender Züchtung, auf daß sich niemand solchen Opfern entziehen kann und der entartungsfördernde Auslesevorrang der Fremdpaarungen unterbunden wird.

23,47. Lebensverlängerung und Degenerations-Zunahme.

Bei einer normalen Erbsprungrate von wenigen Prozenten ist es nur ein geringer Prozentsatz der Individuen, welcher in einer neuen Generation einen neu auftretenden Erbsprung erhält. Die Erbsprungrate des Menschen ist gewiß sehr erhöht, es ist aber klar, daß derart enorme Anhäufungen von unbereinigten deckbaren Erbsprüngen, wie sie durch solche Vettern-Basen-Ehen erwiesen werden, nur in zahlreichen Geschlechterfolgen infolge einer zu geringen Inzucht und infolge einer zu lässigen Zuchtwahl allmählich sich summiert haben können. Wir gaben oben (unter 20,16) an, daß die Lebenserwartung vor 300 Jahren für Neugeborene etwa 33 Jahre betrug gegenüber etwa 22 Jahren bei den Römern, daß aber die Lebenserwartung für Achtzigjährige von 7 Jahren bei den Römern auf 6 Jahre heruntergegangen war, trotz des behüteteren Lebens, daß also schon damals gegenüber älteren Zeiten die Erbgesundheit abgestiegen sein mußte. Seitdem ist die Lebenserwartung der Achtzigjährigen trotz ihrer noch viel größeren Behütung, die in der allgemeinen Lebensverlängerung ihren Ausdruck findet, weiter auf 5 Jahre heruntergegangen. Als Bestätigung dieser zugenommenen Hinfälligkeit erweist auch die hohe heutige Belastung des Erbschatzes mit Fehlerbsprüngen, wie sie die Verwandtenehen aufzeigen, daß schon viele Jahrhunderte hindurch die Zuchtwahl völlig unzureichend gewesen sein muß zur bloßen Erhaltung des Erbgesundheitszustandes, trotzdem doch entsprechend der viel größeren Sterblichkeit durch das damals erschwertere Leben die Reinigung der Erbschätze durch die Zuchtwahl eine weit intensivere gewesen sein muß als heute. Da die Lebenserwartung in den letzten Jahrzehnten über jene schon unzulässige Länge von ca. 33 Jahren weiter ungeheuer hoch getrieben wurde, auf über 60 Jahre, so ergibt sich, daß wir jetzt mit Riesenschritten einer Erbkatastrophe zueilen müssen, welche, vielleicht schon in Jahrhunderten, unentrinnbar über die gesamte Kulturmenschheit hereinbrechen muß. (Vergleiche auch den zweiten Teil dieses Werkes: „Schmarotzerzüchtung und Erbopferung", Abschnitte: „Die Seuchen im Völkerschicksal", 2. Absatz, und: „Die Erfolge gegen den Säuglingstod", 2. Absatz.)

23,48. Gegen Inzucht gerichtete Instinkte.

Solche erbverwahrlosten Völker, welche keine Inzucht mehr ertragen, sind freilich ohnehin schon dem Untergange geweiht, und sie müssen sich obendrein nun noch Instinktabneigungen gegen die Inzuchtpaarung anzüchten, weil Inzuchtneigungen durch ihre Mitausmerze mit der Ausmerze der durch sie ans Licht gebrachten Erbentartungen sich selbsttätig ausrotten. Es gehört zum Fluch der Entartungen, daß sie den Rassen selbst noch die Hilfsmittel anzüchten, welche sie zur Flucht vor ihrer Entartetenausmerze treiben, welche somit ihren Untergang zwar hintanhalten durch Ausmerzeflucht, aber dadurch um so unrettbarer in ihn hineintreiben, bis die nicht weiter aufschiebbare Katastrophe hereinbricht. Je erfolgreicher die Vernunft ist in diesem frevelhaften Kampfe gegen die harte Ordnung des aufsteigenden Lebens, desto heimtückischer wird die Rache der Natur (im Bilde gesprochen), welche immer Endsiegerin bleibt, desto schrecklicher wird das Ende mit Schrecken nach einem immer wachsenden Schrecken ohne Ende.

Wilde Graugänse leben in lebenslänglicher Einehe; sogar verwitwete Graugänse heiraten nicht wieder. „Die Tiere dürfen vorher nicht verheiratet, ja nicht einmal ernstlich verlobt gewesen sein, nur die erste ‚große Liebe' kann zu einer richtigen Ehe führen." (K. Lorenz.) Wilde Graugänse sind noch dadurch eigenartig, daß zwischen Geschwistern keine zur Ehe führende Geschlechtsliebe zustande kommt. Dazu ist zu bedenken, daß die Geschwister, soweit bekannt, auch nach Erlangung ihrer Selbständigkeit (sie leben ein Jahr unter Führung der Eltern) im Gemeinschaftsverband zusammenbleiben, bis sie zweijährig zur Verehelichung schreiten, wohl ein beispielloser Fall[171]. Hätte sich hier kein Instinkt für Fremdpaarung angezüchtet — die infolge der Treue zum Heimatorte meist in einer Inzucht weiteren Grades bestehen wird —, so würden jedenfalls infolge des Geschwisterzusammenlebens fast nur Geschwisterehen zustandekommen können, zum Schaden der rassischen Entwicklungsfähigkeit, welche außer der Inzucht der Einsammlung von Eignungserbsprüngen durch Fremdzucht bedarf. Es ist also unmöglich, aus dem ganz besonders liegenden Graugans-Beispiel einen prinzipiellen Einwand gegen eine Inzucht engsten Grades herzuleiten, denn erst der Wechsel von In- und Fremdzucht ermöglicht das rassische Gedeihen.

23,49. Geschwisterehe beim Menschen.

Wie weit der Instinkt und wie weit die Tradition die Geschwisterehe beim Menschen verhindern, ist freilich schwer anzugeben. In ehemaligen Zeiten waren Geschwisterehen bei Personen von höchstem Ansehen nichts Seltenes oder sie waren Gesetz (wie bei persischen Priestern, bei den Inkaherrschern und ägyptischen Pharaonen). Es muß also dort der Rassenerbschatz noch relativ gesund gewesen sein. Die Erbschatzentartung hat der Geschwisterehe das Stigma einer Blutschande und eines Frevels an der göttlichen Ordnung aufgeprägt, denn die aus ihr oft hervorgehenden Entartungsfrüchte erschienen als göttliche Strafen für einen begangenen Frevel. Da nun infolge dieser allgemeinen Gewissenserziehungen, Strafverfolgungen usw. (und obendrein gleichsinnig angezüchteter Instinkte) eine Geschwisterpaarung heute nur noch unter sittlich verkommenen Menschen und außerehelich vorkommt, so wird damit noch einmal der Makel eines schweren Blutschande-Vergehens auf sie geladen. Der Mensch ist hierin ein Opfer des trügerischen Augenscheins und ein Opfer seiner eigenen Erbentartung und seiner Dämonengläubigkeit geworden, die ihn zum verhängnisvollen Geistes- und Gewissenseinsatz für die Beschleunigung der eigenen Entartungsentwicklung treiben.

23,50. Züchtung überdeckender Werteigenschaften aus deckbaren.

Bei wild lebenden Rassen finden wir, daß die Normaleigenschaften stark überdeckend sind; die weitaus meisten Erbsprünge sind daher deckbar. Beim Menschen

---

[171] Lorenz, K., 1943, a. a. O. (unter 15,2) . . . S. 298 f.
Niethammer, G., 1938: „Handbuch der deutschen Vogelkunde". Bd. 2, S. 395.

ist es als einzigem Organismus umgekehrt; bei ihm sind mehr Erbsprünge überdeckend als deckbar. Da alle Normaleigenschaften der wilden Rassen irgendwann einmal als neue Erbsprünge entstanden sind, werden sie also zumeist ursprünglich deckbar gewesen sein. Nun wissen wir, daß die Überdeckungsverhältnisse in hohem Maße von der Erbumwelt, d. h. von der Beschaffenheit des übrigen Erbgutes abhängig sind. Man kennt andererseits auch einzelne Erbzeugerpaarlinge bei verschiedenen Untersuchungsobjekten, welche andere bestimmte Erbzeugerpaarlinge aus deckbaren zu überdeckenden machen[172]. Es ist ja nun klar, daß, wenn irgendein deckbarer Erbsprung zufällig einen Lebenseignungswert besitzt, jene Erbumwelt, welche ihn zu einem überdeckenden macht, durch ihn Mitauslesegewicht erhält. Auf solchem Wege wird sich schließlich zu fast jedem wertvollen deckbaren Erbsprung jene Erbumwelt hinzuzüchten, welche ihn überdeckend macht und damit zu einem schnellen Rassensiege bringt, um so mehr, als ja ein deckbarer Erbsprung oft viele Generationen braucht, um nach sporadischen Bekundungen bei Eignungswert etwas häufiger durch Auslese zu werden, so daß er in vielfache Erbkombinationen hineingerät, wodurch die Wahrscheinlichkeit groß wird, daß er eine ihn überdeckend machende Erbkombination findet. Für das Tempo der stammesgeschichtlichen Entwicklung ist dies ein außerordentlicher Gewinn, denn die Zeit, die ein wertvoller Erbsprung für seinen Rassensieg braucht, wird durch eine Überdeckungsmachung ganz bedeutend abgekürzt. Damit eine solche glückliche Erbkombination über Generationen festgehalten werden kann, bis sie sich durch Auslese genügend vermehrt hat, so daß sie sich nicht wieder durch die geschlechtlichen Umkombinierungen verliert, dazu ist erstens eine gestaffelte Inzucht erforderlich, welche die Kombination immer wieder zusammenbringt, dazu ist zweitens eine nur geringfügige rassische Variationsbreite erforderlich, wie sie alle natürlichen, wohlgezüchteten Standortsrassen besitzen, so daß die günstigste Erbkombination nicht wieder in einem Kombinationschaos untergeht, dazu ist drittens natürlich eine harte Zuchtwahl erforderlich, welche möglichst jeden Erbsprung züchterisch zu erfassen vermag (denn die günstige Kombination kann ja wie jeder Erbgewinn nur durch Fortpflanzungsbeeinträchtigung, Verdrängung oder Vernichtung aller anderen Rassegenossen schließlich zum Rassesiege kommen; jeder einzelne Rassewert ist nur durch das Opfer der ganzen Rasse, natürlich auf viele Generationen verteilt, zum Siege gekommen): drei Voraussetzungen, die dem Menschen abhanden gekommen sind, womit es sich erklärt, daß seine Normaleigenschaften gegenüber den meisten Erbsprüngen keine Überdeckungskraft besitzen. In Anbetracht des Züchtungschaos des Menschen hat dies immerhin den Vorteil, daß eine größere Anzahl Erbmängel auch ohne Inzucht schon zur Bekundung kommen. Zu einer Ausmerze ihrer Träger führen freilich die meisten trotz ihrer Bekundung nicht, dagegen oft genug zu lebenslänglichem Leid, während in freier Zuchtwahl das Leid infolge schnell wirkender Ausmerze verschwindend ist.

23,51. Weiteres zur Stabilisierungszüchtung von Erbzeugern.

Die drei Erfordernisse für die Überdeckungsmachung wertvoller deckbarer Erbsprünge gelten ebenso für die Stabilisierung von Erbzeugern gegenüber Temperaturerbsprüngen für die Nichtpaarungszustände der Erbkörperchen. (Die Kenntnis der unter 16,5 + 16,15 + 16,16 gemachten Angaben über die Stabilisierungszüchtung von Erbzeugern setzen wir für die folgenden Darlegungen voraus.) Wir hatten ja (unter 16,18) ausgeführt, daß im Erbschatz bei normaler Erbsprungordnung nur mit Hilfe der Thymonukleïnsäure Erbsprünge zustande kommen, daß das Erbgut demnach so sprungfest (stabil) gezüchtet ist, daß die Energie starker molekularer Temperatur-Einzelstöße nicht die Höhe der Aktivierungsenergie der Erbsprünge erreicht, solange nicht die Thymonukleïnsäure hinzutritt. Der volle Einsatz dieser organischen Säure erfolgt nur bei der Ge-

172 Timoféeff-Ressovsky, N. W., 1940: „Allgemeine Erscheinungen der Genmanifestierungen". Aus G. Just: „Handbuch der Erbbiologie des Menschen". Bd. 1, S. 41—44.

schlechtszellenreifung, die als Meiose bezeichnet wird und welche die Erbschatzreduktion liefert. In ihr rollen sich die Erbkörperchen vollständig auf, so daß die homologen sich paaren, wie wir oben erläuterten. Bei der gewöhnlichen Zellteilung dagegen, der Mitose, rollen sich die Erbkörperchen nur teilweise auf, so daß es zwar mit Hilfe der Thymonukleïnsäure zur Verdoppelung des Erbschatzes vor der Zellkernhalbierung (für die Vermehrung der Zelle von einer auf zwei) kommt, jedoch nicht zu Paarung, Stückaustausch und Erbschatzreduktion. Immerhin kommt es auf diesem Mitosestadium bei sprunglabilen Erbpaarlingen leicht zu Erbsprüngen. In gut naturgezüchteten Rassen sind solche sprunglabilen Erbpaarlinge kaum vorhanden. So ist die Erbsprungrate bei alten Männchen der Fruchtfliege nicht erhöht gegenüber jungen Männchen, wenn die Samenzellen frisch gereift sind, obwohl das Hodengewebe alter Männchen zahlreiche Mitosen durchgemacht hat, denn es findet ständige Produktion von Samenzellen statt[173]. Andererseits sind Erbsprünge bekannt mit einer so geringen Aktivierungsenergie, daß sie sich auch ohne Meiose häufig vollziehen. Wir wissen, daß beim Säugetierweibchen (also auch beim Menschen) schon bei der Geburt sämtliche Eizellen vorhanden sind und daß dieselben nur noch die Reifeteilungen durchmachen. Dagegen durchläuft das Hodengewebe sehr zahlreiche Mitosen. Dies gilt namentlich für den Menschen; denn da er keine begrenzte Brunstzeit hat — als Züchtungsfolge davon, daß er sich durch seinen Wohnschutz von der Witterung stark unabhängig machte, sowie als Züchtungsfolge künstlicher Zeugungsverhütung —, so durchläuft sein männliches Keimgut während der ganzen Fruchtbarkeitsdauer ununterbrochen Mitosen. Bei Bestrahlung des Keimgutes erhöht sich im männlichen Geschlecht die Erbsprungrate viel bedeutender als im weiblichen, und wir werden dies auf die höhere Erbsprunglabilität im männlichen Geschlechte durch Mitosen zurückzuführen haben. Wir haben also hinsichtlich der Erbsprungentstehung namentlich drei Geschlechtszellenzustände zu unterscheiden: 1. die Meiose, in welcher sich normalerweise die spontanen Erbsprünge ereignen, welche das Rohmaterial für die Naturzüchtung der Rassen liefern; 2. die Mitose, in welcher labil gewordene Erbzeuger erbspringen können; 3. den Ruhezustand unreifer Geschlechtszellen, in welchem normalerweise keine Erbsprünge erfolgen, abgesehen von seltenen Erbsprüngen durch Weltraumstrahlen und irdische Radioaktivität. Die Sprungfestigkeitszüchtung des Erbschatzes in der Mitose kann nur dadurch erfolgen, daß die zur Befruchtung gelangenden Samenfäden, welche einen mitotischen Erbsprung erfahren haben, durchschnittlich der Ausmerze verfallen durch Ausmerze der Individuen, welche Träger solcher Erbsprünge sind, infolge geringerer Lebensfähigkeit. Die oben genannten drei Erfordernisse gelten auch hier: nämlich eine harte Zuchtwahl, eine gestaffelte Inzucht (sowohl zur Reinerbigmachung deckbarer Erbsprünge, welche reinerbig sprunglabil wirken, als auch zur Verhütung der Trennung der Vererbung sprunglabiler Erbzeuger von der Vererbung ihrer unheilvollen Erbwirkungen, so daß die Ausmerze der sprunglabilen Erbzeuger als Mitausmerze der durch sie bewirkten Erbdefekte erfolgt) und drittens (als Folge harter Zuchtwahl) eine nur geringe Erbvariabilität, so daß die zur Sprungfestigkeit führenden Erbkombinationen festgehalten werden können (ebenfalls unter Mitwirkung der Inzucht) und nicht in einem Kombinationschaos untergehen.

23,52. Die züchterische Bedeutung des Hodenabstieges.

Bis zu welchem Grade der Erbschatz sprungfest werden muß, hängt ganz von der Temperatur ab, in welcher die Mitosen des männlichen Keimgewebes erfolgen. Den meisten Säugetieren ist hierin eine glückliche Erfindung gelungen, nämlich die Kühlhaltung der Hoden durch deren Verlagerung aus dem Köperinnern nach außen; ein Vorgang, welcher Hodenabstieg (descensus testiculorum)[174] ge-

[173] Siehe Fußnote zu Abschnitt 16, 18.

[174] Meisenheimer, J., 1921: „Geschlecht und Geschlechter im Tierreiche". Bd. 1, S. 465—475. Jena.
Weber, M., 1927: „Die Säugetiere". Bd. 1, S. 368—376. Jena.
Broek, A. J. P. v. d., 1929: „Über den Descensus testiculorum". „Morphologisches Jahrbuch." Teil I, S. 1—38. Leipzig.

nannt wird. Der Sinn dieses bisher rätselhaft gebliebenen Vorganges findet hiermit — meines Wissens erstmalig — seine biologisch befriedigende Erklärung. Die Hoden werden in der Bauchhöhle an ihrem ursprünglichen Orte ausgebildet und wandern nicht lange vor der Geburt in eine bruchsackartige Vorwölbung der Bauchhöhle aus dem schützenden Körperinnern durch den Leistenkanal nach außen, der sich bei vollkommener Ausbildung des Vorganges wie beim Menschen wieder schließt. Die dadurch erzielte Temperaturerniedrigung der Hoden ist recht bedeutend; bei einer Außentemperatur von 16½ Grad C maß man die Temperatur in der Bauchhöhle von Rattenmännchen zu 36 Grad, im Hodensack dagegen zu 28 Grad C[175]. Dieser Temperaturunterschied von 8 Grad C erniedrigt bei einer Fruchtfliege die Erbsprungrate auf etwa ein Viertel. Dementsprechend werden wir anzunehmen haben, daß die Normalerbsprünge der Meiose in erster Linie vom weiblichen Geschlechte bei den Säugetieren geliefert werden und nur in heißen Klimaten nicht viel weniger auch vom männlichen Geschlechte. Dagegen werden die anormalen Erbsprünge der Mitose fast ganz vom männlichen Geschlechte geliefert; sie fallen außerhalb der Erbsprungordnung, indem sie zur normalen Erbsprungrate mit ihrer qualitativ gleichmäßigen Sortierung der Erbsprünge eine zusätzliche ungleichmäßige hinzufügen, wodurch sie zu einer züchterisch unproduktiven Erhöhung der Lebensopfer führen. Bei noch niedrigeren Außentemperaturen als in obiger Rattenmessung, wie sie unserem durchschnittlichen Klima entsprechen, ist die Hodenkühlhaltung und der Erbgewinn noch höher, in einem Tropenklima ist er natürlich nur gering. Die Erfindung wird also ursprünglich in kälteren Klimaten gemacht worden sein, und es mag dies eine Mitursache dafür sein, daß die Hauptaufstiegszentren für Säugetiere außerhalb der Tropen fallen.

23,53. Der züchterische Erwerb des Hodenabstieges.

Der Hodenabstieg wurde in verschiedenen Säugergruppen unabhängig voneinander erworben. Die australischen Beuteltiere besitzen einen vollkommenen Hodenabstieg, den sie unabhängig von den höheren, den plazentalen Säugetieren erwarben, denn die ursprünglichste Ordnung der letzteren, die Insektenfresser, ist zum Teil noch ohne Hodenabstieg. Die Insektenfresserfamilien ohne Hodenabstieg sind bezeichnenderweise tropische Familien. Im ganzen finden wir bei den Insektenfressern alle Ausbildungsstufen. Bei gewissen tropischen Formen sind die Hoden aus ihrer ursprünglichen Lage hinter den Nieren nur zu beiden Seiten der Harnblase hinabgewandert, bei einer anderen tropischen Gattung liegen sie bereits der Bauchhöhle an, die schon eine Ausbuchtung aufweist. Jeder kleinste Schritt, der eine nur ganz kleine Temperaturerniedrigung bedingt, hat bereits Züchtungswert, denn je niedriger die Temperatur der Mitosen ist, desto zahlreichere Erbzeuger sind in dieser Temperatur noch sprungfest, desto weniger Lebensopfer erfordert die Züchtung auf Sprungfestigkeit für die männlichen Urgeschlechtszellen-Mitosen, mit desto geringeren Lebensopfern züchten sich alle Rassenwandlungen. Gleichzeitig verstehen wir hiermit, warum die Verlagerung der Geschlechtsdrüsen nur im männlichen Geschlechte erworben wurde, nicht im weiblichen, in welchem ja fast gar keine Mitosen ablaufen. Im ganzen hat die volle Ausbildung bis zur Verlagerung der Hoden hinter das Begattungsglied (ursprünglich lagen sie vor demselben) Millionen von Jahren in Anspruch genommen, denn der Hodenabstieg ist ja nur eine von unzähligen Züchtungen, die gleichzeitig miteinander laufen. Bei weniger vollendeter Stufe rutschen die Hoden nur zur Brunstzeit durch den Leistenkanal in den Hodensack, womit der Zweck, die Hoden dann vor allem kühl zu halten, wenn die Geschlechtszellen produziert werden, erreicht ist. *Nur wenigen Säugerordnungen — und es sind bezeichnenderweise wieder solche, welche stets in den Tropen gelebt haben —* ist der Hodenabstieg nicht gelungen; das sind einmal die uralte Verwandtschaftsgruppe der Faultiere und Ameisenbären aus Südamerika, zum anderen die Verwandtschafts-

---

[175] Meisenheimer, J., 1930. (Siehe vorige Fußnote): ... Bd. 2, S. 382 f.

gruppe der Klippschliefer, Elefanten und Seekühe mit nordafrikanischer Urheimat. Es sind alles aussterbende Ordnungen, die nur noch ganz wenige Arten zählen mit sehr geringer Rassenpotenz. In naher geologischer Zukunft werden sie von Säugetieren mit Hodenabstieg völlig verdrängt worden sein.

23,54. Regulierungseinrichtungen für die Hodentemperatur.

Verschiedene zusätzliche Erwerbungen dienen der Regulierung der Hodentemperatur. Die Behaarung des Hodensackes ist bei fast allen Säugetieren, mit Ausnahme des Menschen mit seiner sekundären Schambehaarung, besonders spärlich, so daß sich die Hoden leichter kühl halten. Zahlreiche Schweißdrüsen erhöhen diese Wirkung bei warmen Außentemperaturen. Unter der Außenhaut des Hodensackes liegt die Fleischhaut, eine muskulöse Schicht, welche sich auf Kältereize reflektorisch zusammenzieht und dadurch den Hodensack verkleinert und die Hoden zur Warmhaltung an den Körper heranzieht, so daß Kälteschocks möglichst vermieden werden, welche, wie oben erwähnt, ebenfalls die Erbsprungrate erhöhen. Bei hoher Temperatur dagegen ist die Fleischhaut schlaff, der Hodensack weitet sich, die Poren sind geöffnet zur Kühlhaltung durch Schweißabsonderung und die Hoden setzen sich vom Körper ab, was alles der Temperaturerniedrigung während des Ablaufes der Mitosen dient.

23,55. Rückentwicklung des Hodenabstieges bei Wassersäugern.

Der Wert des Hodenabstieges ist durch das Leben im Luftreiche gegeben. Bei einem Leben im Wasser würden die Hoden infolge des außerordentlichen Wärmeleitungsvermögens des Wassers zu stark unterkühlt. Wechselnde Wassertemperaturen würden als Temperaturschocks wirken. Entsprechend finden wir bei den Robben, die im mittleren Tertiär (vor rund 30 Millionen Jahren) von Landraubtieren sich abzweigten, daß die Hoden zwar noch die Bauchwand durchdringen, aber nicht mehr aus dem Körper heraustreten. Bei den Walen schließlich, welche schon am Beginn des Tertiärs (vor rund 60 Millionen Jahren) von primitiven Landraubtieren sich abzweigten, treten die Hoden gar nicht mehr durch die Bauchwand hindurch, sondern liegen derselben von innen an, obwohl Reste vom Leistenkanal anzeigen, daß es auch bei ihren Vorfahren mal einen Hodenabstieg gegeben haben muß. Hier haben die Hoden die günstigste Lage für Wassersäuger erreicht.

23,56. Hodenabstieg bei den Buschmännern.

Welche hohe züchterische Bedeutung der Regulierung der Hodentemperatur zukommt, lehrt das Beispiel der Buschmänner, welche einst nackte Bewohner der heißen Kalahariwüste Südafrikas waren und eine auf das Wüstenklima wie keine zweite Menschenform gezüchtete Rasse bilden. Heute sind sie durch die Kultur des weißen Mannes in die unwirtlichsten Gegenden verdrängt und nahezu ausgestorben. Bei den Buschmännern liegen die Hoden prall dem Körper an zu beiden Seiten des Begattungsgliedes, das dadurch eine halbwaagerechte, vom Körper abstehende Stellung erhält. Das Wärmeerschlaffungsvermögen des Hodensackes ist aufgehoben, was gerade hier den hohen Vorzug hat, daß die Hoden den heißen Ausstrahlungen des Wüstensandes weniger ausgesetzt werden, was noch dadurch unterstützt wird, daß die Hoden nicht mehr hinter dem Begattungsglied, sondern neben ihm zu liegen kommen. Erst vor der Geschlechtsreife treten die Hoden in den Hodensack ein; beim Knaben würden sie jedenfalls der Überhitzung durch Wüstenausstrahlung in noch höherem Maße ausgesetzt sein wegen dessen geringerer Körperhöhe, so daß sie hier jedenfalls im Körperinnern besser vor Überwärmung geschützt sind. Solche körperlichen Erwerbungen waren natürlich nur bei einer sehr scharfen Zuchtwahl und bei gestaffelter Inzucht möglich; erstere war durch das Sammler- und Jägerdasein mit primitivsten Mitteln gegeben bei völligem Fehlen jeglicher Nutzorganismenzucht, letztere (die gestaf-

felte Inzucht) war dadurch gewährleistet, daß die Buschmannrasse in zahlreiche kleine Sippenhorden unterteilt war, von denen jede ihr angestammtes Sammel- und Jagdgebiet bewahrte.

23,57. Empfindlichkeitszüchtung des Hodengewebes gegen hohe Temperaturen.

Wenn man Mäuse einer Dauertemperatur von 37 bis 40 Grad Celsius aussetzt, so degenerieren die Ursamenzellen und Samenbildungszellen. Nach etwa 40 Tagen tritt Gewöhnung des Hodengewebes ein, und es entstehen wieder Samenbildungszellen und Samenfäden[176—177]; aber natürlich ändert dies nichts an der Erhöhung der Erbsprungrate. Wenn bei einem Menschen die Hoden aus irgendwelchen erblichen Ursachen nicht absteigen, sondern in der Bauchhöhle verbleiben (Kryptorchismus), so werden sie unfruchtbar. Hier genügt also schon die normale Körpertemperatur zur Unfruchtbarkeitsgewinnung, im Gegensatz zu den Vorfahren vor Erwerb des Hodenabstieges und den Säugergruppen, die ihn noch nicht erwarben; das Plasma des Hodengewebes konnte eben nach dem Hodenabstieg empfindlicher gegen die erbschädigenden hohen Temperaturen gezüchtet werden, denn Sippen mit solcher Empfindlichkeit vermögen mit einer geringeren Stabilisierungszüchtung ihrer Erbschätze, also mit weniger Lebensopfern für dieselbe auszukommen und erlangen dadurch in ihren Nachkommen ein Auslese-Übergewicht; wir sahen ja oben (unter 16,25), daß die Empfindlichkeit der Vorstadien der Geschlechtszellen gegen umweltliche Schädigungen aller Art ein sehr wertvoller Züchtungserwerb ist, denn diese Schädigungen sind als reine Umweltwirkungen auf das Zellplasma natürlich nicht vererblich, jedoch können dadurch viele durch die gleichen Schädigungsursachen hervorgerufene und nicht der Erbsprungordnung unterstehende Erbsprünge von der Fortpflanzung ausgeschaltet werden. Schafböcken hat man die Hoden umhüllt und dadurch ihre Kühlhaltung verhindert; die Folge war eine Degeneration des Keimepithels der Hoden[176—177]. Natürlich wird auch durch die selbst bei heißestem Wetter getragene Kleidung des Kulturmenschen der Kühlhaltungsmechanismus der Hoden um seine volle Wirkung gebracht. Wohl noch weit bösere Erbfolgen müssen sich aus der Unsitte heißer Dampfbäder ergeben. Hier wird der biologische Sinn der Hitzeerschlaffung des Hodensackes gerade in sein Gegenteil verkehrt, in eine völlige Preisgabe der Hoden an die mit Feuchtigkeit gesättigte, also die Transpiration des Hodensackes unwirksam machende Hitze.

23,58. Tropenleben als Beschleuniger der Erbschatz-Verwahrlosung des Kulturmenschen.

Der Grad, bis zu welchem der Erbschatz gegen Mitoseerbsprünge sprungfest gezüchtet sein muß, hängt von der Hodentemperatur, also vom Klima ab. Das Tropenleben von Säugetieren, also auch des Menschen, erfordert höhere Lebensopfer für die Reinigung des Erbschatzes, für die Aufrechterhaltung der Erbsprungordnung und für den Rassenwandel und Lebensaufstieg. Es ist also zu erwarten, daß nordländische Menschen, wenn sie in ein Tropenleben versetzt werden, dem ihre Erbsprungordnung nicht angepaßt ist, übermäßig hohen Erbsprungraten verfallen werden und daß eine Verwahrlosung der Erbsprungordnung dortselbst noch schneller sich vollziehen wird als in ihren Heimatgebieten. Die Erfahrungen von Jahrtausenden bestätigen dies, indem sie zeigen, daß sich nordländische Menschen nirgends in Tropengebieten über eine längere Generationenfolge erhalten haben, am wenigsten in feuchtheißen Gebieten, wo zur Übertemperatur noch die Unwirksamkeit des Transpirationsmechanismus durch die mit Feuchtigkeit gesättigte Luft hinzukommt. Es ist auch zu beachten, daß die Aufstiegszentren in der Menschheitsentwicklung in gemäßigten Klimaten lagen. Eine Anpassung an ein Tropenklima wäre eben nur unter sehr harter

[176—177] Siehe zweite Fußnote zu Abschnitt 23, 52.

natürlicher Zuchtwahl denkbar, auf der Ausgangsgrundlage eines gesunden Erbschatzes, keineswegs aber bei modernen Kulturbürgern, die sich bei verwahrlostem Erbe aus aller Naturordnung emanzipiert haben. Umgekehrt ist zu erwarten, daß tropische Menschenrassen in gemäßigten Zonen leben können, ohne zu entarten, wie wir es bei den Negern in den Vereinigten Staaten Nordamerikas sehen, welche erbgesundheitlich der weißen Bevölkerung überlegen sind. Der nordländische Mensch hat nichts in den Tropen zu suchen, er beschleunigt nicht nur dortselbst seinen erbbiologischen Untergang, sondern richtet obendrein auch noch die dort heimischen Rassen zugrunde, die er entwurzelt, ihrer Naturordnung beraubt, verchristlicht, für sich ausbeutet und in ein Rassenchaos stürzt oder verdrängt, wenn sie zu gesund sind, sich entwurzeln und ausbeuten zu lassen. Die wirtschaftlichen Anstrengungen, die heute zur nutzbringenden Erschließung und Besiedlung der noch jungfräulichen Tropengebiete der Erde gemacht werden, sind Anstrengungen zur beschleunigten Zugrunderichtung der Menschheit wie überhaupt der lebendigen Schätze unserer Erde. Der weiße Mann ist zum Fluch der ganzen Erdenschöpfung geworden.

23,59. Aufartender Wert der Keimschädigungsempfindlichkeit der Embryonen.

Die hohe Empfindlichkeit der verschiedenen Geschlechtszellenstadien gegen Schädigungen aller Art und ihr leichtes Absterben setzt sich im embryonalen Zustande fort. Namentlich bei Säugetieren, welche größere Jungenwürfe haben, ist dies ein erzüchteter Kunstgriff, die Embryonen auf Lebensfähigkeit auszusieben: es werden viel mehr Früchte angelegt als ausreifen; ein Teil der Früchte stirbt normalerweise während der Embryonalzeit ab. Kleinste Beeinträchtigungen oder Schädigungen während der Embryonalzeit entscheiden, welche von den Embryonen zum Absterben kommen, und oft wird die Ursache in kleinsten erblichen Mängeln liegen, so daß durchschnittlich die erbtüchtigeren Früchte ausgetragen werden; denn die Empfindlichkeit der Embryonen für Schädigungen, die wir Keimschädigungsempfindlichkeit nennen, kann natürlich keine Schädigungsrückwirkungen auf den Erbschatz haben, wie wir unter 16,26 auseinandersetzten Auch hier sehen wir wieder, daß die Selbstvernichtung des Lebens eine Funktion des aufsteigenden Lebens ist.

23,60. Aufartender Wert der Säuglingsempfindlichkeit und der menschliche Kampf gegen sie.

Die Schädigungsempfindlichkeit setzt sich auch noch über die Embryonalzeit hinaus fort. Namentlich gilt dies für den Menschen, für den dies ganz besonders notwendig ist, denn der Mensch hat es wie kein sonstiges Lebewesen in der Hand, die Umwelt des Säuglings optimal zu gestalten, wodurch aber auch gerade die Empfindlichkeit des Säuglings züchterisch gesteigert wurde, so daß doch noch ein Teil des abartenden Lebens der Pflege durch den Menschen entrissen wird (wenn auch ein völlig unzureichender) und der Ausmerze anheimfällt. So sind beim Säugling viele Abwehreinrichtungen gegen Infektionserreger noch gar nicht oder unvollkommen entwickelt, so daß bei ihm schon viel geringere Anfälligkeiten für solche Krankheiten zur Ausmerze solcher Fehlanlagen führen können als beim Erwachsenen. Etwa 6 bis 10 % der Säuglingstodesfälle kommen auf Säuglingskrämpfe[178]. Es kann ja kein Zufall sein, daß die Krampfbereitschaft des Säuglings ausgerechnet jene Muskeln bevorzugt, welche ihn schnell und sicher zu Tode würgen. Wir wissen, daß krampfanfällige Säuglinge, welche für das Leben „gerettet" wurden, im späteren Leben geistige oder seelische Degenerationen verschiedenster erblicher Art aufweisen[179]. Die Anlage auf Erstickungskrampfbereitschaft ist nämlich als eine allgemein vorhandene anzusehen, aber

[178] Meier, E., 1936: „Krankheit und Tod in frühester Kindheit". S. 40. Leipzig.
[179] Hofmeier, K., 1938: „Die Bedeutung der Erbanlagen für die Kinderheilkunde". S. 164—166. Stuttgart.

sie wirkt sich erst in einem defekten Nervensystem in der Hervorrufung von Säuglingskrämpfen aus. Solche Anlagen haben einen hervorragenden Züchtungswert (und Entsprechendes gilt für sonstige allgemein vorhandene Säuglings-Anfälligkeiten), denn damit werden Säuglinge mit nervösen Entartungen großenteils durch Selbstvernichtung sterben, es werden dafür geistig-seelisch gesundere Menschen großgezogen. Anzüchten mußte sich eine solche Eigenschaft damit, daß Sippen mit erblicher Anlage für Säuglingskrampfbereitschaft (welche jedoch zu ihrer Bekundung nur in einem sonst erblich geschädigten Nervensystem gelangt) ein Lebensübergewicht bekommen mußten über Sippen, in denen eine solche Anlage fehlte (und Entsprechendes gilt für andere Säuglings-Anfälligkeiten). Solche Anzüchtungen erfolgen um so eher, als in allen Zeiten auf erhöhte Säuglingssterblichkeiten erhöhte Geburtenzahlen folgten[180]; es wurden eben für die gestorbenen Säuglinge Ersatzkinder gezeugt und somit durchschnittlich gesundere Kinder großgezogen, womit solche Sippen ein Auslese-Übergewicht über etwaige Sippen gewinnen mußten, in denen entartete Kinder am Leben blieben. So erfindet die Natur, ohne ein Vernunftwesen zu sein, gleichwohl ihre Listen, um auch noch gegen Vernunft, Moral und Gewissen des Menschen ihren Tribut für die Aufartungs- und Wertzüchtung des Lebens zu ertrotzen; denn Vernunft, Moral und Gewissen des Menschen arbeiten für die Bewahrung des individuellen Lebens, also für die Wertzerstörung des überindividuellen Erbstromes, welcher nur durch Lebensopfer wertbeständig ist. (Natürlich gilt nicht die Umkehrung, daß ein verbrecherisch unmoralisches und gewissenloses Verhalten für die überindividuelle Wertschöpfung arbeite. Das ist zwar an sich selbstverständlich, aber der christlich erzogene Mensch ist derart in die moralische Konzeption verstrickt, daß er sich keinen anderen Gegensatz zu ihr als verbrecherische Niedertracht und Gemeinheit vorzustellen vermag.) Die moderne ärztliche Lebenserhaltungskunst feiert freilich auch hinsichtlich der natürlichen Säuglingsgefährdung durch erhöhte Anfälligkeiten immer größere Triumphe über die Natur, womit sie immer schneller den Untergang der Erbzukunft erarbeitet. Da man das Lebensopfer auf der Frühstufe, auf der es am allerleichtesten zu ertragen ist, verneint, muß nun die Natur in der grausamsten Form am Rassendasein überhaupt Rache nehmen. (Weitere Ausführungen hierüber finden sich im zweiten Teile dieses Werkes: „Schmarotzerzüchtung und Erbopferung“, Abschnitte: „Erhöhte Infektionshinfälligkeit der Säuglinge“, „Hohe Säuglingshinfälligkeit als Entartungserscheinung“ und „Erstickungskrämpfe“.)

23,61. Ursachen für die männliche Übersterblichkeit.

Oben (in Abschnitt 23,19) wurde ausgeführt, daß weit mehr männliche als weibliche Früchte angelegt werden und daß sich durch eine Übersterblichkeit männlicher Früchte das Geschlechtsverhältnis in der Fortpflanzungsreife wieder auf etwa 1:1 einspielt. So ist es bei erbgesundheitlicher Normalität in einer Rasse unter natürlichen Zuchtwahlverhältnissen (diese Normalität fehlt unseren Kulturvölkern, denn normale Zuchtwahlhärte würde einen starken Männerunterschuß schon zur Pubertätszeit zur Folge haben). Da die männliche Übersterblichkeit durch das ganze Leben anhält, so ergibt sich auch ohne normale Zuchtwahlhärte im höheren Alter ein Frauenüberschuß[181]. Für die Übersterblichkeit männlicher Früchte werden wir drei Ursachen verantwortlich machen können. Da das männliche Geschlecht nur ein X-Erbkörperchen besitzt, so müssen sich tödlich wirkende deckbare Erbsprünge im X-Erbkörperchen, welche keinen Partner im Y-Erbkörperchen haben, fast ausschließlich auf das männliche Geschlecht auswirken. Nun ist aber das X-Erbkörperchen nur eins von 24 Erbkörperchen eines Erbsatzes; eine beträchtliche Erhöhung der Männchensterblichkeit kann also nur zum kleinen Teil auf diesem Umstande beruhen. Wichtiger ist wohl der Umstand, daß ein einzelner Erbzeuger seinen Einsatz bei irgendwelcher Beanspruchung,

[180] Mombert, P., 1929: „Bevölkerungslehre“. S. 300—307. Jena.
[181] Bucura, C. J., 1913: „Geschlechtsunterschiede beim Menschen“. S. 84—134 Wien und Leipzig.

die durch Zellreize erfolgt, weniger schnell vollführt als ein Erbzeugerpaar, so daß sich die Zusammenarbeit zwischen Erbsubstanz und Zellplasma weniger gut aufeinander abstimmt. Solches kann bei irgendwelchen Zellschädigungen lebensentscheidend werden, wenn die Reaktionen des Erbschatzes den Erfordernissen der Schadensbehebung und Regeneration nicht schnell genug nachkommen können. Es liegt alledem gar keine mangelhafte Erbbeschaffenheit zugrunde, jedoch erfahren irgendwelche etwa vorhandenen Erbmängel durch diesen Umstand eine Verstärkerwirkung, so daß sie leichter zur Ausmerze mit ihren Trägern kommen. Da wohl die wesentlicheren Erbkomplexe irgendwelche Erbzeugeranteile auch im X-Erbkörperchen haben werden, deren etwaige Einsatzträgheit die ganze davon abhängige Erbkomplexwirkung einsatzträge macht, so wird sich das eine im männlichen Geschlecht ausfallende X-Erbkörperchen auf eine relativ zum weiblichen Geschlecht allgemeine männliche Widerstandsschwäche gegenüber Umweltschädigungen auswirken. Für die Rassenentwicklung ist es günstig, wenn Individuen mit Fehlerbsprüngen so früh wie möglich von der Ausmerze erfaßt werden, was bei dieser männlichen Übersterblichkeit der Fall ist, denn sie wirkt sich ganz überwiegend schon vorgeburtlich und im Säuglingsalter aus. Daß dabei auch viel gesundes Leben durch bloße Umweltwirkung von der Ausmerze betroffen wird, ist nicht abtrennbar und im übrigen belanglos, wenn es sich um Tiere handelt, die normalerweise größere Jungenwürfe haben, so daß dieselben sich erblich hoch genug einzüchten können, um nach dem Absterben eine normale Wurfgröße zu erlangen. Wir können damit als zweite Ursache für die männliche Übersterblichkeit die stärkere Ausmerzeerfassung erblicher Mängel physiologischer Funktionen annehmen, bzw. eine stärkere Bekundung im Durchschlag (Penetranz) und im Ausprägungsgrad (Expressivität) derartiger minderwertiger Erbanlagen, beruhend auf dem Mangel an Paarigkeit der im X-Erbkörperchen gelegenen Erbzeuger. Als dritte Ursache ergibt sich dann die Empfindlichkeitssteigerung gegenüber den verschiedensten vor- und nachgeburtlich erlittenen Beeinträchtigungen und Schädigungen rein umweltlicher Natur aus dem gleichen Fehlen des einen X-Erbkörperchens. Zu beachten ist freilich, daß ein guter Teil der Schädigungen, die man als umweltlich bedingt anzusehen pflegt, in höherem oder geringerem Grade auf nicht erkannten erblichen Mängeln beruht oder mitberuht.

23,62. Überanlage männlicher Früchte bei Säugern.

Bei der Ratte fand man, daß auf 100 angelegte weibliche Früchte etwa 150 männliche kommen[182—183]. Wir werden wohl nicht sehr fehlgehen, wenn wir die vorgeburtliche Männchensterblichkeit doppelt so hoch ansetzen als die weibliche, so daß der Überzahl von 50 männlichen Früchten, welche absterben, etwa je 50 weitere männliche und weibliche absterbende Früchte entsprechen werden. Es kommen dann auf 100 absterbende männliche Früchte 50 absterbende weibliche, so daß sich mit je 50 lebend bleibenden männlichen und weiblichen Früchten das natürliche Geschlechtsverhältnis von 1:1 herausbildet; im ganzen sterben also dann von 250 angelegten Früchten etwa 150 oder 60 % ab. Das ist nur als ein grober Durchschnitt zu rechnen; im einzelnen Wurf sterben je nach Umwelt- und Erbbedingungen bald höhere, bald geringere Prozentsätze ab. Im ersteren Falle, wenn der Wurf also klein wird, muß er hauptsächlich aus Weibchen bestehen, im zweiten Falle, wenn er groß wird, hauptsächlich aus Männchen. Entsprechend findet man z. B. bei Kaninchenwürfen von 10 Jungen nahezu 60 % Männchen im Durchschnitt, bei solchen von 7 Jungen 52 % und bei solchen von 4 Jungen nur 36 % Männchen[182-183]. Mit rund 7 Jungen ist das Kaninchen auf sein ausgeglichenes Geschlechtsverhältnis eingezüchtet. Ganz allgemein wird der Umweltfaktor in der Männchenübersterblichkeit, ohne prinzipiellen Wechsel der Umwelt, im Durchschnitt sich gleich bleiben, der Erbfaktor kann jedoch im Laufe einer längeren Generationenfolge, wenn es zu Ausmerzeversäumnissen und damit zu Erbschatz-

182—183 Meisenheimer, J., 1930, a. a. O. (unter 23, 52) ... Bd. 2, S. 109

verwahrlosungen und Verwahrlosungen der Erbsprungordnung kommt, steigen. In diesem Falle wird die Männchengeburtenziffer sinken und sich ein Weibchenüberschuß ergeben, der bis ins Fortpflanzungsalter noch ansteigt, solange nicht eine neue Einzüchtung durch Mehranlage männlicher Früchte zustande kommt. Wenn also bei gleichbleibenden Umweltverhältnissen im Laufe der Generationen der Männchenanteil der Geborenen in einer Bevölkerung sinkt, so weist dies auf eine Verschlechterung des Rassenerbschatzes; wir haben in einem solchen Wandel des Geschlechtsverhältnisses ein Kriterium für eine sich vollziehende Erbentartung.

23,63. Überanlage männlicher Früchte beim Menschen.

Beim Europäer werden auf 100 weibliche Früchte nahezu 150 männliche angelegt[184]; genau ist die Zahl nicht bekannt, da sie schwer zu ermitteln ist. In Anbetracht dessen, daß Mehrlingsschwangerschaften beim Menschen die Ausnahme sind, ist diese Überanlage, also Übersterblichkeit männlicher Früchte außerordentlich hoch, denn bei Einzelbefruchtungen kann nicht mit der gleichen Lebensverschwendung wie bei Vielfachbefruchtung verfahren werden, weil jedes Absterben einer Frucht einen Abbruch der ganzen Schwangerschaft, also einen züchterisch ins Gewicht fallenden biologischen Verlust bedeutet, was bei einer Vielfachbefruchtung nicht der Fall ist. Man wird also aus der hohen Übersterblichkeit männlicher Früchte beim Menschen folgern können, daß der Erbanteil darin übermäßig hoch ist. Dies wird noch dadurch nahegelegt, daß viele Erbmängel beim Menschen in der Bekundung sehr schwankig (labil) sind, was einer schlechten Zusammenarbeit und Verwahrlosung des Erbschatzes gleichkommt und was zu einer Steigerung der Sterblichkeit männlicher Früchte führen muß, da, wie oben angegeben, Durchschlag und Ausprägungsgrad schwankiger Erbanlagen im männlichen Geschlecht steigen. Man rechnet nach Beobachtungen damit, daß in den ersten sieben Schwangerschaftsmonaten etwa doppelt so viele männliche als weibliche Früchte beim Mitteleuropäer absterben[185]. Stark bekundungsschwankige Erbdefekte, welche nicht zum Absterben führen, zeigen etwa dasselbe Geschlechtsverhältnis. Bei Klumpfuß ebenso wie bei Hasenscharte kommen auf ein behaftetes Mädchen etwa zwei behaftete Knaben[186]. Wir sahen oben, daß bei einem ursprünglichen Geschlechtsverhältnis von 150 männlichen zu 100 weiblichen Früchten und einem doppelt so hohen Absterben männlicher Früchte als weiblicher die gesamte Sterblichkeit 60 % beträgt, um Zahlengleichheit der Geschlechter zu erlangen; bei 140 männlichen Früchten sind es immer noch 50 % Sterblichkeit. Ein hoher Anteil dieses vorgeburtlichen Sterbeprozentsatzes wird auf die Erbsprungrate zu buchen sein, und er mag, nach tierischen Beobachtungen zu urteilen, etwa die Hälfte der Gesamterbsprungrate ausmachen[187], während die andere Hälfte der Gesamterbsprungrate ganz wesentlich zu Defekten führt, welche sich nicht direkt unbedingt tödlich auswirken. Beim Rind, bei welchem Zwillingsgeburten nicht viel häufiger sind als beim Menschen, wird angegeben, daß auf 100 weibliche Früchte 123 männliche angelegt werden[188], was jedenfalls ein weit normaleres Verhältnis bedeuten dürfte.

23,64. Erbentartungs-Beschleunigung durch kulturellen Wohlstand am Beispiel männlicher Übersterblichkeit.

Der weitaus größte Teil der männlichen Überzahl an Früchten stirbt schon während der Embryonalzeit ab, so daß in der Bevölkerung Deutschlands auf 100 lebende weibliche Geburten etwa 105,4 männliche kommen oder vor wenigen Jahrzehnten noch kamen. Durch die höhere Säuglings- und Jugendsterblichkeit der Knaben kam der Ausgleich etwa mit der Geschlechtsreife zustande, während

---

[184] „Berichte über die wissenschaftliche Biologie". Bd. 35, S. 331.
[185] Meisenheimer, J., 1930, a. a. O. (unter 23, 52) . . . Bd. 2, S. 107.
[186] Just, G., 1940: „Handbuch der Erbbiologie des Menschen". Bd. 3, S. 233. Bd. 4, S. 563.
[187] Ebenda. Bd. 1, S. 235.
[188] Meisenheimer, J., 1930, a. a. O. (unter 23, 52) . . . Bd. 2, S. 109.

sich in späteren Jahren ein Frauenüberschuß ergab. Es reicht also im ganzen die Überanlage männlicher Früchte nicht aus, um die männliche Übersterblichkeit aufzuwiegen, ein Beweis für eine gegenüber dem Zustande eines eingezüchteten Geschlechtsverhältnisses abgesunkene Erbgesundheit. Dabei fällt diese Statistik in Jahrzehnte eines durchschnittlichen Wohllebens und sehr verringerter Lebensgefährdung, was sich sehr zugunsten verringerter männlicher Sterblichkeit auswirkt. Wie sehr das Geschlechtsverhältnis durch Wohlleben verrückt ist, hat sich bei den erschwerten Lebensverhältnissen nach dem zweiten Weltkrieg gezeigt. Damals lag die Sterblichkeit der Männer zwischen 20 und 40 Jahren in Berlin gut 2½ mal so hoch als die der gleichaltrigen Frauen[189], die Tuberkulosesterblichkeit sogar sieben- bis achtmal so hoch[189]. Und die Sterblichkeit der Männer zwischen 40 und 60 Jahren lag fast doppelt so hoch als die der gleichaltrigen Frauen. Unter urtümlichen harten Lebensbedingungen wäre also der Frauenüberschuß weit bedeutender, als es der Fall ist.

Es weist dies darauf, daß der Erbschatz allgemein abgesunken ist, wobei eine Züchtung auf erhöhte embryonale Anlegung männlicher Früchte immer stark nachhinken wird. So kamen in Deutschland im Jahre 1880 auf 1000 Frauen im besten Heiratsalter nur 979 junge Männer. Seit jener Zeit ist aber die Säuglings- und Jugendsterblichkeit durch bessere Pflege, ärztliche Fortschritte usw. ganz außerordentlich hinuntergedrückt worden, was natürlich zuallererst den Knaben zugute gekommen ist, welche hauptsächlich das Opfer der Frühsterblichkeit und Erbschatzreinigung hatten tragen müssen. Dadurch ist nun die biologische Einzüchtung des Zahlenverhältnisses der Geschlechter auf den Zustand der jeweiligen Erbverwahrlosung völlig über den Haufen geworfen und in ihr Gegenteil verkehrt. Vor dem zweiten Weltkriege kamen auf 1000 junge Mädchen von etwa 16 Jahren bereits 1023 Jünglinge[190]. Die biologische Absterbeordnung in früher Kindheit ist heute durch Kleinkindpflege verfälscht. Die Wissenschaft erkundschaftet und registriert mit peinlicher Sorgfalt die Optimalbedingungen des Lebens; ihre Aufgabe ist die Erarbeitung des Erbunterganges der Menschheit. Ein solcher völlig unnatürlicher, weil trotz Erbverwahrlosung zustande gekommener Männerüberschuß ist zwar durch die hohen Kriegsverluste für den oberflächlichen Augenschein beseitigt, aber in seinen biologischen Auswirkungen noch sehr verschlimmert worden, weil eben hauptsächlich jene Jugend den Kriegsopfern entzogen war, welche jenen unnatürlichen Männerüberschuß bildet und erblich defekter ist als jene kriegsgefallene Jugend. Natürlich kann ein solcher Männerüberschuß nur eine vorübergehende Erscheinung sein, denn mit weiterer Erbverwahrlosung muß die männliche, namentlich die vorgeburtliche Übersterblichkeit noch weiter ansteigen.

Am ungünstigsten liegen die Verhältnisse wohl in England; hier zählte man 1935 unter den 48jährigen doppelt so viele Frauen als Männer[191]. Da man in England schon seit Jahrhunderten mehr Säuglingspflege trieb als in Deutschland und die Säuglingssterblichkeit unter diejenige in Deutschland hinunterdrückte, ist ein solches Ergebnis gar nicht anders zu erwarten. Entsprechend ist auch der allgemeine Gesundheitszustand der Bevölkerung in England besonders schlecht. So heißt es in einem amerikanischen Buche, das den Titel trägt: „Das Leben beginnt mit Vierzig": „Bei Ausbruch des Weltkrieges stellten die Engländer fest, daß die zum Heeresdienst einberufenen Bergleute und Fabrikarbeiter mit 35 Jahren bereits deutliche Alterserscheinungen aufwiesen. Die meisten Industriearbeiter aus der Gegend von Manchester waren, von ihren militärischen Leistungen aus beurteilt, mit 38 Jahren alte Männer. Die Aufzählung ihrer körperlichen Mängel ergab ein erschütterndes Gesamtbild." Und kürzlich stellte das sogenannte Pionier-Gesundheitszentrum von Peckhan im Süden Londons fest (wie die Monatsschrift „Harper's Magazine", New York, mitteilt), daß nur 10 % der eng-

[189] Redeker, F., 1946a: „Entwicklung der allgemeinen Sterblichkeit in Berlin nach dem Kriege". „Ärztliche Wochenschrift". Bd. 1, S. 26—30.
Derselbe, 1946b: „Wie steht es um die Tuberkulose?" „Ärztliche Wochenschrift". Bd. 1, S. 185.
[190] „Unsere Welt". 1939. Bd. 31, S. 80.
[191] „Fortschritte der Erbpathologie . . ." 1939. Bd. 3, S. 123.

lischen Bevölkerung gesund seien, von Frauen sogar nur 4 %, und im gebärfähigen Alter noch weniger. Die Bevölkerung muß eben heute schon für die gesundheitliche Fürsorglichkeit ihrer Voreltern der letzten Jahrhunderte mit Erbleid büßen, für ihre gegenseitigen Liebesdienste, für die aufopfernde Pflege, die sie ihren Kindern angedeihen ließen usw., und wie relativ gering waren in den vergangenen Jahrhunderten noch diese Individualerfolge, die sich am besten an dem ungeheuerlichen Anstieg der durchschnittlichen Lebensdauer ablesen lassen, welcher seit jener Zeit erzielt wurde. Wie erbsiech müssen erst die Menschen kommender Jahrhunderte werden, an deren Erbgesundheit wir Heutigen zehren! Jeder Individualerfolg geht zu Lasten der Zukunft, welche diese rein umweltlichen Erfolge ihrer Voreltern mit ihrem Erbglücke abbezahlen muß.

Ungünstig ist das Geschlechtsverhältnis auch in den skandinavischen Ländern mit ihrem hohen Lebensstandard, in Anbetracht dessen, daß letzterer das Zahlenverhältnis zugunsten der Männer verschiebt und so das wahre Geschlechtsverhältnis, wie es dem Erbe entspräche, nicht zur Auswirkung kommen läßt und dadurch den Schein einer Normalität vortäuscht. Besser als in Deutschland zeigt sich das Geschlechtsverhältnis in Italien und in Japan, wo man hohe Säuglingssterblichkeit eher als etwas Selbstverständliches hinnahm[192].

23,65. Knabengeburtenabstieg als Entartungs-Barometer.

In Frankreich, wo eine genaue Statistik seit etwa 1800 Aufschluß gibt über die Veränderungen im Geschlechtsverhältnis der Geborenen, ist der Anteil der Knabengeburten dauernd hinuntergegangen[193]. Um 1800 kamen auf 100 lebendgeborene Mädchen in Frankreich etwa 107 lebendgeborene Knaben, um 1835 etwa 106, um 1870 etwa 105 und um 1905 nur noch etwa 104. Man wird hierfür nur eine fortschreitende Erbschatzentartung verantwortlich machen können, durch welche fortschreitend mehr Knaben vorgeburtlich absterben, andere Gründe lassen sich dafür nicht auftreiben. Der Lebensstandard ist in dieser Zeit hinaufgegangen, was sich also im Gegenteil in einer stärkeren Erhaltung männlicher Früchte und höherem Knabengeburtenüberschuß auswirken mußte (die fortschreitende Entartung war aber so groß, daß sie diesen Überschuß mehr als aufzehrte), wie wir solches dort finden, wo es in unserer Zeit zu einem starken Unterschied im Lebensstandard zwischen zwei zusammenlebenden Bevölkerungen gekommen ist, so in den Vereinigten Staaten zwischen Weißen und Negern[194] oder in Japan zwischen Japanern und Ainos[195]. Hier hat jedesmal die Bevölkerung, die ihren Lebensstandard hob, die Weißen, bzw. die Japaner, gegenüber der Bevölkerung, die ihn senkte, gegenüber Negern und Ainos, den höheren Knabengeburtenüberschuß, infolge einer Verringerung der vorgeburtlichen Sterblichkeit. Ein solches Geschlechtsverhältnis könnte natürlich nicht auf die Dauer sich gleich bleiben, denn mit der Hebung des Lebensstandards sinkt der Erbschatz ganz allmählich, und der Erbanteil an der vorgeburtlichen Sterblichkeit steigt auf Kosten des Knabengeburtenüberschusses von Generation zu Generation, während der Umweltanteil, der das Verhältnis zugunsten der Knabenziffer bessert, ja keine Summierung durch Generationen erfahren kann, so daß die Knabengeburtenzahl von Generation zu Generation absinken muß, wie wir das am Beispiel Frankreichs sahen. Und so finden wir entsprechend, daß in Frankreich gerade dort, wo das Wohlleben seit Generationen am besten gepflegt wurde, der Knabengeburtenüberschuß am stärksten abgesunken ist, wie es die exakte Geburtenstatistik zahlenmäßig belegt, so in den wohlhabenderen Gegenden Frankreichs gegenüber den ärmeren, so in den Städten gegenüber dem Lande, so im Beamtenstande gegenüber dem Arbeiterstande, also dort, wo von jeher die Säuglingssterblichkeit am wirksamsten hinuntergedrückt und die durchschnittliche

[192] „Fortschritte der Erbpathologie . . .“ 1939. Bd. 3, S. 124, Tabelle 3.
[193] Worms, R., 1912: „La sexualité dans les naissances Françaises“. Paris. Besprechung in: „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie . . .“ 1913. Bd. 10, S. 203—206.
[194] Frommolt, G.: 1936: „Rassefragen in der Geburtshilfe und Gynäkologie“. S. 46.
[195] „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie . . .“ 1941. Bd. 35, S. 70 f.

Lebensdauer am höchsten hinaufgeschraubt wurde, wo man also mit anderen Worten die Entartung am besten züchtete.

Weiterhin stimmt hiermit ganz überein, daß Länder, die von jeher eine hohe Säuglingssterblichkeit hatten, den höchsten Geburtenüberschuß an Knaben, also jedenfalls den relativ gesundesten Erbschatz haben (was noch stärker in Erscheinung träte, wenn sie heute den gehobeneren Standard der Lebenshaltung der anderen Völker hätten, der ja als Umweltkomponente die Knabenziffer erhöht), so in Europa Spanien, Portugal, Rumänien, Bulgarien und Rußland. Den geringsten Knabengeburtenüberschuß haben verständlicherweise England und Frankreich, trotz höheren Lebensstandards, der sich nachweislich zugunsten eines Knabengeburtenüberschusses auswirkt, d. h. sie haben den verwahrlostesten Erbschatz, als Folge der seit Jahrhunderten getriebenen größeren Gewissenhaftigkeit ihrer Lebensführung[196–197].

23,66. Ursachen für einen Knabengeburtenüberschuß.

Für einen hohen Knabengeburtenüberschuß können somit ganz verschiedene Ursachen verantwortlich sein:

1. Aus erblichen Ursachen werden mehr männliche Früchte angelegt, indem männlich bestimmte Samenfäden häufiger zur Befruchtung gelangen als weiblich bestimmte. (Siehe Abschnitt 23,19.)
2. Ein gehobener Lebensstandard, ein behütetes Wohlleben verringert Fehlgeburten und Totgeburten, als eine nicht erblich bedingte Umwelterleichterung, wodurch aber gerade ein hoher Lebensstandard wieder zu einem fortschreitenden Absinken dieses erhöhten Knabengeburtenüberschusses als zu einer nicht umkehrbaren Erbwirkung führen muß (also in den Gegensatz seines Umwelteinflusses, welcher die Knabengeburten erhöht. Siehe oben als Beispiel Frankreich).
3. Mangel an Erbminderwertigkeiten, für den aber gerade ein niedriger Lebensstandard und hohe Säuglingssterblichkeit bei den Vorfahren die Voraussetzung abgaben, muß durch öftere Erhaltung der anfälligeren Knaben die Geburtenzahl letzterer erhöhen.
4. Die geburtshilfliche ärztliche Praxis, welche eine Verringerung der Totgeburten zur Folge hat, wirkt sich zugunsten einer Lebenserhaltung der gefährdeteren Knaben aus. Der größte Teil der Totgeburten stirbt während des Geburtsaktes ab infolge mangelnder Gebärtüchtigkeit des Weibes, z. B. infolge zu engen Beckens. Wegen größerer Empfindlichkeit der Knaben gegen Schädigungen und wegen ihres durchschnittlich größeren Kopfes wird in erster Linie das männliche Geschlecht betroffen, so daß noch am Ausgang des vorigen Jahrhunderts das Geschlechtsverhältnis der Totgeburten bei etwa 140 Knaben zu 100 Mädchen lag. Inzwischen ist dies Verhältnis durch die geburtshilflichen Fortschritte auf etwa 110 Knaben zu 100 Mädchen verschoben worden, was eine Erhöhung der Ziffer lebendgeborener Knaben um fast ein Prozent zur Folge hat (weshalb in obiger Statistik über das Geschlechtsverhältnis der Geburten Frankreichs [voriger Abschnitt] Angaben nach 1905 fortgelassen wurden, denn ein leichter Wiederanstieg des Knabenanteiles infolge geburtshilflicher Fortschritte verdeckt die wahren Erbverhältnisse). Im ganzen wurde in Deutschland von 1880 bis 1910 der Anteil der Totgeborenen an der Gesamtgeburtenzahl von 4 % auf 3 % gesenkt. Wenn nun trotz der seitdem erzielten sehr erheblichen geburtshilflichen Fortschritte, die vor allem auch in einer weiteren Verringerung des Knabenanteils an den Totgeburten zum Ausdruck kommen, der Gesamtprozentsatz der Totgeborenen nicht weiter gesenkt werden konnte, sondern eher eine Neigung zum Wiederanstieg zeigt, so erhellt damit, in welchem furchtbaren Ausmaß die Erbdekadenz gezüchtet wird, sowohl die Hinfälligkeit der

[196] Worms, R., a. a. O. (dieser Abschnitt).
[197] Frommolt, G., a. a. O. (dieser Abschnitt) . . . S. 41.

Geborenen (die oft nicht mehr den Strapazen des Geburtsaktes und der physiologischen Umstellung auf Eigenleben während der Geburt gewachsen sind) durch die Erleichterungsumwelt, als auch die Gebärunfähigkeit der Mütter durch die geburtshilfliche Praxis. Dies beweist sich z. B. auch damit, daß trotz der außerordentlichen Fortschritte der Geburtshilfe und der Säuglingsbetreuung die Todesfälle lebendgeborener Säuglinge an Geburtsfolgen sich nicht etwa mindern, sondern sogar eine Zunahme erfahren. Wie hat doch hier die erbfremde gegenseitige Hilfeleistung, der Liebesdienst an den Gegenwärtigen (statt dem opferbejahenden Liebesdienst an den Zukünftigen) überindividuell den Menschen zur Grausamkeit und Roheit gegen Säuglinge und Gebärende verurteilt (aber dem engen ärztlichen Horizonte nicht sichtbar), während die „grausame" Natur mit einem Minimum von Grausamkeit auskommt. Das grausamste unter allen Tieren wird immer der Mensch bleiben, und zwar der mitleidige und hilfsbereite Mensch, denn er ist gausam gegen alle Menschenzukünfte. Der Mensch als einziger Organismus, welcher fähig ist, für den Geburtsakt Helferdienste zu leisten, mußte damit auch zum einzigen Organismus werden, für den der Geburtsakt zu einem schweren Leiden wurde. Auch seine Haustiere hat der Mensch durch seine Geburtshelferdienste leidend gezüchtet: unsere Kühe können ohne menschliche Hilfe schon nicht mehr gebären, denn man behält, wie immer wieder zu beachten ist, keinerlei Erbeigenschaften, welche nicht über Leben oder Tod ihrer Träger entscheiden. Der menschliche Geist ist ein Fluch auf das Leben. Wie entsetzlich müssen gar die Leiden werden, wenn sich erst die modernen, alles Bisherige in Schatten stellenden ärztlichen Fortschritte auf die nächsten Jahrhunderte auswirken. Alle Kulturerrungenschaften sind eben, weil sie nicht erbringgeschaltet sind, Scheinwerte. (Ich verweise auf meine Ausführungen in Abschnitt 17,5.) (Über Gebärentartung vergleiche auch Abschnitt 21,30.) Heute wird in einer einzigen Generation mehr im Erbschatz heruntergezüchtet, als in Urzeiten in Hunderten von Generationen unter größten Lebensopfern hinaufgezüchtet wurde.

5. Eine Erhöhung der Knabengeburtenziffer kann jedenfalls auch durch ein Unterbleiben des Geschlechtsverkehrs während der Schwangerschaft erfolgen, vor allem während der ersten Monate, denn dieser Verkehr bedeutet eine umweltliche Beeinträchtigung der Frucht, welche die Wahrscheinlichkeit des Absterbens erhöht, von der in erster Linie die männlichen Früchte betroffen werden. Dies mag für die Erhöhung der Knabengeburtenziffer in Kriegszeiten mitwirksam sein, weil ein Großteil der Männer im Zeugungsalter im Felde steht.
6. Eine Zunahme der Erstgeburten erhöht im allgemeinen die Knabengeburtenziffer. Diese liegt bei Erstgeborenen ein wenig höher als bei Nachgeborenen[198]. Es mag dies vielleicht darauf beruhen, daß die Sekrete der weiblichen Geschlechtswege von Periode zu Periode einen Wechsel zwischen alkalischem und saurem Zustand durchmachen, wobei der alkalischere Zustand am Beginn (wie auch am Ende) der Periode die an sich schon verringerte Wanderungsfähigkeit weibchenbestimmender Samenfäden noch verringern soll[199]. Wenn die Erstzeugungen häufiger in den Beginn der jeweiligen weiblichen Befruchtungsbereitschaft fallen als spätere Zeugungen, muß dies die Ursache dafür sein, daß die Erstgeborenen eine höhere Knabenziffer aufweisen. Da nach Kriegen viele aufgeschobene Ehen geschlossen werden und somit der Anteil der Erstgeborenen zunimmt, so wird sich die Erhöhung der Knabengeburten nach Kriegen, wenn auch in ganz geringem Grade, vielleicht auch aus diesem Grunde erklären. Da infolge der heutigen Kinderarmut der Ehen der Anteil an Erstgeborenen größer ist als in früheren Zeiten, so wirkt sich dies allgemein zugunsten einer leichten Verschiebung des Geschlechtsverhältnisses zugunsten der Knaben aus.

---

[198] Frommolt, G., a. a. O. (unter 23, 65) . . . S. 42 und 46 f.
[199] Kramer, E., 1934: „Geschlechtsentstehung und willkürliche Geschlechtsbestimmung". Leipzig.

7. Es scheint, daß eine einseitige Mangelernährung die Widerstandsschwäche weibchenbestimmender Samenfäden und ihr leichtes Absterben noch weiter steigert, so daß sich die Zahl der männlich bestimmten Befruchtungen relativ erhöht. Hierauf scheint in der Hauptsache das Ansteigen der Knabengeburten in und nach modernen Kriegen zurückzuführen zu sein[200].
8. Auf eine durch vermutliche Anhäufung rassischer Unfruchtbarkeit bei männlichen Tieren hervorgerufene Überanlage männlicher Früchte (durch Ausgleichszüchtung) werden wir unter Punkt 24 eingehen, bei unserer Betrachtung über das Aussterben des Höhlenbären.
9. Schließlich muß damit gerechnet werden, daß in den letzten Jahrzehnten die Knabengeburtenziffer durch Anwendung chemischer Mittel erhöht worden ist, also auf einem Wege außerhalb jeder Lebensgesetzlichkeit[201].

23,67. Bindung der Erbschatzmischung an die Zeugung.

Erbschatzmischung kommt zustande, wenn Individuen einer Lebensform miteinander verschmelzen, so daß sie ihren beiderseitigen Erbschatz vereinigen. Da solches bei vielzelligen Formen nur auf ihrem Einzell-Stadium möglich ist, so ist zwangsläufig die Verschmelzung der Individuen oder die Befruchtung an diese Ausgangsstufe des individuellen Lebenszyklus geknüpft. Die Verminderung von Individuen durch Verschmelzung von je zweien zu einem ist also an den Akt der Individualvermehrung geknüpft, so daß aus der Vermehrung eines Männchens und eines Weibchens mit der Abtrennung je einer Fortpflanzungszelle nur ein einziger Nachkomme nach deren Verschmelzung hervorgeht. Die Erbschatzmischung ist auf diese Weise an die Zeugung gebunden, welche beide Vorgänge ihrem Wesen nach gar nichts miteinander zu tun haben.

23,68. Zeugungskreis und Rasse.

Demgemäß bilden die Individuen einer sich erbmischenden Lebensform miteinander einen Zeugungskreis. Ein unter natürlicher Zuchtwahl stehender Zeugungskreis von hinlänglichem Alter bildet infolge der Gemeinschaftlichkeit seines Züchtungsschicksals durch ständige Erbschatzmischung eine biologische Rasse, und die Lebewesen sind somit, soweit sie in Erbschatzmischung miteinander treten, gekennzeichnet durch ihre Rassenbildung. Die Begriffe Rasse und Zeugungskreis sind also nicht identisch; der Begriff des Zeugungskreises ist weiter, denn auch verschiedene Rassen einer Organismenart können miteinander einen Zeugungskreis bilden, wie es ja in Kulturvölkern allgemein ist, bei denen sich überhaupt infolge weitgehenden Fortfalles der natürlichen Bedingungen der Rassenbildung die Rassen in einem Auflösungsprozeß befinden, so daß der Rassenbegriff seine exakte biologische Anwendbarkeit verloren hat.

24. Rassenbildung.

24,1. Die Rasse als natürliche systematische Grundeinheit und ihr Verhältnis zur Art.

Jede Lebensform, deren Individuen sich auf dem Wege über Erbschatzmischungen miteinander fortpflanzen, muß — eine wirksame natürliche Zuchtwahl (oder auch einen selektionistisch tätigen Geist) vorausgesetzt —, selbst wenn sie ursprünglich aus einer Mischung mehrerer Typen bestand, im Laufe einer längeren Generationenfolge schließlich einen relativ einheitlichen Typus entwickeln, infolge der Gemeinsamkeit des Züchtungsschicksals, welches das Erbe solcher Individuen

[200] Ludwig, W., 1943: „Der Einfluß des Krieges auf die Häufigkeit der Knabengeburten". „Forschungen und Fortschritte". Bd. 19, S. 198 ff.
[201] „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie . . ." 1939. Bd. 33, S. 79.

auf Grund ihrer Erbschatzmischungen zu einem überindividuellen Erbstrom verbindet. Individuen, welche sich derart durch ihren sich erbmischend fortpflanzenden Erbstrom zu einer überindividuell erbgemeinschaftlichen Ganzheit gezüchtet haben, nennen wir in ihrer Gesamtheit eine Rasse.

Eine Folge der Rassenbildung ist es z. B., daß die Individuen irgendeiner Lebensgemeinschaft (Biozönose), welche irgendeinen Lebensraum (Biotop) bewohnt, in eine Anzahl unterschiedlicher Typen zerfallen (Rassen, welche im allgemeinen nur je eine Art repräsentieren), wobei jeder Typ aus Individuen sehr großer Ähnlichkeit besteht, die einen angestammten Zeugungskreis miteinander bilden, während die unterschiedlichen Typen ganz verschiedene Ähnlichkeits- oder Verwandtschaftsgrade miteinander aufweisen, so daß sie nur gezwungenerweise in ein Schema von Verwandtschaftskategorien untergebracht werden können. Die Rasse ist somit, weil sie Zeugungskreise und hierdurch Erbgemeinschaftsverbände infolge ihrer Erbschatzmischungen bildet und so Individuen relativ gleichbleibender nächster Verwandtschaft in sich vereinigt, die einzige relativ natürliche systematische Kategorie. Freilich kann dies nur zeitquerschnittlich gelten, nicht bei historischer Vergleichung; es gilt um so ausgesprochener, je begrenzter wir den Lebensraum fassen, je enger die Zeugungskreise sind. Jedoch gilt es nur, soweit die Zeugungskreise getrennt sind; oft genug überschneiden sich aber solche, so daß sich auch hier die Grenzziehungen verwischen können. Wo aber solche Zeugungskreise fehlen, wie z. B. bei den Blaualgen (und einigen kleineren Organismengruppen, welche die Erbschatzmischung aus bestimmten züchterischen Ursachen verloren haben), da fehlt auch die natürliche Rassenbildung, und bei einer künstlichen systematischen Aufgliederung in Rassen muß man dann mit ebensoviel Willkür verfahren wie sonst überall bei der Unterbringung in Arten, Gattungen usw.

Es sei hier bemerkt, daß es in biologischer Betrachtung als ein Irrtum anzusehen ist, die Art statt der Rasse für die natürliche systematische Grundkategorie zu halten (worauf meines Wissens noch niemand aufmerksam gemacht hat). Dieser Irrtum beruht namentlich auf folgenden drei Prinzipien:

1. Bei der Katalogisierung und Unterbringung der Lebewesen in ein System ging man ursprünglich meist von Örtlichkeiten oder begrenzteren Lebensräumen aus. Bei der sehr großen Ähnlichkeit der Lebensbedingungen von verschiedenen näher verwandten Rassen, die man zu einer Art zusammenfaßt, kann sich gewöhnlich nur eine einzige Rasse an irgendeiner Lokalität genügend einpassen, um sich zu behaupten, so daß die Einbürgerung und züchterische Einpassung einer anderen Rasse in den gleichen Raum durch die Konkurrenz der bereits eingesessenen Rasse verwehrt ist. Demgemäß findet man die Arten einer Örtlichkeit meist nur in je einer Rasse vertreten, so daß die verschiedenen Rassen einer Örtlichkeit zugleich auch die Vertreter je einer Art sind. Es wird dadurch leicht die Art zur Vergleichskategorie zwischen den Lebensformen (die Formen einer Lokalität werden nicht als Rassen aufgeführt, wie es ihrer wahren Natur entspräche, sondern als Arten) und gewinnt dadurch irrtümlicherweise die Stellung einer natürlichen Grundkategorie. Es sei bemerkt, daß man die Abgrenzung der Art von der Rasse etwa an dem Punkte anzusetzen sucht, wo die Rassenunterschiede so groß geworden sind, daß keine natürliche fruchtbare Vermischung mehr zustande kommt, wenn dieses Kriterium oft auch unanwendbar ist und oft jeweils sehr verschiedenen Verwandtschaftsgraden entspricht, so daß es gar kein zuverlässiges natürliches Kriterium für Artabgrenzungen gibt.
2. Wenn nun doch hier und da verschiedene näher verwandte Rassen sich in ihren Wohnräumen überschneiden, so wird gewöhnlich durch ihre nunmehrige Erbschatzmischung ihre Systematisierung so erschwert oder unmöglich, daß erst in der höheren Kategorie der Nicht-mehr-Fruchtbarkeit, also in der Art, eine natürliche Abgrenzung gegeben erscheint. Dadurch wird

noch einmal der Irrtum erweckt, daß in der Art von Natur aus die systematische Grundkategorie gegeben sei.

3. Es wird die Erkennung der Zusammengehörigkeit eines Zeugungskreises oft sehr erschwert durch die Ausbildung engerer halbisolierter Inzuchtkreise innerhalb desselben, welche zur Ausbildung entsprechender Standortsformen mit eigenen Standortsanpassungen führen, worauf weiter unten noch näher eingegangen wird.

Schließlich ist ja, wie wir angaben, die Natürlichkeit oder Naturgegebenheit der Verwandtschaftskategorie der Rasse nur eine relative. Aus der Erbschatzmischung und Zuchtwahlgemeinschaftlichkeit (der angestammten Zeugungskreise) ergeben sich demnach zwei ausgezeichnete Stellen in der Skala der Verwandtschaftsgrade der Formenmannigfaltigkeit der Lebewesen, welche im Zeitenquerschnitt (im Querschnitt des historischen Wandlungsprozesses) mehr oder weniger scharf hervortreten: die erstere Stelle entspricht der Begrenzung des zwischen seinen Individuen Erbschatzmischungen vollziehenden angestammten Zeugungskreises und begrenzt damit die Mannigfaltigkeits-Grundkategorie der Rasse. Damit muß eine zweite ausgezeichnete, durch die letztere erst verursachte, also sekundäre Stelle in der Auseinanderentwicklung geschaffen werden, nämlich immer dort, wo durch Aufspaltung von ursprünglichen Zeugungskreisen und ihre getrennte Weiterentwicklung jener Punkt erreicht wird, wo eine fruchtbare Fortpflanzung durch Erbschatzmischungen zwischen ihnen nicht mehr möglich ist, ein in den meisten Fällen (infolge getrennter Siedlungsräume) nur theoretisch durchlaufener Durchgangspunkt der Evolution, welcher zu unserer systematischen Orientierung als Kriterium für den Begriff der Art ausgenutzt zu werden pflegt.

Für die Praxis der wissenschaftlichen Arbeit ist es freilich viel angebrachter, bei der Systematik von der Art statt von der Rasse als Grundstufe auszugehen, denn die Systematik beruht auf einer scharfen Trennung der Lebensformen, so daß die Rasse durch die häufige Bildung von Mischformen durch Kreuzungen nicht als die praktische Grundstufe für eine Systematisierung der vorhandenen Lebensformen in Frage kommt. Die Art wird meist heute in Biologie und Paläontologie viel zu eng gefaßt und zu sehr begrifflich nach der Rasse hin verschoben, wohl zum Teil eine Folge des Ehrgeizes gewisser Systematiker, sich als Entdecker neuer Arten und Autoren neuer Artnamen persönlich zur Geltung zu bringen.

24,2. Inzuchtaufspaltung einer Rasse und Allvermischung im Massenwechsel.

Der Zeugungskreis, den die Individuen einer Rasse miteinander bilden, ist durchaus nicht immer eindeutig umschrieben, weder in seiner Abgrenzung gegenüber anderen angestammten Zeugungskreisen oder Rassen, noch auch nach innen, denn er ist normalerweise kein homogener, sondern zerfällt in landschaftlich gestaffelte Inzuchtkreise, worauf wir schon unter Erbschatzmischung hinwiesen. Schon auf engstem Standorte paaren sich die Individuen einer Rasse viel öfter unter sich als mit Individuen entfernterer Standorte.

Die besten Züchtungsaussichten bestehen bei vorzugsweiser Inzucht mit zuweilen eingeschalteter Fremdzucht, und bei vielen Tierarten mit schneller Generationenfolge (z. B. vielen Insekten, kleinen Nagetieren) findet sich ein solcher Wechsel in höchsten Graden verwirklicht, indem diese Arten für gewöhnlich spärlich auftreten und dann nur die günstigsten Lebensplätze behaupten, wo sie kleine Inzuchtkreise bilden, während sie zu gewissen Zeiten zu einer massenhaften Vermehrung gelangen, wodurch benachbarte Inzuchtkreise in Mischung miteinander treten. Die Massenvermehrung führt zur Massenvernichtung, und bald bildet die Rasse wieder kleine isolierte Inzuchtkreise. Irgendwelche glücklichen Neuerwerbungen an Erbsprüngen, die in solchen isolierten Züchtungen zufällig gewonnen wurden, kommen durch die folgende Allvermischung zur Kombination miteinander, so daß sie sich zur allgemeinnen Rasseneigenschaft

züchten können. Der Zusammenbruch solcher Übervermehrungen kann eintreten durch Nahrungsmangel oder durch klimatische Faktoren oder durch Zunahme der Feinde, namentlich auch parasitischer Feinde, denn deren Vermehrungsrate steigt mit der Besiedlungsdichte ihrer Wirtsorganismen, während die Vermehrungsrate der letzteren nicht mit ihrer Zahlenzunahme steigt. Zudem stellen sich viele Tiere in ihrer Nahrungswahl auf diejenige Beute ein, die am leichtesten zu haben ist, so daß bei dichterer Besiedlung oft die Zahl der Feinde wächst. Es kommt dann notwendig zu einem Zusammenbruch der Übervermehrung als Folge eines mit der Massenvermehrung immer stärkeren Wachsens des Umweltwiderstandes. Mit dieser Massenvernichtung werden alle Fehlerbsprünge besonders stark erfaßt, so daß bei Tieren mit einem derartigen sogenannten Massenwechsel drei züchterisch sehr wirksame Phasen aufeinanderfolgen: 1. eine starke Inzüchtung, während welcher deckbare Erbsprünge der Zuchtwahl unterworfen werden und überindividuelle Werteigenschaften sich anzuzüchten vermögen; 2. eine starke Kombinationszüchtung durch ausgiebige Fremdkreuzung infolge großer Ausbreitung in sogenannten Populationswellen oder Flutungswellen; 3. eine starke Zuchtwahl durch übermäßige Zunahme der Lebensgefährdungen. Von letzterer werden namentlich die überdeckenden Erbsprünge erfaßt und die deckbaren, soweit diese höhere Häufigkeitsgrade erlangt hatten; da aber die meisten deckbaren Erbsprünge nicht völlig (bei Spalterbigkeit) überdeckt werden, sondern eine leichte Mitwirkung auf die Lebensfähigkeit ausüben, so werden sie bei einer derart scharfen Zuchtwahl oft auch im überdeckten Zustande miterfaßt. Solche tierischen Massenwechsel sind großartige Beispiele einer Naturzüchtung durch Massenverschwendung von Leben. Wir werden weiter unten sehen, weshalb gleichwohl der Massenwechsel nicht als das vollkommenste Züchtungsverfahren für die Hochentwicklung des Lebens erachtet werden kann.

24,3. Standörtlich begrenzt bleibende und sich ausbreitende Rasseneigenschaften.

Die meisten Organismen züchten sich nicht vermittels eines solchen Massenwechsels, die Wanderung ausgelesener Erbsprünge durch die Inzuchtstaffelungen hindurch, bis sie zum allgemeinen Rassengut werden, erfolgt langsamer. Je größer das Verbreitungsgebiet einer Rasse ist, desto weniger häufig besitzt ein an einem bestimmten Standorte ausgelesenes Merkmal auch für entferntere Standorte Eignungswert, so daß nur ein Teil der ausgelesenen Eigenschaften durch die ganze Rasse wandert, andere dagegen lokal gebunden bleiben, womit es innerhalb der Rasse zur Ausbildung zahlreicher Standortsformen kommen kann, was die Systematik sehr erschwert.

24,4. Erbliche und funktionelle Standortsanpassungen.

Diese Erschwerung der Arbeit des Feinsystematikers wächst namentlich noch, wenn solche erblichen Lokalanpassungen noch durch gleichsinnige, aber nicht erbliche funktionelle Anpassungen (sogenannte Phänokopien) akzentuiert werden. Bei der Feststellung irgendeines Lokalmerkmals vermag der Systematiker, ohne einen langwierigen Zuchtversuch anzustellen, oft nicht zu entscheiden, ob dasselbe erblich ist (Standortsvariation) oder eine funktionelle Anpassung (Standortsmodifikation) oder ob es auf einem gleichsinnigen Zusammenwirken beider Faktoren beruht, was meist der Fall ist, mit einem Überwiegen des Erbfaktors. So dient das Stachelkleid der Kakteen außer dem Schutze vor Tierfraß als Schirm vor starker Sonnenbestrahlung, vor Sonnenbrand und übermäßiger Erhitzung, da der Kaktee im Wüstenboden zumeist nicht die für eine Abkühlung durch Transpiration erforderlichen Wassermengen zur Verfügung stehen. Je stärker eine Standortsform einer Kakteenrasse der Sonnenglut ausgesetzt ist und je seltener der Boden durchfeuchtet wird, auf desto stärkere Bestachlung ist sie gezüchtet. Gleichzeitig wirken aber auch starke Belichtung und Wassermangel funktionell als Reiz auf die Stachelentwicklung, so daß bei Kakteen sonniger,

dürrer Standorte die erbliche Starkstacheligkeit noch durch die nichterblichen gleichsinnig wirkenden Umwelteinflüsse funktionell verstärkt wird. Erblich ist hier lediglich das Vermögen, auf solche Umwelteinflüsse derart funktionell erhaltungsgemäß zu reagieren; diese Fähigkeit ist angezüchtet. Solche Gleichsinnigkeiten in der funktionellen Anpassung und der erblichen Anpassungszüchtung hat oft Biologen zu dem Trugschluß verleitet, die erblichen Anpassungen für erbfest gewordene funktionelle Anpassungen zu halten. Wir wissen heute bestimmt, daß es eine derartige Vererbung funktionell erworbener Eigenschaften nicht gibt. Die Ausbildung solcher standörtlicher Besonderheiten erschwert natürlich die Beurteilung, was als Erbeigenschaft und was als funktionelle Anpassung anzusehen ist, und überdies die Beurteilung, ob die Sondermerkmale im Einzelfalle standortsbeschränkte erbliche Anpassungen sind bei im übrigen vorhandenen Eigenschaftswanderungen durch Kreuzung zwischen den verschiedenen Ortsformen oder ob es sich um isolierte Züchtungen handelt, ohne Erbschatzmischungen zwischen den Ortsformen. Im ersteren Falle sind die Ortsformen als Unterrassen aufzufassen, im letzteren Falle als eigentliche Rassen. Natürlich muß es auch hier zwischen beiden Kategorien Übergänge geben, ebenso wie zwischen Rasse und Art.

24,5. Rassenkreis und Artbegriff.

Die Rassen einer Art, die sich dadurch als solche kennzeichnen, daß sie sich untereinander unter Naturverhältnissen (falls eine räumliche Trennung aufgehoben ist) fruchtbar kreuzen, bilden zusammen einen Rassenkreis (nicht zu verwechseln mit dem Begriff „Zeugungskreis", der sich nur auf die tatsächliche Zeugungsgemeinschaft bezieht, nicht auf eine unter Umständen mögliche). Dabei kann es aber sein, daß die sich am fernsten stehenden Rassen eines solchen Kreises nicht fruchtbar sich mischen können, also für sich gesondert verglichen als eigene Arten aufzufassen wären, während sie auf dem Wege der Kreuzung über zunächst andere, mehr zwischen ihnen stehende Rassen sich fruchtbar mischen können, also insofern in den Rassenkreis einer einzigen Art gehören[202]. Die Grenze zwischen Rasse und Art muß eben eine fließende sein, weil zwei verwandte Arten weiter nichts als zwei allmählich immer weiter auseinander entwickelte Rassen sind. Es ist daher auch ganz prinzipiell unmöglich, etwa die Zahl der Tier- und Pflanzenarten der Erde oder irgendeines Landes festzustellen, weil Artabgrenzungen unsere reine Erfindung sind und es in der Natur gar keine Arten gibt, wohl aber reale, angestammte, mehr oder weniger scharf von einander getrennte Zeugungskreise oder Rassen. Die vielen Lücken, die durch das Aussterben von Übergangs- und Zwischenformen entstanden sind, machen wir uns zunutze, um systematische (taxonomische) Grenzziehungen zu vollführen, die es in Wirklichkeit nicht gibt.

24,6. Artentstehung durch Züchtung von Einrichtungen der Bastardierungsverhinderung zwischen Rassen.

Wir rechnen zu einer Art alles, was sich untereinander fruchtbar fortpflanzt. Aber eine Fruchtbarkeit verwandter Formen ist in höchstem Maße von der Zuchtwahlhärte abhängig. Jede Rasse ist ja einem bestimmten Lebensraume eingepaßt. Kommt es also zu Paarungen zwischen zwei benachbarten Rassen, so muß es bei den Bastarden zu Einpassungs-Disharmonien kommen, indem zufallsgemäß irgendwelche Komponenten zweier verschiedener, in sich aber durch Zuchtwahl harmonisch abgestimmter Erbschätze miteinander kombiniert werden. (Hierbei ist auch zu denken an Verschiedenheiten im Aufbau von physiologischen Erbkomplexen, welche keine willkürliche Kombination zulassen [siehe unter 21,6 c], an die Abstimmung des Erbschatzes als Erbumwelt jedes einzelnen Erbzeugers [siehe unter 21,6 b], an die Erbsprungordnung, die, wie wir oben [siehe unter 21,6 d] anführten, infolge Bastardierung zusammenbricht, so daß Rassenmischungen rasseentartend wirken, und an die Ordnung der Überdeckungsverhältnisse [siehe unter

[202] Rensch, B., 1933: „Zoologische Systematik und Artbildungsproblem". S. 14 f. Leipzig.

21,6 e und 23,50].) Bei einer genügend harten Zuchtwahl macht sich dies in einer vorzugsweisen Ausmerze von Bastarden geltend[203] und führt somit zu einer Auslese auf entweder instinktive Paarungsabneigung oder auf eine physische Unmöglichmachung der Paarung auf verschiedene Weise, z. B. durch Stückumlagerungen an den Erbkörperchen, welche eine normale Erbkörperchenpaarung bei der Geschlechtszellenreifung in Bastarden verhindern (wie in manchen Fruchtfliegenrassen, obwohl diese so nächstverwandt sind, daß wir sie äußerlich nicht zu unterscheiden vermögen); oder die Bastardierung wird verhindert durch eine gegenseitige Verschiebung der Paarungszeiten oder schließlich durch derartige Abänderungen an den Begattungsorganen, daß sie bei jeder Rasse wie Schlüssel und Schloß aufeinander abgestimmt werden und den Begattungsakt zwischen Individuen verschiedener Rassen unmöglich machen. Die Begattungsorgane variieren daher in manchen Organismengruppen stärker als irgendwelche anderen Körpermerkmale und finden dann als Unterscheidungsmerkmale in der Artsystematik in erster Linie Verwendung. Wo also eine genügend scharfe Zuchtwahl besteht und die Verbreitungsareale zweier Rassen zusammenstoßen oder sich überschneiden, da werden die Artgrenzen erbschatzgemäß sehr enge: jede Rasse wird durch Ausbildung von Mechanismen der Paarungsverhinderung zu einer eigenen Art. Diese Mechanismen züchten sich also durch Mitauslese, indem diejenigen Individuen, in denen sie erblich angelegt werden, durch die Reinrassigkeit ihrer Nachkommen ein biologisches Auslese-Übergewicht gegenüber jenen Individuen gewinnen, welche weder instinktmäßig noch körperlich eine Bastardierung verhindern[204]. So haben sich bei der Stechmücke Anopheles maculipennis, der Malariaüberträgerin, verschiedene Zeugungskreise herausgebildet, die an jeweils verschiedene Klimabedingungen am besten angepaßt sind, so daß Kreuzungen zwischen ihnen zu einer verschlechterten Anpassung führen müssen, die aber äußerlich als Mücken ununterscheidbar sind. Kreuzungen ergaben nun, daß die Bastarde je nach den Zeugungskreisen z. T. oder sämtlich unfruchtbar sind oder überhaupt schon während ihrer Entwicklung absterben[205]. Es ergibt sich also in diesem Beispiele, daß der Systematiker solche Formen zu verschiedenen Arten stellen müßte, ohne jedoch die Artbestimmung nach sichtbaren Merkmalen der Mücken durchführen zu können, so äußerst nahe verwandt sind die Formen.

Wo jedoch die Zuchtwahl so matt ist, daß sie die durch Bastardierung zustande gekommenen Lebensbeeinträchtigungen individuell oder überindividuell (vor allem infolge Verlustes einer Inzuchtstaffelung) nicht zu erfassen vermag, andererseits auch in den häufigen Fällen, wo zwei Rassen der Bastardierungsgefahr dadurch entgehen, daß sich ihre Lebensräume gar nicht berühren, oder wo schon an und für sich ihre Begattungszeiten völlig auseinanderliegen, so daß Einrichtungen der Paarungsverhinderung überflüssig werden und somit gar kein Auslesegewicht erlangen, sich also nicht erzüchten können, da können sich solche Rassen erblich weit auseinander entwickeln, ehe es dahin kommt, daß die Bastardierung aus irgendwelchen Erbursachen unmöglich geworden ist. Hier ist also die erbverwandtschaftliche Begrenzung der Art eine viel weitere, und es ergibt sich also, daß das Artkriterium der Fruchtbarkeit einen systematisch ganz verschiedenen Rang besitzt.

24,7. Bastardierungs-erschwerende rassenästhetische Gattenwahl-Instinkte beim Menschen und ihre monogam wirksame Prägungsausfüllung.

Hier ist zu beachten, daß der Mensch natürlich in den zweitgenannten Fall, also in den Fall der erbbiologisch weiten Artbegrenzung hineingehört, und zwar

[203] Tschermak-Seysenegg, A. v., 1939: „Über die Gefahren der Rassenmischung". „Volk und Rasse". Bd. 14, S. 231—234.
Schwanitz, F., 1941: „Der Artbegriff bei Pflanzen". Ebenda. Bd. 16, S. 48.
[204] Henke, K., 1946: Referat über Gerhardt, U.: „Sexualbiologie und Morphologie". „Die Naturwissenschaften". Bd. 33, S. 28 f.
[205] Weyer, F., 1937: „Rassenforschung bei Stechmücken". „Die Naturwissenschaften". Bd. 25, S. 529—535.

in ausgesprochenstem Maße, denn die Zuchtwahl ist bei ihm so schwach, daß es zu keinen erblichen Verhinderungseinrichtungen der Paarung zwischen seinen Rassen kommen konnte. Daß die Rassenmischung beim Menschen entartungsfördernd wirkt und oft Dispositionen zu Krankheiten schafft, ist erwiesen, hat aber in wissenschaftlichen Kreisen kaum Beachtung gefunden[206]. Immerhin gibt es beim Menschen erfreulicherweise Instinkte der Paarungsabneigung zwischen stark unterschiedlichen Rassen. Dahin wirkt auch namentlich das rassisch angeborene geschlechtstypische Schönheitsideal. Was wir z. B. bei einem Weibe der australischen Eingeborenen als abschreckende Häßlichkeit empfinden, empfindet ein uraustralischer Jüngling als höchste weibliche Reize, z. B. die platte Sattelnase, weshalb man sie künstlich noch stärker abzuplatten sucht, um sie noch reizender zu machen. Ein solches Schönheitsideal wirkt als angeborenes sexuelles Auslöseschema, welches eine allgemeine Erbgrundlage abgibt für eine umweltbedingte Auslöseprägung durch die einzelne Liebschaft, welche dann im Normalfalle (namentlich beim Weibe) Ausschließlichkeitscharakter gewinnt; d. h. es koppelt sich die Auslösung fester an ein bestimmtes auslösendes Erlebnisobjekt. Das ist eben ein Ergebnis der Zuchtwahl auf Monogamie, denn die lange Kinderaufzucht erforderte (namentlich beim weiblichen Geschlechte, welches dementsprechend auch viel monogamer veranlagt ist als das männliche) einen festeren monogamen, auslöseschematisch verankerten Zusammenschluß der Eltern zu einem Zuchtkampfverbande (woraus sich die bürgerliche Einehe entwickelte); d. h. eine monogamere seelische Veranlagung von Ehepartnern kam der Kinderaufzucht zugute und führte somit in einem harten Dasein, in welchem Kinder ohne Schutz durch die elterliche Ehegemeinschaft zugrunde gehen mußten, zu einem Fortpflanzungsgewinn für solche Eltern und zur Züchtung einer solchen ehelichen Geistesveranlagung. (Die Lebenssicherung durch unsere Kultur muß dagegen auf den völligen Zerfall ehelicher Instinkte hinzüchten, denn auf die Dauer kann man nur solche Eigenschaften behalten, ohne deren Besitz man untergehen würde.) Erblich bedingte Schönheitsideale für Geschlechtspartner werden sich dadurch angezüchtet haben, daß die ihnen zugrundeliegenden Erbzeuger sich gleichzeitig auch in solchen Eigenschaften bekunden, welche Lebenseignungswert haben, so daß die nach solchen Schönheitsidealen getroffene Ehepartnerwahl Fortpflanzungsgewinne erzielt gegenüber anderen Schönheitsidealen, welche der Ausmerze verfallen müssen, denn das erstere Schönheitsideal kam zur Mitauslese von Eigenschaften, welche durch ihren Lebenswert ausgelesen wurden, und mußte so zur Schönheits-Rassenorm werden. Es gibt eben bei genügend harter natürlicher Zuchtwahl keine Rasseneigenschaften, die nicht durch ihre Erprobung gezüchtet wären.

24,8. Gegensatzwirkung durch Verzerrung der Auslöser ästhetischer Schematen.

Es ist sehr beachtlich, daß, wenn jene Form, Gestalt, Beziehung usw., welche wir an einem Menschen als (rassisch, geschlechtlich usw.) schön empfinden, irgendwelche hinreichend große Verzerrungen erleidet, daß dann unser Schönheitsempfinden nicht einfach neutral abklingt, sondern in seinen Gegensatz umschlägt, in Häßlichkeitsempfindungen. Wenn gleichzeitig gewisse als Auslöser von Schematen wirkende Ausdrucksformen von Gemütsbewegungen an diesen Verzerrungen teilhaben, so wirken die verzerrten Objekte dazu noch entsprechend gefühlstönend, nämlich abschreckend, furchteinflößend, lächerlich usw. In Gesichtsmasken, Verkleidungen und Bemalungen macht man hiervon Gebrauch, namentlich unter primitiven Völkern, um abschreckende, furchteinflößende, belustigende und sonstige Wirkungen auf die Mitmenschen zu erzielen.

[206] Hildebrandt, W., 1935: „Rassenmischung und Krankheit“. Stuttgart, Leipzig. Hueper, W. C., 1936: „Krankheit und Rasse“ in: „Rasse“, Bd. 3, S. 41—55.

24,9. Hinausverlagerung der Gefühlsurteile in die Welt und religiöses Welterlebnis. (Vgl. Abschnitt 17,8.)

Es ist zu beachten, daß die Gestaltungen der gemütserregenden Objekte selbst gar nichts Reales enthalten können, was solchen Wirkungen qualitativ entspricht, daß vielmehr alle Wirkungen in uns erzeugt werden über bestimmt geartete Sinneseindrücke durch die Außenwelt, welche bestimmte angeborene spezifisch gefühlserregend wirkende Schemata zur Auslösung bringen, so daß mit bestimmten Sinneseindrücken bestimmte Gefühlserregungen automatisch gekoppelt sind. Die Projektion unserer Empfindungen in die auslösenden Objekte ist eine durch ihren Lebenseignungswert uns angezüchtete Selbsttäuschung, indem letztere unsere Reaktionen auf die Welt im Sinne unserer Selbstbehauptung lenkt. Die Welt enthält nichts an Schönheiten und Häßlichkeiten, nichts an Anziehendem und Abstoßendem in ästhetischem Sinne, sondern die Welt wirkt nur als Klaviatur auf solche Seiten (oder auch im Bilde der Klaviatur: „Saiten") in uns selbst, und wir lassen uns durch die Welt in unseren Erregungen narren, um leben zu können.

So können, um ein sinnfälliges Beispiel zu wählen, die für uns scheußlichsten Auswurf- und Verwesungssubstanzen, deren bloßer Anblick uns schon den größten Ekel verursacht und deren Gestank wir als pestilenzialisch empfinden, deren äußerste Vermeidung als giftige, mit gefährlichsten Mikroben überladene Zersetzungsstoffe eine Lebensfrage für uns ist, für gewisse Insekten und andere Tiere die verlockendste, mit herrlichen Wohlgerüchen ausgestattete Delikatesse bilden, den Inbegriff des Schönen und Anziehenden, denn diese Tiere sind für ihre und ihrer Brut Ernährung gerade auf solche Substanzen angewiesen; sie mußten also mit entsprechenden Schematen entgegengesetzte ästhetische Empfindungen verkoppeln.

Es gehören aber in die gleiche Art von Selbsttäuschung auch z. B. Werturteile über die Welt. In ihnen drücken sich lediglich Eigengefühle aus, welche durch die Reaktionen mit der Welt, d. h. durch das Welterlebnis, ausgelöst und fälschlich der Welt als Eigeninhalt zugeschrieben werden. Findet man die Welt nichtig, schlecht, mißraten und wert, unterzugehen, wie es für die Weltanschauungen und Religionen alt gewordener Kulturvölker bezeichnend ist, so bedeutet dies nichts anderes, als daß die eigene seelische Natur des Urteilenden nichtig, schlecht und mißraten ist, daß der also Urteilende selbst wert ist, unterzugehen, da er eine verunglückte Wirklichkeit ist und an seinem eigenen Dasein leidet. Es gehört genau ebenhierher, wenn jemand etwa urteilt: das Leben wäre wertlos, wäre traurig oder wäre nicht auszuhalten, wenn es keinen Gott, keinen gerechten Ausgleich im „Jenseits" und keine Unsterblichkeit der Seele gäbe. In solchen Urteilen drückt sich lediglich aus, daß der Urteilende an sich selbst und seinem Welterlebnis leidet und daß er sich an eine jenseitige Illusionswelt der seelischen Erleichterung klammert, um sein Leben, d. h. seinen dekadenten Seelenzustand auszuhalten. Nie hat es in irgendeiner naturgezüchteten Rasse derartige pessimistische Urteile über die Welt gegeben. Es liegt eine namenlose Tragik darin beschlossen, daß seelisch derart leidende und erlösungsbedürftig gezüchtete Menschen alt gewordener Kulturvölker als christliche Missionare ausziehen, um unter persönlicher Aufopferung gesunde, lebensglückliche Naturvölker zu „erlösen" und zu ihren Illusionsidealen zu „bekehren", d. h. um sie aus ihrer Naturverwurzelung zu reißen und dem Erbruin zu überliefern, da sie deren Heidentum aus ihrem eigenen Leidenserlebnis der Wirklichkeit nicht als den biologisch oft gesunderen und hochwertigeren Seelenzustand zu erfassen vermögen. „Immer noch schaut der eingebildete Zivilisationsmensch auf die primitiven heidnischen Völker herab und will diese belehren, statt von ihnen zu lernen... Welch wertvolle Aufgaben wären gegeben für eine Art von Antimissionaren, die bei gesunden Menschen fremder Länder in die Schule gingen, um nach deren Erfahrungen die Heimat zu belehren!" so urteilt der schweizer Natur- und Völkerforscher Arnold Heim.

24,10. Bastardierungserschwerung durch Verzerrungswirkung Rassefremder auf Schematen.

Durch die Häßlichkeitswirkung der Auslöserverzerrungen erfahren die Schönheitsschematen eine beträchtliche Verstärkung ihrer selektiven Wirkung in den zwischenmenschlichen Beziehungen, namentlich auf die Geschlechtspartnerwahl. Das, was als geschlechtliche Auslöser von Schematen schön wirkt innerhalb einer Rasse, kann für eine entferntere Rasse im Bereiche der Verzerrungswirkung auf Schematen liegen und somit häßlich und abstoßend wirken und dadurch gegenseitig den hohen biologischen Wert einer Verhinderung der Rassenverbastardierung erfüllen. Entfernen wir uns vom Normaltyp noch weiter, bis zu den Affen, so erreicht die Verzerrungswirkung auf Schematen mit ihrer Erregung abstoßender Gefühle noch höhere Grade. Wir verstehen damit, daß sich die meisten Menschen gegen die Vorstellung einer Affenabstammung ihrer selbst auflehnen; in dieser Auflehnung spricht ein gesunder (wenn auch sachlich irrender) Instinkt an, welcher sich von allem abzusetzen und über alles hinauszuheben sucht, was mit dem eigenen Schönheitsschema disharmoniert. Entfernen wir uns in der Tierverwandtschaft noch weiter, bis zu den Halbaffen, so wird die Unähnlichkeit mit angeborenen Schematen so groß, daß diese kaum noch mit Verzerrungswirkungen ansprechen; unser Schönheitsempfinden wird durch den Anblick solcher Tiere kaum noch beleidigt, wir reagieren mit neutraleren Gefühlen.

24,11. Tierische Paarungsschemata im Dienste der Rassensonderung.

Die angeborenen Schematen, die bei der Geschlechtspartnerwahl wirksam sind, können rassisch außerordentlich verschieden weit sein; der auslösende Typus kann eng auf die eigene Rassenorm begrenzt sein, oder er kann so weit sein, daß er beträchtlich über den eigenen Rassetyp hinausgreift. Besonders bemerkenswert sind hier unsere Beobachtungen an Vögeln[207]. Es gibt keine andere Tiergruppe, welche derart schneller Ortsveränderungen und weiter Wanderungen fähig ist wie die Vögel; daher bedürfen gerade sie in besonders hohem Grade der Anzüchtung mannigfacher Instinkte, welche die Fremdpaarungen, namentlich zwischen verschiedenen Rassen, verhindern und die Inzuchtpaarungen fördern. Der Inzucht dienen Heimattreue-Instinkte zur Paarungszeit, auf die wir unten noch eingehen. Der Einschränkung der Fremdzucht auf die eigene Rasse und auf engere Verwandtschaftskreise (Unterrassen) innerhalb derselben dienen oft auffallende Verengungen in den Schematen, welche die Paarungsbereitschaft setzen. Gerade bei Vögeln haben die Paarungsschemata eine so reiche Spezifizierung erfahren, wie sonst vielleicht bei keiner anderen Tiergruppe, was durch das leichte Ortsveränderungsvermögen und die daraus erwachsenden Gefahren der Rassenvermischung verständlich wird. Bei vielen Vogelarten kommen Ehebildung und Begattungen nur durch ein ganz bestimmtes Zeremoniell von Bewegungsformen (Balzhandlungen, siehe auch unter 21,6 f) zustande. Auf das Schloß der Schemata, welches die Bereitschaft zur Ehebildung oder zum Begattungsvollzug setzt, sprechen nur diese angeborenen Bewegungsformen als Schlüssel an. Durch sie kann die eheliche Partnerwahl auch innerhalb einer Rasse noch stärker auf engere Verwandtschaftskreise bevorzugt beschränkt werden, da mit der Enge der Verwandtschaft diese Bewegungsformen und Schematen besser aufeinander passen, womit sich die geschlechtliche Auslöserwirkung verstärkt, so daß die Verpaarungswahrscheinlichkeiten mit der Erbverwandtschaft steigen. Der menschliche Beobachter, der solches Ehezeremoniell meist als törichte und alberne Naturlaune empfindet, ahnt nichts von dem tiefen biologischen Sinn desselben. Dieses gegenseitige oder einseitige stereotype Gehabe, das jedesmal erforderlich ist, damit ein Paar in Ehe- oder Begattungsstimmung gerät, züchtet sich eben dadurch an, daß es der Ausdruck einer sehr engen Erbverwandtschaft ist, welche die für den

---

[207] Wachs, H., 1939: „Der Rasseninstinkt und seine Bedeutung für die Reinerhaltung der Arten". „Volk und Rasse". Bd. 14, S. 148—151.
Frieling, H., 1940: „Liebes- und Brutleben der Vögel". S. 25—28. Stuttgart.

Ausleseerfolg der Nachkommen erforderliche hinlängliche Harmonisierung des Erbschatzes gewährleistet. Die Voraussetzung zu solcher engen Schematenanzüchtung ist natürlich eine so hohe Lebensgefährdung, daß schon leichte Erbschatzdisharmonien und Erbschatzverwahrlosungen infolge Bastardierungen eine höhere Ausmerzewahrscheinlichkeit solcher Bastardindividuen zur Folge haben, so daß die enge Schematenanzüchtung hierdurch ein Auslesegewicht erhält. Eine solche hohe Lebensgefährdung ist ja ohnehin zur züchterischen Erfassung der Kleinerbsprünge und damit überhaupt zu jederart Vermeidung einer rassischen Erbschatzentartung erforderlich.

24,12. Katastrophale Folgen technischer Raumüberwindungen für den menschlichen Erbschatz. (Vgl. Abschnitt 23,33.)

In dem Maße, wie durch wachsende Befähigungen zur Ortsveränderung die Gefahr der Fremdverpaarungen wächst und eine landschaftliche Inzuchtstaffelung Gefahr läuft zusammenzubrechen, erlangen unter der Voraussetzung einer hinreichend hohen Lebensgefährdung durch den natürlichen Umweltwidersacher die erforderlichen Instinkte zur Sicherung der Rassereinheit und Inzuchtordnung ein erhöhtes züchterisches Auslesegewicht. Diese erhöhten Ortsveränderungsfähigkeiten sind eben Erbfunktionen, die sich nur in millionenjährigen Auslesevorgängen anzüchten konnten, so daß auch die erforderlichen, die biologische Verwurzelung des Organismus sichernden Instinktergänzungen Zeit zu ihrer schrittweisen Anzüchtung fanden. Damit vergleiche man nun die rein technischen, erbbiologisch völlig wurzellosen Raumüberwindungen durch den Kulturmenschen, welche allein auf Nutzausbeute ebenso wurzelloser erbfremder Erfahrungsmassierungen beruhen. Die katastrophalen Rückwirkungen dieser explosiven Sprengung aller natürlich gewachsenen, räumlich gestaffelten Fortpflanzungseinordnung auf die gewachsene Ordnung des Erbschatzes können natürlich entsprechend der angezüchteten Langsamkeit der Wandlungen des Erbschatzes erst nach Ablauf einer längeren Generationenfolge stärker in Erscheinung treten als ein dann freilich nicht wieder umkehrbarer Prozeß, der zwangsläufig aus sich heraus nach der Auflösung der eingespielten Innensteuerungen der Erbwandlungen in die völlige biologische Selbstzerstörung hineintreiben muß.

24,13. Zerfall rassensondernder Paarungsinstinkte bei Haustieren und Bastarden. (Vgl. Abschnitt 19,29.)

Es ist klar, daß die genannten überindividuellen, ganz auf die Rassenzukunft ausgerichteten Instinkte bei unseren Haustieren, diesen rein individualnützigen Ausbeutungsobjekten eines Schmarotzerlebens für den Menschen, verloren gehen müssen. Alle hochgezüchteten Schematen- und Auslöserdifferenzierungen mit ihren rassischen Selektivwirkungen und der Aufbau des Ordnungsgefüges der Instinkte und seine Abgestimmtheit auf die Selbstbehauptungs- und Rassenbehauptungserfordernisse des Organismus in einer umfassend gefährdenden Umwelt geraten bei Haustieren in Unordnung und Disharmonie und schwinden immer mehr dahin, und zwar proportional dem Grade der körperlichen Entfernung von den wilden edlen Vorfahrenformen und der angezüchteten Nutznießungseigenschaften für den Menschen. Namentlich gilt dies für die Fortpflanzungsinstinkte, welche im gefährdeten Naturleben so hervorragend überindividuell ausgerichtet sind. In der Natur treten hochgradige Instinktentgleisungen ähnlicher Art nur nach Kreuzungen zwischen Rassen und Arten auf. Die Selektivität der Schemata für geschlechtliche Auslöser geht dabei verloren; statt der qualitativen Ansprechbarkeit auf ganz bestimmte Rasseneigentümlichkeiten wirken dann meist nur noch rein massige Sinneseindrücke. Der Verhaltensforscher Konrad Lorenz berichtet von einem weiblichen Bastard zwischen Bahama- und Kastanienente, der kein Interesse für seinen Bruder noch für Männchen der beiden Elternarten zeigte,

dagegen intensivst gegen artfremde, aber recht sinnenfällig wirkende Enten balzte. „Geschlecht und Gestalt der Liebesobjekte war gleichgültig, nur recht groß und auffallend mußte es sein. Heinroth (briefliche Mitteilung 1942) erzählt von einem weiblichen Mischling zwischen Saatgans und Hausgans, der sich leidenschaftlich in einen Höckerschwan verliebte... Auch hier scheint also der Verlust der artspezifischen Selektivität des Schemas zu einem Reagieren auf quantitativ starke Reize zu führen. Bei dem erwähnten bahamensis-castanea-Mischlingsweibchen wirkte es geradezu grotesk, wie es sich hartnäckig den mehr als dreimal größeren Objekten seiner Liebe aufdrängte[208]."

24,14. Zerfall rassenästhetischer Instinkte beim Menschen.

Hinsichtlich menschlicher Rassenmischungen kann natürlich nichts anderes erwartet werden. Schon bei Mischungen zwischen näher miteinander verwandten Rassen wird das rassische Schönheitsideal nicht etwa in den Bastarden eine Mittelstellung gewinnen, denn nach den Bastardierungserfahrungen handelt es sich hier nicht um beliebig miteinander kombinierbare Eigenschaften, sondern um in sich abgestimmte Erbkomplexe, bei deren Bastardierung es infolge Mangels an Zusammenpassung zu so großen Ausfällen kommt, daß alle Sonderheiten und Feinheiten des Schemas verloren gehen, was sich in einer rohen Verbreiterung und einem Ansprechen auf massive Sinneseindrücke auswirkt. Ich sehe hier davon ab, in wie hohem Grade alle angeborenen, auf bestimmte auslösende Sinneseindrücke ansprechenden Schemata in das Kulturleben eingreifen (namentlich in die Bereiche künstlerischer Betätigungen, z. B. Verrohungen und Veräußerungen des Kunstgeschmacks in Richtung auf das Sinnenreizende infolge Schematenzerfalls durch Domestikation und Bastardierung, Verlust der Schönheitsschemata in den Kunstbetätigungen alternder Kulturvölker) und beziehe mich nur auf die biologischen Auswirkungen des Schönheitsschematenzerfalles. Auch leichtere Rassenmischungen beschleunigen schon diesen Zerfall und bereiten damit den Boden vor für Bastardierungen zwischen entfernteren Rassen. Menschen mit noch gesundem Rasseninstinkt können es schlechterdings nicht fassen, wenn etwa verhaustierte und emanzipierte mischblütige Europäerinnen vor einer durch Rassefremdheit sinnenfällig wirkenden Erscheinung, etwa einem Neger, „intensivst balzen" (im Bilde zu reden), während sie gegenüber Vertretern weißer Rassen kalt bleiben. Auch in der wachsenden Vorliebe für Schminke und Flitter und im Triebe nach sinnenaufreizender Aufmachung in Tracht und Gebaren findet dieser Zerfall rassisch normierter Selektivität in den ästhetischen Empfindungen seinen sichtbaren Ausdruck. Bei genügenden Erweiterungen des Schönheitsschemas (sei es durch Bastardierung, sei es durch Domestikationszerfall infolge Erbsprunghäufung, sei es durch kulturelle Gegenauslese) fallen auch die extremsten Rassengegensätze nicht mehr in den Bereich der oben erläuterten Verzerrungswirkung, welche im Sinne einer Rassensonderung durch Bastardierungsabneigung arbeitet. Jedes Verständnis für Rasseneigenart, jedes Rassenbewußtsein erlischt, da die betreffenden angeborenen Schemata erlöschen; Erscheinung und Antlitz eines jeden Menschen, gleich welcher Rasse, wirken gleich wohltuend oder sympathisch, oder die stärkeren Sinneseindrücke, die von manchen rassefremden Typen ausgehen, wirken sogar anziehender als der gewohnte Anblick des Rasseverwandteren. Eine Ehepartnerwahl nach rassischen Gesichtspunkten erscheint nunmehr als ein unverständliches, unvernünftiges und sinnloses „rassisches Vorurteil", als eine verwerfliche rassische Anmaßung, die Wertschätzung der Rassereinheit als eine unbegründete, gehässige und infame Diskreditierung des Mischrassigen. Wo kein Gefühl des Rassenfrevels zwei Menschen von ihrer rassefremden Verpaarung miteinander abhält, wo nicht der Makel einer Rassenschande an der sexuellen Vermischung zweier Rassen haftet, da müssen wir auf Zerfall natürlicher Fortpflanzungsinstinkte schließen. Solche Menschen stehen in ihren Fort-

---

[208] Lorenz, K., 1943, a. a. O. (unter 15, 2)... S. 250 und 313.

pflanzungstrieben tief unter den meisten natürlichen Tierrassen, die oft erst im Notzustande einer gemeinsamen engen Einkäfigung durch den Menschen zur Paarung miteinander schreiten. Diese Entwicklung ist nicht mehr aufzuhalten. Wir erleben sie in allen Kulturvölkern; je nach Rassenaufbau des Volkes und Alter der Kultur ist dieser biologische Zerfallsprozeß rassischer Instinkte, der einer Beschleunigung des erbbiologischen Zerfalles die Bahn ebnet, schon weiter gediehen oder in seiner Entwicklung noch zurück. Die Anstrengungen, welche heute unternommen werden, die europäischen Staatengrenzen einzureißen (gegen die Volksinstinkte, die sich noch dagegen wehren), dienen natürlich — wenn sie erfolgreich sind — nochmals der Beschleunigung dieses Bastardierungsvorganges. (Siehe auch Dichtung unter 19,21.) Weil dieser Zerfallsprozeß nicht in seinen Wurzeln, die mit den Zweckkulturen gegeben sind, saniert werden kann, so kann er auch in seinen Verlaufsformen auf keine Weise behoben werden.

24,15. Der Weltkampf gegen den Rassengedanken.

Es ist immer wieder darauf hinzuweisen, daß man aus derartigen überindividuellen biologischen Erkenntnissen keine kulturellen Ziele gewinnen darf. Solche Versuche können das Verhängnis nicht nur nicht wenden, weil es mit der Kultur selbst gegeben ist, sondern sie wecken (weil jede erbbiologische Aufartung Gegenwartsopfer erfordert) im Gegenteil diejenigen Widerstandskräfte, welche sich erst recht in einer Vernichtung rassisch-überindividueller Werte auswirken. Solche Widerstände haben bereits bislang immer erneut zu Weltorganisationen geführt, welche einen erbitterten Feldzug gegen rassische „Vorurteile" führen und welche die schrankenlose Rassenvermischung propagieren, wie die „Vereinigung zwischen den Rassen"[209] oder der „Weltzusammenschluß gegen die Rassenlehre", deren Mitglieder einen „feierlichen Eid" schwören, „bis zum Tode gegen die Rassenlehre zu kämpfen"[210] oder der organisatorische Zusammenschluß aller Rassenmischlinge der Welt[211] usw. Es kann nicht die Aufgabe des Erkennenden im Sinne der wilden Weisheit sein, solche Bestrebungen zu bekämpfen und sie dadurch obendrein zu um so größerer Macht zu bringen (denn sie haben die Massen hinter sich). „Geht e u r e Wege! Und laßt Volk und Völker die ihren gehn! — dunkle Wege wahrlich, auf denen auch nicht eine Hoffnung mehr wetterleuchtet!" (Nietzsche.) Diese Hoffnungslosigkeit verbietet jede Einmischung in die Anstrengungen, welche der Untergehende gegen die Erkenntnisse der wilden Weisheit unternimmt. Man kann Menschen von anerzogenen Irrtümern kurieren, aber nicht von erblichem Zerfall; dieser Zerfall muß sich bis zum bitteren Ende vollziehen.

Daß die Naturinstinkte der Rassensonderung nichts mit Rassenhaß zu tun haben und nichts mit rassischem Machtstreben, versteht sich von selbst; leider wurde aber solches durch den Nationalsozialismus miteinander verquickt, wodurch er die Erkenntnis der großen biologischen Not, welche über die Menschheit hereinbricht, mit einem schweren, aber falschen Makel im voraus belastet hat. Die Folge ist, daß selbst Biologen in aller Welt (aber selbstverständlich nicht alle Biologen) die überindividuellen biologischen Erkenntnisse totgeschlagen haben und heute noch totschlagen. Es verdient z. B. Beachtung, daß sich kürzlich (Juli 1950) ein aus Biologen, Psychologen, Soziologen, Anthropologen usw. bestehendes Gremium der bekannten Weltorganisation Unesco vor aller Menschheitszukunft wissenschaftlich unsterblich damit blamierte, daß es in einem öffentlichen Manifeste erklärte, daß die Rassenunterscheidung keinerlei wissenschaftliche Grundlagen in biologischer Hinsicht habe, daß die Rasse weniger eine biologische Tatsache als ein sozialer Mythus sei und daß die Rassenmischung des Menschen (ohne jede Einschränkung) biologisch gerechtfertigt sei. (Vgl. Abschnitt 22,5.)

---

[209] „Volk und Rasse", 1936. Bd. 11, S. 224.
[210] „Rasse". 1938. Bd. 5, S. 420.
[211] „Volk und Rasse". 1938. Bd. 13, S. 379.

24,16. Überindividuell durch Inzüchtung gelenkte erbliche Fruchtbarkeits-Einpielung.

Ein überindividueller Zukunftsgewinn, welchem jedoch die Gegenwarts-Individualauslese entgegenarbeitet, ist die Beschränkung der eigenen Fruchtbarkeit auf ein Maß, welches nicht die rassische Zukunft mit chronischer Übervölkerung bedroht. Nehmen wir als Beispiel den Fall, daß bei einer Lebensform, etwa einer Vogelart, mit normal besetztem Lebensraum, an irgendeinem Standorte ein Erbsprung auftrete, welcher eine erhöhte Fruchtbarkeit zur Folge habe, so wird infolge dieses Erbsprunges an jenem Standorte — wenigstens nach Ablauf einiger Generationen — eine Übervölkerung eintreten, welche eine Erhöhung des Umweltwiderstandes durch Nahrungsverknappung und Zunahme der Feinde, Schmarotzer und Krankheitserreger zur Folge hat bei gleichzeitig infolge der schlechteren Körperentwicklung durch die schlechtere Aufzucht und infolge schlechteren Ernährungszustandes verringerter Selbstbehauptungsfähigkeit. Die Individuen dieses Standortes sind also in der Lebensauslese benachteiligt gegenüber Individuen anderer Standorte mit normal gebliebener Fruchtbarkeit. Eine Voraussetzung für eine solche gesunde automatische Einspielung der Fruchtbarkeit auf die beste Zukunftslage ist freilich die Einhaltung eines gewissen Ausmaßes an Inzucht durch Heimattreue, so daß sich die schlechten Erbzukunftswirkungen am eigenen Erbschatze in den Nachkommen rächen — für die heimattreuen Tiere schädlich und unvernünftig, aber für die überindividuelle Rassenzukunft vernünftig — und so wenig als möglich den wohlgeratenen Erbschatz der sonstigen Rassegenossen in Mitleidenschaft ziehen. Als Folge des Verlustes der Inzuchtstaffelung muß es dagegen zwangsläufig zu einer Überzüchtung der erblichen Fruchtbarkeit kommen, falls die sonstigen Bedingungen eine solche möglich machen, mit den erbbiologisch so verhängnisvollen Folgen einer Übervölkerung.

24,17. Heimattreue im Dienste der Inzuchtstaffelung.

Die Einhaltung der Inzuchtordnung wird bei Vögeln und vielen anderen Tiergruppen neben anderen oben erwähnten Arten der Verhinderung der Paarung entfernt verwandter Formen vor allem durch H e i m a t t r e u e erreicht[212]. So könnte ein aus dem Süden zurückkehrender Vogel sich irgendwo sein Nestchen bauen, z. B. an irgendeinem Platze, wo er zufällig seinen Tisch gut gedeckt findet, so wie er bislang weit in der Welt herumstrich und sich überall niederließ, wo er am besten sein Durchkommen fand. Aber jetzt zur Fortpflanzungszeit darf er

[212] Über Heimattreue bei Fischen:
Franz, V., 1911, in: „Internationale Revue der gesamten Hydrobiologie und Hydrographie". S. 327 bis 330. Leipzig.
Schnakenbeck, W., 1932, in: „Die Naturwissenschaften". Bd. 20, S. 691 f.
Dahl, K., 1939, in: „Die Naturwissenschaften". Bd. 27, S. 697—701.
Lundbeck, J., 1939, in: „Der Biologe". Bd. 8, Heft 11.
Scheuring, 1937, in: „Natur und Volk". Bd. 67, Heft 8.
„Fortschritte der Zoologie". 1941. Bd. 5, S. 321.
Schiemenz, F., 1946, in: „Biologisches Zentralblatt". Bd. 65, S. 102—108.
Über Heimattreue bei Eidechsen:
Dobzhausky, T., 1939: „Die genetischen Grundlagen der Artbildung". S. 101. Jena.
Über Heimattreue bei Vögeln:
Hesse-Doflein, 1943: „Tierbau und Tierleben". 2. Aufl. Bd. 2, S. 220.
Schüz, E., in: „Der Naturforscher". 1933. Bd. 10, S. 47.
Niethammer, G., 1937/42: „Handbuch der deutschen Vogelkunde". 3 Bde. Leipzig.
„Fortschritte der Zoologie". 1941. Bd. 5, S. 336.
Über Heimattreue bei Säugetieren:
Niethammer, G., 1937, in: „Zeitschrift für Morphologie und Ökologie der Tiere". Bd. 33, S. 297—312.
Eisentraut, M., 1936, ebenda. Bd. 31, S. 1—26.
Eisentraut, M., 1937, in: „Natur und Volk". Bd. 67, Heft 8.
Eisentraut, M., 1943, in: „Zoologischer Anzeiger". Bd. 144, S. 20—32.
Götze, H., 1933, in: „Unsere Welt". Bd. 25, S. 366 f.
Krieg, H., 1937, in: „Zeitschrift für Tierpsychologie". Bd. 1, S. 157 ff.
Hölzel, E., 1933, in: „Der Naturforscher", Bd. 10, S. 244 f.
Schneider, K. M., 1935: „Mit Löwen und Tigern unter einem Dach". S. 48. Leipzig.
Über Heimattreue bei Froschlurchen, Vögeln und Säugetieren:
Marcus, E., 1933: „Tiergeographie". S. 102 f. Potsdam.

es nicht, jetzt erwacht in ihm auf einmal die Sehnsucht nach dem kleinsten Fleckchen Erde zurück, wo er in dem großen rassischen Zuchtfeld seinen ihm zukommenden und angestammten Platz einzunehmen hat, jetzt treibt ihn sein Instinkt der Heimattreue und eine angezüchtete fabelhafte Ortsorientierungsgabe, die diesem Instinkte zu Hilfe kommt, weiterzufliegen und zu suchen, bis er seine alte Heimat wiedergefunden hat. So wie der Altvogel zum alten Nistplatz zurückkehrt, siedeln sich die Jungvögel meistens in der nächsten Nähe ihrer Aufzuchtstätte an, so daß die landschaftliche Inzuchtstaffelung als eine Voraussetzung für das Erbglück der Rassenzukunft gewahrt bleibt. Es ist kein Einwand, wenn Zugvögel oft auch in ihren Winterquartieren ortstreu befunden werden, denn ein einmal angezüchteter Instinkt einer Heimattreue wird leicht auch da zur Auswirkung kommen, wo er biologisch vielleicht nicht erforderlich ist.

Von vorjährig am Heimatort beringten Vögeln (Nestlingen) fielen die Wiederfunde in der folgenden Brutzeit zu 80 % in die engere Heimat[213]. Je nach Vogelgruppe ergeben sich große Unterschiede, was daraus verständlich wird, daß es sich bei der Heimattreue um eine Eigenschaft handelt, welche erst für die überindividuelle Erbzukunft fruchtbar wird, welche sich also gegen den rein individuellen Selbsterhaltungsvorteil der heimatlichen Untreue züchterisch durchzusetzen hat, was z. B. dann möglich wird, wenn noch genügend rassische Entwicklungsplastizität besteht und wenn die Zuchtwahl (im Gegensatz zur menschlichen) genügend scharf ist, um auch kleinen Eignungserbsprüngen ein so hohes Auslesegewicht zu verschaffen, daß überindividuelle Werteigenschaften durch sie ein genügend hohes Mitauslesegewicht erlangen. (In Abschnitt 23,32, auch 24,16, wurden Züchtungswirkungen der Heimattreue aufgeführt.) Damit vergleiche man die Heimatentwurzelung des Kulturmenschen, obwohl auch in ihm noch die mahnende Stimme der Heimat redet, die ihn gebar (namentlich im Heimweh); in alternden Kulturvölkern erstirbt diese Stimme mehr und mehr: Vernunft- und Nützlichkeitstriebe erringen den Züchtungssieg über den erbzukunftsverbürgenden und damit gegenwartsunvernünftigen Naturinstinkt. Die weitere Erbschatzzerstörung unter Mithilfe fehlgezüchteter Instinkte der Individualbewahrung ist dann unabwendbar. Die Anzüchtung aller Eigenschaften, welche (durch Förderung der Zuchtwahl) die Erbzukunft verbürgen, welche also im Sinne der Selbstopferung des absinkenden Lebens wirken, also gegenwartsunvernünftig sind, ist in allererster Linie das Werk der landschaftlich geordneten Staffelung der Inzucht.

Selbst Meeresfische, welche weite Wanderungen unternehmen, zeigen eine erstaunlich große Heimattreue. Obwohl sich verschiedene Rassen einer Art in ihren Verbreitungsarealen oft weit überschneiden, wandern sie doch zur Fortpflanzungszeit zu demjenigen Laichplatz, dem sie selbst entstammten, der Lachs z. B. aus dem Meere immer wieder in den gleichen Fluß zurück, in welchem er geboren ist, wie die Markierungen ergeben. Nach welchen Umweltbeziehungen sich die Instinkte der Fische so vorzüglich orientieren, darüber kann man nur Vermutungen anstellen; das Schwimmen mit oder gegen die Strömung scheint zur Erklärung nicht auszureichen, wie auch das Heimfindevermögen unserer Zugvögel, welches dasjenige der Brieftauben weit übertrifft (wie angestellte Versuche ergaben[214]), noch ein ungelöstes Problem ist. (Wendehälse z. B., die von Brutplätzen bei Berlin nach Venedig [900 km] und Saloniki [1500 km] ohne Orientierungsmöglichkeit verfrachtet und dort aufgelassen wurden, stellten sich nach 10, bzw. 12 Tagen wieder am alten Brutplatze ein, dabei sind diese Vögel Nachtzieher.)

---

[213] „Der Biologe". 1935. Bd. 4, S. 212 und 220.

[214] Koehler, O., 1942: „Zum Heimfinden der Tiere". „Zeitschrift für Tierpsychologie". Bd. 5, S. 152—181.
Diesselhorst, G., 1949, in: „Naturwissenschaftliche Rundschau". Bd. 2, S. 117—121.
Griffin, D. R., 1949, ebenda, S. 491—496.

24,18. Überindividuelle Zukunftswirkungen individueller Nutzeigenschaften und überindividueller Werteigenschaften bei Inzuchtstaffelung.

Die Einsicht in die Zukunftsunvernünftigkeit der emanzipierten menschlichen Eintagsfliegen-Vernunft — (erst die Unvernünftigkeit der Erbsprünge macht die unbedingte Vernunft zur Rassen-Unvernunft) — geht dem Bewußtsein so schwer ein, da ihr alle Denkgewohnheit widerstreitet; wir wollen daher den Vorgang der Anzüchtung überindividueller Werteigenschaften noch an einem Gedankenbeispiele erläutern: Eine Rasse befinde sich in einer landschaftlich geordneten Inzuchtstaffelung mit zahlreichen halbisolierten Inzuchtkreisen. Je nachdem wie die Erbsprünge zufällig fallen, züchten sich in den verschiedenen Inzuchtkreisen verschiedene Werteigenschaften. So möge sich in einem dieser Inzuchtkreise eine individualnützliche, aber überindividuell wertmindernde Erbeigenschaft durchgesetzt haben, in einem anderen Inzuchtkreise eine individualschädliche, aber überindividuell wertmehrende Erbeigenschaft.

Jener nützliche Individualvorteil kann in irgendeinem besseren passiven Schutze gegen die feindliche Umwelt bestehen, z. B. Färbungsschutz, schlechtem Geschmack, Giftigkeit, Schutzbewehrung oder sonstigen Körperschutzmitteln, Instinkten zum Aufsuchen von Orten, welche vor Feinden schützen oder vor Witterungsgefährdungen schützen, bessere Anpassung an eine Art Nahrung, welche leichter und gefahrloser zu haben ist, usw. Alle diese Erwerbungen bedingen eine erhöhte Überlebensaussicht, nicht durch physiologische Leistungsvervollkommnungen, sondern durch Gefährdungsentzug. Die Folge ist, daß die Auslese auf Lebenseignung von Erbsprüngen eine etwas weniger scharfe ist, daß mißglückte Erbsprünge häufiger der Ausmerze entgehen. Die dadurch bedingte Vermehrung der Individuenzahl führt jedoch dazu, daß der verringerte Druck durch Feinde wieder zunimmt; aber noch mehr als Beutefeinde nehmen Krankheitserreger und Schmarotzer zu, gegenüber welchen die erworbenen Individualvorteile keinen Schutz bieten. Die Parasitenvermehrung läuft nicht parallel der Individuenvermehrung der Wirtsorganismen, sondern steigt weit stärker an. Es wird einer Anzüchtung von Schmarotzern und Krankheitserregern Vorschub geleistet, was die bedenklichste Form der Züchtung ist; statt der aktiven Leistungszüchtung durch Beutefeinde und Umweltwiderstände kommt es dann zur Züchtung auf physiologische Sondereinrichtungen zur Parasiten- oder Mikrobenabwehr und ebendadurch zur Hochzüchtung von Parasiten und Mikroben, welche die Abwehr immer wieder überwinden. (Diese verhängnisvolle Züchtung steht bei der Menschheit besonders stark im Vordergrunde infolge von deren Massendichte und erfolgreicher Gefahrenflucht. Soweit sich der ursprüngliche Züchtungsherd epidemischer Krankheiten der Menschen noch feststellen läßt, liegt er in alten Kulturzentren mit hoher Bevölkerungsdichte wie den dichtest besiedelten Zentren Indiens, Chinas usw. Heute ist die Anzüchtung einer ganzen Anzahl neuer menschlicher Krankheitserreger und Parasiten auf dem schnellen Vormarsch. Solche Anzüchtungen erfordern zwar Jahrtausende, aber sie bringen die Menschheit mit Sicherheit zu Falle, wenn sie nicht schon zuvor an anderen Entartungen zugrunde geht. Nähere Orientierung über diese Fragen gibt der zweite Teil dieses Werkes.) Bei guter Inzuchtstaffelung wirken sich aber die Individualvorteile, wenn sie überindividuell belasten, so schnell ungünstig auf die eigenen Nachkommen aus, daß solche Inzuchtkreise bald im Rassenbinnendruck verdrängt werden, so daß es zu jener Parasitenzüchtung, Absinken der Umwelteinpassungen, Sackgassenentwicklungen usw. gar nicht kommt. Voraussetzung für die züchterische Selbsteinregulierung auf inzuchtgestaffelte Raumordnung ist im übrigen deren züchterische Fruchtbarkeit, wodurch sie als Mitausleseergebnis entsteht, also ein gutes Entwicklungspotential einer Rasse. Dagegen müssen bei schwindender Entwicklungsplastizität individualnützliche Eigenschaften ein Ausleseübergewicht bekommen, wobei dann auch die Inzuchtordnung verloren gehen

kann, weil sie sich individualschädigend auswirkt durch Erhöhung der Gegenwartsopfer, zu der sie führt.

Nehmen wir den anderen Fall, daß in einem anderen Inzuchtkreis eine überindividuell wertmehrende Erbeigenschaft entsteht, z. B. eine Eigenschaft, welche das aktive Leistungsvermögen erhöht im Nahrungserwerb, in der Abwehr von Beutefeinden, in funktionell-physiologischen Vervollkommnungen, im Ertragen von Witterungsunbilden. Die genannten Eigenschaften sind zugleich auch Individualvorteile für ihre Träger — im Gegensatz etwa zu den ebenfalls überindividuell wertmehrenden Eigenschaften, welche die Inzucht sichern, die im Dienste der Erbschatzsäuberungen, zu denen sie führt, fast immer höhere Individualopfer fordert, also Individualnachteile bringt, dagegen nur selten mal Individualvorteile —, aber diese führen nicht zur Verhinderung des Zustandekommens von Gefährdungssituationen. Das Individualopfer der passiven Selbstgefährdung, welch letztere eine Voraussetzung zur vollen Wirksamkeit solcher hochwertiger Eigenschaften ist, also auch Voraussetzung zu ihrer Zuchtwahl, wird durch diese Individualvorteile nicht gemindert, während im anderen Falle (der individualsichernden Eigenschaften) die Individualvorteile aus einer Minderung des Individualnachteils der passiven Selbstgefährdung entstanden sind. Es erleidet also im zweiten Falle die Erbschatzreinigung von Fehlerbsprüngen keine Einbuße. Gleichwohl führt der Erwerb der lebenssteigernden Eigenschaft auch hier zu einer Individualvermehrung innerhalb des Inzuchtkreises. Diese Vermehrung beruht also nicht auf einem Nachlassen des Umweltwiderstandes mit den Folgen einer mangelhaft werdenden Ausmerze von Fehlerbsprüngen wie im ersteren Falle (und wie vor allem beim Kulturmenschen), sondern auf einer erbeigenen Lebenssteigerung im Kampfe mit den Umweltwiderständen.

24,19. Hase und Wolf als Beispiel gegenseitiger Hochzüchtung.

Nehmen wir als schematisiertes Gedankenbeispiel einer überindividuell fruchtbaren Leistungszüchtung Hase und Wolf[215]. Der Hase habe eine Erbeigenschaft gewonnen, durch welche er seinen Verfolgern besser entkommen kann. Er wird sich darauf stärker vermehren, und die Wölfe werden häufiger auf Hasen stoßen und sie stärker verfolgen. Im ganzen werden nun doch mehr Hasen durch Wölfe erbeutet, so daß sich bei einer etwas größeren Häufigkeit der Hasen ein neues Häufigkeitsgleichgewicht mit den ebenfalls etwas häufiger gewordenen Wölfen einstellt. Der Erbgewinn einiger Hasen hat somit den Feindeswiderstand gegen die ganze Hasenzucht erhöht, welcher sich nunmehr in erster Linie auf jene Hasen auswirkt, welche jenen Erbgewinn nicht erwarben, so daß die erbbevorteilten ihre nicht bevorteilten Inzuchtgenossen indirekt aus dem Dasein verdrängen. Also Erhöhung des Rassenbinnendruckes auf dem Umweg über eine Erhöhung des Außendruckes, des Umweltwidersachers. Auch der Rassenbinnendruck unter den Wölfen mußte sich erhöhen, denn mit der häufigeren Begegnung mit Hasen ist die Erschwerung des Beutefanges verbunden, so daß das Fangleistungsvermögen der Wölfe einer schärferen Auslese unterliegt und die befähigteren Wölfe schneller ihre weniger befähigten Inzuchtgenossen aus dem Dasein verdrängen. Andererseits wirkt die Fangleistungszüchtung der Wölfe wiederum auf die Fluchtleistungszüchtung der Hasen zurück, indem deren Feindesgefährdung wächst, so daß die Auslese auf Fluchtleistungsvermögen verschärft ist (um unsere Betrachtung nur auf diesen Punkt zu beschränken, denn in Wirklichkeit ist ja die Leistungszüchtung eine viel breitere). So züchten sich also Hase und Wolf leistungsmäßig wechselseitig höher. Irgendeine Erbleistungsvervollkommnung der Wölfe im Hasenfang macht die Hasen seltener und infolge der Nahrungsverknappung also auch die Wölfe seltener. Es führt also das Häufigerwerden der Hasen durch Fluchtvervollkommnung zu beschleunigten Fangleistungszüchtungen der Wölfe und somit wieder zu einem Seltenerwerden der

[215] In Anlehnung an Chr. v. Ehrenfels, 1903: „Beiträge zur Selektionstheorie“. „Annalen der Naturphilosophie“. Bd. 3, S. 71—95. (Diese Arbeit, eine der bedeutsamsten der selektionistischen Literatur seit Darwin, ist seit Jahrzehnten unter Selektionsforschern in Vergessenheit geraten.)

Hasen, so daß die verhängnisvolle Anzüchtung von Schmarotzern und Mikroparasiten durch ein Zuhäufigwerden wie im früheren Inzuchtbeispiel eines Gefährdungsschutzes erschwert wird. Die Vervollkommnung des Hasen führt also zu einem Häufigerwerden von Hase und Wolf; die Vervollkommnung des Wolfes führt zu einem Seltenerwerden von Hase und Wolf. Das Seltenerwerden des Hasen ist die Folge einer Gefährdungszunahme durch seine Feinde, das Seltenerwerden des Wolfes die Folge der Verschärfung seiner Rassenbinnenkonkurrenz um die Hasennahrung, die Folge von Nahrungsverknappung. Während die Hasenzüchtung über die Lebensvernichtung der weniger erbsprungbevorteilten Individuen verläuft, verläuft die Wolfzüchtung in erster Linie über die verringerte umweltbedingte Fruchtbarkeit der weniger erbsprungbevorteilten Individuen; denn die Wölfin wirft um so mehr Junge und bringt sie zu um so kräftigerer Entwicklung, je besser sie sich ernähren kann, während die Häsin in jedem Falle genug Futter für ihre Jungenernährung hat. Also wirkt beim Wolfe die Auslese auf erblich erhöhtes Fangleistungsvermögen auf dem Umwege über eine nichterbliche Umwelteigenschaft, nämlich über eine funktionelle Anpassung. Diese ist bei allen Arten mit Nahrungsverknappung ein sehr wichtiges Hilfsmittel zur Wirksamkeit der natürlichen Zuchtwahl. Die größere Lebenszähigkeit von Raubtieren gegenüber Pflanzenfressern mag auf der starken Anzüchtung von funktionellem Anpassungsvermögen der ersteren beruhen.

Es handelt sich also im Hase-Wolf-Beispiel um die Anzüchtung von Erbgewinnen unter Beibehaltung der individuell beeinträchtigenden Lebensgefährdungen, so daß jedesmal eine Erhöhung des Rassenbinnendruckes erfolgt, welcher nicht nur über eine Erhöhung des Umweltwiderstandes die ungünstigen Varianten schneller ausmerzt, sondern auch über die Standortsgebundenheit hinausdrängt und zur Verdrängung etwaiger benachbarter Inzuchtkreise, wenn sie ohne solche günstigen Erberwerbungen sind, führt sowie zur Eigenschaftskombination mit anderen Inzuchtkreisen, welche sonstige irgendwelche günstige Werteigenschaften gewannen. Die Hochzüchtungen sind also nicht nur zwischen Arten mit Konkurrenz um ähnliche Lebensbedingungen, sondern auch zwischen Feind und Beutetier gegenseitige. Der Raubfeind sowohl wie der fremdrassische und binnenrassische Konkurrenzfeind als Gefährder, Bedränger, Leidbringer, Beeinträchtiger oder Vernichter des Individualdaseins ist also (unter der Voraussetzung natürlicher Zuchtwahlverhältnisse) eben damit auch zugleich der Aufarter, Sicherer, Wohltäter und Glücksbringer für die Erbzukunft des Lebens. Es ergibt sich solches ohne weiteres aus der Gegebenheit, daß jedes Erbzukunftsglück nur durch Gegenwartsopfer erkauft werden kann und daß dieses zukunftsegnende Opfer nur im erberprobenden Widerstreite gegen den Umweltwidersacher vollzogen werden kann.

24,20. Rassenentartende Folgen des Verlustes der gestaffelten Inzucht.

Ganz anders muß der Rassenwandel verlaufen, wenn die landschaftliche Inzuchtstaffelung verloren geht (wie beim Kulturmenschen) und die ganze Rasse in Allvermischung (Panmixie) tritt. Die weitaus meisten Erbsprünge in der Natur sind deckbar, und so muß es zu einer völlig untragbaren Ansammlung von deckbaren mißglückten Erbsprüngen kommen, die auch bei niedrigsten Erbsprungraten durch ständige Kumulierung schließlich so hoch werden muß, daß die Rasse schon aus diesem Grunde dem sicheren Untergange entgegengeht.

Weiter wirkt es höchst verhängnisvoll, daß die überindividuellen Erbzukunftsbelastungen, die aus rein individualnützlichen Eigenschaften resultieren, sich nunmehr kaum noch an den eigenen Nachkommen rächen können mit deren Ausmerze, sondern daß sie sich im wesentlichen an erbfremden, vor allem an selbstgefährdungsbereiten Individuen rächen, welche gar nicht für Entstehung und Bewahrung des schlechten Erbes verantwortlich sind, z. B. wenn ihnen durch den Individualschutz anderer Individuen unharmonische Kombinationen oder unbereinigt gebliebene Fehlerbsprünge eingekreuzt werden, was wir im Vorher-

gehenden verschiedentlich ausführten. In besonderem Maße gilt solches für Erbsprungraten-erhöhende Erbzeuger, die durch Hervorrufung von Fehlerbsprüngen immer erneut anderes sonst gesundes Erbgut mit deren Einkreuzungen bedrohen. Weil sich eine Schädigung durch individuell erblich zu hohe Fortpflanzungsziffern (beim Kulturmenschen durch überstarke Fortpflanzungstriebe) nicht hinreichend auf die Nachkommen selbst schädigend auswirkt, sondern infolge Allvermischung zum guten Teil auf die Träger unbelasteter Erbschätze, so vermag sich auch die erbliche Fruchtbarkeit nicht selbsttätig durch natürliche Zuchtwahl auf die günstigste Höhe für die Rassenentwicklung einzuregulieren, und es kommt zu chronischer Übervölkerung mit ökonomischen Verknappungen aller Art oder zu einem Massenwechsel von maßloser Übervermehrung und Massenvernichtung durch Feindes- oder Parasitenzunahme oder Nahrungsverknappung, während die gestaffelte Inzucht eine eingespielte Fortpflanzungsrate und daher auch den Überfluß in allem und eine prächtige Entwicklung gewährleistet.

Erinnern wir an die oben (Abschnitt 24,18) im ersten Falle eines Inzuchtkreises aufgezählten, individualnützlichen, das Individuum passiv vor Gefährdungen bewahrenden Schutzeigenschaften, und denken wir uns, daß es in der Nützlichkeitszüchtung bis zur Aufhebung der Inzuchtkreise und zur Allvermischung kommt, so daß das überindividuell züchtende Gegengewicht (die Inzucht) gegen Exzesse der Nützlichkeitszüchtung aufgehoben ist; das genügt (denn wir brauchen nicht einmal bis zur Nutznießung der Gemeinschaftsindividuen an erbfremden Erbleistungen zu gehen, mit welchem Prinzip das gesamte menschliche Kulturleben steht und fällt und womit sich die Verhängnisentwicklung natürlich noch vervielfältigen muß). Zunächst verringern solche nützlichen, also vernünftigen Eigenschaften die Gefährdung der bevorteilten Individuen durch Nachlassen des Umweltwiderstandes und verringern damit die umfassende Bewährungserprobung des Organismus, so daß sich allerlei Fehlerbsprünge der Ausmerze in ihren Trägern entziehen. Diese Fehlerbsprünge kreuzen sich infolge der Allvermischung fortwährend in jene Individuen ein, welche jene nützlichen Eigenschaften nicht erwarben, welche sich also nicht den Gefährdungen entziehen. Dadurch werden jene Fehlerbsprünge zur Ausmerze gebracht, nicht aber durch den Untergang der verantwortlichen Träger der Nützlichkeitseigenschaften, sondern durch den Untergang der sich opfernden Träger der überindividuellen Werteigenschaften; diese Individuen werden zum rassischen Reinigungsventil der Ausmerze von Entartungen, aber nicht der Urheber, Bewahrer und Vererber dieser Entartungen, der sich der Ausmerze entziehenden Träger jener nützlichen Eigenschaften; und sie unterliegen also der Mitausmerze, während im Schutze jener nützlichen Eigenschaften immerfort Fehlerbsprünge erneut bewahrt und dem wertvollen Erbe als Vernichtungskeime eingekreuzt werden. Dies gilt namentlich, wenn durch Brechung des Umweltwiderstandes Bewahrungsmilieus erobert wurden, durch welche nützliche, das individuelle Dasein bewahrende und verlängernde Eigenschaften ein züchterisches Gewicht erlangen (was wir für den Menschen unter 19,13—14 ausführten). Die aus der Lebensbewahrung sich ergebende Umwandlung des umfassenden Gefährdungsmilieus in ein ökonomisches Mangelmilieu (infolge der Massenvermehrung), mit höchster Ausbeute aller Möglichkeiten nützlicher Betätigungen, erhöht noch die Ausmerze überindividueller, gefährdungsbereiter Werteigenschaften. Es kommt naturgemäß zur Ausmerze aller überindividuellen Werteigenschaften und zu einer hemmungslosen Züchtung auf nützliche, vernünftige, individualerhaltende Eigenschaften, was der sicherste Weg in den Erbuntergang ist. Außerdem wächst die Erbsprungrate lawinenartig an, denn labil gewordene Erbzeuger bleiben infolge der Inzuchtaufhebung nicht zusammen mit ihren schlechten Erbwirkungen auf die Nachkommen, sondern die schlechten Wirkungen (nämlich die durch sie hervorgerufenen Erbsprünge) werden fortwährend in nicht derart sprunglabiles Erbgut eingekreuzt, welches nicht für deren Entstehung verantwortlich war, wodurch dieses zur Mitausmerze gebracht wird und die fluchzeugenden Erbzeuger sich (eben durch den Verlust der Inzucht) sehr oft der Ausmerze entziehen. Schließlich macht eine ungehemmt wuchernde

Variabilität jede geordnete Erbkombinationszüchtung unmöglich, vor allem auch, weil die wertvolleren Zufallskombinationen, wo sie mal gelingen, infolge fehlender Inzucht nicht eingehalten werden können, so daß sie kein Auslesegewicht erlangen. Und alles dies ergibt sich schon lediglich als Folge der Aufhebung der landschaftlich gestaffelten Inzucht bei Arten, welche (wie der Mensch) zuvor in solcher Inzuchtstaffelung standen, welche auf dieselbe eingezüchtet waren, derselben also nicht mehr entraten durften.

24,21. Verlust der Erbschatzmischung als Folge des Verlustes der gestaffelten Inzucht.

Die segensreiche Einrichtung der Erbschatzmischung, also die Fortpflanzung durch geschlechtliche Paarung (statt durch Selbstbefruchtung, Jungfernzeugung, vegetative Sprossung usw.) wird also einer Rasse nach dem Verluste ihrer Inzuchtstaffelung zu einem Erbverhängnis. Wo sich also die zukunftsverbürgende Wirkung der Erbschatzmischungen auf die Rassenentwicklung in ihr Gegenteil verkehrt, da muß die Züchtung auf Verlust der Erbschatzmischung Auslesegewicht gewinnen und muß, soweit die körperlichen Grundlagen dafür gegeben sind, zu irgendeiner Form erblich festgelegter nichtmischender (amiktischer) Fortpflanzung züchten. In den eineiigen Zwillingen, Drillingen, Vierlingen und Fünflingen liegt sogar beim Menschen eine ungeschlechtliche vegetative Fortpflanzung vor, denn befruchtet wurde nur eine Eizelle, und die Mehrlingsbildung aus dieser durch Teilung bedeutet eine ungeschlechtliche (vegetative) Fortpflanzung. Diese ungeschlechtliche Vermehrung beim Menschen durch Mehrlingsbildung hat in Kulturvölkern zugenommen im Vergleich zu wilden Völkern, was namentlich eine Folge künstlicher Geburtenbeschränkung ist, durch welche alle Formen der Durchbrechung einer solchen Beschränkung selbsttätig ein Auslesegewicht gewinnen.

24,22. Rassenentartung durch Gefährdungsschutz und Dezimierung, durch Hege und Nutzung.

Im Falle eines Mangels an Beutefeinden kommt es auch bei gestaffelter Inzucht leicht zu chronischer Übervölkerung und zu einem übersteigerten Rassenbinnendruck mit unsinniger Konkurrenz um Lebensplätze und Anzüchtung von Instinkten eines innerrassischen Kampfes ums Dasein, von Eifersuchtsinstinkten, von überzüchteten geschlechtlichen Werbeinstinkten usw., wie es z. B. die Tierwelten von kleinen Inseln zeigen, welche keine Raubtiere haben, aber auch sonst allenthalben die mächtigsten Formen in der Tierwelt, welche kaum oder zu wenig Feinde über sich haben. Noch schlimmer wirkt sich die Häufigkeitszunahme auf Anzüchtung von Schmarotzern und Mikroparasiten an die Gesamtheit der Rasse aus, was oben erläutert wurde. Diese letztere Entwicklung wird dann weiterhin noch zum Unheil für die sonstigen Rassen jener Art oder für die näher verwandten Arten (so wie die Anzüchtung von Krankheitserregern an ein Kulturvolk sich katastrophal namentlich auf Naturvölker auswirken muß und wie dies schließlich dazu führen muß, daß die Kulturmenschheit dereinst auch die gesundesten Naturrassen der Menschheit mit in den Untergang hineinreißen muß). Kommt zu dem Gefährdungsschutz noch hinzu, daß eine Rasse nur auf eine Lokalität beschränkt und arm an Individuenzahl ist, daß also keine landschaftliche Staffelung der Inzucht besteht, so beschleunigt sich noch die Entartung. So sind die wenigen noch lebenden europäischen Wisente gesundheitlich überaus empfindlich und sterben leicht weg[216], und die kleine, inzwischen ausgerottete Biberkolonie an der Elbe war altersschwach geworden und litt stark unter Tuberkulose[217]. Allem Wild auf der Erde wurden durch den Menschen die großen züchtenden Beutefeinde geraubt, die großen Raubtiere, und es wurde zumeist noch dazu dezimiert, oft in seiner Verbreitung zerrissen, also seiner Inzuchtstaffelung be-

---

[216] Zedtwitz, F. X., 1932: „Quer durch die Tierwelt". S. 232. Berlin. „Die Naturwissenschaften". 1936. Bd. 24, S. 749.
[217] „Der Biologe". 1938. Bd. 7, S. 405 f.

raubt; es ist allein schon dadurch zur Fehlentwicklung und direkt zur Entartung verurteilt. Hege zur Nutzung des Menschen bedeutet in jedem Falle Züchtung auf Entartung[218]. Der Mensch ist nicht nur der Erbschänder seiner selbst, sondern auch seiner Mitlebewelt, die er zu rationaler ökonomischer Ausbeute mißbraucht (unverblümter ausgedrückt: zu deren Schmarotzer er sich selbst erniedrigt).

24,23. Die Vernunft als Widersacher des Lebens.

Der Mensch wird mal ein Gestirn hinterlassen, das zwar mit toten Kulturwerken reich übersät, aber in seinem lebendigen Schmucke arg mißhandelt ist, und Entwicklungen von Jahrmillionen werden erforderlich sein, um durch die züchtende Allmacht der unvernünftigen natürlichen Zuchtwahl die Wunden wieder auszuheilen, welche die entfesselte Vernunft dieses verirrten Tieres in ihrer Hybris dem irdischen Leben in einer geologischen Sekunde geschlagen hat. Daß die Unvernunft der Fehlerbsprünge nur durch Unvernunft an den Trägern der Fehlerbsprünge wieder ausgetilgt, daß sie also nur durch Unvernunft überwunden werden kann und daß keine unwissende Unvernunft jemals in die Lebensentwicklung eine derartige Widervernunft hineinbringen kann wie eine wissende Vernunft, wenn diese sich, ihrem Wesen gemäß, für den Sieg der Träger unvernünftiger, mißratener Erbsprünge, statt für deren Überwindung, einsetzt, diese Logik sollte eigentlich dem Leser nach den bisherigen Ausführungen allmählich geläufig geworden sein. Es ist der Höhepunkt der Naivität des Menschen und seiner Voreingenommenheit für seine Vernunft, wenn er meint, er müsse, weil er vernunftbegabt ist, seine biologische Zukunft eher sichern können als irgendein unvernünftiges Tier. Gerade seine Vernunft, deren Werke der Erbringschaltung entbehren, aber einen so verhängnisvollen Ersatz für erbringgeschaltete Erbleistungen zu bieten vermögen, diese Vernunft ist es ja, die ihn zum entartetsten aller Tiere gemacht hat.

Wäre die Vernunft irgendwie ein biologischer Wert, so müßte bei ihrem enormen Übergewicht die Menschheit, und zwar proportional ihren kulturellen Entfaltungen, in denen sich ihre Vernunft sichtbar dokumentiert, die gesündeste und prächtigste Entwicklung unter allen Lebewesen haben, sie müßte geradezu strotzen von einem Überschuß an Lebenskraft und Erbgesundheit; da genau die gegenteilige Proportionalität vorliegt, da diejenigen Völker, die ihr ganzes Dasein am stärksten der Kontrolle durch die Vernunft unterworfen haben, fortschreitend immer schlimmer von der Erbdekadenz heimgesucht werden, so folgt daraus ganz unerbittlich für den biologischen Wert der Vernunft, ... ; und jede Anstrengung der Menschheit, ihre Entartung durch einen noch intensiveren Einsatz ihrer Vernunft und durch Ausschaltung aller Unvernunft zu überwinden, muß sie um so schneller und tiefer in die Widervernunft einer progressiven Entartungsentwicklung hineintreiben. Die Notwendigkeit und Logik dieses Vorganges scheint bis heute noch kein Mensch begriffen zu haben. Die Oberflächlichkeit der landläufigen Logik steht immer wieder verblüfft vor der Irrationalität (Vernunftlosigkeit) des geordneten Kosmos.

Aber man mache sich doch klar, worauf alle Vernunfttätigkeit hinausläuft und gemäß den Selbsterhaltungstrieben (die ihres Widersachers benötigen, um ihren biologisch aufartenden Wert nicht in sein Gegenteil zu verkehren) hinauslaufen m u ß : auf die möglichste Erhaltung der individuellen Existenz. Aber aus der Tatsache der Erbsprünge und ihrer Unvernunft folgt ja gerade, daß das Leben

---

[218] Herre, W., 1943: „Domestikation und Stammesgeschichte“. Aus Heberer, G.: „Die Evolution der Organismen“. S. 534 (unten). Jena.
Lorenz, K., 1943, a. a. O. (unter 15, 2) . . . S. 294—296.
Keiter, F., 1936: „Rasse und Rassenpflege beim deutschen Wild“. „Volk und Rasse“. Bd. 11, S. 486—491.
Wunder, W., 1938: „Teichforschung in Schlesien“. „Der Biologe“. Bd. 7, S. 210—213.
Frieling, H., 1936: „Großstadtvögel“. „Der Naturforscher“. Bd. 13, S. 231 f.
Frieling, H., 1939: „Unsere Stadtvögel entarten“. „Kosmos“. S. 57.
Frieling, H., 1942: „Großstadtvögel“. S. 10—13. Stuttgart.
Glasewald, K., 1940: „Vernichtung der Silbermöwen“. „Freude am Leben“. Bd. 17, S. 119—121.
Steinbacher, J., 1941: „Das Rätsel des Jungenmordens bei den Möwen“. „Natur und Volk“. Bd. 71, S. 305—312.

nur durch ständige Untergänge der Lebensträger, der Individuen, Dauer erlangen kann. Diesem Sinne der überindividuellen Dauerverleihung des Lebens dient ja gerade die physiologische Selbstopferung durch Alterung, also die Selbstvernichtung der individuellen Lebensträger als eine erzüchtete Funktion ihrer eigenen Erbschätze, wie unter Punkt 20 auseinandergesetzt. Es ist ganz zwangsläufig, daß die Vernunft, wenn es ihr gelingt, gegen diese überindividuelle Wertfunktion der individuellen Selbstopferung Einfluß zu gewinnen und das individuelle Dasein zu sichern und zu verlängern, sie die überindividuelle Lebenszerstörung betreiben muß.

24,24. Das Opfer des kulturellen Werkes als Lebenserfordernis.

Wenn nun das menschliche Individuum nach kurz bemessener Bewährungsfrist unbedingt unterzugehen hat, um wieviel mehr hat das kulturelle Werk des Menschen unterzugehen, das Werk, in welchem des Menschen Individualität, sein ganzes persönliches Erbleistungsvermögen, lebt, in welchem seine Individualität über den Tod hinaus anderem individuellen Leben erbfremde, nicht erbringgeschaltete Bewährungen unterzuschieben vermag und ihm so eine erbgefälschte verhängnisvolle Dauer mitzuteilen vermag. Das kulturelle Werk als Erbleistung ohne Erbringschaltung, also als Scheinwert (statt Erbwert), darf nicht erbfremd fruchtbar werden noch darf es seinen Träger und Erschaffer überleben, sonst frißt es an den durch die Vorfahren eropferten Erbwerten. Entsprechend haben viele Naturvölker den gesunden Instinkt, die Aneignung des persönlichen Gutes eines Verstorbenen als einen Frevel zu empfinden und dasselbe mit ins Grab zu geben oder zu vernichten (siehe auch Abschnitt 19,24). Glücklicherweise ist der Mensch nicht befähigt, so wie sein Werk auch seine individuelle Existenz zu verewigen; sonst würde er ganz gewiß solches sofort zur heiligsten Gewissenspflicht erheben, gegenüber sich selbst und gegenüber seinen lieben Nächsten, und er würde jeden, der dagegen verstößt, zum todeswürdigen Verbrecher stempeln und zum schimpflichen Galgen verurteilen. Das Opfer des Sterbens, das jeder Mensch seinem überindividuellen Erbstrome zu bringen hat, wird durch das Bestehenbleiben seines erbfremd nutznießbaren Werkes völlig widersinnig; die nutznießende Nachwelt stiehlt damit diesem Sterbeopfer den überindividuellen Zukunftssegen. Ich erinnere an das oben zitierte Wort aus Nietzsches Zarathustra: „Sie stehlen sich die Werke der Erfinder und die Schätze der Weisen: Bildung nennen sie ihren Diebstahl — und alles wird ihnen zu Krankheit und Ungemach."

24,25. Das Leben in wilder Freiheit als der einzige lebensschöpferische Weg.

Es mag höchste Bestürzung erregen, daß am Ende aller Wissenschaft und Philosophie von Jahrtausenden die Erkenntnis steht, daß der einzige Weg, den der Mensch zu gehen vermag, ohne seine Erbzukunft zu ruinieren, derjenige ist, den er ohne Wissenschaft und Philosophie in Urzeiten ging, derselbe Weg, durch den er überhaupt Mensch geworden ist, der Weg ohne alle Errungenschaften kultureller Art, welche doch heute gerade seinen ganzen Stolz ausmachen, durch welche er doch so unendlich hoch über die tierische Stufe hinausgewachsen zu sein glaubt; daß es keine Errungenschaften gibt, die ihm jenen Weg der tierischen Notdurft biologisch ersetzen könnten.

Der Mensch sollte nicht maßlos darüber verblüfft sein, daß ihn die Welt und der Glanz, mit dem seine schaffende Hand diese Welt erfüllte, furchtbar und grausig genarrt hat, hat doch der menschliche Geist die Naturgrundlagen seiner selbst mit dem vollen Gewichte seines Verunfteinsatzes zerstört. In Anbetracht dessen, daß alle dauerhafte Lebensbehauptung auf ewig erneuter Auslese von individuellen Erbsprungträgern beruht, kann allein die Gegensätzlichkeit von erbeigenem Selbstbehauptungseinsatz und passiver Selbstgefährdung den Strom des Lebens eines Geistwesens garantieren, so daß dieser Gegensatz in jedes indivi-

duelle Dasein hineingehört, während die Zweckkulturen ja gerade diesen Gegensatz zerstören, indem sie aus der Erhaltung des Individuums einen Selbstzweck machen, womit es ihre erhabenste Kulturaufgabe wird, die Beseitigung des Umweltwidersachers zu betreiben, d. h. die Beseitigung des unabdingbaren Widerstandspoles, an welchem sich das Leben entfaltet und gestaltet und wie eine Kletterpflanze emporrankt.

Je vollkommener also die Kultur, desto gewisser der Verlust des eigenschöpferischen Aufstieges des Lebens, desto gewisser die Selbstzerstörung der Kulturträger in ihrer Erbzukunft. Entsprechend sinken diejenigen Völker, welche die größten Kulturfortschritte genießen, biologisch am schnellsten ab, wie sich in jedem Betracht im einzelnen nachweisen läßt, so daß diese kulturell erfolgreichsten Völker ihrem Untergange am nächsten stehen. Der Mensch verdirbt also nicht so sehr an seinen Torheiten als in erster Linie an seinen Klugheiten, nicht so sehr an seiner Dummheit als an seiner Begabung, ganz vornehmlich aber an seinen kulturschöpferisch wirksamen Höchstbegabungen, nicht so sehr an seinen Irrtümern als an seinen Wahrheiten, nicht so sehr an seiner Tatenlosigkeit als an seiner Tatkraft, nicht so sehr an seinen Verbrechen als an seinen guten Werken und moralischen Taten, nicht so sehr an seinen Böswilligkeiten als an seinem Willen zum Guten und zur Wertverwirklichung des Guten in der Welt, nicht so sehr durch seine Teufel als durch seine Götter und Engel, nicht so sehr an seinem Verantwortungsmangel als an seinem Verantwortungswillen, nicht so sehr an seinen Mißerfolgen als an seinen Erfolgen, nicht so sehr an seiner Unvernunft als an seiner Vernunft: denn alle diese hochgepriesenen Förderer der Kultur und Wohlfahrt der Individuen rauben dem nutznießenden Menschen den ganz unentbehrlichen Zwang zu seiner individuellen Erberprobung, wirken also züchterisch als Erbzukunfts-Widervernunft; und all dies eben auf Grund der unseligen Gemeinnutzmachung der Erbvermögen, welche jedes eropferte erbliche Leistungsvermögen im Kampfe mit dem Umweltwidersacher in einen Erbzukunftsfluch dadurch umwandelt, daß sie dieses individuelle Erbvermögen zur Gemeinschaftsnutznießung bringt für die Vernichtung des ganz unentbehrlichen Widerstandspoles des Lebens. Die Wissenschaften sind die eigentlichen Schrittmacher dieser Erbvernichtung. Fehlgezüchtete Instinkte geben unseren Zweckwissenschaften den Auftrieb, die Todesstraße für die gesamte Menschheit zu pflastern.

Alles, wodurch sich der Mensch vor dem Tier auszuzeichnen wähnt, stürzt ihn ins Erbverderben; und mehr als nur ihn; die ganze Schöpfung leidet aufs schwerste unter ihm, ebenso wie alle Menschenrassen, die der Entwurzelung durch diese Kultur widerstehen, durch das verhängnisvolle unbiologische Macht-Übergewicht des Kulturmenschen aus dem Dasein zunächst erst einmal ausgelöscht werden, ehe dieser Erdenschmarotzer an sich selbst zugrunde gehen muß. „Wie lange die nachgeschichtliche Menschheit noch fortbestehen wird, weiß niemand; nur das eine wissen wir mit Bestimmtheit, daß sie überhaupt enden wird, und mit Wahrscheinlichkeit, daß es kraft rapider Entartung verhältnismäßig schnell geschehen dürfte, weil Abläufe parasitären Charakters aufzehrende Abläufe sind, denen früher oder später der ‚Stoff' ausgeht. Die Vorzeichen dessen in bezug auf den Menschen gewahren wir in allgemeiner Verblödung des Urteils, ja, in unheimlich umsichgreifender Borniertheit. Der sogenannte Amerikanismus z. B., an dem wir stets die nächste Weltminute der Menschheit ablesen können, zeigt uns eine ans Idiotische streifende Hörigkeit der Einzelgeister gegenüber der ‚öffentlichen Meinung', die ihrerseits hergestellt wird von der Presse... Die Technik, die man heute im Sinne hat, wenn man von den ‚Wundern der Technik' redet, ist nicht wesentlich älter als vier Generationen und hat dessenungeachtet hingereicht, um Dutzende von Stämmen der Primitiven, Hunderte von Pflanzengeschlechtern, doppelt und dreimal so viele Tierarten auf dem Lande, in der Luft, im Wasser vom Antlitz des Planeten zu tilgen. Der Tag ist nicht fern, wo sie alle vertilgt sein werden, soweit man sie nicht zu züchten beliebte

zu Schlachtzwecken oder zu Modezwecken, ausgenommen nur die Infusorien und Bakterien. Das Weltall ist für diesen Vertilgungswahnsinn etwas allzu geräumig, die E r d e aber, sollte nicht zeitig ein ‚Wunder' geschehen, wird daran sterben; und die Macht, die einen ganzen Planeten umzubringen imstande war, hätte dann tatsächlich ein Stück ‚Weltgeschichte' geliefert. — — Die Stunde der Gegenwirkung wurde versäumt, und wir alle, die wir aus leidenschaftlicher Liebe des Lebens so Grauenvolles beweinen müssen, sind ‚letzte Mohikaner'. Wer aber von solchen noch Wünsche zu hegen wagt, müßte nur eines wünschen: daß eine derart Verruchtes vollbringende Menschheit s o s c h n e l l w i e m ö g l i c h absinke, veraffe, verende, damit um ihre verwitternden und verfallenden Arsenale des Mordes noch einmal begrabend, entmischend und sich selber erneuernd der Rausch der Wälder brande"[219]. —

24,26. Die Rolle des Zufalls in der natürlichen Zuchtwahl.

In kleinen Inzuchtkreisen können Erbmerkmale durch bloßen Zufall zum Merkmal der ganzen Gruppe werden, wenn auch die weitaus meisten Erbsprünge, wenn keine Zuchtwahl wirksam ist, durch Zufall wieder verschwinden. In einer Inzuchtgruppe von nur 10 Individuen und ohne wirksame Zuchtwahl hat von 20 Erbsprüngen durchschnittlich nur einer Aussicht, durch bloßen Zufall zu siegen, d. h. sich auf das 20fache zu vermehren, während die übrigen 19 durch Zufall verschwinden. Angenommen, die 20 Erbsprünge wären ein bereits überkommener Vorrat, so bedarf es doch noch durchschnittlich 40 Generationen, bis ein solcher vom Zufall begünstigter zum vollen Siege käme. In diesen 40 Generationen wären bei einer Rate von 5 % lebensfähigen Erbsprüngen noch 40 Erbsprünge inzwischen neu hinzugekommen (von denen ebenfalls ein Teil wieder zugunsten der übrigen verschwunden wäre). Das wären schon 60 erbgesprungene unausgelesene Erbzeuger auf nur 10 Individuen. Die Überlegung zeigt, daß bloße Zufallssiege selbst in äußerst kleinen Inzuchtkreisen nur für Erbsprünge mit kaum oder nicht genügend erfaßbar kleinen Eignungsänderungen in Frage kommen, daß aber im ganzen nur die wirksame Auslese zum Siege von Eigenschaften führen kann, zumal Erbsprünge von ganz geringen Eignungsänderungen viel seltener als solche von größeren Eignungsänderungen sind, so daß nur bei einer großen Zahl solcher recht kleiner Inzuchtkreise Aussicht besteht, daß in wenigen Generationen solche Zufallssiege hier und da mal in einem Inzuchtkreise zustande kommen. Wenn eine Rasse derart in zahllose halbisolierte Inzuchtkreise aufgespaltet ist, so ist der Zufallssieg von Erbeigenschaften, der bald hier, bald dort neben der gleichzeitig wirksamen Auslese stattfindet, sogar von hohem Züchtungswert, denn unter diesen Zufallseigenschaften werden sich öfters auch die so hochwertigen Eigenschaften von überindividuellem Wert befinden, die erst nach einer Folge von Inzuchtgenerationen einen hohen Auslesewert gewinnen und die wegen ihrer individuellen Schädlichkeit sich nicht so leicht durch Individualauslese durchsetzen, eher schon, wenn ihnen der Zufall gelegentlich zu Hilfe kommt. Über der Individualauslese innerhalb der Inzuchtkreise erhebt sich dann die Inzuchtkreis-Auslese innerhalb des gesamten Zeugungskreises der Rasse, denn die seltenen Inzuchtkreise, in denen eine überindividuelle Werteigenschaft zufällig zum Siege käme, müßten schließlich ein hinreichend starkes biologisches Übergewicht über die anderen Inzuchtkreise gewinnen und diese verdrängen.

24,27. Bedingungen für die Anzüchtung überindividueller Werteigenschaften.

Die besten Aussichten für den Sieg überindividueller Werteigenschaften werden dadurch geboten, daß die landschaftliche Staffelung der Inzucht ständig erhalten bleibt, welche eine plötzliche Gesamtkonkurrenz durch Allvermischung innerhalb der Rasse (infolge einer großen Flutungswelle) verhindert, denn

---

[219] Klages, L., 1929: „Der Geist als Widersacher der Seele". S. 767 f. Siehe auch daselbst S. 775/779; 1141 f.; 1209/1212; 1228 ff.

letzteres würde allzu leicht durch Kombinationszüchtung die Individuen mit gegenwartsnützlichen, aber erbzukunftsschädlichen Erbmerkmalen zu Nutznießern an den durch individuelle Beeinträchtigungen eropferten Erbgewinnen machen, so daß durch Bewahrung der Inzuchtstaffelung die überindividuellen Werteigenschaften trotz ihrer Individualschädlichkeit langsam über immer weitere Inzuchtkreise sich ausbreitend schließlich das ganze landschaftliche Rassenfeld erobern. Es ist also gar nicht so einfach, daß eine mit Invidualnachteilen verbundene überindividuelle Werteigenschaft zum Rassensiege gelangt. Dieser Sieg ist an eine landschaftliche Inzuchtstaffelung gebunden, durch welche erst die rassischen Zukunftsgewinne Auslesegewicht und die rassischen Zukunftseinbußen durch rein individualnützliche Eigenschaften oder durch Sprunglabilität Ausmerzegewicht erhalten. Die besten Voraussetzungen für eine Inzuchtstaffelung sind also Großräumigkeit, weite Rassenverbreitung, so daß sich unzählige, wenig isolierte Inzuchtkreise herausbilden können, hinreichender örtlicher Wechsel der Lebensbedingungen, so daß die Einzelzüchtungen vielseitige werden und vielseitige Kombinationen in ihren Zusammenzüchtungen ermöglichen. Wo solche Bedingungen gegeben sind und die Rasse genügend Entwicklungsplastizität besitzt, da züchten sich überindividuelle Werteigenschaften.

24,28. Gegenseitige Ausschließung von Züchtung auf Spezialisation und auf Typus-Vervollkommnung.

Mit Hilfe überindividueller Werteigenschaften züchtet sich das gesamte aktive Leistungsvermögen hinauf, während rein individualnützliche Eigenschaften und vorzeitige körperliche Spezialisierungen aller Art (auf Ausnutzung ganz spezieller Umweltverhältnisse mit den Folgen einer Herabminderung der Höhe der Lebensopferungen durch Gefährdungsminderung, Konkurrenzminderung oder Erleichterung des Nahrungserwerbs) unterbunden werden, denn derartige Spezialisierungen vernichten die Entwicklungsplastizität des Organismus, seine Hebung auf eine höhere Organisations- und Leistungsstufe (von welcher aus wieder alle die entsprechenden Spezialanpassungen verwirklicht werden können, wie es im Laufe der Lebensgeschichte auf der Erde immerfort geschehen ist); denn die Erhöhung der Organisationsstufe ist immer eine solche der ganzheitlichen umfassenden Lebensfunktionen, was mit der Einzelanpassung an ganz bestimmte enge existenzerleichternde Umweltverhältnisse unvereinbar ist. Andererseits drängt gerade die verminderte Umwelteinpassung, die sich in einem Mangel an Fortpflanzungsüberschüssen, also in einem Mangel an Verschwendungsfähigkeit dokumentiert, zur Züchtung auf existenzerleichternden und verschwendungsbeschränkenden nützlichen Erwerb von Spezialisationen, womit die Art allmählich ihre Entwicklungsplastizität einbüßen muß. Ein einmal derart spezialisierter Organismus muß, wenn er das Höchstmaß seiner Spezialanpassung erlangt hat, erstarren und jedes Umbildungsvermögen einbüßen, denn jede Hinaufzüchtung seiner Allgemeinorganisation oder jede Umzüchtung auf eine andersartige, aussichtsreichere Spezialisation hätte den vorherigen Abbau seiner körperlich spezialisierten Festlegung zur Voraussetzung, d. h. den Abbau eines Erhaltungsvorteils, welcher die Selbstbehauptungsfähigkeit herabsetzen und damit zur Ausmerze seines Trägers führen würde. Solche Arten müssen schließlich als umbildungsunfähige Relikte vergangener Organisationsstufen durch das sich höher entwickelnde Leben verdrängt und ausgemerzt werden. Fast alle Lebensformen sterben durch Entwicklungsrückständigkeit aus, die einen schon früh (ohne in der Spezialisation weit gekommen zu sein), die anderen später, und nur äußerst wenige reichlich verschwendungsfähige, entwicklungsplastische, unspezialisierte Formen (Rassen, Arten) mit guter Inzuchtstaffelung, in denen die Vorbedingungen zur Anzüchtung der so schwer anzüchtbaren überindividuell fruchtbaren Eigenschaften besonders günstige sind, setzen den Gesamtprozeß fort, steigen auf höhere Stufen und zeugen aus sich wieder eine unerschöpfliche Fülle von spezialisierten Formen, indem sie alle Lebensräume von neuem erobern und die bis-

herigen, auf ursprünglicherer Organisationsstufe erzüchteten Spezialformen verdrängen.

Eine Voraussetzung für die Höherzüchtungen der Organisationsstufen des Lebens ist also die aktive Leistungsüberwindung der Lebensgefährdungen (statt passivem Schutz vor ihnen, was viel weniger Opfer erfordert, was also individuell nützlicher ist); diese Leistungserhöhung ist nur möglich auf breiten körperlichen Grundlagen vielseitiger Aktivitätsentfaltungen, also bei einem Mangel an körperbaulichen Spezialanpassungen, d. h. bei weitgehender Wahrung der Typusprimitivität[220], denn die Höherzüchtungen der Organisation betreffen zum guten Teil Vervollkommnungen der Molekulargefügeordnungen, welche im Körperbau wenig in Erscheinung treten, weshalb alle paläontologischen Hinaufzüchtungen immer wieder von unscheinbaren Konservativtypen ausgehen, welche sich zwar vervollkommneten, der Vervollkommnung aber körperbaulich wenig in Erscheinung tritt, so daß der Fehlschluß gemacht wird, es wechselten in der Entwicklung des Lebens Zeiten langsamer und schneller Entwicklung miteinander ab.

24,29. Kleine, unspezialisierte Formen als Ausgangstypen stammesgeschichtlichen Aufstieges.

Die hinsichtlich ihrer Spezialisation primitiven, aber leistungsmäßig an der Spitze des Lebensaufstieges marschierenden Ausgangstypen, von welchen die Entwicklung neuer körperlicher Gestaltungen und Bautypen ihren Anfang nimmt, sind immer kleine Formen, denn

1. haben kleine Formen im allgemeinen mehr Feinde als große, sind also einer züchterisch wirksameren Lebensgefährdung unterworfen, welche auch die züchterisch besonders wertvollen Kleinerbsprünge zu erfassen vermag (größere Erbsprünge greifen zu stark in die fein abgestimmten Lebensvorgänge ein, als daß sie gewöhnlich einen zufälligen Eignungswert haben könnten). Bei Vögeln und Säugetieren haben kleinere und mittelgroße Formen meist eine höhere Fortpflanzung als größere Formen, entsprechend ihrer größeren Gefährdung, zumal die größeren Formen dieser Tierklassen durch ihre größere Wehrhaftigkeit einen wirksameren Jungenschutz zu bieten vermögen; so daß das Züchtungserfordernis hoher Vernichtung durch Umweltwiderstände bei kleineren Arten besser erfüllbar ist, so daß also auch die Beibehaltung der für jede physiologische Leistungszüchtung unentbehrlichen überindividuell fruchtbaren Selbstgefährdungseigenschaften erfüllbar wird. Bei Fischen, Lurchen und Kriechtieren finden wir dagegen die Fortpflanzung großer Formen meist höher als diejenige kleiner Formen. Es ist dabei jedoch zu bedenken, daß gerade in diesen Tiergruppen die großen Formen eine bedeutend längere Wachstumszeit haben, während welcher kleine Formen mehrere Generationen durchlaufen können, so daß die Fortpflanzung letzterer eine viel größere ist, als ein bloßer Vergleich der Eizahlen erscheinen läßt. Zudem handelt es sich bei sehr großen Arten dieser Klassen meist um überalterte, nur noch wenig entwicklungsplastische Typen, welche die überhohe Vernichtung ihrer Nachkommenschaft nur dadurch auszugleichen vermögen, daß sich ihre Wachstumsdauer und Lebenszeit verlängert und damit ihre Eiproduktion vergrößert; die hohe Gefährdung wird im wesentlichen damit um ihren Züchtungswert gebracht, daß sie einseitig die Jugendstadien trifft, während sich die Altersstadien der Gefährdung weitgehend entzogen haben. Wir sehen ähnliches in der Pflanzenwelt. Die Spitzen der Entwicklung sind kurzlebige, meist einjährige Pflanzen, welche entsprechend ihrer geringen Größe nicht Samen in großer Masse produzieren können. Bäume dagegen gehören entwicklungsrückständigen Linien an, welche aber diese Einbuße durch Lebensverlängerung und dadurch erzielbaren größeren Höhenwuchs wett-

---

[220] Lorenz, K., 1943, a. a. O. (unter 15, 2). . . S. 366.
Salfeld, H., 1924: „Die Bedeutung der Konservativstämme für die Stammesentwicklung der Ammonoideen". Leipzig.

machen können, durch den sie im Kampfe um Licht und Nahrung außerordentliche Gewinne erzielen, wobei sie ungeheuere Massen von Samen zu produzieren vermögen. Gleichwohl kommt ebenso wie bei der kurzlebigen Sommerpflanze durchschnittlich nur ein Same wieder bis ins Fortpflanzungsalter der vollentwickelten Pflanze. Die riesigen Mammutfichten Sequoia gigantea und sempervirens von 20 Meter Stammumfang und über 100 Meter Höhe streuen 4000 bis 5000 Jahre lang ungeheuere Mengen von Samen aus, und doch bilden sie nur noch ein paar kleine Haine in Kalifornien, während sie im Alttertiär bei bedeutend geringerem Alter und Samenertrag große Flächen der nördlichen Erdhalbkugel bedeckten. Heute sind es typenmäßig überalterte Relikte, die dem Untergange geweiht sind; es fehlt ihnen trotz der ungeheueren Samenproduktion an Jungwuchs, denn dieser vermag sich heute nicht mehr gegenüber den inzwischen leistungsmäßig höher gezüchteten jungen kurzlebigen Pflanzentypen im Kampfe um Licht und Nahrung durchzusetzen, denn alle Massenopferung an Jungwuchs vermag eine solche in einer Entwicklungssackgasse erstarrte Form nicht wieder entwicklungsplastisch zu machen, so wenig wie einen Hausen mit seiner ungeheueren Eiproduktion, den wir oben (im Abschnitt 20,4) mit der entwicklungsplastischen kleinen Elritze verglichen. Die Gefährdung muß alle Altersstadien treffen, um züchterisch zur höchsten Wirksamkeit zu kommen; solches ist nur bei kleinen und kurzlebigen Formen der Fall.

2. ist bei kleinen Formen die Jugendentwicklung verkürzt und somit die Generationenfolge beschleunigt, die Wiederaufholung hoher Vernichtungen also durch bessere Fruchtbarkeits-Ausnutzbarkeit erleichtert, womit sich auch die notwendige Aufrechterhaltung des Rassenbinnendruckes (was unten noch erläutert wird) erleichtert. Diese beschleunigte Generationenfolge beschleunigt die Lieferung, Auslese und Kombinationszüchtung von Glückserbsprüngen und die Ausmerze von Fehlerbsprüngen; zudem züchtet sich mit der schnelleren Jugendentwicklung bei der gleichmäßigeren Verteilung der Lebensgefährdungen auf alle Altersstufen bei kleinen Formen eine schnellere physiologische Alterung an (Musterbeispiel die Ratte), welche sich nochmals beschleunigend auf die Generationenfolge mit ihren Züchtungsgewinnen auswirkt.

3. vermag sich bei kleinen Formen die Rasse in zahlreichere Inzuchtgemeinschaften aufzuspalten, weil dieselben kleinere Landschaftsräume beanspruchen; es vermögen überhaupt auf gleichem Raume mehr Individuen zu leben, womit sich die sehr seltenen Eignungserbsprünge häufiger verwirklichen, was die Anzüchtung überindividueller Werteigenschaften durch Mitauslese nochmals bedeutend erleichtert, die Entwicklungsplastizität erhöht und jede physiologische Höherzüchtung beschleunigt. Viele Kleinerbsprünge werden überhaupt erst dann züchterisch stärker erfaßbar, wenn die Umweltbedingungen besonders lebenserschwerend werden. Bei weiter Verbreitung einer Rasse und ihrer vielfachen Aufspaltung in Inzuchtkreisen, wie sie durch kleine Arten am besten verwirklicht wird, sind bald hier diese, bald dort jene bestimmten Lebensbedingungen besonders erschwerte, so daß gleichzeitig verschiedenartige Kleinerbsprünge verschiedenenorts in die Notstandsbedingungen ihrer züchterischen Erfassung hineingeraten, worauf sie dann in Kombinationszüchtung miteinander hohe Auslesegewichte erlangen.

Daß kleine und unspezialisierte Formen am Beginne stammesgeschichtlicher Aufstiegsentwicklungen stehen, gilt für das gesamte Lebensreich und ist also nicht anders zu erwarten. So waren die Säugervorfahren des Menschen bis zu den Halbaffenvorfahren im Alttertiär äußerst winzige Geschöpfe, welche nur ein paar Zentimeter maßen. Gefährdung, Fruchtbarkeit und Vergeudung von Leben waren die Schrittmacher der Aufstiegsentwicklung zum Menschen.

24,30. Züchtungshärte und Opferertrag.

Je geringer das Auslesegewicht eines Erbsprunges ist, desto mehr wächst der Einfluß der zufälligen Situationsvorteile und -nachteile auf das Züchtungsergebnis; desto größer wird also der Anteil des vollwertigen Lebens, welches notwendigerweise für die Erfaßbarkeit der Erbsprünge mitvernichtet werden muß. Viele Großerbsprünge, die bei scharfer Zuchtwahl absolut tödlich (letal) sind, gelangen bei lässiger Zuchtwahl in den Bereich der Situationseinflüsse auf die Erhaltbarkeit ihrer Träger, während Kleinerbsprünge, die von einer scharfen Zuchtwahl trotz hoher Situationseinflüsse noch erfaßbar sind, bei lässiger Zuchtwahl vollkommen in den Bereich des Erhaltungsentscheides der Situationseinflüsse fallen. Die lässige Zuchtwahl oder die Schwächung des Umweltwidersachers erweitert also den Bereich der Situationseinflüsse nach oben und unten, die scharfe Zuchtwahl schränkt ihn ein; letztere arbeitet also mit einem Minimum von Zufall in Lebensopfern und mit einem Maximum von Züchtungserträgnissen der Opfer. Je stärker nun der Fortpflanzungsüberschuß ist, desto mehr kann sich die Rasse der Gefährdung aussetzen (z. B. durch Aktivität in der Lebensentfaltung, durch Nichtausnutzung von Möglichkeiten der züchterischen Erwerbung passiven Individualschutzes) unter Anzüchtung überindividueller Werteigenschaften, desto geringer werden die Situationseinflüsse auf das Züchtungsergebnis, desto höher wird der durchschnittliche überindividuelle Opferertrag des Einzelopfers, desto schärfer werden die züchterisch wertvollen Kleinerbsprünge erfaßt. Der Züchtungsgewinn, der Gewinn für das Erbzukunftsglück durch eine hohe Fortpflanzung, der eine hohe Vernichtung das Gleichgewicht hält, ist also ein doppelter: 1. ist die Zahl der für die Erbzukunft gebrachten fruchtbaren Opfer erhöht; 2. ist der Züchtungsertrag des Einzelopfers für das Erbzukunftsglück erhöht. Alles gilt nur unter der Voraussetzung einer noch genügend vorhandenen rassischen Entwicklungsplastizität (wie sie der Mensch noch in hohem Grade besitzt).

24,31. Die Wohltätigkeit der harten natürlichen Zuchtwahl für Gegenwart und Erbzukunft.

Eine Einsparung der Opfer durch Besiegung des Umweltwidersachers und in Harmonie damit eine Herabsetzung der Fortpflanzungsziffer oder eine Geburtenkontrolle (das Ideal vernünftiger malthusianischer Flachköpfe) raubt also dem Lebensopfer den hohen Zukunftssegen. Im übrigen bedeutet es eine grobe Selbsttäuschung, wenn man meint, daß man durch Lebensverlängerung Lebensopfer einspare, denn auch jedes verlängerte Leben muß einmal enden in einem Sterbeopfer; und das viele Leid, welches durch Verlängerung von Siechtum und zerbrochenen Gesundheiten erzeugt wird, bedeutet eine außerordentliche Leidopfer-Erhöhung, welche jedoch ohne jede Zukunftssegnung ist. Mit noch viel größerem Rechte gilt dies hinsichtlich der Erbzukunft, denn die unbereinigten Opferschulden erzeugen eine Lawine namenlosen Zukunftsleides, erhöhen gewaltig den Leidopferzwang, und zwar ohne Rassenzukunfts-Opfersegen.

Tatsächlich bedeutet die dem oberflächlichen Betrachter mit seinem gegenwartsbeschränkten Bewußtseinshorizont hart erscheinende natürliche Zuchtwahl die allerhöchste Einsparung von Opferleid, denn

1. kann die Zahl an Sterbeopfern überhaupt nicht durch scharfe Zuchtwahl erhöht werden, da jedes Individuum, lebe es behütet oder unbehütet, sowieso zu sterben hat; der Tod bedeutet lediglich Eintauschung von abtretendem Leben gegen neu erzeugtes; und es kommt für das Erbglück lediglich darauf an, ob die Eintauschungen durchschnittlich erbbiologisch positive sind;
2. ist das Lebensleid um so geringer, je schärfer und schneller erbliche Unvollkommenheiten von der reinigenden Ausmerze erfaßt werden, indem deren Träger untergehen, e h e überhaupt deren erbliche Unvollkommenheiten den Trägern irgendwelches Lebensleid verursachten, während beim

Kulturmenschen fast immer das Sterbeopfer n a c h einem oft namenlosen, durch erbliches Ungenügen gesetzten Leid erfolgt; der Tod wird hier zum Erlöser von Erbqual aus einem irdischen Jammertal; dagegen ist der Tod im gesunden wildfreien Leben das Siegel auf das Erbglück eines in froh bejahtem kämpferischem Einsatz triumphierenden Erdenlebens;

3. erzeugt die scharfe Zuchtwahl das Höchstmaß von Erbzukunftsglück, während die Lebensbewahrung durch Brechung des Umweltwidersachers allem Opfer den Erbzukunftssegen stiehlt und die Nachwelt nicht nur mit den unbereinigt gebliebenen Opferschulden ewig erneut belastet, sondern diese Schulden zu lawinenartigem Wachstum aus sich selbst heraus weiter steigert, wobei alle schließlich von der Natur gewaltsam gegen alle Schliche der menschlichen Opferverneinung ertrotzte Einlösung der Opferschulden ohne alle Erbzukunftssegnung bleibt. (Vgl. Abschnitte 20,12; 20,16; 21,30 und 23,46.)

24,32. Züchtungswert und -unwert von Erbsprung-Vorräten.

Gerade auf den Kleinerbsprüngen, die erst durch scharfe Zuchtwahl erfaßbar werden, beruht alle Höherzüchtung der ganzheitlichen Leistungsstufe des Organismus, womit klar wird, daß solche Höherzüchtungen nur bei kleinen, hochgefährdeten, unspezialisierten Formen erfolgen werden. Gleichwohl wird auch hier pro Generation nur ein kleinerer Teil der Kleinerbsprünge züchterisch erfaßt, so daß jede Rasse von ihnen einen gewissen Vorrat besitzt, der von Generation zu Generation weitergegeben wird. Auch wenn das Auslesegewicht solcher Kleinerbsprünge nur wenige Prozente gegenüber dem Gewicht der Situationseinflüsse beträgt, ist es doch züchterisch wirksam, zumal bei reichlicher Rassenaufspaltung in Inzuchtkreise. Die Kleinerbsprungvorräte jeder Rasse haben zur Folge, daß diese Erbsprünge die mannigfachsten Kombinationen in den ständigen Erbschatzmischungen miteinander eingehen. Dadurch können nun auch verwickelte Erbkombinationen zustande kommen, welche für viele physiologische Funktionen charakteristisch sind, welche erst in ihrer besonderlichen Kombination hohen Lebenseignungswert und Auslesegewicht erlangen. Je größer Massenerzeugung und Massenvernichtung, je schneller Generationenfolge und physiologische Alterung sind, desto zahlreichere derartige Kombinationen verwirklichen sich, desto wahrscheinlicher können Glückskombinationen zustande kommen. Die Inzüchtung sorgt dann für die Einhaltung einer erfolgten Glückskombination als Voraussetzung ihrer Vermehrung. Gerade auf solchen Kombinationszüchtungen zwischen Kleinerbsprüngen beruhen oft die Höherzüchtungen des organischen Leistungstypus. Die Ansammlung von Erbsprungvorräten hat also nur einen biologischen Sinn für solche Erbsprünge, welche sowohl individuell als überindividuell auch bei scharfer Zuchtwahl für sich allein keinen oder nur einen ungenügend erfaßbaren Lebenseignungswert haben. Jede andere Ansammlung, welche also durch eine lässige oder nicht naturgemäße Zuchtwahl zustande kommt, führt in die Rassenentartung.

24,33. Größenzunahme als individualnützliche Eigenschaft.

Andererseits verringern sich im allgemeinen die Lebensgefährdungen mit der Größenzunahme der Organismen. Mit jeder Körpervergrößerung entgehen diese einer Anzahl Beutefeinden durch die damit gegebene stärkere Wehrhaftigkeit (ohne Erhöhung einer rein leistungsphysiologisch bedingten Wehrhaftigkeit) oder besseres Fluchtvermögen (ohne Erhöhung der rein funktionellen Leistungen im Fluchtvermögen) usw. Die körperliche Größensteigerung ist also, falls kein Nahrungsmangel besteht, eine ausgesprochen individualnützliche Züchtung. Wir finden sie daher in der Erdgeschichte überall bei nützlichen Spezialisationszüchtungen, wo dies die übrigen Existenzbedingungen zulassen, vor allem bei untergehenden Organismenstämmen, welche sich nur noch durch eine Flucht aus dem physiologischen Bewährungszwange im Dasein zu halten vermögen.

24,34. Aufstiege, Entfaltungen, Erstarrungen und Verdrängtwerden im erdgeschichtlichen Lebensdrama.

Es wird also mit alledem verständlich, daß alle Höherzüchtungen des umfassenden Lebensleistungsniveaus mit Vernachlässigung individualnützlicher Schutz- und Selbstbewahrungseigenschaften oder Spezialanpassungen immer bei kleinen, unscheinbaren körperbaulichen Konservativtypen erfolgen und daß von ihnen dann, nach erfolgter Erhöhung ihrer Leistungsstufe, neue reiche Lebensentfaltungen und Erderoberungen ausgehen. Schnelle Umbildung im Körperbaugefüge ohne leistungsbiologische Stufenerhöhung tritt nämlich dann ein, wenn die Stufenerhöhung so groß wurde, daß sie ein Ausleseübergewicht gegenüber den bedeutenden Individualvorteilen der Spezialanpassungen und Körpervergrößerungen jener älteren Organismenentfaltungen erlangte, deren physiologische Leistungsstufe dabei stehen bleiben und schließlich somit immer rückständiger werden mußte. Dann erfolgt der Zusammenbruch der unteren Stufe, ein jähes Aussterben nach einer üppigen Blütezeit infolge schneller mannigfacher Neuzüchtungen von Spezialisationen auf der höheren physiologischen Leistungsstufe.

24,35. Erdgeschichtliche Untergangs-Katastrophen von aufstiegsunfähigen Lebewelten.

Die Paläontologie liefert großartige Beispiele der Untergänge solcher Lebensentfaltungen, so den katastrophalen Untergang der Saurier und Ammoniten mit dem Ende der Kreidezeit infolge der aufstrebenden Säugetiere, Vögel, Knochenfische und Haie. Gerade die plötzliche ungeheuere Entfaltung dieser Tiergruppen mit dem Aussterben jener vorgenannten, mit schneller Spezialisationszüchtung in alle frei gewordenen Lebensräume hinein, demonstriert uns anschaulich, welches drängende Entwicklungspotential und welche sieghafte Kraft in diesen aufstrebenden Typen aufgehäuft war, welche lediglich durch das Schwergewicht von Masse, Individualnutzen und Spezialisation der entwicklungsrückständigen Typen hatten in Schach gehalten werden können, welche aber auch gerade dadurch zu ihrer immer größeren Entwicklungsträchtigkeit und Aufstauung ihrer Expansionskräfte gelangt waren. Derartige Untergangskatastrophen kennen wir eine ganze Anzahl aus der Geschichte der Lebensentwicklungen der Erde. Und jedesmal werden die aussterbenden Gruppen, wenn sie die zunehmenden Lebensgefährdungen durch ihre aufstrebenden Feinde nicht mehr durch Fruchtbarkeitserhöhungen ausgleichen können und ihren Rassenbinnendruck einbüßen, zu einer maßlosen Anzüchtung aller Eigenschaften der Gefährdungsflucht (Verlust der Lebenseigenschaft 19: der passiven Selbstgefährdung), des Schutzes und der Verteidigung getrieben, durch ein ganz maßloses Größenwachstum, durch Ausbildung mächtiger Panzer, Körperbestachelungen, Gebißbewehrungen, jedenfalls auch durch höchste Lebensverlängerungen usw., durch Anzüchtung alles dessen, was sich für die Individualerhaltung als nützlich erweist, denn das Individuum hat seine Opferfähigkeit eingebüßt. Der Individualnutzen, nicht der überindividuelle Erbstrom in seiner Zukunft, entscheidet allein noch über die Daseinsbehauptung; die landschaftliche Inzuchtstaffelung mag dann oft in die Brüche gehen, denn bei der Nichtausfüllung der Räume geht der Rassenbinnendruck verloren, welcher normalerweise alle Individuen in ihre Heimatschranken weist, wohin sie allein infolge ihrer Standortsanpassungen dem Binnendruck ausweichen und ihm hinreichend Widerpart bieten können; oder die Heimattreue-Instinkte mögen der Ausmerze verfallen, weil sie Erbentartungen zur Bekundung bringen und somit die schon nicht auffüllbare Nachkommenziffer noch mehr verringern; kurz und gut, es müssen alle Eigenschaften von Individualnutzen zu einem Erbzukunftszerstörerischen Auslese-Übergewicht gelangen. Wenn eine Organismengruppe eine Blütezeit der Entwicklung nützlicher Eigenschaften erfährt, dann ist dies jedesmal ein letztes trügerisches Rettungsboot, welches die Rassen mit unfehlbarer Sicherheit noch tiefer in den Strudel ihres Unterganges hineinsteuert; sie

gehen dann zwar etwas später unter, aber dieser Zeitgewinn ist nur durch ein um so tieferes Hinabsinken unter ihre einstige Lebenshöhe erkauft worden, die Wellen ihres Unterganges schlagen um so höher über ihnen zusammen, der Sieg ihrer Widersacher ist ein um so grandioseres Naturschauspiel.

24,36. Menschheitsuntergang.

So steht es auch mit der Menschheit und ihrem bevorstehenden Untergang, wobei dieser Untergang mit viel größerer Gewißheit kommen muß als alle Tieruntergänge, denn bei diesen handelt es sich immerhin um nützliche erbeigene Eigenschaften, deren Anzüchtung auf einer erbeigenen Selbstbehauptungsfähigkeit der Individuen beruht, dagegen erschleicht sich der Mensch noch dazu jede Art von Erhaltungsnützlichkeiten durch erbfremde Leistungsaneignungen, ja überhaupt durch Tradition der erbfremden kulturellen Selbstbehauptungsverfahren, -mittel usw. aus den vergangenen Leistungen seiner gesamten Kulturgeschichte. Er hat mit alledem seine natürliche und angestammte Lebensgefährdung in einem Maße eingebüßt (wie aus der enormen künstlichen Lebensverlängerung am bequemsten abzulesen) wie niemals ein Lebewesen der Erde vor ihm, und ist heute schon das entartetste Tier der Erde, das einzige, welches Vernunft besitzt, um sie in die Waagschale seiner Lebensbehauptung zu werfen und sich mit ihrer Hilfe über alle sonstige Kreatur zu erheben. Das Ergebnis ist die schrecklichste Anklage gegen die Vernunft. Wir wiederholen daher: Besäße die emanzipierte Vernunft einen Naturwert, so müßte sich der Mensch durch die prachtvollste Erbgesundheit vor vernunftlosen Organismen auszeichnen. Vor der Logik dieses Schlusses gibt es kein Entrinnen. Der Mensch, dieses hochmütigste Tier, ist am eingebildetsten auf das, was er zu seiner Erbzerstörung handhabt. Einst besaß der Mensch keinerlei Stolz auf seine Vernunft, wohl aber auf allerlei heldische Tugenden, mit denen man leicht untergehen konnte; das war noch seine Instinktgesundheit. Wenn es je eine Lebensform gab, deren Untergang unter den allerschwersten Entartungserscheinungen bestimmt durch die Biologie als exakte Wissenschaft voraussagbar ist, so ist es die Kulturmenschheit. Ihr jäher Sturz aus der höchst erklommenen und prächtigsten Kulturentfaltung verspricht das grandioseste, aber auch grausamste und verkrampfteste Schauspiel eines Lebensunterganges zu werden, das die Erde je gesehen hat.

„Nutzkultur, der Irrstern, eure Schanze,
wirbelt euch empor im Strahlenglanze,
in beglücktem, tollem Totentanze,
bis das Glutgestirn verzehrt das Ganze.
Also büßt ihr ab im Weltgerichte
diese herrlich große Weltgeschichte;
und je geschickter ihr haltet den Endsturz im Schache,
desto vernichtender wachsen die Tücken der Rache.“

Die eigentliche Tragik des Menschheitsunterganges gegenüber bisherigen Lebensuntergängen liegt darin, daß hier der Geist durch den angestrengtesten aktiven Einsatz seiner im Opfergang von Millionen von Generationen hochgezüchteten Vernunftbegabungen und im höchsten Jubel und Stolz auf die reinen Individual- und Nutzerfolge seines Einsatzes seine überindividuelle Erbzerstörung selbst erarbeitet. Das Feuer seiner eigenen Selbstverzehrung leuchtet den Schritten des Kulturbegeisterten voran und weist ihm den Weg in den glanzverhüllten Untergang.

24,37. Rassenaufstiegszentren.

Ist das Areal einer Rasse hinreichend groß, so wechseln die örtlichen Anpassungsbedingungen an die Umweltfaktoren, an die unbelebten (Boden, Klima) und belebten (Konkurrenten, Feinde, Parasiten, Symbionten), so daß sich viele Standortsformen innerhalb der Rasse ausbilden, die nicht völlig isoliert zu sein

brauchen; nur haben jene Merkmale, welche rein standörtliche Anpassungen sind, keine Aussicht, bei Fremdpaarung mit anderen Standortsformen über die Standortsgrenzen auf die Dauer weiterzuwandern. Dort wo die Rasse am besten und vielseitigsten in die Umweltbedingungen eingepaßt ist, wo sie ihr angestammtes Klima, ihre angestammte Mitlebewelt usw. findet, wird sie die reichste Entfaltung von Standortsformen und Inzuchtkreisen, die nur wenig isoliert sind, erfahren; dort wird sie oft auch Räume besetzen können, die ihr im einzelnen allerlei Unzuträglichkeiten bieten, wenn im übrigen viele Allgemeinbedingungen für ihr Gedeihen erfüllt sind, d. h. die Zahl der Standortsformen und der Zusammenhang des Verbreitungsareals wird hier ganz besonders groß sein. Je schneller nun die standörtlichen Lebensbedingungen örtlich wechseln, desto kleiner werden mit der Standortsaufspaltung die Inzuchtkreise — was züchterisch außerordentlich wertvoll ist —, desto größer wird die Zahl der verschiedenen standörtlichen Sonderformen, desto größer die Kombinationsmöglichkeiten bei Fremdpaarungen unter ihnen, desto öfter kommen hochwertige Erbsprungkombinationen zustande. Kommt Großräumigkeit hinzu, so sind die Bedingungen für eine Hochzüchtung noch ganz wesentlich verbessert. Erst die Großräumigkeit ermöglicht überdies die Züchtung großer Raubtierformen, welche als die höchsten Spitzen der Feindesgefährdungen des Lebens die gesamte Hochzüchtung in ihren Wechselseitigkeiten von Stufe zu Stufe hinab beleben bis zu den niedersten Tierformen (was durch den Eingriff des Menschen heute auf dem ganzen Erdball nahezu zerstört worden ist).

Für die Lebewelt des festen Landes finden wir die skizzierten Bedingungen am besten verwirklicht in klimatisch günstigen Gebirgen innerhalb größerer Festländer; nirgends sonst finden wir einen solchen Wechsel der Standortsbedingungen wie hier. Die Erfahrung bestätigt die Schlüsse, die sich daraus für die Lebewelt ergeben, namentlich für die stark standortsabhängige Pflanzenwelt. Man hat solche Gebiete Mannigfaltigkeitszentren oder Genzentren genannt[221]. Es sind Rassenaufstiegszentren. Die bedeutendsten derartigen Zentren fand man in den großen Gebirgen des Himalaja, Ostchinas, Kleinasiens, des Kaukasus, der Mittelmeerländer, Abessiniens, Südmexikos und der südamerikanischen Anden. Es sind alles stark wechselnde und klimatisch begünstigte Gebiete mit reichem Pflanzenwuchs, mit genügend Feuchtigkeit und ohne sehr harte Winter. Der außerordentlich hohen Zahl der Standortsanpassungen in derartigen Aufstiegszentren entspricht eine hohe Zahl von ausgelesenen Erbsprüngen, die infolge ihrer guten Zusammenarbeit mit dem übrigen Erbschatz zumeist überdeckend (dominant) sind. Man hat daher von einer „Dominanzregel" gesprochen, nämlich der Regel, daß in Mannigfaltigkeitszentren einer Art die überdeckenden Erbsprünge überwiegen. Ein Überwiegen überdeckender Erbsprünge weist auf eine gut funktionierende Inzuchtordnung, in welcher die mißglückten Erbsprünge, welche ja zu allermeist deckbar sind, der Ausmerze anheimfallen.

24,38. Erfordernis eines Gleichgewichtes zwischen Rassenbinnendruck und Rassenaußendruck für gesunde Rassenentwicklung.

Zu einer solchen Inzuchtordnung gehört ein harmonisches Gleichgewicht zwischen Rassenbinnendruck (unter Individuen und unter Inzuchtkreisen) und Rassenaußendruck oder außerrassischem Umweltwiderstand. Wenn einer dieser beiden Faktoren das Übergewicht über den anderen gewinnt, geht die Entwicklung fehl. Ein übermäßiger Rassenbinnendruck, der sich nicht auf Zunahme des Umweltwiderstandes und damit verstärkte Individualvernichtung und Wiederherstellung eines normalen Rassenbinnendruckes auswirkt, führt zu einer übermäßigen Daseinskonkurrenz zwischen den Individuen der Rasse, deren verderbliche Entwicklungsfolgen wir bereits oben (in den Abschnitten 21,15 und

[221] Schiemann, E., 1939: „Gedanken zur Genzentrentheorie Vavilovs". „Die Naturwissenschaften". Bd. 27, S. 377—383 und 394—401.
Herzog, Th., 1933: „Pflanzengeographie". S. 73 f. Potsdam.
Freisleben, R., 1941, in: „Forschungen und Fortschritte". Bd. 17, S. 141 f.

24,22) skizzierten, sowie zu übermäßiger Parasitenanzüchtung; er beruht zudem immer auf einer zu geringen Auslesehärte der Umwelt mit allen ihren verderblichen Folgen auf den Rassenwandel. Ein übermäßiger Umweltwiderstand dagegen, welchem die Fruchtbarkeit nicht nachzukommen vermag, führt zu einer Minderung des unentbehrlichen Rassenbinnendruckes und zum Verlust einer landschaftlichen Inzuchtstaffelung, mit allen verhängnisvollen Folgen. Wenn nämlich durch überhohe Vernichtung die an sich besiedelbaren Lebensplätze nicht mehr auffüllbar sind, wenn der junge Nachwuchs infolge schlechter Platzbesetzung nicht mehr zu einem gewissen Prozentsatze überschüssig ist, also überflüssig und somit opferfähig oder selbstverschwendungsfähig, so müssen die Individuen unumgänglicherweise auch ihre Selbstverschwendungsfähigkeit für alle überindividuellen Wertzüchtungen einbüßen; es geht somit dem Leben ein Grunderfordernis für eine gesunde Entwicklung und Aufstiegszüchtung, die Einhaltung der passiven Selbstgefährdung, verloren.

24,39. Folgen eines Verlustes des Rassendruck-Gleichgewichtes an den Rändern des Verbreitungsareals.

Letzteres ist nun häufig das Schicksal, welches eine Rasse in den Randgebieten ihres Verbreitungsareales erleidet. Während in den rassischen Aufstiegszentren die Umweltbedingungen für ihr Fortkommen in großer Breite erfüllt sind, sind in Randgebieten nur wenige Bedingungen gut erfüllt. Die Rasse findet sich hier nur noch an Orten, wo sich die günstigsten Bedingungen für sie vereinigen. Leidet z. B. eine Pflanzenart in ihrem Randgebiet unter einem veränderten Klima, so wird sie sich nur noch dort halten, wo sich die klimatischen Faktoren am meisten den angestammten annähern, und auch dann nur da, wo ihre Ansprüche an Boden, an Mitlebewelt usw. besonders gut befriedigt sind. Die Rasse wird also im ganzen spärlich, ihre Verbreitung unterbrochen. Wenn nur noch wenige Exemplare Aussicht haben, alle Gefährdungen ihrer Entwicklung bis zu ihrer Reife zu überstehen, so mindert sich der Rassenbinnendruck oder er fällt aus, der überall Ausbreitungsschranken setzt durch bereits erfolgte Platzbesetzungen mit standörtlich am besten angepaßten Lokalformen. Einer Ausbreitung und Allvermischung steht demnach keine standörtliche Anpassung mehr im Wege, soweit unbesiedelbare Strecken überbrückbar sind, denn die Vernichtungen durch den übermächtigen Umweltwidersacher sind so groß, daß die Fruchtbarkeit nicht ausreicht, die besiedelbaren Plätze auszufüllen. Daraus ergibt sich, daß einerseits die Zahl ausgelesener überdeckender Erbsprünge erheblich abnehmen muß, denn die für Besiedlung überhaupt noch in Betracht kommenden Standorte sind verhältnismäßig einseitig gleichartig, daß andererseits die Zahl unausgelesener deckbarer Erbsprünge zunehmen muß infolge verminderter Inzucht. Beides finden wir bestätigt. Ferner zwingt der einseitige übermäßige Umweltwiderstand zur Züchtung auf einseitige Spezialisierungen im Dienste der Indvidualerhaltung, während die Züchtung auf überindividuell fruchtbare Eigenschaften der Selbstgefährdungen, wozu auch die tierische Heimattreue gehört, nicht mehr erfolgen kann; vielmehr werden diese Eigenschaften ausgemerzt, und es züchten sich stattdessen infolge übermäßiger Individualgefährdung jede Art nützlicher und schützender Individualvorteile an. Das geht oft so weit, daß die geschlechtliche Fortpflanzung als hochwertige überindividuelle Eigenschaft verloren geht und eine schneller produzierende ungeschlechtliche Fortpflanzung oder eine Jungfernzeugung erworben wird. Es lassen sich oft ganze Übergangsreihen vom ursprünglichen zum abgeleiteten paarungslosen Zustand verfolgen: die Männchen werden immer spärlicher und fallen schließlich ganz aus.

24,40. Großräumigkeit als Vorbedingung für Entwicklungsaufstieg.

Die infolge Großräumigkeit und reichem lokalen Wechsel in den Lebensbedingungen sich selbsttätig (durch Mitauslese) auf eine gute Züchtungsarbeit einregulierende landschaftliche Inzuchtstaffelung von Rassen ist von ganz aus-

schlaggebender Bedeutung für erdgeschichtliche Höherzüchtungen des Leistungstypus und das Tempo solcher Entwicklungen gewesen. Denn gerade eine Züchtung organisationsbedingter physiologischer Ganzheitsleistungen zu höherer Funktionsstufe ist an höchsten organismischen Aktivitätseinsatz gebunden, also an höchste individuelle Preisgabe und Selbstgefährdung in den Auseinandersetzungen mit dem Umweltwidersacher. Es bedarf also dazu überindividuell fruchtbarer Gefährdungseigenschaften, und solche sind nur in landschaftlich gut gestaffelten Inzuchtordnungen anzüchtbar und rassisch fruchtbar. Dazu kommt, daß eine gut arbeitende Züchtungsordnung zu außerordentlichen Selbststeigerungen ihrer Züchtungswirkungen führt, wie wir am Beispiel Hase-Wolf (Abschnitt 24,19) mit ihrer gegenseitigen Höhertreibung des Umweltwidersachertums und damit der Auslesewirksamkeit erläuterten. Je zahlreicher die einzelnen Inzuchtkreise einer Rasse sind, desto zahlreichere wertvolle Eigenschaften verschiedenster Natur werden an den verschiedensten Örtlichkeiten gleichzeitig gezüchtet, welche sich immerfort durch Wohngebietsüberschneidungen miteinander kombinieren. Und je zahlreicher die Aufstiegszentren sind und je ausgedehnter die Kontinente, desto häufiger werden irgendwo gelungene Hochzüchtungen der verschiedensten Organismenarten auf ihren Arealeroberungszügen aufeinanderstoßen und das Niveau ihrer züchterischen Auslese gegenseitig intensivieren. Wir verstehen also hiernach, wenn uns die Erdgeschichte dahin belehrt, daß es die großen Kontinente der Erde waren, welche alle Höherentwicklungen des Lebens bestritten haben, aus deren Rassenaufstiegszentren sich immer neue Wellen von immer höher organisiertem Leben über die übrige bewohnte Welt ergossen. Andererseits verstehen wir, daß alle isolierten Besiedlungsräume der Erde zwar Spezialisationszüchtungen an die in ihnen herrschenden Lebensbedingungen aufbringen, aber im ganzen nur innerhalb der bereits erreichten Leistungstypushöhe, über welche die Entwicklung nicht weiter hinaufzukommen vermag.

Wir ersehen aber auch aus alledem, daß der ganze Aufstieg der Lebewelt bis zum Menschen einzig ein Züchtungsergebnis gewesen ist, ein Ergebnis der Wechselwirkungen zwischen Erbschätzen und Umweltwidersachertum, und daß die Versuche von metabiologischer Seite, eigentätig lebensschöpferische, also ganz rätsel- und wunderhafte Entwicklungsfaktoren einzuführen, leere Phantasien sind, geboren aus einem völligen Unvermögen, die gegebenen Beobachtungen und Erfahrungstatsachen aus Vererbungswissenschaft, Selektionswissenschaft, Stammesgeschichte usw. geistig aufzunehmen und miteinander kausal zu verknüpfen. Für solche Gläubige ist natürlich das Schicksal der Menschheit und aller Schöpfung gut aufgehoben: auf unser Tun kommt es nicht an.

24,41. Australien als entwicklungsrückständiger Kontinent.

Selbst ein Erdteil von der Ausdehnung Australiens ist infolge seiner Isolierung von den großen Kontinentalmassen und infolge der Einförmigkeit seiner Lebensräume in seinen Lebensformen auf der Entwicklungsstufe stecken geblieben, welche die ursprünglichen Besiedler des Landes bereits mitbrachten. So stehen die dortigen Säugetiere immer noch auf der Stufe der Beuteltiere, welche in den großen Nordkontinenten schon vor der Tertiärzeit, vor rund 70 Millionen Jahren, aus dem Dasein durch Höherentwicklungen, durch die in jeder Hinsicht leistungsfähigeren plazentalen Säuger verdrängt wurden. In den leicht anzüchtbaren individuell rein nützlichen Spezialanpassungen an die verschiedenen Lebensräume haben die Säuger Australiens ihre Umbildungspotenzen erschöpft, und sie haben es in manchem sogar weiter gebracht als die ihnen entsprechenden Spezialisationsformen unserer Kontinente; so ist der Beutelmaulwurf noch weitgehender auf seine unterirdische Umwelt spezialisiert als unser Maulwurf, aber ihren Leistungstypus haben sie nicht mit Hilfe überindividuell fruchtbarer Eigenschaften zu erhöhen vermocht. In diese Typuszüchtung gehört auch die Züchtung der Intelligenz. Gegenüber der außerordentlichen Gehirnentfaltung unserer Säuger

sind die australischen Beutler in ihrer Gehirnentwicklung völlig zurückgeblieben; es sind außerordentlich dumme Tiere und wegen ihres Stumpfsinns keine beliebten Schauobjekte unserer zoologischen Gärten[222].

24,42. Kaninchenkatastrophe in Australien durch Verlust angestammter Raubfeinde.

Diese Tatsachen machen es verständlich, daß sich die Einbürgerung der Kaninchen in Australien zu einer Katastrophe für das Land auswirken mußte. Das Kaninchen hat sich mit seinen angestammten Feinden gegenseitig hochgezüchtet, so daß diese seine Individualfeinde und Rassen-Heilbringer zu der für sein Gedeihen unentbehrlichen Widersacherumwelt gehören. Eine Versetzung in einen Lebensraum ohne ihre züchtenden Feinde mußte verheerende Folgen haben. Einige um 1860 in Australien ausgesetzte Kaninchen vermehrten sich in wenigen Jahrzehnten zu vielen Millionen, welche riesige Grasflächen in Wüsten verwandelten und viele Farmer an den Ruin brachten. Jährlich rückte die Kaninchenplage etwa 30 Kilometer weiter ins Land vor. Von den besorgten Regierungen wurden über 1000 Kilometer lange Drahtzäune durch das Land errichtet, um den Vormarsch der Kaninchen aufzuhalten. Diese verhungerten längs den Zäunen zu Millionen, und über ihre Leichenhaufen hinweg überschritt das übrige Heer die Zäune, um weiter zu marschieren. Erst durch importierte Frettchen, Wiesel und Hermeline wurde man der Kaninchen so weit Herr, daß landwirtschaftliche Nutzung wieder möglich war, aber eine Plage sind sie auch heute noch. Auf den Kopf der Bevölkerung entfallen in Australien etwa 1000 verwilderte Kaninchen (das macht etwa sechs Milliarden), welche dem Gewicht nach sämtlichen australischen Schafherden entsprechen, die sich seinerzeit auf 100 Millionen Tiere beliefen. Der australische Dingo, dieser Haushund-Abkömmling und entartete Nachkomme des als Raubwild so leistungsfähigen Wolfes, bedeutet für einen so hochgezüchteten Flüchter wie das Kaninchen keinen wirksamen Feind; und dabei hat der Dingo die einheimischen Beutelraubtiere Beutelwolf und Teufel aus Australien völlig verdrängt; diese halten sich nur noch spärlich auf Tasmanien. Wenige Jahrzehnte Nahrungsnot haben schon genügt, die australischen Kaninchen in ihren Instinkten umzuzüchten. So graben sie kaum noch Baue, ein unnötig gewordener Energieverbrauch, und sollen sich, wie angegeben wird[223], zu Kletterern mit gut bekrallten Füßen entwickelt haben, welche Laub und Rinde noch vier Meter hoch in den Büschen abweiden.

24,43. Züchtungsfolgen eines übermäßigen Rassenbinnendruckes.

Auf der Insel Porto Santo bei Madeira wurde vor über 500 Jahren ein einziges trächtiges Kaninchen ausgesetzt, welches sich massenhaft vermehrte und die Kolonie durch Abfressen der Saaten mit dem Untergange bedrohte[224]. Ein halbes tausend Jahre haben es inzwischen stark umgezüchtet, es hat sich infolge des übermäßigen Rassenbinnendruckes mit Nahrungsverknappung bis auf Rattengröße verkleinert und ist überaus zänkisch gegen seinesgleichen geworden. Ein übermäßiger Rassenbinnendruck muß immer zu einem innerrassischen Kampf ums Dasein hinzüchten, mit Verdrängungsinstinkten gegenüber den eigenen Rassenangehörigen. So zeigen auch Eidechsen auf kleinen Eilanden, wo ihre natürlichen Feinde fehlen, eine starke Zanksucht gegen ihresgleichen[225]. Der Verlust von Umweltwidersachern, auf welche die Vermehrungsrate abgestimmt ist, muß auf dem Wege einer Übervermehrung zu einem übermäßigen Rassenbinnenkampf führen und damit zur Anzüchtung von Unverträglichkeitsinstinkten (beim Menschen zur Anzüchtung egoistischer Instinkte und Verlust aller überindividuellen Wertinstinkte, wie unter Punkt 18c ausgeführt). Daß das Portosanto-

[222] Franz, V., 1937, in: „Rasse". Bd. 4, S. 258 f.
[223] „Brehms Tierleben". 4. Aufl. 1914. Bd. 11, S. 26 f.
[224] „Natur und Volk". 1940. Bd. 70, S. 312.
[225] „Natur und Volk". 1940. Bd. 70, S. 144.

Kaninchen, wie Darwin und seine Zeitgenossen meinten, nicht mehr mit dem Hauskaninchen fruchtbar sei, ist nach neueren Nachprüfungen ein Irrtum. Nur muß man eben sehr kleine Hauskaninchenrassen zur Paarung nehmen, und auch dann ist die Paarung noch infolge der Unverträglichkeit des Portosanto-Kaninchens schwierig[226]. Auf sexuelle Überzüchtungen und auf Anzüchtungen von Parasiten und Krankheitserregern durch einen übermäßigen Rassenbinnendruck wurde oben (Abschnitt 21,15 und 24,18) kurz eingegangen.

24,44. Züchtungsvorgänge nach Besiedlung unausgenutzter Entwicklungsräume.

Wir sehen am Beispiel des Portosanto-Kaninchens, wie sich eine Lebensform, welche unter neuartige Lebensbedingungen gerät, diesen entsprechend schnell umzüchtet. Das Kaninchen in seinen Ursprungsländern ist unterdessen für unseren Augenschein dasselbe geblieben. Wird nun eine Lebensform in neue Siedlungsräume versetzt, die nach verschiedener Richtung noch ausnutzbar sind, so spaltet sie in verschiedene Einpassungstypen auf.

So wurde in geologischer Vorzeit ein Verwandter unseres Distelfinks von Nordamerika aus auf die sehr isolierten Hawai-Inseln verschlagen, auf denen es noch keine Landvögel gab. Während nun die Unterfamilie der Distelfinken (aus der Familie der Finken) in Nordamerika bis heute keine wesentlichen Umbildungen durchmachte, weil eben alle für Vögel besetzbaren Lebensräume schon besetzt sind, wodurch sie auf ihre angestammten Lebensbedingungen eingeschränkt wird, wo sie allein Sieger in der Konkurrenz um Lebensplätze sein kann, erfuhr jene nach den Hawai-Inseln verschlagene Form in ihren Nachkommen eine reiche Entfaltung und Aufspaltung in zahlreiche neue Gattungen, deren jede sich auf bestimmte, bislang unausgenutzt gebliebene Lebensbedingungen spezialisierte und welche sich insgesamt so weit von ihrer Urform entfernten, daß sie nunmehr zu der eigenen Familie der Schneidervögel (Drepanididen) zusammengefaßt werden. (Daß sie alle von Distelfinken abstammen, bewies die vergleichende anatomische Untersuchung.) Jede der 20 unterschiedenen Gattungen dieser neuen Familie hat nunmehr ihre abweichenden Lebensbedingungen, auf welche sie jetzt angewiesen ist und in welchen sie in Schranken gehalten wird durch die anderen Gattungen, so daß jede für sich ihre Lebensbedingungen durch Beschlagnahme für sich gewann und durch schließliche gute Einpassung auf sie einen Züchtungseinbruch der übrigen Gattungen in ihren Entwicklungsbereich verwehrt. Wir finden z. B. Körnerfresser mit sehr dicken Schnäbeln, Raupenfresser mit zarten Schnäbeln, Blütenfresser mit Hakenschnäbeln, Nektarsauger mit riesig langen, dünnen Sichelschnäbeln und andere. Da die Inseln unter sich genügend isoliert sind und da die aufspaltende Spezialisation noch keine extremen Grade erreicht hat, so haben die meisten Gattungen auf jeder Insel je einen Artvertreter[227].

Es ist aber zu beachten, daß dies alles Spezialisationen an bestimmte Umweltbedingungen sind mit Einengungen der ursprünglichen Anpassungsbreite, und solches muß gefördert worden sein durch den Mangel an Beutefeinden, welcher zu einem übermäßig starken Rassenbinnendruck führt mit Nahrungsverknappungen, was spezialisationsaufspaltend in Richtung einer individualnützlichen Züchtung auf bessere Ausnutzung je einer bestimmten Nahrungsquelle führen muß. Solche Spezialisationszüchtungen müssen sich natürlich schließlich einmal festlaufen, wenn das Höchstmaß der Spezialanpassung erreicht ist. Eine Umzüchtung kann es dann gar nicht mehr geben, da eine jede solche einen vorherigen Abbau von einseitigster Anpassung zur Voraussetzung hätte, auf die man völlig angewiesen ist. Eine starke Spezialisationszüchtung läuft also schließlich in einen Entwicklungsstillstand aus, welcher auch ein völliges Absinken der Erbsprungrate zur Folge haben muß, denn nach erreichtem Entwicklungsende werden alle

[226] Nachtsheim, H., 1940, in: Just, G.: „Handbuch der Erbbiologie des Menschen". Bd. 1, S. 578 f. Nachtsheim, H., 1943: „Das Problem der Verwilderung der Haustiere". „Forschungen und Fortschritte". Bd. 19. S. 343 ff.

[227] Stresemann, E., 1927/34: „Aves". S. 450; 483 f.; 646.

Erbsprünge lebensbeeinträchtigend, so daß die Individuen mit niedrigster Erbsprungrate, d. h. mit der größten Sprungfestigkeit ihrer Erbzeuger, den höchsten Fortpflanzungsgewinn erlangen. Äußerlich gibt sich dies darin zu erkennen, daß spezialisierte Reliktformen kaum noch variieren[228].

So finden wir in völlig isolierten Lebensräumen wie z. B. auf abgelegenen Inseln nach Neubesiedlungen zunächst schnellen Rassenwandel und Artbildung, welcher Vorgang immer mehr in Erstarrung ausmündet, so daß es schließlich zu einem hochgradigen Entwicklungsrückstand gegenüber den großen Kontinenten kommt, welche allein den Organisationstypus allmählich höher züchten können und damit das Beschreiten immer neuer Entwicklungswege möglich machen. Als vor 10.000 Jahren die großen Inseln Sumatra und Borneo sich von der Halbinsel Malakka trennten, blieben einige Inselchen als Reste der einstigen Landbrücke bestehen. Heute haben die Küstenstriche von Sumatra, Borneo und Malakka noch die gleichen Landvögel, dagegen entwickelten sich die entsprechenden Landvögel der kleinen Zwischeninselchen, denen zumal die großen Beutefeinde abhanden kamen und deren Verbreitungsgebiet mit seiner Kleinheit in seinen Lebensbedingungen viel einseitiger und einförmiger werden mußte, zu eigenen Unterarten weiter, was nach dem über die Schneidervögel Gesagten verständlich wird[229].

24,45. Radiationen.

Wir verstehen von hier aus auch die aus der Erdgeschichte bekannte Erscheinung, daß nach der Verdrängung von alten, aufstiegsunfähig gewordenen Organismenstämmen durch junge, entwicklungsplastische Stämme zunächst eine reiche und schnell sich vollziehende Spezialisationsaufspaltung in die frei werdenden Lebensräume erfolgt, eine sogenannte R a d i a t i o n[230], während ihre eigentlichen spärlichen Stammreihen, von denen sie sich abspalteten, über solche Umwälzungsepochen hinweg ihre stete und langsame Typusvervollkommnungsentwicklung einhalten, so daß sie sich schließlich von neuem auf eine höhere physiologische Leistungsstufe erheben (infolge großer Vielseitigkeit der Gefährdungen und Nichtausnutzung von daseinsbewahrenden Schutz- und Spezialisationsentwicklungen), womit sie ein neues Entwicklungspotential erreichen, von wo aus neue Radiationen mit Verdrängung der bisherigen erneut überalterten Blütestämme erfolgen.

Solche Radiationen gehen auch heute ununterbrochen vor sich. So befinden sich z. B. unsere physiologisch und geistig befähigste Vogelgruppe, die Singvögel, in einer solchen Radiation gegenüber den vielen anderen, jedoch bereits viel spärlicher vertretenen Ordnungen der Vogelwelt, die ihrerseits bei einem erdgeschichtlich zwei- bis vierfach so hohen Alter weitgehendere Spezialisationen zeigen, aber im Leistungstyp gegenüber den Singvögeln zurückgeblieben sind, so daß letztere in dem Maße, als sie sich allmählich auf ähnliche Spezialisationshöhe züchten, jene nach und nach aus ihren Lebensräumen verdrängen. (Ich erinnere an Abschnitt 21,25: „Die biologische Potenz der Singvögel".) Nirgends finden wir bei den Singvögeln so hohe Spezialisierungen wie bei den geologisch weit älteren Vogelgruppen der Spechte, Kolibris, Mauersegler, Raubvögel, Schwimm- und Tauchvögel, Sturmvögel usw. Zu einer Zeit, wo sich diese Vogelgruppen bereits auf ganz spezielle Lebensräume und Nahrungsquellen spezialisierten und damit die Allseitigkeiten ihrer Lebensgefährdungen mehr oder weniger verringern konnten, waren die unspezialisiert gebliebenen Singvogel-Vorfahren noch einer

---

[228] Abel, O., 1929: „Paläobiologie und Stammesgeschichte". S. 372 ff. Jena.

[229] Stresemann, E., 1927/34: „Aves". S. 634. (Jedoch ist der daselbst gegebene Erklärungsversuch — daß der Rassenwandel um so schneller erfolge, je kleiner die Individuenzahl sei, weil die Erbänderungen schneller Allgemeingut der Rasse würden — abzulehnen, denn je kleiner die Individuenzahl ist, desto länger werden die Zeitspannen zwischen den Rassenereignissen der so seltenen Eignungserbsprünge, welche die Vorbedingung abgeben für einen naturgezüchteten Rassenwandel. Je größer aber die Individuenzahl ist, desto zahlreichere Züchtungen auf verschiedene Neuerwerbungen können in einer Rasse gleichzeitig ablaufen, desto mehr vermag sich auch der Selektionswert derselben durch Kombination zu steigern.)

[230] Heberer, G., 1943: „Die Evolution der Organismen". Abschnitt: „Das Typenproblem in der Stammesgeschichte. III. Typogenese und Adaptiogenese." S. 552—564. Jena.

umfassender wirkenden Gefährdungszüchtung unterworfen, worauf sie ihre gesamtphysiologischen Leistungen und ihre psychischen Begabungen auf unspezialisierterem Körperbau derart zu heben vermochten, daß sie nunmehr, für die weiten Bereiche der verschiedenen Spezialisationszüchtungen noch entwicklungsplastisch, in die Lebensräume der zahlreichen anderen, bereits erstarrenden Vogelordnungen hineinwachsen und somit letztere allmählich immer mehr zu überflügeln und aus dem Dasein zu verdrängen vermögen. Dabei stehen ihnen noch lange Entwicklungswege der Spezialisationserwerbungen in Anpassung an zahlreiche engere Umweltlagen offen. So züchten sich unter den Singvögeln die Schwalben zu immer vollkommeneren Seglern, wodurch sie die heutigen Segler (Micropodiden), die sie als kaum noch vervollkommnungsfähige Vogelgruppe schon zum Teil verdrängt haben, schließlich zum völligen Aussterben bringen müssen (siehe unter 21,26); die Wasseramseln sind als gewandt tauchende Singvögel auf dem Wege, sich zu vollkommenen Tauchvögeln zu züchten, die Lerchen zu Bodenvögeln; Singvögel wie Kleiber (Spechtmeisen) beginnen sich in Richtung der kaum noch vervollkommnungsfähigen Spezialisationen der Spechte weiterzuzüchten; die Würger, vor allem der mit Gewandtheit kleine Singvögel, Mäuse und Fledermäuse jagende Raubwürger sind auf dem Wege, sich zu vollkommenen Raubvögeln weiterzuzüchten, um die Ordnung der heutigen, bereits hoch spezialisierten Raubvögel in späteren Jahrmillionen aus dem Dasein zu verdrängen. Was im Schneidervögel-Beispiel die leeren Lebensräume sind, das sind hier die resistenzschwach besetzten Lebensräume, in welche zwangsläufig der allgemein herrschende zwischenartliche Binnendruck die Züchtungsentwicklungen noch plastischer Lebenstypen hineinsteuert, bis diese in späteren Jahrmillionen die bisherigen Spezialisationsformen verdrängt haben werden und sich ihrerseits wieder in einseitigste Spezialisationstypen festfahren.

24,46. Spezialisationszüchtungs-Beispiel der Pinguine.

Eine starke Spezialisation von Wasservögeln auf das Leben unter Wasser wird im allgemeinen verhindert durch die Raubfeinde der Vögel, welche dieselben zwingen, gut flugfähig zu bleiben. Nur in den geschützten Einöden der Südpolarländer konnte eine solche Umzüchtung beschritten werden, wie wir sie bei den Pinguinen sehen, welche Aussicht haben könnten, in späteren Jahrmillionen zu echten lebendiggebärenden Wassertieren zu werden (der Kaiserpinguin ist bereits ein halbes Beuteltier). Sie sind so vorzüglich auf das Wasserleben spezialisiert, daß sie mit bis zu 10 m Schwimmgeschwindigkeit pro Sekunde sogar die Wale und die schwimmgewandten Haie übertreffen, wobei die Flügel als Flossen dienen. Ohne die raubtierlose Antarktis wäre ihnen diese Umzüchtung zum Wassertier nicht möglich gewesen, denn sie wurde notgedrungenermaßen mit einem Verlust der Flugfähigkeit erkauft. Raubfeinde haben die Pinguine, abgesehen von eierraubenden Vögeln, nur im Wasser, die Taucher unter den Vögeln der Nordpolarländer dagegen zu Lande und im Wasser. Letztere müssen in beiden Lebensreichen gut fluchtfähig bleiben, so daß ihnen der Züchtungsweg zu vollkommener Spezialisation auf das Wasserleben abgeschnitten ist. Dafür werden sie aber in einem höheren Grade der körperlich viel weniger sinnfällig in Erscheinung tretenden Höherzüchtung der gesamtphysiologischen Leistungshöhe unterworfen, der eigentlichen Vervollkommnungszüchtung.

24,47. Wertzüchterische Ohnmacht der Vernunft.

Man weiß, daß in umbildungsfähigen Organismengruppen die Bildung neuer Rassen meist etwa 4.000 bis 40.000 Jahre erfordert; natürlich nur unter Naturzüchtungsbedingungen; der Mensch kann es bekanntlich viel schneller machen, aber freilich ist es auch danach (reine Nutznießungszucht, wobei das Zuchtobjekt zum höchstnutznießbaren Wirtsorganismus für den Menschen als Schmarotzer gezüchtet wird). Es ist natürlich sehr leicht, künstlich neue Rassen zu züchten,

wenn man wunschgemäße Eigenschaften einseitig ausliest und die Produkte unter künstlichem Schutze der harten natürlichen Bewährungserprobung entzieht. Andererseits wäre der menschliche Geist völlig außerstande, etwa eine wirkliche Typushöherzüchtung an einer Organismenart vorzunehmen durch Ersatz der natürlichen Zuchtwahl durch eine künstliche. Denn das einzige Kriterium für den Lebenswert eines Erbsprunges besteht in dessen Bewährung im umfassenden natürlichen Lebensgefährdungszwange seines Trägers, d. h. bei Ausschaltung der Vernunftbetätigungen, und zwar in natürlicher Inzuchtordnung über Generationen hinaus, denn am Individualerfolge lassen sich die gänzlich unabdingbaren überindividuellen Werte (man denke nur an Eigenschaften 18 und 19, an die Instinkte der Paarung, Bastardierungsverhinderung, Heimattreue usw., die alle auf der Freiheit der individuellen Entscheidung, also auf der Ausschaltung aller Vernunfteingriffe beruhen, an die tausendfachen Erbzeugerstabilisierungen gegen Mitoseerbsprünge usw.) gar nicht erfassen. Überdies gelangen viele Erbsprünge überhaupt erst im Gefährdungszwange zur Bekundung (man denke nur z. B. an Erbfestigkeit [Resistenz] gegen infektiöse und an viele sonstige Krankheiten) und werden dann erst möglicherweise, aber durchaus nicht immer, für den Betrachter erkennbar.

24,48. Eugenik eine utopische Wissenschaft.

So ist auch die Eugenik oder Rassenhygiene eine utopische Wissenschaft (aus Halbwissen geboren), denn:

1. Es kann das Kriterium für Lebenswerte nur aus der Gefährdungsprobe auf Selbstbehauptung oder Untergang des Individuums für sich und seine Nachkommenschaft, d. h. in Inzuchtkreisen, gewonnen werden. Ohne solche Gefährdung auf Leben und Tod ist der Wert unerkennbar und kommt oft nicht einmal zur Bekundung (vor allem alle überindividuellen lebensunentbehrlichen Werteigenschaften in ihren unübersehbaren Wirkungen, hat doch die Wissenschaft bis heute nicht einmal richtig von deren Existenz gewußt), so daß das Kriterium für Lebenswerte nur aus dem Lebensergebnis zu gewinnen wäre (und zwar nur für einen allsehenden und allgegenwärtigen Geist, der also bei aller sich in einer Bevölkerung vollziehenden Auslese und Ausmerze persönlich zugegen wäre und dieselbe in ihren verwickelten Bedingungen und Erbzukunftsfolgen zu durchschauen vermöchte) und somit nicht zur Erzielung von Lebensergebnissen handhabbar wäre.

2. Es besäße der Geist nicht die Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit, nach wirklichen Lebenswerten, wenn er sie als solche erkennen könnte, mit völliger persönlicher Interesselosigkeit auszulesen, wo doch diese Auslese so ganz ungemein in die persönlichen Schicksale und Interessen eingreift.

3. Es gewönne der Geist nie die Autorität, nach etwa erkannten individuell-überindividuellen Lebenswerten auslesen zu können; jeder Versuch, eine solche Autorität zu erzwingen, müßte unsere mühsam und notdürftig zusammengeleimte Gesellschaftsordnung zerbrechen und die Herrschaft egoistischer Untergrundinstinkte heraufbeschwören. Einzig die unerbittliche, weil völlig unpersönliche Macht des Umweltwidersachers besitzt diese Autorität. (Vgl. auch Abschnitte 19,6 und 23,44 sowie im zweiten Teile dieses Werkes: „Schmarotzerzüchtung und Erbopferung“, die Abschnitte: „Tuberkulose und Eugenik“ und „Der Arzt als Eugeniker“.)

24,49. Aufstiegsgebiete und Sackgassengebiete des Lebens.

Wir sahen an obigen Inselbeispielen, wie in neu besiedelbaren Räumen, in denen der Umweltwiderstand sehr verringert ist, relativ viel schneller Umwandlungen erfolgen als in natürlichen Hochzuchtgebieten, denn bei umfassend scharfen Zuchtwahlbedingungen und ohne große Änderungen der Umwelt (was beides zusammengehört, wie es in den Rassenaufstiegszentren der Fall ist, wenn also

die Form in ihrem sogenannten Habitat, in ihrem angestammten Lebensbedingungskomplex verbleibt, der allein sie zur vollen Entfaltung ihrer erbgezüchteten Lebensganzheitlichkeit bringt) sind nur außerordentlich wenige Erbsprünge von positivem Werte (die meisten Erbsprünge bewirken ja neben den äußerlich sichtbaren Veränderungen kleine Eignungseinbußen für den auf umfassende Lebensgefährdungen gestellten Organismus, was bei unseren künstlichen Nutzzüchtungen unbeachtet, also unausgemerzt bleibt, weshalb sie so schnell gezüchtet werden können), so daß eine wirkliche natürliche Höherzüchtung nur sehr langsam vorwärts kommen kann. Viel schneller erfolgen Umzüchtungen bei stark veränderten Lebensbedingungen. Das Portosanto-Kaninchen hat sogar nur 500 Jahre für seine Umbildung zu einer neuen Rasse ohne menschliche Eingriffe gebraucht. In natürlichen Hochzuchtgebieten geht es dagegen sehr langsam. Es läßt sich freilich sagen, daß jegliche Rassen- und Artzüchtung, welche schnell erfolgt (sogenannte explosive Entwicklung, die nur immer in irgendwelchen einseitig wirkenden großen Lebenserleichterungen ihre Ursachen haben kann, die explosivste Züchtung ist die künstliche durch den menschlichen Züchter), in Entwicklungssackgassen hineinläuft und am Ende schief geht; wenn eine Form sich zu behaupten vermag, obwohl ein starker Züchtungsdruck auf Einpassungsvervollkommnungen wirksam ist, obwohl sie also den Umweltverhältnissen, in die sie geraten ist, unangepaßt ist, so ist klar, daß solche schnell erzüchteten Einpassungsvervollkommnungen ihr ein viel zu großes Übergewicht zur Besiegung des unentbehrlichen Umweltwidersachers anzüchten müssen; also bedeuten neu sich eröffnende gute Besiedlungsräume, in welche Organismen ohne ihre angestammten Feinde einwandern, überstürzte Einpassungszüchtungen und durch dieselben immer größer werdende Ausfälle im Umweltwiderstande, so daß sich die Entwicklung über den allzusehr zunehmenden Rassenbinnendruck schnell in die Spezialisationsausnutzung der neuen Lebensbedingungen hineinsteuert und folglich darin festrennt. So führt zwar die Neubesiedlung von isolierten Gebieten wie abgelegenen Inseln zunächst zu sehr schnellen Artbildungen, erdgeschichtlich jedoch zu völligen Entwicklungserstarrungen. Jedoch arbeitet jegliche lebensganzheitliche Vervollkommnungszüchtung in den Rassenaufstiegszentren sehr langsam, aber stetig, denn bei scharfer aufbauender Zuchtwahl mit konstruktiven Neuerfindungen ist nur sehr Weniges von neu anfallenden Erbsprüngen verwertbar. Hier sind die Rassen- und Artbildungen langsam, aber sie entgehen oft den Erstarrungen in Sackgassen und überflügeln dann schließlich weit die zunächst schnellen Entwicklungen in isolierten Räumen.

24,50. Zeitlängen für Rassen- und Artbildungen.

Immerhin haben die etwa 10.000 Jahre, die seit der letzten Eiszeit verflossen sind, genügt, um in Europa eine Anzahl neuer Rassen hervorzubringen; oben (Abschnitt 24,47) gaben wir etwa 4.000 bis 40.000 Jahre für die Entstehung neuer Rassen in umbildungsfähigen Organismengruppen an. Die gleichen Zeiträume ergeben sich für Rassenentstehungen in erdgeschichtlicher Vergangenheit nach paläontologischen Feststellungen[231]. Für die Entstehung neuer Arten kann man mit der etwa zehnfachen Zeit rechnen. Das gilt aber nur für gut wandlungsfähig gebliebene Gruppen. Bei solchen mit nur noch geringer Plastizität kann eine Artbildung dagegen Millionen von Jahren erfordern. Der Durchschnitt heutiger Säuger- und Vogelarten dürfte vielleicht rund eine halbe Million Jahre alt sein. Das Alter des Menschen als Art könnte etwa mit den mitteleiszeitlichen Menschenformen von Steinheim in Württemberg und von Swanscombe bei London beginnend zu einer Viertel Million Jahren angesetzt werden. Da es ja ziemlich willkürlich ist, wie weit wir die Artgrenze fassen, so läßt sich natürlich grundsätzlich kein bestimmtes Artalter angeben. Die Grenze zwischen Affe und Mensch in der Menschwerdung kann etwa mit der Vollendung des Erwerbes des auf-

[231] Heberer, G., 1943: „Die Evolution der Organismen". S. 142 f.; 148; 541.

rechten Ganges gezogen werden, die nach neueren afrikanischen Vormenschenfunden etwa in das mittlere Pliozän fällt, vor rund fünf Millionen Jahren[232].

24,51. Vorzeitrelikte.

Es gibt umbildungsunfähig gewordene Organismen, welche seit dem Erdaltertum leben. Die Armfüßlergattung Lingula oder Zungenmuschel lebt seit dem Untersilur, d. i. seit etwa 400 Millionen Jahren, seit der Zeit, wo es noch keine Landpflanzen und Landtiere auf der Erde gab, die Festländer also noch (wenn auch bewässerte) Wüsten waren. Daß heute die Daseinskonkurrenz auf dem Meeresboden bedeutend schärfer geworden ist als ehedem, drückt sich lediglich darin aus, daß sich diese Gattung auf Orte zurückziehen mußte, die dem scharfen Zuchtkampf mehr entrückt sind und daß sie an Häufigkeit stark abgenommen hat; jedoch hat sie sich überhaupt nicht umzubilden vermocht. (Einen Tod durch natürliche Alterung wie beim Individuum gibt es natürlich bei Arten nicht; an sich könnte jede formerstarrte Art ewig leben, wenn sie nicht ihre Lebensbedingungen einbüßt.) Man bedenke, welche Veränderungen die Erde seitdem durchmachte, wieviele gewaltige Gebirge seitdem emporwuchsen und wieder durch den Zahn der Zeit eingeebnet wurden, und so ein hinfälliges Gebilde wie solch ein Lebewesen, das ständig sterben muß und wehrlos jedem nahrungssuchenden Feinde zum Opfer fällt, überdauert allen Wandel der für die Ewigkeit gemeißelt erscheinenden toten Natur durch die Gabe seiner Selbstproduktion. Verschiedene andere derartige sogenannte Dauertypen sind nicht viel weniger alt. Aber unter der ganzen ehemaligen Lebensfülle sind es seltene Ausnahmen.

24,52. Die Ausmerze im Entwicklungsgang der Lebewelt.

Fast alles, was nicht genügend Aufstiegsfähigkeit hat, wird früher oder später verdrängt und stirbt aus. Und auch zu den niederen Lebensformen in der heutigen Lebewelt haben immer nur ganz vereinzelte Formen aus den Urzeiten hinaufgeführt, während die weitaus meisten Entwicklungsläufe seitlich stecken blieben oder auch nur etwas zurückblieben und damit erfolgreicherem Leben weichen mußten und ausstarben. So entwickeln sich auch von den zahlreichen Rassen, die sich bilden, nur einige vom Entwicklungsglück Bevorzugte bis zur Selbständigkeit einer neuen Art weiter; unter ihnen wieder gelangen nur wenige zur Weiterentwicklung bis zum Range eigener Gattungen und so fort; und diese wenigen genügen, um neue Mannigfaltigkeiten aus sich hervorgehen zu lassen. Das allermeiste hat sich jedoch immerfort dem besser aufsteigenden Leben zu opfern. Die harte Ausmerze, wie sie ständig innerhalb jeder gesunden Rasse am Werke ist, hat also gleichermaßen seit Urzeiten zu ständiger Ausmerze zwischen den Rassen selbst, zwischen den Arten und allen höheren Formengruppen geführt. Es ist klar, daß alle Ahnenformen von heutigen Lebewesen aussterben mußten, denn eben ihre Entwicklungsfähigkeit hat sie ja zu Ahnenformen werden lassen. Was sich als Reliktarten bis heute erhielt — und zwar dadurch, daß es immer in einseitigen Einpassungen den Hauptgefährdungsräumen des aufsteigenden Lebens entzogen lebte —, kann also nie direkte Ahnenform anderer Lebewesen gewesen sein, wenn es zuweilen auch in die nähere Verwandtschaft von direkten Ahnen heutiger Lebensformen gehört.

24,53. Vielsätzigkeit und Rassenaufstieg.

Eine Entwicklungserscheinung muß noch besprochen werden, welche einen ausgesprochenen Individualnutzen bringt, sich aber für den überindividuellen Erbstrom sehr schädigend auswirkt (was von den Biologen bislang nicht erfaßt wurde): es ist die Vielsätzigkeit (Polyploidie) des Erbschatzes, die sich namentlich im Pflanzenreiche häufig vollzieht und eine sehr weite Verbreitung

[232] Heberer, G., 1950: „Haeckel und die sog. ‚Affenabstammung' des Menschen". „Naturwissenschaftliche Rundschau". Bd. 3, S. 13—20.

hat[233]. Der Erbschatz, der normalerweise in zwei Erbsätzen vorhanden ist (einen von mütterlicher Seite und einen von väterlicher Seite überkommenen), ist bei der Vielsätzigkeit auf drei, vier und mehr Erbsätze vermehrt. Der Vorgang kommt dadurch zustande, daß in irgendwelchen sich fortpflanzenden Zellen nach der Verdoppelung des Erbschatzes die Zellteilung aus irgendwelchen Ursachen unterblieb (im Experiment leicht zu erzielen und daher häufig in der Kulturpflanzenzüchtung angewandt). Der Vorteil für das Individuum besteht darin, daß ihm nunmehr ein vielseitigerer Erbschatz zur Verfügung steht, mit dessen Hilfe es die Vielseitigkeit der Umweltwiderstände besser zu überwinden vermag. Seine nunmehrigen Ansprüche an Umweltbedingungen sind zudem oft ziemlich verändert, so daß es Räume zu besiedeln vermag, welche den normalen doppelsätzigen Vorfahren nicht offen stehen. Die Vielseitigkeit des Erbschatzes macht sich vor allem geltend, wenn das sich im Erbschatz vervielfältigende Individuum aus einer Kreuzung verschiedener Standortsformen, Rassen oder Arten hervorging. Es finden sich alle Übergänge von der E i g e n v i e l s ä t z i g k e i t (Autopolyploidie) zu solcher F r e m d v i e l s ä t z i g k e i t (Allopolyploidie). Vermöge dieser Überlegenheit sind solche vielsätzige Rassen meist befähigt, viel weitere Verbreitungsgebiete einzunehmen als ihre Ursprungsrassen und vor allem die Randgebiete der letzteren mit extremen Lebensbedingungen zu erobern.

Aber für die Arten sind es Pyrrhussiege. Die Ursprungsrassen werden meist durch diese sozusagen unlautere Konkurrenz in ihrer Verbreitung sehr eingeengt, was einer Beeinträchtigung ihrer eigenen überindividuellen Züchtungsbilanz gleichkommt, die mit der Vielfalt und räumlichen Ausdehnung ihrer Inzuchtstaffelung wächst. Die Ausgangsrassen werden oft auf ihr eigentliches Kerngebiet, ihr Aufstiegszentrum, zurückgedrängt, ja sie können unter Umständen vernichtet werden. Diese vielsätzigen Rassen besitzen nämlich keine Aufstiegspotenz, was sich schon darin dokumentiert, daß sie eben nur Rassen bleiben, wennschon ihnen der Systematiker oft den Rang von Arten zuerkennt, zumal wenn sie infolge Verschiedenartigkeit der elterlichen Ausgangsrassen einen ganz neuen Typ repräsentieren, der sich mit den Elternformen infolge eines Versagens im Mechanismus der durch die Vervielfältigung komplizierter gewordenen Erbschatzmischungen nicht zu kreuzen vermag. Aber zu höheren systematischen Kategorien vermögen sie sich nicht weiter zu entwickeln. Sie sind alle jüngsten Ursprungs, bilden sich also fortwährend neu, überrennen dann ihre bereits vorhandenen vielsätzigen Vorgänger derselben Art, welche lebensschwach werden, erobern in Siegeszügen das ganze Verbreitungsgebiet derselben, um schließlich selbst lebensschwach zu werden und von einer neu entstehenden vielsätzigen Flutungswelle verdrängt zu werden. Obgleich sich Jahrmillionen hindurch derart immerfort vielsätzige Arten und Rassen bilden und die Erde erobern durch ihre Selbstbehauptungsüberlegenheit, ist die Pflanzenwelt gleichwohl nicht zu allgemeiner Vielsätzigkeit gekommen, die Rassenaufstiegszentren halten die Doppelsätzigkeit fest und nur sie liefern die stammesgeschichtliche Fortentwicklung.

24,54. Individualnutzen und Erbzukunfts-Belastung durch Vielsätzigkeit.

Die Vielsätzigkeit ist also eine ausgesprochen individualnützliche, aber überindividuell um so schädlichere Eigenschaft. Die vielsätzigen Rassen k ö n n e n nämlich nicht aufsteigen noch sich überhaupt auf die Dauer halten, denn sie haben sich der Opferung und Ausmerze der Träger überdeckter Fehlerbsprünge weitgehend entzogen. Die Vielsätzigkeit erschwert ja selbst bei hochgradigster

[233] Dobzhansky, T., a. a. O. (unter 21, 6) . . . S. 135—161; 200—208.
Schwanitz, F., 1940: „Polyploidie und Pflanzenzüchtung". „Die Naturwissenschaften". Bd. 28, S. 353—361.
Schwanitz, 1943: „Sippen- und Artbildung durch Polyploidie". Aus Heberer, G.: „Die Evolution der Organismen". S. 457—466.
Tischler, G., 1942: „Polyploidie und Artbildung". „Die Naturwissenschaften". Bd. 30, S. 713—718.
Tischler, G., 1946: „Über die Siedlungsfähigkeit von Polyploiden". „Zeitschrift für Naturforschung". Bd. 1, S. 157 ff.
Melchers, G., 1946: „Die Ursachen für die bessere Anpassungsfähigkeit der Polyploiden". Ebenda, S. 160—165.

Inzucht ganz außerordentlich die Reinerbigmachung deckbarer Erbsprünge zu deren Bekundung und Zugänglichmachung für die natürliche Zuchtwahl. Die vielsätzigen Formen machen sich die ausgelesenen überdeckenden Erbsprünge verschiedener Individuen zunutze, indem sie dieselben in sich vereinigen (wenn wir es einmal vermenschlichend ausdrücken wollen); sie zehren von den Opfergewinnen ihrer doppelsätzigen Vorfahren und entziehen sich der Selbstopferung in ihren Trägern deckbarer Fehlerbsprünge, indem sie die Bekundung derselben verwehren. (Es drängt sich der Vergleich mit menschlichen Erziehern, Seelsorgern, Ärzten usw. auf, welche ebenfalls mit allen Kräften bestrebt sind, unerwünschte, schädliche Erbbekundungen zu unterbinden, und den aus ihren Bemühungen springenden Individualnutzen für ein Kriterium menschlicher Werterhöhung halten, womit sie obendrein den Glauben an das hohe Ethos ihrer „Berufung" pflanzen.) Das Nicht-in-Erscheinung-Tretenlassen von minderwertigen Erbsprüngen (was dieselben unaustilgbar macht), hier bei unseren Pflanzen vermittels der Vielsätzigkeit des Erbschatzes, verschafft also den betroffenen Individuen Individualvorteile auf Kosten der Rassenzukunft, denn j e d e r E r b - z u k u n f t s g e w i n n w i r d a l l e i n d u r c h G e g e n w a r t s o p f e r e r - k a u f t, wie unerbittlich aus der Tatsache der Unvernunft der Erbsprünge folgt; die vielsätzigen Rassen entziehen sich jedoch weitgehend den Gegenwartsopfern. Dadurch, daß sie durch ihre Individualvorteile ihre sich opfernden doppelsätzigen Vorfahrenformen teilweise zu verdrängen vermögen, sind sie obendrein ein Hemmschuh in der gesamten Pflanzenentwicklung der Erde. Freilich sind sie ihrer nützlichen Eigenschaften wegen für den auf Nutzzüchtungen angewiesenen Kulturmenschen ganz besonders wertvoll.

24,55. Verbreitung der Vielsätzigkeit.

Dementsprechend sind die meisten Nutzgewächse des Menschen hochgradig vielsätzig; auch die Üppigkeit der Kulturblumen beruht auf ihrer Vielsätzigkeit. Aber auch die für den Menschen so unnützen Unkräuter sind zumeist vielsätzig, während die doppelsätzigen Rassen oft ein ganz bescheidenes Dasein in irgendeinem abgelegenen Erdenwinkel führen, wo sie das Unkraut in seinem allgemeinen Leistungstypus unter vielen Lebensopfern gesund und kräftig erhalten und höher züchten. So ist z. B. der Erdrauch, als bekanntes Ackerunkräutchen über den Erdball verbreitet, viersätzig, während die zweisätzige Rasse nur irgendwo in Japan bekannt wurde. Mit der Unwirtlichkeit der Lebensbedingungen kann die Vielsätzigkeit stark zunehmen. So ist der Kleine Sauerampfer (Rumex acetosella) in Süd- und Westeuropa (mit ihren milden Wintern) zweisätzig, in Mitteleuropa vier- und sechssätzig, im hohen Norden von Rußland und Sibirien auch achtsätzig. Im Hochgebirge und im höchsten Norden sind die weitaus meisten Pflanzen vielsätzig, aber Charakterpflanzen, die dort ihren Ursitz haben, findet man bezeichnenderweise zweisätzig.

24,56. Vielsätzigkeit und Verlust der Erbschatzmischung.

Aus unseren bisherigen Ausführungen wird verständlich, daß Pflanzen, welche ihre geschlechtliche Fortpflanzung verlieren, also den überindividuellen Wert der Einsammlung rassischer Glückserbsprünge preisgeben, um sich sicherer und schneller fortzupflanzen, auch mit Vorliebe vielsätzig werden. Wenn eine Art örtlich zur ungeschlechtlichen Fortpflanzung übergeht, dann sind es ihre vielsätzigen Vertreter, wie es z. B. bei vielen sehr häufigen Blütenpflanzen der Fall ist, wie den allbekannten Löwenzahn, Habichtskräutern, Frauenmantel usw., welche als vielsätzige, durch Jungfernzeugung sich fortpflanzende Gewächse allverbreitet sind, während ihre zweisätzigen geschlechtlichen Vertreter ganz auf kleine Ursitze zurückgedrängt sind; aber nur den letzteren gehört die Entwicklungszukunft.

24,57. Vielsätzigkeit und Lebensverlängerung.

Andererseits neigen die vielsätzigen Rassen dazu, ihr Leben zu verlängern, was wiederum der Erwerb eines Individualnutzens ist auf Kosten des überindi-

viduellen Wertes einer beschleunigten Generationenfolge durch schnellere physiologische Selbstopferung, denn letztere ist durch die Vielsätzigkeit zum guten Teil um ihr Auslesegewicht gebracht worden. Wenn eine einjährige Pflanze Formen entwickelt mit Zweijährigkeit, so sind es ihre vielsätzigen Vertreter, wie nicht anders zu erwarten. Lebewesen, welche ihrer Vernichtungsziffer mit der Fortpflanzung nicht nachkommen können, wie es bei vielsätzigen Organismen oft der Fall ist, welche die extremeren Gebiete bevölkern — (während, wie wir oben sahen, überindividuelle Werteigenschaften, zu denen auch die Doppelsätzigkeit gehört, erst bei einem ausgeglichenen Verhältnis zwischen Vernichtung und Fortpflanzung, zwischen Rassenbinnendruck und Rassenaußendruck, wie solches für Rassenaufstiegszentren kennzeichnend ist, zum Auslesegewicht gelangen) —, züchten sich selbsttätig nicht nur oft auf Verlust der Geschlechtlichkeit, sondern auch auf eine Verlangsamung der physiologischen Alterung, womit sie ihre Fortpflanzungszeit verlängern; dies letztere unter der Voraussetzung, daß eine überhohe Vernichtung nur die Jugendstadien trifft, denn bei einer hohen Lebensgefährdung der Altersstadien bleiben die physiologischen Grundlagen einer Lebensverlängerung erfolglos für die Fruchtbarkeit, können also kein Auslesegewicht erlangen.

24,58. Vielsätzigkeit erstarrender Lebensformen als Flucht aus dem Zuchtkampf.

Nach dem Ausgeführten wird es verständlich, daß in Pflanzengruppen von hoher Rassenpotenz noch eine überwiegende Zweisätzigkeit des Erbschatzes zu finden ist, während andere Gruppen, in denen die Aufstiegsmöglichkeiten erloschen sind (so daß überindividuelle Werteigenschaften nicht züchterisch fruchtbar werden und somit kein Auslesegewicht über individualnützliche Eigenschaften behalten können) und welche in ihrer Existenz durch zunehmende Entwicklungsrückständigkeit von Verdrängung und Vernichtung bedroht sind, weitgehend zur Vielsätzigkeit des Erbschatzes greifen, wie auch zu ungeschlechtlicher Fortpflanzung, Selbstbefruchtung oder zur Hinaufsetzung ihrer Lebensdauer, außerdem zu Spezialisationen als letzten Zufluchtsmitteln, indem sie durch Flucht vor der Zuchtwahl und durch Individualschutz den rassischen Untergang hinauszögern. So sehen wir in alternden Pflanzengruppen die Areale doppelsätziger Rassen immer eingeschränkter werden. Ist die doppelsätzige Rasse schließlich ganz verdrängt, so steht der Untergang nahe bevor. Es fehlt der Reinigungsborn des Erbschatzes, welcher neue vielsätzige Rassen gebären könnte; durch ihre Einbuße an Entwicklungspotenz wurde die zweisätzige Stammrasse von ihren in die reine Nützlichkeitszüchtung abgearteten Sprößlingen ganz aus dem Dasein verdrängt.

24,59. Die Vervollkommnungsfähigkeit und Götterlosigkeit der Schöpfung als Bedingungen der schöpferischen Freiheit des Geistes.

Die Hemmung der Lebensaufstiege durch jenes Leben, welches sich den Lebensopfern entzieht und sich durch Aneignung des reinen Individualnutzens breit macht, geht durch die ganze Lebewelt. Das tragischste Beispiel liefert der Kulturmensch selbst, der sich durch seine Kultur ein solches ungeheueres Auslesegewicht an wurzellosen und erbfremden Individualvorteilen verschafft hat, daß er den Naturrassen der Menschheit die Lebensgrundlagen abschneidet, so daß sie noch vor ihm untergehen müssen, die einzigen Rassen, welche noch biologische Entwicklungsmöglichkeiten besitzen, um zu neuen Entwicklungen aufsteigen zu können.

Gäbe es eine metaphysische Schöpfungsvernunft, durch welche die Möglichkeiten einer Realisierung von Lebensaufstiegen ausgeschöpft würden, so dürfte es derartige Unvollkommenheiten und Hemmungen in der Schöpfung nicht geben, das Entwicklungstempo auf der Erde hätte ein weit schnelleres sein müssen und das Leben hätte zu einer Entwicklungshöhe aufsteigen müssen, die unser Vorstellungsvermögen übersteigt.

Vergleichen wir die Entwicklungen in den verschiedenen Lebensräumen der Erde miteinander, so kommen wir zum gleichen Schlusse: Die Lebensentwicklungen isolierter Gebiete zeigen uns, daß hier von den reichen Aufstiegsmöglichkeiten des Lebens kein Gebrauch gemacht wird, daß also keinerlei Schöpfungsvernunft darin wirksam ist. Gegenüber isolierten Inseln wie z. B. den Galapagos-Inseln zeigt Australien eine weite Aufstiegsüberlegenheit in seinen Lebensschöpfungen; wiederum zeigt Südamerika eine ausgesprochene Überlegenheit gegenüber Australien, Nordamerika gegenüber Südamerika, die eurasische Kontinentalmasse gegenüber Nordamerika. Mit der Größe und physischen Mannigfaltigkeit der Lebensräume wächst das Entwicklungspotential. Wir müssen daraus den Schluß ziehen, daß sich auch in Eurasien noch keineswegs die höchste Ausschöpfung der Entwicklungsmöglichkeiten realisiert hat, daß durch eine noch glücklichere Anhäufung und Gliederung von Kontinentalmassen auch Eurasien noch beträchtlich überboten worden wäre. Es zeigt aber auch diese Betrachtung, wie abwegig die Vorstellung metaphysischer Schöpfungsprinzipien ist, wo uns doch die Lebensentwicklung eindeutig demonstriert, daß die irdischen Faktoren alle Schöpfungsverwirklichung bestimmen, daß überall reichste Möglichkeiten zu Lebensaufstiegen gar keine Realisierung finden, weil die Umweltfaktoren nicht derartige sind, solche Entwicklungen in Gang zu setzen, zu lenken und hoch zu treiben, aus bloßem innerem Antrieb aber überhaupt nichts Neues geschaffen wird. Die metaphysische Welt ist unschöpferisch und tot. Der Mensch aber hat das Nichts hinter der greifbaren Welt mit geheimnisvollen Geistern als Weltursachen bevölkert.

Es ist für einen jeden Geist von Eigenständigkeit und Eigenverantwortlichkeit ein sehr erhebender Gedanke, daß die ganze Weltenschöpfung frei von einer lenkenden Einsicht und Vernunft ist, daß nirgends die Schöpfungsmöglichkeiten in der Welt aus inneren Gesetzen ausgenutzt werden, daß also der Geist durch solche Götterlosigkeit und Unvollendung der Welt erst in die volle Höhe seiner Freiheit gelangt, selbst Schöpfer und Vernichter von Werten und von Unwerten, selbst ein Gott sein zu können. Einer solchen erhabenen Schöpfungsfreiheit begibt sich der gottgläubige Mensch, der notwendigerweise ein abhängiger, unfreier und unselbständiger und kein schaffensfreudiger Geist ist. Wo göttliche Vorsehung die Welt regiert, ist auch das menschliche Tun für das Zukunftsschicksal der Menschheit völlig gleichgültig, da alles Leben und alle seine Erbzukunft nicht ein Ergebnis natürlicher Züchtungsbedingungen ist, sondern dem göttlichen Entscheide untersteht (worauf wir schon am Schlusse des Abschnittes 24,40 hinwiesen).

Die ganze Lebewelt ist voll von Unvollkommenheiten und von unausgeschöpften Möglichkeiten der Realisierung von Vervollkommnungen. Daß der Mensch nur die durch Naturauslese zusammengehäuften Vollkommenheiten sieht, nicht aber die unzähligen M ö g l i c h k e i t e n der Vervollkommnung, die keine Verwirklichung finden und fanden (aus der Notwendigkeit der Mängel, die der von keiner Einsicht gelenkte Ablauf des lebendigen Geschehens ergeben muß), ja daß der Mensch selbst gegen die gröbsten Unvollkommenheiten des Lebens wie seine eigenen Erbentartungen mit Erfolg geistig blind zu bleiben sich bemüht: dieses ermöglicht erst seinen verhängnisvollen (weil jeden moralischen Individualverzicht unmöglich machenden) Glauben an den metaphysischen Sinn des Naturgeschehens oder gar seinen Glauben an eine göttliche Vorsehung, welche im Naturlaufe wirksam sei und demselben eine moralische Bestimmung erteile, an deren Verwirklichung mitzuwirken der Mensch selbst Verantwortung erhalte. Es sind leere Hirngespinste, geboren aus rein individualnützlichen Instinkten der individuellen Selbstbewahrung, die mit Hilfe aller Selbstverlogenheiten dem eigenen Ich mit der Einrede eines hohen, nicht opferbaren Wertes schmeicheln möchten. Erst die Kultur siebt solche Instinkte der betrügerischen Selbsterhöhung im Dienste der Opferfeindschaft und Selbstbewahrung im Menschen aus und verleiht ihnen Auslesegewicht.

„Ich beschwöre euch, meine Brüder, b l e i b t d e r E r d e t r e u und glaubt

denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden! Giftmischer sind es, ob sie es wissen oder nicht.

Verächter des Lebens sind es, Absterbende und selbst Vergiftete, deren die Erde müde ist: so mögen sie dahinfahren!

Einst war der Frevel an Gott der größte Frevel, aber Gott starb, und damit starben auch diese Frevelhaften. An der Erde zu freveln ist jetzt das Furchtbarste, und die Eingeweide des Unerforschlichen höher zu achten, als den Sinn der Erde!...

Ich liebe die, welche nicht erst hinter den Sternen einen Grund suchen, unterzugehen und Opfer zu sein: sondern die sich der Erde opfern, daß die Erde einst des Übermenschen werde." (Nietzsche: „Also sprach Zarathustra".)

24,60. Vielsätzigkeit bei Tieren[234].

Im Gegensatz zu den Pflanzen findet sich Vielsätzigkeit selten bei Tieren, denn bei Tieren steht das gesamte Funktionsgefüge in einer so starken wechselseitigen Abhängigkeit seiner Teile und ist so hochorganisiert, daß ein so starker Eingriff wie eine Verdoppelung des Erbschatzes meist zu Einbußen in der Lebensfähigkeit führen muß. Schon bei niederen Wirbeltieren werden drei- oder viersätzige Individuen nicht mehr geschlechtsreif oder sterben schon als Larven ab. Bei niederen wirbellosen Tieren entwickeln sie sich besser, doch kommt es bei Getrenntgeschlechtlichkeit zu erblich bedingten Störungen in der Geschlechtsbestimmung und damit zur Unfruchtbarkeit. Anders, wenn die geschlechtliche Fortpflanzung verlorengegangen ist, und eben solche Formen sind es ja, welche durch ihren unbedingten Kampf für die Individualerhaltung geradezu für Vielsätzigkeit prädisponiert sind. So finden wir z. B. bei gewissen Arten von Rüsselkäfern Rassen mit Jungfernzeugung, und aus ihnen gehen zuweilen Rassen mit Vielsätzigkeit hervor, und wir machen hier die gleiche Feststellung wie im Pflanzenreich, daß die vielsätzigen Formen die Randgebiete des Verbreitungsareals mit extremen Lebensbedingungen bevölkern, wo also die übermäßige Individualvernichtung, welche nicht mehr durch Fruchtbarkeit aufgewogen werden kann, auf äußerste individuelle Erhaltungseigenschaften züchtet mit Verlust überindividueller, individualgefährdender Eigenschaften, während die geschlechtlichen doppelsätzigen Formen in Gebieten leben, in denen ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Umweltwiderstand und Rassenbinnendruck besteht.

24,61. Der Zuchtkampf bei Pferd und Esel.

Ein Pferd erreicht etwa ein Alter von 40 Jahren (wenn es an Altersschwäche stirbt), der kleinere Esel aber wird 10 oder 15 Jahre älter. Gleichwohl ist der Esel das leistungsmäßig entschieden höher gezüchtete Tier. Er ist in den unwirtlichen Gebieten, die er bewohnt, das gefährdetere, stärker von Vernichtung bedrohte. Pferd und Esel werfen nur ein Junges, und diese Zahl ist nicht steigerungsfähig, denn das Junge muß kräftig entwickelt sein, wenn es zur Welt kommt. Die stärkere Gefährdung des Jungtieres hat beim Esel dazu geführt, daß dessen Tragzeit etwa 6 Wochen länger ist als die des Pferdes, beim Pferd 11 Monate, beim Esel etwa 12½ Monate, so daß das Junge entwickelter und selbständiger ist, wenn es zur Welt kommt. Der Esel ist bereits mit zwei Jahren fortpflanzungsfähig, das Pferd erst mit drei Jahren. Vergleichsweise hat das ebenso große Rind eine Tragzeit von nur 9 Monaten, wird schon mit 1½ Jahren fortpflanzungsfähig, erreicht ein Alter von nur 20 bis 25 Jahren und wirft zuweilen zwei Junge. Es gehört eben zu dem stammesgeschichtlich später differenzierten, heute noch in Blüte stehenden Stamm der Wiederkäuer, die noch zu einer Zeit einer härteren physiologischen Leistungszüchtung unterworfen waren, als die Pferde-Vorfahren

---

[234] Dobzhansky, T., 1939, a. a. O. (unter 21, 6) . . . S. 155—158.
„Fortschritte der Zoologie". 1942. Bd. 6, S. 200—202.
„Fortschritte der Zoologie". 1947. Bd. 8, S. 173.
„Naturwissenschaftliche Rundschau". 1949. Bd. 2, S. 555—560.

schon körperlich sich stärker differenziert hatten. Während ihrer Lebenszeit wirft also eine Eselstute mehr Junge als eine Pferdestute, denn entsprechend der größeren Vernichtungsrate des Esels unter Naturbedingungen züchtete sich dessen Fruchtbarkeitsdauer und somit dessen Lebensdauer hinauf, da die Zahl der Jungen pro Wurf nicht vermehrbar war. Die Größe der Vernichtung gibt noch keine Auskunft über den Züchtungswert derselben. Das Pferd ist anfälliger gegen Seuchen, was den Züchtungswert der Vernichtung herabsetzt. Der Esel behauptet sich unter den erschwerteren Lebensbedingungen von Halbwüsten; nur wenn er bei der kärglichen Nahrung und den erschwerteren klimatischen Anforderungen dieser Gebiete kräftig gedeiht, wird er nicht zur Beute von Raubtieren (ursprüngliche Verhältnisse vorausgesetzt, in denen er der Züchtung durch Großraubtiere unterworfen war).

Der Esel ist leistungsmäßig fast in jeder Hinsicht dem Pferde überlegen, auch in seinen geistigen Fähigkeiten. Als Arbeitstier ist er vorzüglich in Gebirgsgegenden zu verwenden, wo das Pferd versagt. Er geht sicheren Schrittes auf felsigen und steinigen Pfaden und mit großer Ausdauer bergauf wie bergab, wo ein Pferd irgendeiner sogenannten Hochzucht hilflos stolpert und stürzt, in den Vorderbeinen erlahmt oder mit Lunge und Herz versagt. Die kleinen Hufe sind weit leistungsfähiger als die des Pferdes, so daß ein Arbeitsesel, wenn er nicht auf steinigen Wegen stark beansprucht wird, keine Hufeisen braucht. (Der Huf des Hauspferdes ist durch den Hufeisenschutz heruntergezüchtet worden, denn man behält keine rassische Werteigenschaft auf die Dauer, wenn ihr Besitz nicht über Sein oder Untergang entscheidet.) Die Leistungsfähigkeit des Esels in dem harten Klima der Wüste hat ihn zum Arbeitstier südlicher Länder gemacht und hat auch zur Maultierzucht geführt, zur Kreuzung mit den größeren Pferden. Das Maultier kann vermöge seiner Größe schwerere Lasten schleppen als der Esel. Daß es ihm an sich überlegen wäre, ist unrichtig; im Gegenteil, sein physiologisches Leistungsniveau ist niedriger, wie es auch zu erwarten ist. In Lateinamerika, wo ich jahrelang Warentransporte auf Maultieren und Eseln leitete, stellte ich fest, daß die Maultiere entsprechend ihrer Größe etwa 50 % mehr Futter benötigten als die Esel, daß aber die Lasten nur um etwa 30 % gesteigert werden durften, wenn die Tiere bei Dauerbeanspruchung nicht von Kräften kommen sollten. Noch weit geringer war die relative Dauerleistung der Pferde im Gewichtstragen; sie wurden daher nur im Notfalle als Lasttiere gebraucht. Im Gegensatz zur herkömmlichen Meinung ist der Wildesel ein edleres Tier als das Wildpferd, d. h. ein vollkommener gezüchtetes Tier, wenn man dem Begriffe „edel“ diesen biologischen Sinn gibt; er wurde dies, weil er größeren Vernichtungsgefahren und Leistungsbeanspruchungen unterworfen war als das Pferd. Wenn auch das Pferd eine etwas geringere Lebensdauer hat als ein Esel, so wird doch dieser Rassengewinn dadurch zunichte gemacht, daß sich unter den Pferdehengsten als Folge zu geringer Lebensgefährdung und dadurch bedingter Übersteigerung des Rassenbinnendruckes ein stärkerer Paarungs-Wettstreit herauszüchtete, durch den die meisten Paarungslustigen verdrängt werden; der Wildpferdehengst wacht sehr eifersüchtig über seinen Stuten; das verringert natürlich die Kombinationszüchtung und führt zu einer Fehlauslese von Erbsprüngen in Richtung eines Rassenbinnenkampfes. Das feurige Temperament des Rosses hat hierin seine Wurzeln.

24,62. Die biologische Potenz wilder Schweine.

Huftiere vermögen nur sehr wenige Junge, meist eins oder zwei, zur Welt zu bringen. Eine Ausnahme macht das Schwein. Das europäische Wildschwein wirft jährlich meist vier bis sechs, selten bis zwölf Junge. Wenn das Wildschwein zwanzig bis dreißig Jahre alt wird, so ist dies in Anbetracht der Größe des Tieres nicht sehr hoch, wenn es auch bereits eine beginnende Überzüchtung anzeigt. Es beweist dies Alter in Verbindung mit der großen Fruchtbarkeit, welche durch ein solches Alter verlängert wird, daß das Wildschwein einer starken Vernichtung unter natürlichen Verhältnissen ausgesetzt ist; diese trifft besonders die Jung-

tiere. Natürliche Verhältnisse gibt es freilich heute nirgends mehr auf der Erde, da der Mensch einen Ausrottungskrieg gegen die unentbehrlichen Züchter der Huftiere, die großen Raubtiere, führt. Unser Wildschwein ist dabei, sich durch Züchtung auf Größe und Wehrhaftigkeit der starken Gefährdung bereits wieder mehr zu entziehen. Die höchste Rassenpotenz werden andere kleinere wilde Schweinearten haben, mit stärkerer Gefährdung im Reifestadium, welche bis zu 24 Junge pro Wurf haben. Die afrikanischen Wildschweine sind viel weniger wehrhaft als unser europäisches. Die züchterische Ursache ist leicht erkenntlich: Löwe und Panther sind für dieselben sehr gefährliche Feinde; eine Züchtung auf Wehrhaftigkeit und Wehrinstinkte ihnen gegenüber ist für das Schwein weniger erfolgreich als eine Züchtung auf Schnelligkeit und Wendigkeit, auf Fluchtinstinkte und auf Intelligenz zur Vermeidung einer Begegnung mit diesen Räubern. Anders in Europa. Gegenüber einem Wolfe hatte Wehrhaftigkeit Züchtungswert für das Wildschwein. Zur Wehrhaftzüchtung gehört vor allem auch die Vergrößerung des Körpers. Der größere Körper bedarf zu seiner Erhaltung einer größeren Nahrungsmenge und kann schon deshalb, abgesehen von Tieren mit leichter Nahrungsgewinnung, weniger Überschuß für die Fortpflanzung abgeben, wenn kein begünstigender Nahrungswechsel erfolgt, wie z. B. beim Höhlenbären, der mit seiner Größenzunahme reiner Pflanzenfresser wurde. Die Trächtigkeitsdauer wird mit der Größenzunahme verlängert, ebenso die Entwicklungsdauer der Jungen. Die Fruchtbarkeit muß sich herabzüchten, was im Einklang mit der geringeren Gefährdung durch Feinde steht. Aber die biologische Entwicklungspotenz sinkt bei alledem. Jedes Lebewesen bedarf der Feinde, die seine Züchtung antreiben; mit der Möglichkeit, sich den Feinden zu entziehen, sinkt das biologische Entwicklungspotential. Die größten und wehrhaftesten Tiere, die keine Feinde mehr über sich haben, haben geologisch eine sehr kurze Dauer; sie gehen immer wieder unter und sterben aus, während immer von neuem aus dem breiten Schoße des Lebens neue Arten hochsteigen und ihre Stelle einnehmen. Auch der Mensch, dies am schlimmsten gegen alle wilden Tiere wütende Raubtier, das keinen Raubtierfeind über sich hat, muß untergehen, sogar viel schneller als sie alle, da er sich mehr als sie alle um die rassisch heilsamen Gefährdungen des Lebens verarmt hat.

Gerade diese Gefährdung, die bei wilden Schweinen größer ist als bei allen anderen Huftieren, die es sonst gibt, hat es ermöglicht, daß die Schweine in ihrem Körperbautypus am wenigsten unter allen Huftieren spezialisiert wurden, dafür aber in ihrem biologischen Leistungsvermögen höher als alle anderen gezüchtet wurden. Die Höherzüchtung physiologischer und zentralnervöser Leistungen kann nur dann erfolgen, wenn das Tier sich leistungsmäßig voll im Zuchtkampfe einsetzen muß bei hoher Vernichtungsgefährdung, wenn es keine schutzbietenden Spezialanpassungen erwerben kann, die den auf ganzheitliche Leistungen gerichteten Zwang herabsetzen. Hier sind große Entwicklungsplastizität und starke Rassenbildungsvorgänge bei weiter Ausbreitung und gestaffelter Inzucht wesentlich, so daß fortwährend Lokalformen, welche Schutzanpassungen erwerben und dadurch ihre Fruchtbarkeit herabsetzen, durch den überindividuellen Ferngewinn solcher Formen, welche den Gefährdungen nicht entrinnen, ihre Fruchtbarkeit beibehalten und der Vernichtungshöhe angleichen, verdrängt werden. Wilde Schweine zeigen starke Rassenbildung, was eine hohe Entwicklungsplastizität anzeigt.

Daß das Schwein das verachtetste Tier des Menschen wurde, liegt daran, daß es, ähnlich der Ratte, ein Allesfresser blieb, der bei großer Fruchtbarkeit so leicht nicht durch unhygienische Ernährungsweise rassisch gefährdet wurde; es wurde mit jeder Art Nahrung fertig, während weniger in ihrer Fortpflanzung gesicherte Arten eher zu einer Beschränkung ihrer Nahrungswahl nach Sauberkeit und hygienischer Unbedenklichkeit gezüchtet werden, mit Anzüchtung von Ekelempfindungen gegenüber Nahrung, welche besondere Infektionsgefahren birgt, so daß diese nunmehr unappetitlich wird und Widerwillen erregt. Solche Ekelhaftigkeit und Unappetitlichkeit ist ja, worauf wir schon (in Abschnitt 24,9) hin-

wiesen, nicht etwas, was einem Gegenstande selbst zukommen könnte (ebensowenig wie Häßlichkeit, Schönheit usw.), sondern es sind lediglich Empfindungen, und sie existieren nur im Subjekt, das den (real vorhandenen) Gegenständen, welche lediglich physikalisch als Auslöser wirken, nunmehr solche zusätzlichen Erlebnisqualitäten als Inhalte beimißt. (Eine sehr wirksame und unentbehrliche Selbsttäuschung, die man durchaus in Ehren halten sollte.) Mit der Verabscheuung solcher Nahrung wächst dann allmählich immer mehr die Züchtung auf Empfindlichkeit und Unverträglichkeit derselben, weil die Erbfestigkeitszüchtung (durch Individualopfer) gegenüber den Krankheitserregern der mikrobenbeladenen Substanzen infolge der Vermeidung durch die Ekelempfindungen nicht zustande kommt. Das Schwein hat zudem unter der Züchtung und Haltung durch den Menschen starke Einbußen in seinen geistigen Fähigkeiten erfahren (was unter Abschnitt 21,20 erläutert wurde) und in seinen Instinkten.

Trotz seiner Größe und eines Normalgewichtes von 150 bis 200 Kilo, also mehr als das Doppelte eines erwachsenen Mannes, ist das Wildschwein schon mit 1½ Jahren fortpflanzungsreif. Eine solche schnelle Reife konnte nur in einer langdauernden Leistungszucht bei hoher Gefährdung der Jugendstadien gewonnen werden; Tiere mit schneller durchlaufenem Jugendstadium hatten bessere Überlebensaussichten (nicht damit verwechseln sollte man die überstürzte Notreife, die der Mensch seinem Hausschwein anzüchtete, um dessen Nutznießbarkeit so hoch wie möglich hinaufzutreiben). Die natürliche schnelle Erlangung der Vollreife bedeutet eine Steigerung unzähliger ineinandergreifender physiologischer Entwicklungsabläufe. Infolge ihrer geringen Spezialisierung nach Körperbau und Lebensweise haben die Schweine noch eine große stammesgeschichtliche Zukunft. Auch in geistiger Hinsicht sind sie den anderen Huftieren überlegen. Während diese einseitiger in ihrer Lebensweise wurden und dadurch sich zu behaupten wissen (z. B. als Fluchttiere mit Zehenreduktion bis zur Einzelzehe beim Pferd, als Nahrungsspezialisten bis zum Wiederkäuermagen) mit Reduktion der Fruchtbarkeit und später Austragung von weit entwickelten Jungen, blieben die Schweine vielseitiger und setzten der Vernichtungszunahme eine Steigerung der Fruchtbarkeit und Beschleunigung der Jugendentwicklung entgegen und frühes Austragen von trotzdem bereits sehr selbständigen Jungen.

Den Schweinen stehen durch die züchterischen Gewinne der höheren Lebensopfer, welche sie aufbrachten, die Spezialisationswege der Entwicklung noch offen, welche von anderen Huftieren schon nahezu zu Ende durchlaufen worden sind. So wie die einst vorherrschenden Unpaarhufer (Pferde, Tapire und Nashörner als heutige Relikte) den Wiederkäuern das Feld räumen mußten, so werden voraussichtlich mal in fernen Jahrmillionen die Wiederkäuer verschwinden, und es werden die Nachfahren der heutigen wilden Schweine deren Lebensräume einnehmen und eine reiche Entfaltung erfahren. Es ist durchaus möglich, daß mal der Rüssel der Schweine sich zu einem Greiforgan nach Art eines Elefantenrüssels weiterzüchten wird (so wie sich auch der letztere aus einem schweineartigen Rüssel entwickelt hat), was zu einer außerordentlichen Intelligenz und Geisteszüchtung führen müßte, in Anbetracht der sich immer rapider steigernden Intelligenzzüchtung, welche an sich schon in allen Säugerordnungen erfolgt. Aber noch wahrscheinlicher mag es sein, daß die wilden Schweine überhaupt durch den Menschen ausgerottet werden, ehe dieser selbst an Entartung zugrunde gegangen sein wird, denn das Allesfressertum der Schweine verträgt sich so wenig mit dem alleinigen Herrschaftsanspruch des Menschen über die Erde wie das der Ratte, und er führt zum Schutze seiner Kulturgewächse in den meisten Ländern einen Vernichtungskrieg gegen wilde Schweine; es ist vorauszusehen, daß, wenn der Mensch zahlenmäßig weiterhin derart kaninchenhaft auf der Erde zunimmt wie bisher, die Familie der Schweine ihrer Ausrottung entgegengehen muß, womit dann eine der aussichtsreichsten Aufstiegszüchtungen zu neuen Lebewelten der Erdenzukunft durch dieses verhängnisvollste aller Tiere schon im Keime vernichtet sein wird. Der Mensch ist der verheerendste Schädling und Wüstling der Erde.

Auf der Insel Celebes lebt ein altertümliches und spezialisiertes Schwein, der einzige lebende Vertreter einer Unterfamilie, die sich etwa im Oligozän, vor dreißig oder etwas mehr Millionen Jahren, von dem Hauptstamm der Familie der Schweine abzweigte. Dies ist der Hirscheber oder Babirussa. Er war in seiner abgeschlossenen Heimat so geschützt vor größerem Raubwild, daß er seine Fruchtbarkeit stark gesenkt hat. Es werden nur 1 bis 2 Junge geworfen, und obwohl diese nicht entwickelter sind als die zahlreichen Jungen unseres Wildschweines, beträgt die Tragzeit über fünf Monate, während sie beim Wildschwein rund vier Monate beträgt. Dabei ist das Wildschwein größer als Babirussa, und die Tragzeit der Tiere nimmt normalerweise mit der Körpergröße zu. Wir sehen hier, wie die physiologische Leistungszüchtung bei Babirussa infolge der geringen Vernichtung durch Feinde gegenüber unserem Wildschwein zurückgeblieben ist. So hat sich auch nur eine Art Hirscheber unter dem Schutze vor Feinden auf unsere Zeit hinüberretten können, während die Hauptlinie der Wildschweine in einer Anzahl Arten durch den größten Teil der alten Welt verbreitet ist. Die geringe Gefährdung des Hirschebers hat noch eine besondere Fehlzüchtung zur Folge gehabt, nämlich eine ganz unsinnige Überentwicklung der Hauer (worauf wir in Abschnitt 21,10 eingingen).

24,63. Die biologische Potenz der Raubtiere.

Wie unter den Nagetieren die Ratten, unter den Huftieren die Schweine in ihrer Lebensweise vielseitig blieben, sich nicht in bestimmten körperlichen Spezialisierungen zu einseitig festlegten, sich einer stärkeren Vernichtungsgefahr preisgaben, welche sie in ihrem physiologischen Leistungsvermögen zur Spitzengruppe ihrer Tierordnung züchtete, so finden wir das Entsprechende unter den Raubtieren etwa bei den Hundeartigen, zu denen vor allem die Wölfe, die Schakale, die neuweltlichen Präriewölfe und die Füchse zählen. Der Haushund stammt vom Wolf ab. Äußerlich ist damit die Familie der Hunde (Caniden) den gemeinsamen Vorfahren der Landraubtiere, den noch kleinhirnigen Urraubtieren (Creodonten) der Paleozän- und Eozänzeit im großen und ganzen am ähnlichsten geblieben. Die gemeinsame Wurzel aller Landraubtiere (Hundeartige, Bären, Marder, Katzen, Zibethkatzen, Hyänen) liegt etwa am Ende der ersten Tertiärperiode, der Paleozänzeit, ungefähr 50 Millionen Jahre zurück. Damals erfolgte die Zweispaltung in einen Hundestamm und einen Katzenstamm; von dem ersteren zweigten später Marder und Bären ab, von dem letzteren Zibethkatzen und Hyänen.

Die Katzenartigen sind die vollkommensten Raubtiere, die es gibt. Sie haben den Raubtiercharakter in der höchsten Ausprägung erreicht, der wohl kaum noch wesentlich überboten werden wird, und damit sind die verschiedenen Arten dieser Tierfamilie in ihrem Körperbau recht einheitlich; es gibt bei der hohen Vervollkommnung im Körperbau keine so große Wahl in Sonderausbildungen mehr. Die Hundeartigen sind demgegenüber als Raubtiere weit weniger spezialisiert, sie sind im allgemeinen mehr Allesfresser geblieben, welche allerlei Pflanzenkost nicht verschmähen und auch gern Aas und allerlei Unrat verzehren. Wir haben hier ein Gegenstück zu der unwählerischen und unsauberen Ernährung der Ratten und Schweine. Im Gegensatz dazu sind die Katzenartigen in ihrer Ernährung anspruchsvoll in bezug auf Hygiene. Die einseitige Ernährung von frisch erbeuteten Jagdtieren mußte sie empfindlicher gegen Ernährungsinfektionen züchten. Die Hundeartigen haben eine größere Jungenzahl als die Katzenartigen, die Vernichtungsrate ist also größer, die Lebensdauer im allgemeinen kürzer. Die Tragzeit beträgt bei Wolf und Fuchs zwei Monate, bei der Katze trotz ihrer viel kleineren Jungen ebenso lang, beim Löwen 3½ Monate. Der Fuchs wird wie die kleinere Katze mit einem Jahre fortpflanzungsfähig, der Wolf mit 2½ Jahren, der Löwe erst mit fünf Jahren. Die Katzenartigen sind demnach in fortpflanzungsphysiologischer Leistung den Hundeartigen unterlegen. Das gilt auch in geistiger Hinsicht. Das Gehirn ist bei Hunden relativ größer und reicher gefurcht als bei Katzen, an Begabung sind sie den letzteren weit überlegen. Unter den Hunden

wiederum übertreffen die kleineren, kurzlebigeren, frühreiferen und stärker gefährdeten Füchse, Schakale und Präriewölfe die Wölfe und die von den letzteren abstammenden Haushunde an geistigen Fähigkeiten, es sind die begabtesten Raubtiere. Während sich die Katzen körperlich einseitige Raubtiereigenschaften anzüchteten, waren die Hundeartigen im Erwerb der Vorteile der körperlichen Ernährungsspezialisierung auf den Raubtiertyp mehr behindert, waren dadurch gefährdeter und vermochten so ihre Fruchtbarkeit höher und ihre Lebensdauer durch ihre größer bleibende Entwicklungsplastizität niedriger zu halten, wobei ihre Leistungszüchtung eine physiologischere und umfassendere wurde. Ihnen stehen noch körperliche Differenzierungsmöglichkeiten offen, welche von den Katzen bereits durchlaufen worden sind. Trotz ihrer vorzüglichen körperbaulichen Anpassungen stehen die Katzen bereits heute schon gegenüber den Hundeartigen im ganzen in ihrer biologischen Expansionskraft zurück. Die Hundeartigen haben eine weitere Verbreitung über die Erde und wissen sich den verschiedensten Lebensbedingungen besser anzupassen; sie zeigen auch ein größeres Rassenbildungsvermögen. Es ist vorauszusehen, daß sie die Katzenartigen in späteren Jahrmillionen weit überflügeln und verdrängen müssen.

Die Zukunftsaussichten der heute ebenfalls in Blüte stehenden Familie der Bären sind schlechter als die der Hundeartigen. Die Bären sind zu einer vorzugsweise pflanzlichen gefahrlosen Ernährung übergegangen, und zwar als wehrhafte Tiere, was Sackgassenentwicklungen zur Folge haben muß. Der Braune Bär, der zudem noch durch seinen Winterschlaf der Bewährungsauslese durch die winterliche Not entgeht, wird erst mit dem 5. bis 6. Lebensjahre fortpflanzungsfähig; die Bärin kann sich noch mit 30 Jahren fortpflanzen, und es sollen Bären in Gefangenschaft 50 Jahre alt geworden sein. Wir hatten schon bei der Riesenschildkröte besprochen, daß der Schutz vor Gefährdung das Lebensalter hinaufzüchten muß. Die Trächtigkeitsdauer beträgt etwa sieben Monate, obwohl die zwei bis drei Jungen hilflos blind geboren werden und nur gut Rattengröße haben (wie beim Löwen mit seinen 3½ Monaten Trächtigkeitsdauer). Der Eisbär ist sogar acht Monate trächtig. Die geistigen Fähigkeiten der Bären stehen, von gewissen Begabungen abgesehen, die mit dem Baumklettern zusammenhängen, den Hunden gegenüber deutlich zurück.

24,64. Der Zuchtkampf bei Halbaffen und Affen.

Die Fortpflanzungsleistungen beim Menschen werden nur verständlich, wenn man sie mit der Fortpflanzung bei Affen und Halbaffen vergleicht. Etwa in der oberen Kreidezeit gingen aus winzigen, nur mehrere Zentimeter großen spitzmausartigen Insektenfressern die Halbaffen hervor, welche im älteren Tertiär eine außerordentliche Entfaltung erreichten. In der mitteleozänen Braunkohle des Geiseltales bei Halle, die uns eine Lebewelt über mehr als 40 Millionen Jahre in einem einzigartigen Erhaltungszustande überliefert hat, sind über zehn Halbaffenarten gefunden worden, welche ebensovielen verschiedenen Gattungen angehörten; da die meisten dieser Arten bislang nur in einem einzigen Versteinerungsrest vorliegen, ist also anzunehmen, daß es noch mehr Halbaffenarten in jenem Braunkohlenwalde gegeben hat; es muß also von Halbaffenarten geradezu gewimmelt haben; sie waren offenbar die weitaus artenreichste Säugerordnung der damaligen Zeit und waren wohl über die ganze Alte und Neue Welt verbreitet. Etwa mit dem Ende der Eozänzeit sind aus Halbaffen die eigentlichen Affen hervorgegangen. Vergleicht man die Verbreitung und Mannigfaltigkeit der heutigen Halbaffen und Affen mit jener der Eozänzeit, so ist offensichtlich ein starker Rückgang eingetreten. In sehr weiten Gebieten der Erde fehlen sie heute gänzlich, namentlich fast überall in den gemäßigten Klimazonen. Daß nicht Unfähigkeit der Anpassung an niedere Temperaturen vorliegt, beweist das Vorkommen einer Affenart in Tibet bis in 4000 Meter Höhe und einer anderen in Gebirgen Nordwestchinas in 40 Grad nördlicher Breite, wo es doch recht tiefe Wintertemperaturen gibt. Sogar Menschenaffen, die seit Millionen von Jahren in Tropen leben, sind, obwohl sie dem Menschen physiologisch am nächsten stehen,

bei uns viel weniger kälteempfindlich als der Europäer selbst und werden winters oft unbekleidet in Räumen von 5 bis 7 Grad C und weniger gehalten, ohne zu frieren, während der Kulturmensch für sich selbst mit einer Temperatur von unter 17 Grad C als Zimmertemperatur bei körperlicher Bekleidung nicht mehr auskommen kann. Wir finden eine Parallele zum Kulturmenschen bei gepflegten, erbverwahrlosten Schoßhundrassen, welche ebenfalls die Fähigkeit der Anpassung an niedere Temperatur verloren haben und schon bei Temperaturen wie den genannten von 5 bis 7 Grad C vor Kälte zittern und zugrunde gehen; da Schoßhundrassen eine ähnliche Pflege genießen wie der Mensch selbst, werden sie nicht alt, sie entarten und werden aus anderen Rassen wieder neu gezüchtet.

Wir sehen in der Wildnis Halbaffen und Affen nur auf Gebiete üppigen Pflanzenwuchses und besonders günstiger Kletterverhältnisse beschränkt, wie sie eben fast nur die Tropenwälder bieten. Dabei sind die Halbaffen im wesentlichen nur noch in Rückzugsgebieten zu finden wie auf dem isolierten, in der Tierentwicklung zurückgebliebenen Madagaskar, wo sie noch in zahlreichen Arten vertreten sind. In unseren Breiten sind ihre Wohnräume im wesentlichen von der Vogelwelt eingenommen worden, die sich so reich entfaltet hat. Aber selbst Nagetiere wie das Eichhörnchen haben sich als Baumkletterer bei uns zu halten vermocht, während Halbaffen und Affen verschwinden mußten; dabei brachten aber Halbaffen und Affen durch den Besitz ihrer Greifhände und Greiffüße sowie durch ihre höhere Gehirnentwicklung doch körperlich und geistig bessere Voraussetzungen mit für ein Baum- und Kletterleben als Nagetiere. Durch vorzugsweise Ernährung mit mühelos gewinnbaren Früchten haben sie jedoch dabei ihr Verdauungsvermögen auf leicht verdauliche Nahrung eingeengt, die ihnen unsere Breiten im Winter gar nicht zu bieten vermöchten. So mußten sie sich aus vielen Gebieten verdrängen lassen.

Gerade durch ihre gute Anpassung an das Baumleben und durch ihre Intelligenz haben sich die Halbaffen in der Eozänzeit schon zu stark der Lebensgefährdung entzogen gehabt; sie gewannen damit ein solches Übergewicht bei den damals noch geringeren Anforderungen in der Selbstbehauptung, daß sie zu einer reichen Artenentwicklung gelangten und daß sie ihre Fruchtbarkeit herabzüchteten. Damit mußten sie in ihrer Entwicklungsfähigkeit erstarren, blieben in ihrem Typus stecken und wurden schließlich ausgemerzt oder zurückgedrängt. Es gibt nicht Bedenklicheres für die Zukunftsentwicklung einer Organismengruppe als die Daseinssicherung ihrer Individuen. Die entwicklungsphysiologische Leistung des Organismus ist bei Halbaffen und Affen völlig zurückgeblieben und ist wohl die geringwertigste unter allen Säugetierordnungen. Damit steht in Übereinstimmung, daß diese Tiere nur ein Junges in einem oder in mehreren Jahren hervorbringen trotz ihrer durchschnittlich geringen Körpergröße. Ein Javamakak wird nur 3 bis 4 Kilo schwer, ist also nur 2 Drittel so schwer wie ein Hase; jedoch braucht er trotz seiner Kleinheit nahezu fünf Jahre, um geschlechtsreif zu werden, während ein im zeitigen Frühjahr geborener Hase noch im späten Sommer des gleichen Jahres fortpflanzungsfähig ist. Ausgewachsen ist der Javamakak erst mit etwa sieben Jahren; erst dann ist sein bleibendes Gebiß vollständig. Der Hase dagegen wird überhaupt nur etwa sieben Jahre alt, meist erliegt er aber seinen vielen Feinden schon viel früher. Der Hase wirft im Jahre etwa zehn Junge, der Makak nur etwa in zwei Jahren ein einziges Junge; Vermehrung und Vernichtung pro Jahr betragen also beim Hasen etwa das Zwanzigfache, was natürlich eine beträchtlich schnellere Entstehung und Einsammlung von Glückserbsprüngen für die Rasse bedeutet (oder wenigstens ehemals bedeutete, als der Hase noch kein menschliches Nutzobjekt war, sondern der Züchtung durch seine Raubfeinde unterlag). Der Hase hat eine Tragzeit von 4½ Wochen bei 2 bis 4 Jungen pro Wurf, der Makak von 24 Wochen für ein einziges Junge und entsprechend kleinere Halbaffen der Gattung Lemur eine Tragzeit von etwa 20 Wochen. Dabei ist das Hasenjunge schon ziemlich selbständig und bedarf schon nach 14 Tagen nicht mehr seiner Mutter, während das neugeborene Makakenkind sehr pflegebedürftig ist und etwa 1¾ Jahre lang ge-

säugt wird; es erhält erst mit 4½ Monaten sein Milchgebiß und wächst außerordentlich langsam heran. Während ein Kaninchenjunges sein Geburtsgewicht schon nach sechs Tagen verdoppelt hat, wird beim Makakenjungen die Verdoppelung erst mit etwa hundert Tagen erreicht. Bei allen Affenarten sind die Entwicklungsverhältnisse ähnliche.

Der Mangel an Gefährdung bei Halbaffen und Affen, der Mangel an Lebensopfern für die Rassenzukunft als Folge der Intelligenzzüchtung hat keine entwicklungsphysiologische Leistungszüchtung zugelassen, denn jeder wertvolle Erberwerb kann eben der Erbsprungnatur nach allein durch Lebensopfer erkauft werden. Das neugeborene Halbaffen- und Affenkind klammert sich nach der Geburt an seiner Mutter fest und wird von dieser monatelang ständig mit herumgeschleppt und vor Gefährdung behütet mit echter Affenliebe. Diese durch die Begabung und den Gebrauch der Hände als Greiforgane ermöglichte liebevolle Betreuung hat jede rassische Vervollkommnung durch Züchtung auf Einsparungen in den ganz übermäßigen Fürsorgelasten der Jungenaufzucht unmöglich gemacht. Das ist eine Unvollkommenheit, die eben nur dadurch sich züchterisch durchzusetzen vermocht hat, daß die erwachsenen Tiere im älteren Tertiär als gute Baumkletterer und infolge ihrer Begabungszüchtung durch die Ausbildung ihrer Greifhände und Greiffüße so wenig gefährdet waren, daß sie sich durch das Schleppen der Jungen ungestraft behindern konnten. Der Individualnutzen, nämlich die Verringerung der Jungenvernichtung, setzte sich damit völlig durch und mußte nun zwangsläufig zu einer starken Herabsetzung der Fruchtbarkeit führen, womit man dann in der Entwicklungssackgasse steckte. Natürlich muß die Fruchtbarkeit ehemals, vor dem Herumschleppen der Jungen, größer gewesen sein; die altertümlichste heute lebende Affenart, zugleich die kleinste, das Krallenäffchen Südamerikas, hat als einzige Art dieser Säugeordnung noch heute eins bis drei Junge. Das zu den Krallenaffen gehörige Pinseläffchen hat die Größe einer Wanderratte. Aber während die Ratte vier Wochen trägt, trägt das Pinseläffchen etwa 14 Wochen. Die Jungen des letzteren verdoppeln ihr Gewicht erst in 42 Tagen, fangen erst mit 50 Tagen an, etwas zu fressen, werden bis zum 80. Tage gesäugt und bis zum 128. Tage von der Mutter herumgetragen, während sich die Rattenjungen im Alter von 75 Tagen schon wieder fortpflanzen. Während die Ratte ein Höchstalter von 2½ Jahren erreicht, erreicht ein Pinseläffchen ein solches von 20 Jahren. Ein Pinseläffchen schneidet also hinsichtlich seiner entwicklungsphysiologischen Leistungen sehr schlecht ab gegen die Ratte mit ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit, Lebensgefährdung und biologischen Potenz. Solche Grundlagen, wie sie die Ratte für stammesgeschichtliche Entfaltungsmöglichkeiten sich eropfert hat, könnten Halbaffen und Affen mit ihrer schon ein Erdzeitalter hindurch erniedrigten Vernichtungsziffer natürlich niemals mehr aufholen. Mit dem Größerwerden von Halbaffen und Affen nahm ihre Gefährdung ab und dementsprechend auch ihre Fruchtbarkeit bis zu einem einzigen Jungen in mehreren Jahren. Die Entwicklungsdauer aber mußte mit der Körpergröße noch zunehmen und konnte bei dem Gefährdungsmangel nicht heruntergezüchtet werden. Ein Hase z. B. verfällt der Ausmerze, wenn die Embryonen sich zu langsam entwickeln, so daß er weniger Würfe im Jahre setzt, oder wenn die Jungen zu lange gesäugt werden müssen und zu langsam heranwachsen, um selbständig zu werden, so daß der Fuchs sie holt; ein Affe dagegen erfährt keine solche Leistungsauslese, weil seine Jungen zu liebevoll behütet werden; die physiologische Züchtung stockt hier. Ist eine Affenart infolge der Verschärfung des Lebenskampfes, der ja mal in geologischer Zukunft für den ganzen Affenstamm unausbleiblich kommen muß, schließlich in ihrem Dasein bedroht, so vermag sie nicht mehr ihre Fruchtbarkeit züchterisch zu steigern; das läßt die durch Affenliebe angezüchtete Fürsorgebedürftigkeit ihrer Jungen nicht mehr zu; die Affenmutter kann sich auch bei wachsender Lebensbedrohung ihrer Rasse nicht mehrere solcher Hemmklötze an den Leib hängen, der eine wird ihr schon bei zunehmender Anzüchtung von Raubfeinden zu viel. Es bleibt der Art dann nichts übrig, als sich von leistungsmäßig aufstrebenden Tierstämmen verdrängen zu

lassen, der ganze Affenstamm wird in geologischer Zukunft mal auf diese Weise vom Schauplatze der Lebensbühne abtreten müssen, so wie er heute schon in einem Großteil der einst bewohnten Erdgebiete abgetreten ist. Der Krallenäffchen-Mutter wird das Schleppen von zwei oder selten sogar drei Jungen zuviel und sie fordert oft den Vater dazu auf, ihr behilflich zu sein, der ihr dann ein Junges abnimmt, bis dieses wieder nach der mütterlichen Brust verlangt. Bei Halbaffen sind die Jungen noch etwas selbständiger als bei den Affen und werden weniger lange herumgetragen. Ja bei einer Art, dem Vari (Lemur variegatus), werden die Jungen überhaupt noch nicht getragen, sondern verbleiben in einem Nest, und hier besteht, entsprechend der höheren Gefährdung, der Jahreswurf aus 1 bis 3 Jungen. Vermag eine Art ihre Fruchtbarkeit nicht zu steigern, wenn ihr rassisches Dasein gefährdet ist, so muß dies zu einer züchterischen Steigerung der Fürsorgelasten führen, wenn züchterische Wege offen stehen, den Gefährdungen auszuweichen, was bei hinreichend hoher Intelligenz immer der Fall ist: diejenigen Mütter, welche die besorgtesten sind und am erfolgreichsten Gefährdungen von ihren Kindern abwenden, haben die meisten Züchtungsaussichten. Ähnlich überzüchtet sich die Elternliebe und das Elterngewissen in allen Kulturvölkern der Menschheit durch die enorm gesteigerten kulturellen, erbfremden Machtmittel der Gefährdungsabwehr. Die überzüchtete Elternliebe wird dann häufig zu einer unerfreulichen Triebfeder des Kinderreichtums, womit sie sich zur Selbststeigerung züchtet, während das überzüchtete Elterngewissen oft zu einer Triebfeder der Kleinhaltung der Familie wird und somit in allen Kulturvölkern sich schließlich ausmerzt; überhaupt sind die Züchtungsfolgen der Übervölkerung durch Lebensbewahrung, durch Wohlstand, die denkbar verheerendsten.

24,65. Greiforgan und Begabungszüchtung.

An Begabung übertreffen die höchsten Affen alle übrigen Tiere. Aber stammesgeschichtlich wurde diese Begabung derart früh erworben, daß sie die Tiere zu sehr der Gefährdung entzog, denn die übrigen Säugerordnungen waren in der Hirnentwicklung in der Eozänzeit noch außerordentlich zurück. Der Vorsprung, den die Halbaffen und weiterhin die Affen gewannen, beruht auf der Ausbildung von Greifhänden und Greiffüßen mit opponierbaren Daumen und Großzehen, wie sie sich als vorzügliche Anpassung für Klettertiere erwiesen. Der volle Gebrauch des Greifvermögens der Gliedmaßen setzt höhere geistige Fähigkeiten voraus; Begabungsanlagen vermögen vermittels der Greiforgane gestaltend auf die Umwelt zu wirken und damit Züchtungsgewicht zu erlangen. Der Gebrauch der Hände vermag einer Art geistige Begabungen durch Mitauslese zuzuzüchten, wenn das Werk der Hände dem Schöpfer Überlebensaussichten gewährt; aber freilich werden es meist Individualgewinne eines Schutzes vor Gefährdungen sein, welche den umfassenden Bewährungszwang für den Erbschatz mindern. Die Gefahr der Sackgassenentwicklung liegt also beim Erwerb eines Greiforganes außerordentlich nahe, wie denn auch der Mensch durch den Individualschutz, den ihm die Werke seiner Hände und in ihnen die Begabungen seines Hirnes spendeten, das schutzbedürftigste Säugetier der Erde ganz notwendig werden mußte. Die Begabungszüchtung der Singvögel, der hundeartigen Raubtiere, der wilden Schweine und der Ratten hat andere Grundlagen; sie hat sich langsamer herausgebildet, nicht derart überstürzt, und hat nicht zur Flucht aus einer physiologischen Bewährungszüchtung geführt, wie aus der besonders hohen Fortpflanzungsrate direkt ablesbar ist, die Gefährdung blieb stets außerordentlich groß und allseitiger. Heute haben die Hundeartigen in umfassend leistungsphysiologischer Hinsicht die Affen bei weitem überflügelt und in geistiger Hinsicht bereits nahezu eingeholt, obwohl ihre Vorfahren zur Eozänzeit noch ein ganz kleines Gehirn besaßen, als Erfolge der hohen Lebensopfer, die sie ihren rassischen Entwicklungen brachten. Ja in mancher Hinsicht übertreffen die Hundeartigen sogar den klügsten Menschenaffen, den Schimpansen, an Begabung. So gingen 14 Schimpansen nacheinander in dieselbe Falle, ohne sich durch das

Schicksal ihrer Genossen warnen zu lassen. Ähnlich tölpelhaft oder noch tölpelhafter benimmt sich ein anderes begabtes Tier mit Greiforgan: der Elefant: er tritt immer wieder in notdürftig verdeckte Fallgruben hinein, obgleich er seit Zehntausenden von Jahren auf diese Weise gejagt wird. Solches ist bei den schlauen Füchsen, Schakalen, Präriewölfen usw. unmöglich. Die biologische Potenz des Menschen war von vornherein dadurch äußerst schwierig vor Abwegen zu bewahren, daß seine Intelligenz sich auf einem umweltgestaltenden, Individualschutz und -nutzen e r a r b e i t e n d e n (also für physiologische Mängel einen nicht-erbringgeschalteten Ersatz bietenden) Organ wie der Hand aufbaute; heute bewegt sich seine Weiterentwicklung in der verhängnisvollsten Richtung, die es für ihn überhaupt nur geben konnte: der Geist hat sich vermittels der werktätigen Hand alle vitalen Wurzeln seiner eigenen Existenz abgegraben.

24,66. Affenliebe.

So wie der Gebrauch der Hände einer Lebensform geistige Begabungen zuzüchten muß, die ihr sehr verhängnisvoll werden können, vermag er ihr auch Fürsorgeinstinkte zuzuzüchten, denn durch das Vermögen der Hände und durch das Vermögen der Begabungen vermittels der Hände verstärkt sich die individualerhaltende, gefährdungsdrosselnde Auswirkung solcher Instinkte, so daß eben ein geistgezüchtetes Lebewesen mehr als jedes andere eines unbesiegbaren harten Umweltwidersachers zu seinem rassischen Gedeihen bedarf. Unter diesem Gesichtspunkte ist die allbekannte Affenliebe zu betrachten, die wir schon kurz gekennzeichnet haben. Nachdem die Urmenschheit dieses vom Affenstamme überkommene Manko in den Fortpflanzungsinstinkten durch die Härte ihres Lebenskampfes züchterisch zu überwinden vermochte, wird es von ihren immer schutzbedürftiger werdenden kultivierten Nachfahren wieder mit intensivster Geschwindigkeit zurückgezüchtet. Damit solche überzüchteten Liebesinstinkte nicht die Gefährdungen abdrosseln, bzw. damit sie nicht durch erfolgreiche Abdrosselung der Gefährdungen Überlebensaussichten erlangen, ist eben nötig, daß der Mensch im unüberwindlichen Gefährdungszwange bleibt, daß er nicht die Möglichkeit gewinnt, die Gefährdungen fortzuorganisieren. Erst durch die erbfremden Kultur- und Bildungsmittel, deren sich die Affenliebe bedienen kann für ihre Zwecke, wächst ja das Auslesegewicht der Affenliebe ungeheuer an. Die gesunden Instinkte passiver Selbstgefährdung urtümlicher heroischer Rassen für sich selbst und ihre Kinder werden völlig verdrängt. In dem gleichen Maße wie die Erbfähigkeit des Individuums zur Bewältigung von Gefahren durch Körper- und Geisteseinsatz wächst, müssen auch die Gefahren selbst wachsen und unentrinnbar werden, so daß derjenige, welcher sich und seine Familie vor Gefahren zu schützen sucht, statt mit ihnen zu ringen, um sie leistungsmäßig in Schach zu halten, vernichtet wird. Man vergleiche nur die Müttergestalten aus den isländischen Sagas, die ihre Söhne zu Wagemut und Heldentum aufmunterten, mit den heutigen Müttern und ihrer Affenliebe. Heute wäre es freilich wahnwitzig von einer Mutter gehandelt, ihre Söhne zu Heldentum anzutreiben, denn es führt in unserer tiefkranken Zeit direkt zur Gegenauslese; Nutznießungskulturen zwingen die überindividuellen Wertinstinkte zu ihrer Selbstausrottung. Der N a t u r - z w a n g (sehr zu unterscheiden vom Willkürzwange, wie er z. B. durch Kriege oder Umsturzzeiten gesetzt wird) zur naturhaften Gefährdung des Menschen ist ja wegorganisiert worden; da ist der Fortgang der Instinkt-Verhaustierung unabwendbar; und die Affenliebe wird sich selbst stets, ohne ihren wahren Namen anzuerkennen, als erhabensten Ausdruck der Mutterliebe preisen, denn der Mensch liebt sich und ehrt sich in seinen kulturellen Selbstbewahrungstrieben um so mehr und heiligt sie zu Attributen seiner Götter, je mehr er in ihnen verdorben ist. „Ironie der Mutterliebe." (Nietzsche.) Das Christentum, die „Religion der Liebe", als Religionsschöpfung verhaustierter Menschenrassen, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Ausmerze wohlgeratener Gefährdungsinstinkte zu beschleunigen.

24,67. Vor- und nachgeburtliche Entwicklungsträgheit bei Menschenaffe und Mensch.

Die Entwicklungsträgheit erreicht mit den begabtesten und dem Menschen verwandtesten Affen, den Menschenaffen, ihren Höhepunkt[235]. Der Schimpanse, der gut das Gewicht des Menschen erreicht, hat eine Tragzeit von 9 Monaten, wie der Mensch. Es wird ein kleines, sehr pflegebedürftiges Junge geboren, das nur drei Pfund wiegt. Beim Orang-Utan wurden die gleiche Tragzeit und das gleiche Geburtsgewicht festgestellt. Das Geburtsgewicht wird beim Orang-Utan erst mit fünf Monaten verdoppelt, beim Schimpansen und Gorilla etwa in der gleichen Zeit. Auch das Geburtsgewicht des menschlichen Säuglings verdoppelt sich mit etwa fünf Monaten. Nach einem Jahre beträgt das Gewicht bei den Menschenaffen etwa gut das 3½fache des Geburtsgewichtes, beim Menschen etwa das dreifache. Die Gewichtskurven werden darauf bei den Menschenaffen immer steiler, beim Menschen immer flacher. Der Gorilla erreicht, obwohl er der schwerste Menschenaffe ist, seine Reife am schnellsten; mit sechs Jahren wiegt der Gorillajüngling hundert Kilo und ist fortpflanzungsfähig, das Gorillaweib ist dies schon mit kaum fünf Jahren, während der Mensch, der bei der Geburt doppelt so schwer ist als der neugeborene Gorilla, mit sechs Jahren noch ein unreifes Kind mit einem Gewicht von 20 Kilo ist. Das Gewicht des Gorillamannes steigt auch nach Eintritt der Geschlechtsreife noch weiter an bis auf 200 Kilo und mehr. Etwas langsamer entwickelt sich der Schimpanse, aber im siebenten Lebensjahre wird auch er fortpflanzungsfähig. Beim Orang-Utan, dem am wenigsten gefährdeten Menschenaffen, ist die Entwicklung am trägsten. Etwa im neunten Jahre wird er erst fortpflanzungsfähig, wächst aber noch bis zum zwölften Jahre, in welchem sein Gebiß mit dem Durchbruch des Weisheitszahnes vollständig wird. Das Orangkind wird über sechs Jahre lang von seiner Mutter gesäugt, wenigstens wenn dieselbe nicht von neuem schwanger wurde.

Mit der Entwicklung des Menschen verglichen erscheint diejenige der Menschenaffen schnell, mit der Entwicklung stark gefährdeter anderer Säuger verglichen dagegen sehr träge. Ein Wildschwein wird 150—200 Kilo schwer, also mehr als doppelt so schwer als ein Schimpanse. Gleichwohl beträgt die Tragzeit nur vier Monate gegen neun, und das bereits sehr selbständige cc halbe Dutzend Neugeborene verdoppelt sein Gewicht schon in zwei Wochen (statt 22 Wochen bei Menschenaffen- und Menschenkind). In 1½ Jahren sind die Jungen schon wieder fortpflanzungsfähig.

Die einzigartige Länge der menschlichen Jugendentwicklung ist die Folge des Schutzes, den der Mensch vermöge seiner Begabung seinen Kindern angedeihen lassen konnte. Man wird wohl annehmen können, daß sich erbliche Neuerwerbungen in der geistigen Entwicklung zu sehr nacheinanderreihten, statt sich in den vorhandenen Entwicklungslauf einzugliedern mit Neuordnung desselben, was freilich mehr Lebensopfer erfordert; es mußte sich damit die Entwicklung immer mehr verschleppen; namentlich in der letzten Etappe, in dem Schritt zwischen Primitivrassen, wie sie heute noch leben, und den Spitzen wie der Nordischen Rasse, wird die Entwicklungsverschleppung auf einmal ungeheuer. Da die Begabung der Eltern stellvertretend für die der Kinder eintritt und einen Schutzwall um sie bildet, so fehlte der Züchtungszwang, der die geistige Entwicklung einer zeitlichen Konzentration hätte unterwerfen können.

24,68. Entwicklungsverlangsamung und Lernfähigkeit bei Mensch und Affe.

Es ist abwegig, zu glauben, wie es heute üblich ist, eine derartige Verlangsamung der geistigen Ausreifung des Kindes und als Folge davon auch der

[235] Brandes, G., in: „Der Zoologische Garten". 1930. Bd. 3, S. 104—116; 222 f.; 286—290; 315—318. Brandes, G., in: „Der Zoologische Garten". 1931. Bd. 4. S. 115—132; 339—347. Brandes, G., 1939: „Buschi". „Vom Orang-Säugling zum Backenwülster". Leipzig.

körperlichen wäre biologisch erforderlich gewesen, um das menschliche Gehirn möglichst lange jugendlich plastisch zu erhalten für die Vorgänge des Lernens und des Sammelns von Erfahrungen, welche für das Menschenleben so entscheidend sind. Biologisch würde solches bedeuten, daß der rassisch so außerordentliche Wert einer schnellen Generationenfolge aufgegeben würde zugunsten einer möglichst großen Ansammlung von Erfahrungen, welche ohne Erbringschaltung sind, welche also nicht nur ohne jede erbbiologische Weitergabe an die Nachfahren sind, sondern obendrein fortwährend das angeborene instinktgeleitete Verhalten an seiner Entfaltung aus dem Erbe behindern oder es durchkreuzen. Natürlich bedarf ein Geistwesen der Erfahrungsverwertung, jedoch reicht in natürlicher Umwelt auch die beschleunigteste Entwicklung vollauf aus für eine Erfahrungsverwertung für die Umwelteinordnung. Die Hypothese beruht auf einer verhängnisvollen biologischen Überbewertung des Erlernten gegenüber dem Angeborenen und Ererbten. Man sollte nicht die Unnatur unseres Schul- und Berufsausbildungswesens als biologische menschliche Norm ansetzen. Die Masse des bewußt Gewesenen, die der Mensch fortwährend wieder vergißt, ist ungeheuer viel größer als die Masse dessen, was zu irgendeinem Zeitpunkte tatsächlich seinen Wissens- und Lernbesitz ausmacht. Die biologisch höchst wertvolle Funktion des Vergessens macht den Geist immer wieder frei für Neuaufnahme und Umlernenkönnen, und solches ist nicht an jugendliche Unreife des Gehirns gebunden. Der Mensch ist im Erwachsenenstadium, wie tierpsychologische Erfahrungen gezeigt haben, viel fähiger gezüchtet, vergessen und umlernen zu können als erwachsene Tiere. So besitzt der Mensch in den uralten tierischen Funktionen des Riechens und Schmeckens ein viel treueres Gedächtnis als in den später erzüchteten höheren geistigen Erlebnisfunktionen, so daß leicht der Fall eintritt, daß man z. B. irgendeinen Geruch oder Geschmack, den man viele Jahre lang nicht mehr wahrgenommen hatte, wenn er zufällig schließlich mal wieder wahrgenommen wird, außerordentlich treu wiedererkennt, ohne daß man jedoch anzugeben vermöchte, woher diese Wiedererkennung stammt, da die damaligen Erfahrungserlebnisse, die mit jenem Geruche oder Geschmacke verbunden waren, schon der Vergessenheit anheimgefallen sind. Gegen die biologische Wertfunktion des Vergessens, die sich gerade mit der höheren Geistesentwicklung des Menschen stärker herauszüchtete, in Anbetracht des Selektionswertes der jugendlichen Plastizität, Umprägbarkeit und immer erneuerten Reifung, welche sie dem Gehirn verleiht, arbeiten unsere Schulen mit allen Anstrengungen, und sie erklären nur solche Menschen für begabt und reif und sieben sie in die geistig führende Schicht des Volkes aus, welche diese geistige Wertfunktion möglichst wenig besitzen und welche alles künstlich Eingetrichterte möglichst geschwind sich als Besitztum einverleiben und unvergeßlich wie ein Archiv bewahren, so daß sie zu selbständigem Umlernenkönnen und eigener Reifung im späteren Leben geistig außerstande sind. Die Kulturen arbeiten ihrem Nützlichkeits- und Bewahrungscharakter entsprechend auf menschliche Erstarrung hin. Das Lernen-können und das Erfahrungssammeln-können ist für den Menschen weit wichtiger als das Erlernen und Erfahrungsammeln an sich, d. h. als das unverlierbare Aufstapeln oder die Ausnutzung langer Jugendzeiträume zu solchem Aufstapeln, wie es unsere Schulen besorgen. Das Lernen-können aber wird nicht erlernt, es ist angeboren und wird durch bereits sonstartig Gelerntes eher behindert als gefördert, denn jederart Gelerntes prägt das Gehirn und gibt dem Denken und Urteilen eine gewisse Erstarrung, ein Weiterlaufen in eingefahrenen Geleisen, welches andersartiges und neuartiges Denken und Urteilen erschwert oder einfach nicht mehr möglich macht.

Wie wenig aber das Lernen-können mit einer Jugendverlängerung zu tun hat, zeigt das oben genannte Beispiel der immer wieder in die gleiche Falle gehenden Schimpansen und Elefanten, welche bei ihren sehr langen Jugendentwicklungen derart schlechte Erfahrungssammler sind, im Gegensatz zu Füchsen, deren Jugendentwicklung jedoch siebenmal schneller verläuft als die der Schimpansen. Die lange Jugendentwicklung der Affen dient also gewiß nicht dem

Zwecke, ihre Lernfähigkeit besser ausnutzen zu können. Zudem finden wir, daß die lernfähigsten Raubtiere, Huftiere, Nagetiere und Vögel eine ganz besonders beschleunigte Jugendentwicklung haben, wie wir oben erläuterten, obwohl, wie schon erwähnt, die Erwachsenenstadien bei Tieren relativ zu den Jugendstadien weit weniger lernfähig sind als beim Menschen, denn die hohe intellektuelle Begabung der genannten Tiere mit besonders schneller Jugendentwicklung züchtete sich durch einen gesteigerten Zuchtkampf, welcher ermöglicht wurde durch Vermehrung der Lebensopfer, d. h. durch vermehrte Zeugungen infolge Generationenbeschleunigung und Fruchtbarkeitssteigerung. Beim Menschen ist die Bewährung des geistigen Erbgutes im wesentlichen erst nach der Entlassung des Jugendlichen aus dem Familienverbande erforderlich, und diese Entlassung konnte sich in Anbetracht der geringen Gefährdung der fürsorgenden Eltern so sehr verzögern, also mußte sich die geistige und körperliche Entwicklung verschleppen. (Siehe auch Abschnitt 19,11.) Wir mögen diese lange Kindheit als etwas sehr Schönes empfinden, aber das sind unsere subjektiven Urteile. Rassenbiologisch betrachtet handelt es sich um eine Züchtungsstockung mit den Folgen einer Entwicklungsstockung.

24,69. Umweltabhängigkeit der Entwicklungsgeschwindigkeit.

Natürlich ist die Entwicklungsdauer des Kindes auch von nichterblichen Umwelteinflüssen abhängig; wenn heute die Geschlechtsreife um ein bis zwei Jahre im Durchschnitt früher eintritt als im vergangenen Jahrhundert, so ist dies ein unerfreuliches Ergebnis der üppigeren Lebenshaltung, der Annäherung an das Optimum der Entwicklungsentfaltung, eine Folge der Erleichterung der Entwicklung. Der Zwang, sich unter erschwerenden Entwicklungsbedingungen bewähren zu müssen, ist dem kindlichen Erbschatze weitgehend genommen worden. Eine solche Beschleunigung der Entwicklung durch Umwelteinflüsse kann natürlich nicht erbfest werden. Im Gegenteil fördert sie eine Verwahrlosung des Erbschatzes durch Unterbindung der Ausmerze, was dann unter anderem auch später zu einer Verlangsamung der erblichen Entwicklungsdauer führt, die aber durch die die Entwicklung beschleunigende Umweltwirkung verdeckt wird. Das hohe Ausmaß der jugendlichen Entwicklungsbeschleunigung durch üppigere Lebensführung zeigt, daß die Entwicklung bereits in hohem Maße umweltschwankig ist, sie ist einer normalen Umweltbeanspruchung bereits nicht mehr gewachsen und erleidet durch sie übermäßige Umweltverzögerungen, die erst durch eine unnatürliche üppigere Lebensführung äußerlich beseitigt werden, womit die schlechten Erbanlagen nun künstlich verdeckt sind. Ganz die gleiche fortschreitende Umweltschwankigkeit finden wir bei den auf nutzbringende Üppigkeit gezüchteten Haustieren[236]. Den Gegensatz zeigt der Gorilla, der bei einer rein vegetarischen fettlosen, salzlosen Grünkost und Fruchternährung, die der Mensch für sich selbst als viel zu dürftig ansehen würde, mit sechs Jahren von drei Pfund Geburtsgewicht zu einem Riesen an Kraft herangewachsen ist mit einem Gewichte von 100 Kilo; dabei haben die Urvorfahren des Menschen keine andere Ernährung gehabt als dieser Gorilla.

24,70. Besonderheiten der menschlichen Entwicklung gegenüber derjenigen der Menschenaffen.

Das Hirn der Menschenaffen ist bei der Geburt schon im wesentlichen entwickelt und wächst nur noch wenig im Gegensatz zum Menschenhirn, das von der Geburt an um das 5½fache zunimmt, nämlich von ca. 270 Gr. bis ca. 1500 Gr.

Bei der menschlichen Entwicklungsverschleppung mag es auffallen, daß das Geburtsgewicht des Menschen das Doppelte beträgt desjenigen der Menschenaffen, nämlich 6 bis 7 Pfund, und daß diese relative Beschleunigung auch in den ersten Lebensmonaten anhält, indem der menschliche Säugling sein größeres

[236] Nachtsheim, H., 1940: „Milieu und Rasse". Aus Just, G.: „Handbuch der Erbbiologie des Menschen". Bd. 1, S. 558 ff.

Geburtsgewicht in fünf Monaten ebenso verdoppelt wie die Menschenaffen ihr kleineres Geburtsgewicht. Erst später fällt die Entwicklung des Menschenkindes stark gegen die der Menschenaffen ab. Das größere Geburtsgewicht des menschlichen Neugeborenen bedeutet freilich keineswegs ein fortgeschrittenes Entwicklungsstadium, im Gegenteil ist der menschliche Neugeborene in der Entwicklung noch deutlich zurück gegenüber den neugeborenen Menschenaffen. Es ist das außerordentliche Übergewicht des menschlichen Gehirnes des Neugeborenen, das jedenfalls als Korrelation ein gewisses fortgeschritteneres Wachstum auch des übrigen Körpers erfordert, wenn dieses auch nicht einer fortgeschritteneren Reife entspricht. Während die neugeborenen Menschenaffen sich an der Brustbehaarung ihrer Mutter festzuklammern und sich darin fortzubewegen vermögen, um die mütterlichen Brustwarzen aktiv aufzusuchen, ist das menschliche Neugeborene (das noch blind und taub ist) ganz darauf angewiesen, daß ihm die Mutter die Brust hinreicht. Der Festklammerungstrieb ist freilich auch beim menschlichen Neugeborenen noch vorhanden, über wenigstens eine halbe Million Jahre, während deren er überflüssig geworden war, noch auf unsere Zeit vererbt (die Erbanlage muß also wohl tief in physiologisch unentbehrlichen Komplexen verankert sein); und dieses sonst noch ganz kraftlose Wesen entwickelt eine erstaunliche Kraft, sich an einem Gegenstande, etwa einer Stange, festzuhalten, ohne zu ermüden. Bald verschwindet aber dieser Klammerungstrieb. Bei der Geburt hat der Mensch bereits alle Gehirnzellen, aber in unreifem Zustande; zunächst wächst der Körper schnell nach, während das Gehirn kaum wächst, aber seine ersten Funktionen aufnimmt. Nach 1¾ Jahren wachsen Körper und Gehirn und geistige Reife gleichmäßig sehr langsam heran, während die Entwicklung der Menschenaffen, wie bereits ausgeführt, mit zunehmendem Alter immer beschleunigter verläuft. Während die Menschenaffen ihr Milchgebiß bereits mit einem Jahre fertig haben, erhält es der Mensch erst mit zwei Jahren.

24,71. Die Entartung des Orang-Utan.

Wir erwähnten oben, daß das Orang-Utan-Weib sein Kind über sechs Jahre säugt. Die Orang-Utan-Familie trifft man höchstens mit zwei oder drei Kindern an. Wieviele Nachkommen überhaupt ein Orang-Utan-Elternpaar erzeugt, ist nicht bekannt, denn die herangewachsenen Kinder trennen sich aus dem Familienverbande. Vom Schimpansen weiß man, daß er ein Alter von 30 Jahren erreichen kann, aber dann ist er ein altersschwacher, weißhaariger Greis, der jedenfalls schon lange unfruchtbar ist. Der Orang wird nach unseren Erfahrungen nur wenig älter werden können. Bei der späten Fortpflanzungsreife (erst im neunten Lebensjahre) und der langen Pflegebedürftigkeit seiner Kinder ergibt sich also, daß der Orang eine außerordentlich geringe Fruchtbarkeit haben muß, welcher ein sehr niedriger Vernichtungsquotient entspricht. Kein Wunder, daß der Orang, ähnlich dem heutigen Menschen, ganz außerordentlich variiert, auch in der Größe seines Gehirns. Seine Züchtung ist eben durch Mangel an Gefährdung verlottert. Der Rückzug vor dem Tiger wurde ihm zur Entwicklungsfalle, dieser züchtete ihn zum ausgesprochenen Baumtier des dichten Urwaldes zurück, nachdem die Vorfahren der Menschenaffen auf der Stufe der Abzweigung der Linie, die zum Menschen führte, wohl schon halbe Bodentiere geworden waren. Da der Orang ein reines Baumtier wurde, das nur selten mal auf den Erdboden kommt, so hat er viel zu wenig Feinde. Entsprechend ist der Orang außerordentlich krankheitsanfällig, was auch für Schimpanse und Gorilla gilt. Es ist fast unmöglich, einen dieser Menschenaffen, namentlich Orang und Gorilla (im Gegensatz zu anderen Säugern), in europäischen Tiergärten bei der ihnen ungewohnten Lebensweise längere Zeit zu halten; sie gehen fast immer vorzeitig ein an Tuberkulose, Lungenentzündung, Darmerkrankungen, Blinddarmentzündung, Nierenentzündung und sonstigen Krankheiten. Es ist möglich, daß der Orang das unfruchtbarste Tier ist und daß ihn vielleicht sogar der Elefant an Fruchtbarkeit übertrifft. Das gesamte physiologische Fruchtbarkeitsvermögen eines Orangweibes ist also geringer als das eines Menschenweibes mit seiner viel längeren Fruchtbarkeits-

dauer und (unter Naturverhältnissen) viel schnelleren Geburtenfolge, das Ergebnis einer Angleichszüchtung an die zu geringe Lebensgefährdung des Orang.

Auch in seiner Ernährung ist der Orang empfindlicher gezüchtet als der Mensch, dem die höheren Lebensopfer seiner Vorfahren (welche durch deren höhere Fruchtbarkeit ermöglicht wurden) heute noch erbbiologisch zugute kommen. Der Orang verträgt nur leichtest verdauliche pflanzliche Nahrung und lebt in der Hauptsache von Säften, die er aus Pflanzenteilen und Früchten auspreßt, selbst aus Äpfeln kaut er nur den Saft aus und spuckt das Fruchtfleisch wieder aus. Eine solche Empfindlichkeitszüchtung in der Ernährung war nur möglich bei leichter Nahrungsgewinnung. Auch der Kulturmensch müßte sich — wenn er noch so lange zu leben hätte, er wird jedoch schon viel eher untergehen — schließlich genau so empfindlich züchten, wie seine Kochkunst und die Ausklügelung diätetischer Schonungsernährungen reicht, denn man behält rassisch nur Fähigkeiten, ohne deren individuellen Besitz man zugrunde gehen muß.

24,72. Fruchtbarkeitssteigerung mit der Menschwerdung.

Wenn auch das menschliche Neugeborene ganz besonders hilflos ist, so hat es doch nach der gleichen Tragzeit von neun Monaten ein doppelt so hohes Gewicht als die neugeborenen Menschenaffen, und sein Gehirn ist in dieser Zeitspanne ganz bedeutend höher organisiert worden, nur fehlt ihm lediglich die Ausreifung. An sich würde man erwarten, daß die höhere Gehirnentwicklung beim Menschen eine noch längere Schwangerschaft als bei den Menschenaffen zur Folge haben müßte, dem auch das höhere Geburtsgewicht entspricht. Wenn gleichwohl die Schwangerschaftsdauer im allgemeinen auf neun Monaten gehalten werden konnte (sie kann auch auf zehn Monate und darüber steigen), so läßt sich dies nur aus dem härteren Zuchtkampf bei der Menschwerdung verstehen. Ohne einen härteren Zuchtkampf hätte sich der Mensch gar nicht so weit über die Menschenaffen hinausentwickeln können, denn aus inneren Ursachen erfolgt überhaupt keine geordnete harmonische Weiterentwicklung, das ist wissenschaftlich erwiesen und folgt im übrigen aus der Tatsache des Erbmechanismus und der Ungeordnetheit der Erbsprünge, auf denen allein sich jede Entwicklung aufbauen kann. Jede Vervollkommnung in der Weiterentwicklung muß eropfert werden. Die Lebensopfer, die den Menschenaffen zur Menschwerdung zwangen, müssen also ohne jeden Zweifel weit größer gewesen sein als die Lebensopfer jener Menschenaffen, welche Menschenaffen blieben und in viel geringeren Weiterentwicklungen heute in Schimpanse, Gorilla und Orang-Utan fortleben.

Die Menschwerdung mit den höheren Lebensopfern, die sie erforderte, konnte sich nur vollziehen, wenn die Fruchtbarkeit sich über diejenige der Vorfahren der heutigen Menschenaffen hinaushob. Natürlich konnte es zu einer erblichen Fruchtbarkeitssteigerung nur dann kommen, wenn die Vernichtung so hoch war, daß die vorhandene Fruchtbarkeit nicht ausreichte, die Lebensplätze aufzufüllen. Nur in diesem Falle können ja Individuen mit gesteigerter Fruchtbarkeit bei einer Inzuchtstaffelung Überlebensaussichten in ihren Nachfahren gewinnen. Nur dadurch konnte die Menschwerdung vorangetrieben werden, daß der werdende Mensch etwas Ausgezeichnetes und Seltenes auf der Erde war und daß seinem Ausgriff durch schrankenlose Erzeugung von Kindern keinerlei Hemmungen gesetzt waren. Eine noch größere Verlängerung der Schwangerschaft über die außerordentliche Länge von neun Monaten konnte daher nicht erfolgen; eine geringere Geburtenzahl infolge verlängerter Schwangerschaft mußte eben zur Nachkommenverringerung und damit zur Ausmerze von Erbanlagen zu verlängerter Schwangerschaft führen. Es war ein durch starke Vernichtung in Gang gehaltener Gebärwettkampf, der den Menschen erschuf, wie er überall im aufsteigenden Leben besteht, ohne daß freilich der Wettkampf als solcher ins Bewußtsein treten dürfte, denn solches müßte gerade durch lenkende Einflußnahme vom Geiste her die Naturnotwendigkeit, Spontaneität und Freiheit der Züchtung fälschen. Wir sehen, daß eine stärkere Fruchtbarkeit in viererlei Weise ermöglicht wurde:

1. Es wurde trotz der hohen geistigen Entfaltung und Gehirnvergrößerung die Schwangerschaft nicht noch weiter verlängert, das Geburtsgewicht aber verdoppelt.
2. Es wurde trotz des erhöhten Geburtsgewichtes die Verdoppelung desselben in den ersten fünf Monaten nach der Geburt beibehalten, so daß die Belastung durch die Säuglingszeit schnell beendet wurde und eine schnellere Geburtenfolge erleichtert wurde.
3. Es wurde das Weib bald nach den Geburten erneut empfängnisbereit, so daß durch schnellere Geburtenfolge die Nachkommenzahl vermehrt wurde, während sich bei den Affen und Menschenaffen infolge von deren Gefährdungsmangel der Geburtenabstand auf mehrere Jahre verlängert hatte (durch Rückwirkung eines übersteigerten Rassenbinnendruckes auf die Fortpflanzungsrate bei gestaffelter Inzucht, gemäß Abschnitt 24,16).
4. Es verlängerte sich die Fruchtbarkeitsdauer durch Verlangsamung der physiologischen Alterung, was zu einer Verlängerung der Lebensdauer führte. Natürlich konnte eine solche Verlängerung der Fruchtbarkeitsdauer nur dadurch Zuchtkampfergebnis werden, daß die ganze Fruchtbarkeitsdauer ausgenutzt wurde; der Eintritt der weiblichen Reife bedingte ohne weiteres auch die Mutterschaft, und bei einer starken Jugendvernichtung hatte das Weib mit längerer Fruchtbarkeit, also mit größerer Geburtenzahl, durchschnittlich Überlebensaussichten in seinen Nachkommen, also in seinen Erbanlagen. Wir hatten oben beim Esel gesehen, daß dessen größere Lebensgefährdung und die Unmöglichkeit einer Vermehrung der Jungenzahl des Wurfes zu einer Verlängerung der Fruchtbarkeitsdauer und damit der Lebensdauer führen mußte. Der Esel ist trotz seiner längeren Lebensdauer höher gezüchtet als das Pferd, da er seinem Rassenaufstieg höhere Lebensopfer brachte, was durch seine längere Fruchtbarkeitsdauer ermöglicht wurde. Das gleiche Verhältnis ergibt sich beim Vergleich zwischen Urmensch und Menschenaffe. Freilich hat die längere Lebensdauer nun den Nachteil der langsameren Generationenfolge. Möglich wurde diese Lebensverlängerung vor allem dadurch, daß die Sterblichkeit hauptsächlich ins Säuglingsalter fiel oder wenigstens nicht vorzugsweise in die Fortpflanzungsjahre; die Lebensdauer vermag sich nur dann zu verlängern, wenn das Reifestadium nicht sehr gefährdet ist, wie wir oben ausführten.

Eine Vergrößerung des Kinderreichtums durch Mehrlingsgeburten kam bei der Menschwerdung nicht in Frage, denn bei starker Säuglingsgefährdung (vgl. auch Abschnitte 23,60 und 24,21) kommen Zwillinge selten hoch, dazu reicht die erbliche Leistungsfähigkeit der menschlichen Physiologie nicht aus. Menschliche Zwillinge sind gegenüber Einzelgeborenen in ihrer Körperkonstitution geschwächt; bei genügend gefährdet lebenden Naturvölkern sterben sie gewöhnlich, so daß Erbanlagen für Mehrlingsgeburten bei allen Völkern mit ursprünglicher Lebensführung recht selten sind. Die heutige Zunahme der Erbanlagen für Zwillingsgeburten bei den Kulturvölkern ist eine durch mangelhafte Gefährdung und durch willkürliche Einschränkung der Zahl der Schwangerschaften sich züchtende Abwegigkeit, worauf bereits hingewiesen wurde.

Während eine beschleunigte Entwicklung in den ersten Lebensmonaten erforderlich war für eine schnellere Geburtenfolge, war dies nicht für die weiteren Kindheitsstadien der Fall, so daß die Entwicklung nach dem ersten Lebensjahre im Schutze der Familie zu einer sehr schleppenden werden konnte. Hieraus ergibt sich als Folge eine sehr beachtliche Besonderheit: im Gegensatz zu allen anderen Säugetieren wird die absolute Gewichtszunahme pro Zeiteinheit beim Menschen nach der Säuglingszeit kleiner statt größer.

24,73. Mängel der physiologischen Ökonomie des Menschen.

Die Verringerung der Züchtungshärte hat beim Affenweibchen einen wenig erfreulichen physiologischen Erwerb zur Folge gehabt, die Menstruation

oder monatliche Regelblutung. Allerdings ist die Blutung bei den Affen noch sehr geringfügig, wird aber beim Schimpansen, der dem Menschen so nahe steht, reichlicher und geht wie beim menschlichen Weibe mit seelischen Reizzuständen einher; es handelt sich also beim Menschen um ein sehr altes Erbübel. Die Schleimhäute der Gebärmutter bereiten sich jeden Monat für eine Schwangerschaft vor und beim Nichteintreten derselben wird die oberste reichlich durchblutete Zellschicht abgestoßen, was die Blutung zur Folge hat. Beim menschlichen Weibe handelt es sich bei jeder Monatsregel um einen Blutverlust von etwa 150—200 Gramm, der nichts anderes ist als eine Unvollkommenheit der Fortpflanzungsphysiologie. Wo die Ernährung alzu gesichert ist und der Organismus nicht zu physiologischen Hochleistungen für die Fortpflanzung gezüchtet ist, da können sich leicht physiologische Unvollkommenheiten solcher Art entwickeln.

Der menschliche Körper ist auch sonst der größte Vergeuder seiner Nahrungsstoffe, da er sich solches im allgemeinen leisten kann. Die Auswertung der Nahrung ist beim Menschen recht mangelhaft. Die Verdauung ist beim Schwein als einem Allesfresser derjenigen des Menschen ähnlich. Aber als äußerst gefährdetes Tier mußte sich das wilde Schwein die höchste Ausnutzung der aufgenommenen Nahrung zuzüchten, um sein Wachstum aufs größte zu beschleunigen und um auch in Zeiten der Nahrungsverknappung genügend kräftig zu bleiben, um nicht dem Raubwilde zum Opfer zu fallen. Mit nur 3750 Kalorien an Nahrungsenergie vermögen neugeborene Schweine ein Kilo ihrer Körpersubstanz zu verdoppeln, dagegen neugeborene Menschen erst mit 28.860 Kalorien, ein ganz außerordentlicher Unterschied. Bei anderen Säugetieren, die der Mensch zu Haustieren machte, liegen die entsprechenden Zahlen meist zwischen 4000 und 5000 Kalorien. Die physiologische Ökonomie im Organismus kann sich — wie wir besonders unter 21,24 und 21,27 ausführten — nur herauszüchten durch den Mangel an Individualökonomie. Die Vernunft des Leibes beruht auf hohen Lebensopfern, also auf einer Unvernunft der Lebensführung (natürlich nur in Harmonie mit dem Naturzwang); die Vernunftkultur verfolgt das entgegengesetzte Ziel, muß also den Menschen rassenphysiologisch zugrunde richten. Der Mensch muß durch seine Ökonomie in der Lebensbewahrung, d. h. durch seine Ökonomie für jedes, auch das unökonomischste Einzeldasein, physiologisch ein großer unökonomischer Verschwender und Nahrungsvergeuder sein. Dabei handelt es sich doch beim Neugeborenen um die Auswertung der Muttermilch, die in ihrer Zusammensetzung auf sein Gedeihen abgestimmt ist. (Siehe auch Abschnitt 33 im zweiten Teile dieses Werkes.)

Die menschliche Muttermilch ist besonders eiweißarm, da der Säugling ja bei seinem langsamen Wachstum nur wenig Eiweiß benötigt. Natürlich hat sich die chemische Zusammensetzung der Muttermilch auch nur durch Säuglingsvernichtungen herauszüchten können, indem Mütter mit der für den Säugling günstigsten Milchbeschaffenheit durchschnittlich eher Säuglinge durchbrachten und somit ihre Erbanlagen rassisch durchsetzten. Bei dem Niveau der heutigen Säuglingspflegekunst, wo die richtige Beschaffenheit der Muttermilch für das Überleben des Säuglings nicht mehr entscheidend ist, ist die Gegenauslese nun mächtig am Werke, durch welche solche eropferten Werteigenschaften wieder verfallen müssen, denn man muß eben alle Erbeigenschaften, deren Besitz nicht mehr lebensnotwendig ist, schließlich verlieren. So mehren sich heute die Fälle, in denen Säuglinge die Milch ihrer Mütter nicht mehr vertragen, weil diese eine veränderte chemische Beschaffenheit hat; von Naturvölkern kennt man dergleichen nicht.

24,74. Säuberung der Lebensentwicklungen von Entartungen bei scharfer Zuchtwahl.

Schwerere Entartungszustände werden nur selten in der Natur erreicht, denn schon leichteste Entartungen oder Fehlentwicklungen oder auch nur ein geringes Zurückbleiben gegenüber den allgemeinen Höherzüchtungen genügen gewöhnlich

schon, um die betreffenden Formen aus dem Dasein zu verdrängen. So finden wir, daß auch der Verlust der geschlechtlichen Erbschatzmischung, also eine ungeschlechtliche Vermehrung, gewöhnlich nur als Besonderheit bestimmter Rassen gefunden wird, d. h. solche Verluste sind geologisch ganz jungen Datums, woraus sich ergibt, daß solche Rassen, noch ehe sie stärker sich abwandeln und absinken können, bereits von den geschlechtlichen Stammrassen wieder verdrängt werden. So haben z. B. verschiedene Arten von Muschelkrebsen ihr Rassenaufstiegszentrum in Nordafrika und treten dort immer als Geschlechtsformen auf, in Nordeuropa werden sie nur in Rassen mit Jungfernzeugung angetroffen, während sie in Mitteleuropa zuweilen auch geschlechtlich angetroffen werden. Letztere Formen kommen mit Flutungswellen aus ihren Aufstiegszentren, verdrängen hier die ungeschlechtlichen Rassen, werden selbst schließlich infolge der für sie extremen Umweltbedingungen mit dem schwindenden Rassenbinnendruck ungeschlechtlich, indem sie sich die dadurch erzielten Nahvorteile der schnelleren Vermehrung aneignen, und sinken als Folge davon physiologisch ab, um schließlich von einer neuen Flutungswelle aus den Aufstiegszentren verdrängt zu werden. So wurde der Muschelkrebs Cyprinotus incongruens im Jahre 1911 in der Leipziger Gegend an verschiedenen Standorten nur ungeschlechtlich angetroffen, in den nächsten Jahren aber nur noch geschlechtlich[237]; die ungeschlechtliche Rasse war inzwischen auf sehr schnellem Wege von einer Flutungswelle der geschlechtlichen Rasse verdrängt worden. Eine Rückwandlung der jungfräulichen Rasse in eine geschlechtliche kommt nämlich als Erklärung nicht in Frage, wie solches auch bei künstlicher Züchtung nie gelingt. Der scharfe natürliche Zuchtkampf führt dazu, daß die in der Natur überall sich einschleichenden Entartungen — z. B. auch die häufigen Fälle, wo sich Rassen infolge des Erwerbes der Vielsätzigkeit der langsamen Entartung ausliefern —, meist schon ehe diese Entartungen als solche für unser grobes Auge erkennbar werden, zur Verdrängung und Ausmerze gelangen.

24,75. Höhlenbär als Entartungsbeispiel.

Höhere Entartungsgrade werden nur dort erreicht, wo sich Organismenarten den Gefährdungen des Lebens weitgehend entzogen haben. Da die Entartung ein sich über lange Zeiträume hinziehender Prozeß ist, so werden wir uns an die Vorzeit des Lebens auf der Erde wenden müssen, wenn wir instruktive Beispiele für ihren gesamten Ablauf suchen wollen. Wir wollen hier nur einen Fall betrachten, nämlich das Schicksal der am meisten vor Lebensgefahren beschützt gewesenen Tierart, welche wir in der gesamten Vorzeit des Lebens ausfindig machen können, und das war der Fall des Höhlenbären. Wir werden uns nun nicht wundern, wenn wir gerade bei ihm auch die höchsten Entartungsgrade erreicht finden, welche unsere Wissenschaft je bei einer Lebensform festgestellt hat, ehe sie vom Erdboden verschwand. Wenn ein derart großes und wehrhaftes Tier, welches keinen Feind über sich hat, seine Jungen auch noch durch ein Höhlenleben den Gefährdungen durch Feinde, Witterung usw. entzieht, der Zeit der größten Gefährdung und Leistungsauslese, dem Winter, durch den Winterschlaf entgeht (fast ⅔ seines Lebens verbrachte dieser Riese im Winterschlaf) und vor allem noch zu einer mühelos zu erwerbenden rein pflanzlichen Ernährung (Gras, Zweige, Wurzeln usw.) übergeht, wie die Gebißuntersuchungen erweisen, da muß es allerdings unrettbar der Erbentartung verfallen. Insofern bietet uns der Höhlenbär ein Beispiel, wie wir es besser kaum je nochmals zu finden erwarten können, denn kleinere Tiere werden sich schwerlich ganz ihren Feinden entziehen können, und mächtige, aber entartete Tierformen vermöchten in neueren Zeiten neben der Herrschaft des Menschen auf der Erde gar nicht zu bestehen.

---

[237] Winkler, H., 1920, a. a. O. (unter 23, 4) . . . S. 34 ff.

24,76. Die Geschichte des Höhlenbären.

Die Geschichte des Höhlenbären ist überaus gut belegt durch Knochenmaterial[238]. Vor allem die Drachenhöhle von Mixnitz in Obersteiermark, das Entartungszentrum dieses Tieres, zeigt in ununterbrochener Besiedlung die Geschichte desselben von seinem Vorfahren, dem Deningeri-Bären in den tiefsten Höhlenschichten bis zum schließlichen Erlöschen des stark entarteten Bären in den oberen Schichten, von der vorletzten Eiszeit (der Rißeiszeit) bis in die Höhe der letzten Eiszeit (der Würmeiszeit) durch rund 170.000 Jahre hindurch.

Der Deningeri-Bär der Drachenhöhle, ein Abkömmling der Vorfahren unseres unspezialisierter gebliebenen Braunen Bären und schon in Spezialisationsrichtung auf den Höhlenbären, zeigt noch keine besonderen Entartungen, hat gesunden Knochenbau, ohne stark zu variieren, d. h. ohne besondere Ansammlung von unausgelesenen Erbsprüngen, und zeigt ein normales Geschlechtsverhältnis von 1:1. Der gemeinsame Vorfahre des Deningeri-Bären, Höhlenbären und Braunbären am Beginn des Diluviums und Ende des Tertiärs, also vor wenigstens einer halben Million Jahren, war bereits dem heutigen Braunbären sehr ähnlich. Die Linie, die zum Braunbären führte, hat ihre alten Lebensräume und Umweltbeziehungen beibehalten. Dagegen geriet die Linie, die über den Deningeri-Bären zum Höhlenbären führte, in eine Entwicklungssackgasse, jedenfalls durch die Extrembedingungen der Rißeiszeit ausgelöst, denen die Art nicht angepaßt war und die sie zu einer Flucht in Bedingungen der Existenzerleichterungen zwang, zu einem extremen Individualschutz der Ernährungssicherung und vor Witterungsunbilden, vor Winternöten, vor Feinden (mächtiger Wuchs) usw. Nachdem diese Sackgassenentwicklung der Gefährdungsflucht einmal in Gang gekommen war, mußte sie auch in der nun folgenden Zeit der Existenzerleichterungen, in der letzten Zwischeneiszeit weiterlaufen, so daß sich die Art in ihre Entartung hineinzüchten mußte. Diese Umzüchtung auf eine solche Erleichterungsumwelt konnte um so schneller erfolgen, als eben mangels allseitigen Bewährungszwanges irgendwelche Eigenschaften, welche in Richtung der nützlichen Umzüchtung weiter führten, ungenügend auf ihren strengen Eignungswert für eine umfassende Selbstbehauptung ausgesiebt wurden (ähnlich wie wir es ja auch bei unseren Nutzorganismenzüchtungen machen, so daß wir so schnell neue Rassen züchten können). Infolgedessen hatte sich der Höhlenbär, wiewohl seine Entwicklung später ihren Anfang nahm als die unseres Braunbären, doch bedeutend weiter als dieser von den gemeinsamen Vorfahren entfernt. Dabei waren es aber lediglich Nützlichkeitseigenschaften, die er sich zuzüchtete, während er in seinem aktiven Leistungsvermögen gerade deswegen absinken mußte. So machte z. B. sein Gehirn die Entwicklung nicht mit, sondern blieb in seiner Ausbildung hinter dem des heutigen Braunbären beträchtlich zurück, wie die Schädelausgüsse zeigen. Einen Parallelfall zur Entwicklung des Höhlenbären zeigt die Höhlenhyäne. Auch sie wurde unter den Extrembedingungen des Eiszeitklimas zu hoher Spezialisation gezüchtet und starb aus, während ihre Vorfahrenformen, soweit sie keine klimatischen Wechsel durchmachten, ihren ursprünglichen Körperbau beibehielten und heute noch als Gefleckte Hyänen leben[239]. Ebenso war das eiszeitliche Mammut viel spezialisierter und starb an Entartung aus, während im tropischen Stammklima heute noch Elefanten leben. Zum Verständnis beachte man auch den Hinweis in Abschnitt 24,49, daß, wenn sich eine Art trotz veränderter Umweltbedingungen zu halten vermag, sie bei einer nun folgenden Anpassungszüchtung an diese neuen Bedingungen zu einer viel zu großen Be-

[238] Abel und Kyrle, 1931: „Die Drachenhöhle von Mixnitz". S. 327—744; 885—920. Wien und München.
Abel, O., 1939: „Tiere der Vorzeit in ihrem Lebensraum". Abschnitt 1: „Der Höhlenbär und seine Jagd". Berlin.
Ehrenberg, K., 1939: „Änderungen der Umwelt und Wandlungen der Tierwelt im Laufe der Erdgeschichte". Aus Otto-Felix-Linke: „Organismus und Umwelt". S. 56—67. Dresden und Leipzig.
Soergel, W., 1912: „Das Aussterben diluvialer Säugetiere und die Jagd des diluvialen Menschen". Jena.
Soergel, W., 1940: „Die Massenvorkommen des Höhlenbären". Jena.

[239] Ehrenberg, K., 1939: „Stammesgeschichtliche Untersuchungen über die eiszeitliche Höhlenhyäne". „Forschungen und Fortschritte". Bd. 15, S. 97 ff.

siegung des Umweltwidersachers gelangen muß, so daß sie in die Entartung treibt, und zwar muß dieser ganze Prozeß sehr schnell verlaufen, verglichen mit Weiterentwicklungen in den angestammten Rassenaufstiegszentren, einerseits infolge des großen Selektionsdruckes, den die Unangepaßtheit des Organismus an die veränderte Umwelt setzt, andererseits dadurch, daß solche Selektion nur einseitig in Spezialisationsrichtung läuft, ohne daß die dafür brauchbaren und auch irgendwelche andere Erbsprünge bei der Erleichterungsumwelt auf ihre sonstigen Wirkungen auf die Vitalität scharf ausgelesen werden, so daß sehr viele Erbsprünge erhalten bleiben, während bei einer scharfen Leistungszüchtung nur sehr weniges brauchbar ist, die Umbildung also sehr langsam, aber vortrefflich arbeitet. Die genannten Eiszeitriesen bieten gute Beispiele für solche schnelle Züchtungsentgleisungen in Entartung und Untergang.

24,77. Variabilitätszunahme des Höhlenbären.

Die mangelnde Ausmerze von Erbsprüngen, welche die Lebenseignung nicht hochgradig herabsetzten, mußte beim Höhlenbären zu einer immer stärkeren Ansammlung derselben führen, so daß seine Variabilität ständig zunahm und schließlich ein Ausmaß erlangte, wie wir es sonst von Wildorganismen (abgesehen vom Orang-Utan, der die Verzweiflung der Systematiker ist) nicht kennen. „Sie äußerte sich in Gestalt und Form der Zähne, der Schädel wie der anderen Knochen. Bald war der ganze Schädel extrem breit, bald weniger breit, ja relativ (verglichen mit der Länge) sogar schmal, bald war die Schnauze außerordentlich, bald nur mäßig kurz, bald die Stirneinsenkung tief, bald seicht, bald die Stirn selbst mehr, bald minder breit, und wie sich diese Ausbildungsformen der einzelnen Schädelmerkmale in allen möglichen Arten kombinierten, so zeigte auch die Kauflächengestaltung der Backenzähne ein Bild von ganz ungewöhnlicher Vielfalt..." (K. Ehrenberg.)

24,78. Verlust körperlicher Ausreifung als Folge von Erbschatzverwahrlosung.

Im ganzen wurde der Gesichtsschädel mopsartig. Ähnliche Gesichtsverkürzungen finden wir auch allenthalben bei Haustieren auch ohne entsprechende Zuchtwahleingriffe durch den Menschen vor sich gehen. Sie lassen sich auffassen als durch Erbsprunghäufung bedingte Verluste in der Ausprägung der Endstadien der körperlichen Ausreifungen, so daß beim körperlichen Entwicklungsabschluß gewisse unausgereifte und daher jugendliche Formen bestehen bleiben. Während embryonale Entwicklungsabläufe nicht so einfach durch Erbsprung ausfallen können, weil ihre Eingliederung eine tiefere ist und nachfolgende Entwicklungen, die auf ihnen weiterbauen, mitausfallen würden, so daß solche Ausfälle viel eher zur Ausmerze der betreffenden Individuen führen, ist ein Ausfall an den Endpunkten der körperlichen Ausreifungen viel leichter ohne Ausmerze möglich, so daß also Erbschatzverwahrlosungen sich in diesem Sinne auswirken werden. Wir haben Ähnliches beim Menschen. Oben (Abschnitt 19,11) erwähnten wir verspätete seelische Reifungen oder ihren teilweisen Ausfall bei Kulturvölkern. Auch mangelhafte körperliche Ausreifungen finden wir häufig beim Menschen; sie sind sogar im Laufe der Menschheitsentwicklung immer ausgeprägter zu Eigenschaften von Kulturrassen geworden. Auch die bei allen domestizierten Menschenrassen auffallende historische Zunahme der Kurzköpfigkeit, über welche Anthropologen oft gerätselt haben, mag auf einen Ausfall von körperlichen Endreifungsstadien infolge Erbschatzverwahrlosungen und auf ein Persistieren embryonaler Durchgangsstadien zurückzuführen sein. Diese Verrundung des Menschenkopfes — als Gegenstück zu derjenigen der Haustiere und des Höhlenbären — wird so zu einem Charakteristikum alternder menschlicher Kulturvölker und zu einem Körperstigma der Verwahrlosung des Erbschatzes. Der Kulturmensch verhäßlicht sich zunehmend, ohne daß er solches beim Zerfall seiner rassenästhetischen Schemata an sich selbst wahrzunehmen vermöchte.

24,79. Erbliche Vollziehbarkeit eines stammesgeschichtlichen Typenwandels.

Es sei an dieser Stelle dem Einwande begegnet, daß, wenn tiefer eingegliederte Erbmerkmale nicht wandlungsfähig wären, keine Typuswandlungen in der Stammesgeschichte hätten erfolgen können. Eine solche Verallgemeinerung ist nicht zulässig. Man darf wohl annehmen, daß die Typusumbildungen von einem Wandel der peripheren Eigenschaften, welche nicht in den Typus eingreifen, vorbereitet sein müssen. Wenn hinreichend viele periphere Eigenschaften in bestimmter Richtung so weit abgeändert sind, daß eine tiefer eingegliederte, embryonal früher angelegte Eigenschaft ihnen nicht mehr entspricht, so wird eine entsprechende Erbänderung der letzteren Auslesewert erlangen; auf solchem Wege können allmählich Erbänderungen an embryonal immer tiefer eingegliederten Eigenschaften von der Peripherie aus vordringend Auslesewert erlangen, womit sich allmählich auch größere Typuswandlungen stammesgeschichtlich vollziehen können. Solche Typuswandlungen setzen eine geordnete, gerichtete Auslese von der Peripherie aus voraus; bei Züchtungsverwahrlosungen dagegen und selbst bei Haustierzüchtungen können nur periphere Wandlungen erfolgen, bis zu hohen Graden, aber keine Typuswandlungen[240], und solche peripheren Verwandlungen bei unseren Haustieren bedeuten in biologischer Hinsicht immer Verluste, niemals Aufbau, denn ein Aufbau vitaler Werteigenschaften könnte eben nur unter opferreicher Auslese auf umfassende Lebensbewährung zustande kommen, unter Lebensopferung aller Träger von vitalitätsmindernden Erbsprüngen, niemals aber bei der ungeordneten Variation und der durch menschliche Nutzung und Launen bestimmten Auslese, welche für alle Haustierformen kennzeichnend ist. Dem entspricht es auch, wenn der Verhaltensforscher K. Lorenz schreibt: „Die einzige Modifikation der wirklich erblichen Verhaltensweisen, die durch die Bedingungen der Gefangenhaltung verursacht werden kann, ist eine Verringerung oder auch ein vollständiger Ausfall. Niemals entsteht etwas wirklich Neues, noch weniger eine Anpassung"[241].

24,80. Entartungen des Höhlenbären.

Die Kiefer des Höhlenbären verkürzten sich, und die Zähne, welche sich in Anpassung an die Pflanzennahrung vergrößerten, fanden nicht genügend Platz in den Kiefern, was oft zu Gebißanomalien und Zahnleiden führte. Überhaupt wurde das Skelett von immer häufigeren Degenerationen ergriffen. Namentlich war Rachitis sehr häufig (von der wir ja auch beim Menschen wissen, daß sie, soweit sie nicht auf ganz ausgesprochener Mangelernährung beruht, ganz wesentlich durch erbliche Degeneration bedingt ist); sodann fanden sich gichtische Knochenveränderungen, Knochenhautentzündung, Knochenmarkentzündung (Strahlenpilzkrankheit), Zahnhöhlenvereiterungen, Gelenkentzündungen, Wirbelentzündungen, jahrelang unverheilt bleibende Knochenbrüche mit Eiterungen, Knochenbrand, Zahnkeimverlagerungen mit Zahnbildung in Nasen- und Augenhöhle, Knochenwucherungen, Rückgratverkrümmungen, Wirbelverwachsungen, viele Unregelmäßigkeiten an Knochen wie schiefe Wirbelfortsätze und dergleichen. Danach muß man auch Rückschlüsse auf zahlreiche Entartungen an anderen Organen ziehen, nur daß uns solche nicht fossil überliefert sein können. In wie hohem Grade der Höhlenbär der natürlichen Zuchtwahl entzogen war, geht daraus hervor, daß Bären mit schweren Kiefervereiterungen, die nie ausheilten, die Nahrungsaufnahme sehr erschwerten und die Tiere kampfunfähig machten, gleichwohl viele Jahre noch lebten und ein hohes Alter erreichten. Durch die Nahrungsumstellung auf harte Pflanzenkost erlitten die Zähne eine so starke Abnutzung — da eine Züchtung auf eine stärkere Beanspruchbarkeit der Zähne (wie sie z. B. in sehr hohem Grade Elefanten mit ihrer langen Lebensdauer zeigen) infolge der mangelhaften Umweltgefährdung nicht nachkommen konnte —,

[240] Siehe auch Darwin, Ch.: „Die Entstehung der Arten" unter Stichwort: „Tauben, Junge der"
[241] Lorenz, K., a. a. O. (unter 19, 29). 1940 . . .

daß die Zähne sich vorzeitig bis zur Eröffnung der Pulpahöhlen abschliffen, was dann zu Eiterungen führte, so daß mancher Bär dadurch ein vorzeitiges Ende finden mußte. Die mangelhafte natürliche Ausmerze mußte zu einer übermäßigen Vermehrung, also zu einem überhohen Rassenbinnendruck führen und als dessen Folge zu einer Herunterzüchtung der Fruchtbarkeit. Während die Braunbärin durchschnittlich zwei bis drei Junge wirft, hatte die Höhlenbärin ein bis zwei Junge pro Wurf (möglicherweise auch weniger Würfe). Während aber beim Braunbären die Nachkommenproduktion hauptsächlich durch normale, also züchterisch wirksame Lebensgefährdungen reduziert wird, verfiel sie beim Höhlenbären zu einem nicht geringen Teil einem grausamen Entartungstode und blieb damit obendrein züchterisch unproduktiv. Es wurden viele Neugeborenenskelette gefunden (trotz des guten Säuglingschutzes in den Höhlen). Obwohl der Höhlenbär mehr als die doppelte Körpermasse des Braunbären hatte, war das weibliche Becken nicht breiter als das des letzteren, so daß anzunehmen ist, daß die Geburten schwer verliefen. Hierdurch werden wohl zu frühzeitig eintretende Geburten den Früchten Überlebensaussichten verschafft haben; jedenfalls finden wir die neugeborenen Höhlenbären auf der Entwicklungsstufe von Frühgeburten. Im Alter von einem Jahr wurde das Milchgebiß durch das bleibende ersetzt. Der Durchbruch der Zähne war oft sehr schwer, und viele junge Bären gingen in dieser Zeit ein.

24,81. Verschiebung des Zahlenverhältnisses der Geschlechter beim Höhlenbären.

Während der Rißeiszeit erfolgte die Entwicklung des Deningeri-Bären zum Höhlenbären, der mit dem durch die nun folgende letzte Zwischeneiszeit wesentlich leichter gewordenen Leben seine üppigste Entfaltung und immer ausgesprochenere Entartung erlebte. Dabei fällt auf, daß sich das ursprüngliche gleiche Zahlenverhältnis der Geschlechter immer stärker zugunsten der Männchen verschob. Das Verhältnis von Männchen zu Weibchen stieg in der Zwischeneiszeit auf 2:1 und mit der letzten Eiszeit auf 3:1 an. Beim Entartungstode der Bären auf der Mitte der letzten Eiszeit mag es bei 4:1 gelegen haben. Das ist gewiß eine andersartige Entartungserscheinung als die, welche wir beim heutigen Kulturmenschen sich herausbilden sehen, bei dem das männliche Geschlecht, wie oben ausgeführt, in immer höherem Grade der Opferträger der Entartung wird, so daß sich das Zahlenverhältnis zugunsten des weiblichen Geschlechtes verschiebt. Beim Höhlenbären zeigen auch die Geschlechter der eingegangenen Neugeborenen ein ähnliches Zahlenverhältnis wie das der überkommenen Jugend- und Altersstadien. Demnach werden wir annehmen können, daß dies Geschlechtsverhältnis auch dem der Geborenen ungefähr entsprach. Man kann entsprechend der hohen Entartung des Höhlenbären gemäß unseren obigen Ausführungen sicher erwarten, daß bei ihm weit mehr männliche als weibliche Früchte embryonal abgestorben sind. Demnach wird von vornherein ein besonders hoher Überschuß von männlichen Früchten angelegt worden sein, den man folgendermaßen erklären kann: die Männchen wurden durch Entartung zunehmend unfruchtbar, was sich in einer Fortpflanzungsauslese jener Individuen auswirken mußte, welche vorzugsweise männliche Nachkommen zeugten, so daß eher Ersatz für ausfallende unfruchtbare Männchen vorhanden war. Dazu ist zu bemerken, daß das männliche Keimgewebe weit empfindlicher auf ein unharmonisches Erbgut mit Absterben reagiert als das weibliche (Gewebsempfindlichkeitssteigerung zur Ausschaltung von Individuen mit unkontrollierbaren Schädigungen des Erbschatzes, zum Schutze der Mitose-Erbsprungfestigkeit, wie oben auseinandergesetzt). Dies zeigt sich z. B. auch darin, daß bei vielen Artbastarden mit ihren unharmonischen Erbschatzmischungen die Weibchen (die ja eines Mitose-Schutzes fast gar nicht bedürfen) oft noch fruchtbar, die Männchen aber unfruchtbar sind, weil ihr empfindlicheres Keimgewebe vorzeitig abstirbt. Ähnlich hätten wir dann zu erwarten, daß bei fortschreitender Verwahrlosung des Erbschatzes infolge von dessen Nichtsäube-

rung von Fehlerbsprüngen zuerst die Männchen unfruchtbar würden. Auch bei Hausschafen und Hausschweinen kennen wir ein vorzeitiges Erlöschen der Zeugungsfunktion durch Absterben des Hodengewebes[242]. Schließlich erlischt auch die Zeugungskraft vieler Männer in unseren Kulturvölkern schon Jahrzehnte vor ihrem normalen Schwund im hohen Greisenalter. Würde eine solche Unfruchtbarkeit nur auf einzelnen bestimmten Erbsprüngen beruhen, so hätte sie eine starke Zuchtwahlwirkung, und der Erbstrom könnte sich von solchen Erbsprüngen reinigen. Beruht sie jedoch auf einer Gesamtverwahrlosung des Rassenerbschatzes, so vermag der Ausfall solcher Männchen die fortschreitende Entartung nur etwas zu verlangsamen, aber nicht aufzuhalten, denn ein bereits so stark verwahrloster Erbschatz muß aus sich selbst, infolge des Verlustes der Erbsprungordnung, auch bei schärfster Zuchtwahl zu immer größerer Verwahrlosung fortschreiten, bis sich der Rassentod vollzieht.

24,82. Aussterben des Höhlenbären mit Kümmerformen.

Auch die Körpergröße des Höhlenbären wurde während der fortschreitenden Entartung außerordentlich variabel, es lebten — so wie wir es auch heute schon beim Kulturmenschen finden — Riesen und Zwerge nebeneinander im gleichen Sippenkreise; schließlich aber blieben nur noch schwächliche Kümmerlinge übrig, die auf der Höhe der letzten Eiszeit ausstarben. Der Eiszeitjäger verließ bereits mit dem Beginn der letzten Eiszeit die Jagdgründe von Obersteiermark und die Gegend der Drachenhöhle, so daß er am Aussterben des Höhlenbären keinen Anteil hat. Nicht nur in Steiermark, sondern auch überall sonst stirbt der Höhlenbär auf der Höhe der letzten Eiszeit mit Zwergformen aus, so in den übrigen Alpen, in Schlesien, Norddeutschland und Belgien; und überall zeigen diese letzten Zwerge, wo das Geschlecht festgestellt wurde, ein ähnliches Zahlenverhältnis der Geschlechter.

24,83. Normalverlauf eines rassengegliederten Artenwandels und dessen Rolle im Entartungsprozeß des Höhlenbären.

Aus den letztgenannten Feststellungen wird man schließen können, daß die Verwandtschaft dieser Endformen eine enge war und daß der Zeitpunkt ihrer gemeinsamen Abstammung kein weit zurückliegender war. Der Rassenkreis des Höhlenbären war aber schon in viel älteren Zeiten in zahlreiche regionale Rassen aufgegliedert, welche jede ihre Besonderheiten (auch hinsichtlich des Grades und der Natur von Entartungen) aufwies, wobei die Ähnlichkeit der Standortsformen mit den Entfernungen voneinander abnahm. Man wird daraus schließen können, daß der Höhlenbär als Art und innerhalb seiner Rassen seit alters in landschaftlich gestaffelte Inzuchtkreise aufgespaltet war. Daraus, daß diese Inzuchtkreise sich nicht selbständig weiter auseinanderentwickelten, folgt, daß ein Bevölkerungsdruck zwischen den Sippen und Rassen bestand, durch welchen immerwährende Verdrängungsvorgänge stattfinden mußten. Diese vollzogen sich zwischen benachbarten Inzuchtkreisen durch Kombinationszüchtung mit Auslese oder durch direkte Verdrängungen, wenn der eine der Typen deutlich überlegen war; dadurch mußten die erfolgreicheren Typen allmählich weiter über das Gebiet wandern und schließlich zu Vorfahren aller späteren Inzuchtkreise werden, während natürlich die neuen Inzuchtkreise der durchwanderten Lokalitäten parallel mit der langen Zeit derartiger Vorgänge wieder allerlei Besonderheiten entwickeln, so daß der Charakter der regional gestaffelten Aufspaltung der Art trotz ständig stattfindender Verdrängungsvorgänge und der Artcharakter trotz fortwährender Ausbildung und Auseinanderentwicklung örtlicher Rassen durch 170.000 Jahre gewahrt blieb und ohne daß der Rassenkreis weiter (d. h. in seinen Gliedern unähnlicher) wurde als er ursprünglich war. Ja er mußte zuletzt mit den Zwergen infolge des erloschenen Entwicklungspotentials wieder ganz eng werden.

---

242 „Fortschritte der Erbpathologie . . .“ 1940. Bd. 4, S. 90.

Es ist übrigens der geschilderte Vorgang als Normalverlauf eines rassengegliederten Artenwandels bei landschaftlich gestaffelter Inzucht anzunehmen. Demnach haben wir die aussterbenden Zwerge der Drachenhöhle nicht als die Nachfahren weit älterer Besiedler der gleichen Höhle anzunehmen, deren Entartungen zu allen Zeiten höhergradig war als die der Bären anderer Gebiete, sondern als die Nachfahren der ehemals gesundesten Gebiete des Höhlenbären. Die zu allen Zeiten besonders günstigen Lebensbedingungen des Drachenhöhlengebietes ließen dieses jedoch immer Entartungszentrum bleiben, auch nach wiederholt anzunehmenden Verdrängungen ihrer Besiedler durch lebenskräftigere Nachbarsippen, d. h. dieses Gebiet mußte infolge seiner besonders starken Entartungsförderung ein Schwächezentrum des rassischen und artlichen Binnendruckes werden, auf welches von allen Richtungen her die regionalen Verdrängungen hinsteuerten, ohne daß es sich jedoch auf diese Weise dauerhaft aufzuarten vermochte. Demnach hat sich der eigentliche augenfällige Entartungsprozeß einer einzelnen Entwicklungslinie nicht in 170.000 Jahren abgespielt, sondern in weit kürzeren Zeiträumen. Wir kennen Gebiete, in denen die Höhlenbären infolge härterer Auslesebedingungen noch lange von deutlich sichtbaren Entartungen verschont blieben, namentlich in den Westalpen und in Belgien, so daß solche Formen die Ahnen der letzten entarteten Zwerge aller Gebiete gewesen sein werden. Bei ihnen verlief der ganze Entartungsprozeß lediglich langsamer, und damit bestimmten sie dessen Gesamtdauer, aber zur Entartung vorherbestimmt waren auch sie schon seit frühesten Zeiten; nur mußte der Prozeß der Ansammlung von Fehlerbsprüngen mit schließlichen Erbschatzverwahrlosungen und Zusammenbruch entsprechend viel längere Zeit in Anspruch nehmen, wenn die Nichtausmerze sich nur auf entsprechend leichtere Fehlerbsprünge erstreckte, die sich eben weniger häufig ereignen, so daß ihre Ansammlungen im Rassenerbschatze längere Zeiten erfordern.

Auch das eiszeitliche Mammut starb schließlich mit entarteten Zwergformen aus; und auch für den künftigen Entartungstod der Menschheit mag es wahrscheinlich erscheinen, daß er mit unfruchtbaren Kümmerlingen oder Zwergformen erfolgen wird, falls nicht die Menschheit schon vor Erreichung dieses biologischen Endstadiums Seuchenkatastrophen oder den Atomkräften zum Opfer fällt.

24,84. Die beiden entgegengesetzten Wege des Gleichgewichtsverlustes zwischen Rassenaußendruck und Rassenbinnendruck als Entartungswege.

Wir hatten oben (Abschnitt 24,38) erläutert, daß ein aussichtsreicher Rassenwandel, welcher zu biologischer Vervollkommnung führt, auf einem ausgeglichenen Gleichgewicht zwischen Umweltwiderstand als Rassenaußendruck und Bevölkerungsdruck als Rassenbinnendruck beruht; denn der Umweltwidersacher opfert diejenigen Individuen, die ihm im erbeigenen Selbstbehauptungsvermögen nicht gewachsen sind, während der Bevölkerungsdruck die besetzbaren Lebensplätze mindert und somit einen Überfluß an Individuen setzt, durch welchen dieselben für die Rassenzukunft opfer- und verschwendungsfähig werden. Dabei züchtet sich dies Gleichgewicht selbsttätig durch einen harten, aber mit dem Fortpflanzungsvermögen Schritt haltenden Umweltwiderstand ein, unter der Voraussetzung eines noch verbliebenen Rassenentwicklungspotentials, durch welches überindividuell züchterisch wirksame Werteigenschaften erst ihre Fruchtbarkeit gewinnen und durch welches sie somit auf Einhaltung einer landschaftlich gestaffelten Inzuchtordnung zurückwirken (durch Mitauslese), auf Grund deren die Fruchtbarkeit dieser überindividuellen Eigenschaften zur Wirksamkeit und zum Auslesegewicht gelangte.

Auf zweierlei Wegen kann nun diese Entwicklung entgleisen und zu progressiver Entartung führen: 1. dadurch, daß die Rassenentwicklung zu einer zu starken Besiegung des Umweltwidersachers führt; 2. dadurch, daß im Gegenteil die Rasse zu stark vom Umweltwidersacher besiegt wird (oft infolge einer Ent-

wicklungssackgasse, in welcher sich das Entwicklungspotential fortschreitend erschöpft, während sich die feindliche Mitlebewelt immer leistungsfähiger züchtet, oder auch in den Randgebieten des Verbreitungsareales mit Extrembedingungen), so daß sie fortpflanzungsmäßig keinen genügenden Überschuß erzielen kann, welcher für die Besetzung der Lebensräume und Einhaltung eines normalen Rassenbinnendruckes als Voraussetzung für eine dauerhaft gestaffelte Inzuchtordnung erforderlich ist.

Den ersteren der beiden Wege sehen wir beispielsweise beim Höhlenbären beschritten, wenn dessen Entwicklung auch ursprünglich gerade durch den verschärften eiszeitlichen Umweltwiderstand zur Beschreitung dieses Weges getrieben wurde, also zu einer Ausmerzeflucht in ein höchstgradiges Bewahrungsmilieu, welches aber, nachdem nun einmal der Lauf in der Entwicklungssackgasse in Gang gekommen war, nach einer Wiederkehr günstiger Lebensbedingungen mit der Zwischeneiszeit nicht wieder verlassen werden konnte, zumal ja zum Verlassen irgendeiner in Gang gekommenen Entwicklungsrichtung und -ausrichtung die Nötigung durch den Umweltzwang erforderlich ist, dem sich die Bären gerade im höchsten Grade entzogen hatten. Lebenserleichterungswege sind eben immer der Anfang vom erbbiologischen Ende (was vor allem auch für den Kulturmenschen gilt). Den zweiten Entartungsweg sehen wir z. B. bei den letzten Sauriern (wie wir oben skizzierten) und oft an den Rändern des Verbreitungsareals der Arten.

Während der zweite Entartungsweg in verschiedenartigste Entwicklungssackgassen führt, zur Flucht aus übermäßigen Gefährdungssituationen und zur Anzüchtung aller Art individualnützlicher Eigenschaften wie Spezialisationen auf Ausnutzung einseitiger Umweltbedingungen, zur Einzüchtung auf geschützte Lebensräume, zum Erwerb von vielerlei schützenden Eigenschaften, von Erbschatzvielsätzigkeit, zum Verlust geschlechtlicher Fortpflanzung, zur Verlängerung der physiologischen Lebensdauer, zum Verlust sonstiger überindividuell fruchtbarer, aber individuell benachteiligender Eigenschaften, führt der erste Weg, falls die Umwelterleichterungen nur so weit gehen, daß die Entwicklungsplastizität noch ausschöpfbar wird, leicht zu einer Aufspaltung (Radiation) in einseitige Spezialisationstypen (wie bei den Schneidervögeln) und schließlich zu Überwindungen des übermäßigen Rassenbinnendruckes durch neue Fruchtbarkeits-Einspielungen; oder, wenn das züchterische Selbstregulationsvermögen hierzu nicht mehr ausreicht, zu einem Übermaß individualnützlicher Eigenschaften, die sich mehr in einer Selbstbewahrung gegenüber einem übermäßigen Rassenbinnendruck und in einem innerrassischen Kampfe auswirken; bei höchsten Besiegungen des Umweltwidersachers schließlich und schlimmstem Versagen der reinigenden Zuchtwahl kommt es vor allem zu der noch viel verhängnisvolleren Erbschatzverwahrlosung. Es ist zu beachten, daß in diesem Falle die landschaftliche Inzuchtstaffelung normalerweise nicht verloren geht, weil sie durch den starken Rassenbinnendruck aufrechterhalten bleibt. Jedoch verliert diese Inzuchtstaffelung ein gut Teil ihrer Fruchtbarkeit, da infolge mangelnder Eigenschaftserprobung (bei vermindertem Umweltwiderstand) die züchterisch besonders wirksamen Kleinerbsprünge kaum erfaßt werden. Der gesteigerte Rassenbinnendruck führt jedoch oft zu einem ökonomischen Mangelmilieu, also zu einem nur einseitigen Rassenaußendruck, was zur Anzüchtung ökonomisch nützlicher, überindividuell belastender Eigenschaften führt; dieser Anzüchtung vermag die Wirksamkeit der Inzuchtstaffelung bei matter Zuchtwahl nicht genügend Widerpart zu leisten. Zudem führt der starke Bevölkerungsdruck zu innerrassischen Verdrängungs- und Unverträglichkeitsinstinkten, zu Paarungskämpfen, zur Ausbildung diesbezüglicher Kampfeswaffen und ähnlichen Sackgassenentwicklungen, ferner zur Anzüchtung von Parasiten und Feinden aller Art. Auch die Höhlenbärenmännchen scheinen, nach häufig angetroffenen Knochenveränderungen durch Verwundungen zu schließen, welche nicht alle vom Menschen herzurühren scheinen, sehr erbitterte Kämpfe miteinander ausgefochten zu haben. Darauf mag vor allem auch ihre

extreme Größenzüchtung beruhen. Es ist diese Züchtung auf Unverträglichkeit um so beachtlicher, als zwischen Braunbären Nebenbuhlerkämpfe kaum vorkommen.

24,85. Kombination beider Entartungswege beim Kulturmenschen.

Die beiden genannten Entartungswege — der Weg der Erbschatzverwahrlosung und Züchtung auf innerrassische Verdrängung, sowie der Weg des Verlustes der Inzucht und Züchtung auf äußersten Individualschutz — schließen sich meist mehr oder weniger aus, weil der eine Weg auf einem zu geringen, der andere auf einem untragbar hohen Umweltwiderstande beruht. Erst der Mensch hat es fertig gebracht, beide Entartungswege für sein zukünftiges Entwicklungsschicksal miteinander zu kombinieren, nämlich den Weg der Erbschatzverwahrlosung durch eine Erleichterungsumwelt und den Weg einer völlig zerstörten landschaftlich gestaffelten Inzuchtordnung (trotz starkem Bevölkerungsdruck) mit den Folgen eines Verlustes überindividueller Werteigenschaften und Anzüchtung selbst- und nächstensüchtiger, rein individualnützlicher Eigenschaften; und diese Fehlentwicklung bei ihm als einziger Organismenart wird noch äußerst intensiviert durch die wiederum im ganzen Organismenreich beispiellos dastehende Erbfremdheit seines Selbstbehauptungskampfes, was wir namentlich unter der Überschrift „Vernunftstaat" (unter 18 c) schilderten.

24,86. Vergleich des Entartungsmilieus zwischen Höhlenbär und Mensch.

Aber auch wenn wir die menschlichen Siege über den Umweltwidersacher nur mit den entsprechenden Siegen des Höhlenbären vergleichen, so finden wir zwar, daß der Höhlenbär seine Ernährung mit weniger Aufwand als der Mensch besorgen konnte, aber in jeder anderen Hinsicht war er weit schlechter daran und viel stärker vom Zugrundegehen bedroht, und wir können nicht umhin, zuzugestehen, daß der Mensch an individueller Daseinssicherung jenes Rekordtier noch weit übertroffen hat; wie könnte es auch anders sein, wo doch der Mensch das ganze ungeheure Gewicht seines Vernunfteinsatzes in die Waagschale der Zerstörung seiner Erbschätze hineinwirft. Man erwäge doch, daß der Höhlenbär bei allen seinen Erbschatzentartungen nicht die geringste Pflege und Wartung für seine Leiden finden konnte, welche immer eine Züchtung der Erbgrundlagen solcher Leiden bedeuten; er fand keine ärztliche Betreuung und Bewahrung seiner Erbdekadenz, kannte keine Krankheitsbehandlung, um seine Erbausmerze zu hintertreiben; mochte er noch so „pflegebedürftig" sein, er mußte sich seine Nahrung selbst bei Wind und Wetter suchen; ja er kannte nicht einmal die Hilfe des Feuers gegen die winterliche Not. Seine feuchte Höhle, in der es kein warmes, trockenes Bett für ihn gab, war im Vergleich zu unseren konfortablen modernen Wohnungen äußerst dürftig. Doch genug! Wir sehen jedenfalls, daß wir schwerlich geneigt wären, das so ungefährdete Dasein eines Höhlenbären, das ihn unentrinnbar in den Erbuntergang trieb, gegen unser noch viel ungefährdeteres Dasein einzutauschen.

Daß der Höhlenbär bei aller seiner hohen Lebenssicherung doch noch weit gefährdeter lebte als der Kulturmensch, wird ja im übrigen völlig einwandfrei durch seine weit höhere Vermehrungsrate bewiesen. Die Kulturmenschheit hat das Stadium erreicht, in welchem ihre Fortpflanzung schon mit kaum über drei Kindern pro Elternpaar gesichert ist; eine so hochgradige individuelle Sicherheit hat es noch nie bei einem Lebewesen der Erde gegeben; die Fortpflanzungsrate des Höhlenbären dürfte mindestens das Dreifache im Durchschnitt betragen haben, sie ist ein zuverlässiger Maßstab für den Grad der individuellen Daseinsgefährdung.

24,87. Tempo der Entartung.

Es ist keinerlei Trost für uns, daß der Höhlenbär 170.000 Jahre benötigte, um seine Entartungsentwicklung zum Austrag zu bringen, denn wir sahen oben

schon, daß die wahre Zeitdauer dieser Entartung in der Drachenhöhle viel kürzer anzusetzen ist. Je mehr eine Rasse dem Zwange einer harten erberprobenden Umwelt entzogen ist, desto schneller muß sich die Entartung vollziehen, weil ja entsprechend mehr Fehlerbsprungträger noch am Leben bleiben und ihre Fortpflanzung besorgen können. Gerät eine Rasse in lebenserleichternde Umweltbedingungen, so erfolgt ein gewisser Notersatz des verringerten natürlichen Umweltwiderstandes durch die infolge Übervermehrung eintretende Erhöhung der Raum- und Nahrungskonkurrenz der Individuen. Vernichtet man in menschlichen Gemeinschaften auch diesen Notersatz durch eine zwangsweise Geburtenkontrolle (die ideale Vernunftlösung flachköpfiger Bevölkerungspolitiker und Eugeniker), so gewinnt die Lebensverlängerungskunst und damit das Tempo der Bevölkerungsentartung seine höchstmögliche Beschleunigung. Die außerordentliche Geschwindigkeit der Erbentartung einer wohlbehüteten Bevölkerung beruht ja auf dem ungeheueren Übergewichte der Fehlerbsprungrate über die Glückserbsprungrate. Welcher Prozentsatz der Fehlerbsprungrate den Fehlerbsprungträgern noch Leben und Fortpflanzung beläßt, hängt ganz von dem Grade der Bezwingung des Umweltwidersachers und der Lebensbewahrungskunst ab. Nehmen wir an, bei einer wohlbehüteten Bevölkerung komme auf 100 Fehlerbsprünge, welche die Fortpflanzung ihrer Träger noch nicht beeinträchtigen, ein einziger Glückserbsprung, so ist das Tempo der Entartung einer solchen Bevölkerung hundertmal so schnell als das Tempo der Höherzüchtung sein könnte, wenn diese auf einer Zufallsansammlung von Glückserbsprüngen beruhen würde bei Ausmerze aller Fehlerbsprungträger. Hierbei ist noch nicht einmal in Rechnung gestellt, daß die Fehlerbsprungrate bei Erbschatzverwahrlosung eine automatische Selbststeigerung erfährt. Eine schnellere Höherzüchtung einer erbgesunden Rasse als die soeben in Vergleich gestellte ist erst dadurch möglich, daß die Glückserbsprungträger ein Fortpflanzungsübergewicht auch über die erbgesunden Normalindividuen gewinnen. Aber auch unter günstigsten Zuchtwahlbedingungen bleibt das Tempo der Höherzüchtung einer erbgesunden Bevölkerung viel langsamer als das der Entartungszüchtung einer wohlbehüteten Bevölkerung, denn jeder Rassensieg eines Glückserbsprunges beruht auf der allmählichen Verdrängung sämtlicher Normalindividuen, sei es durch deren Vernichtung oder Fortpflanzungs-Mißerfolg, sei es durch deren Fortpflanzungs-Verringerung, welche zu deren allmählichem Aussterben erst über Generationen hin führt. Der Erbentartungsprozeß einer wohlbehüteten Bevölkerung dagegen erfolgt automatisch als Kumulationsprozeß durch das ungeheuere Übergewicht der Fehlerbsprungrate über die Glückserbsprungrate, wobei erstere noch eine lawinenartige Selbststeigerung erfährt. Beim Menschen sind derart viele sich gegenseitig steigernde Entartungsprozesse gleichzeitig wirksam, daß es bei ihm ganz wesentlich schneller gehen muß als beim Höhlenbären. Man wird berechtigt sein, große Zweifel zu hegen, ob es (auch ohne Atombomben) in zweitausend Jahren noch weiße Kulturvölker geben wird. Daß der Untergang bald bevorsteht, ist gewiß.

> „Im zagen Spiel der unberuf'nen Hände
> Ward alle Sommerhoffnung welk und alt.
> Die Kleinen sind am großen Werk — und bald
> Ist ihre Kunst und unsre Kraft zuende." (F. K. Badendieck.)

24,88. Die Uninteressiertheit der bisherigen Wissenschaft an der Entartungsentwicklung der Menschheit.

Unsere Vorzeitforscher geben den Untergang des Höhlenbären durch günstige Lebensbedingungen zu, aber die über alle Maßen wichtigen Schlußfolgerungen, die sich für den Menschen ergeben, sind kein Thema, über welches man bislang ernstlich diskutiert hat. So schreibt der Erforscher vorzeitlichen Tierlebens, Professor O. Abel: „Somit stellt sich uns die Geschichte des Höhlenbären aus der Drachenhöhle als ein selten klares und überzeugendes Beispiel von dem Auf-

stiege einer aus einer gesunden, kräftigen Stammgruppe infolge optimaler Lebensbedingungen zu reicher Entfaltung gelangten Art dar... Mit jedem Schritt, der weiter in das Optimum der Existenzbedingungen hineinführte, nahm jedoch gleichzeitig die allgemeine Degeneration und die Häufung inferiorer, durch das Daseinsoptimum geschützter Individuen zu, die schließlich so überhand nahmen, daß sich das Gesamtbild der Art durchgreifend veränderte. Bei der durch den neuerlichen Kälteeinbruch eintretenden Verschärfung des Daseinskampfes trat für den Höhlenbären die Katastrophe ein, da die in ihrer Gesamtheit degenerierten... durch den Wegfall gefährlicher Feinde und reichliche Nahrung verweichlichten Nachkommen nicht mehr imstande waren, sich den geänderten Verhältnissen anzupassen. So ist in letzter Linie für das Aussterben des Höhlenbären in der Würmeiszeit die Gesamtheit der günstigen Lebensbedingungen von der Kulmination der Rißeiszeit bis zum Höhepunkt der letzten Interglazialzeit verantwortlich zu machen, als ein Beispiel für eine Anzahl anderer aus der Geschichte der Tierwelt, in denen der Eintritt in eine Periode besonders günstiger Umweltbedingungen zuerst zu einem Luxurieren und in engster Verbindung damit in der Folge zu einem unausbleiblichen Niedergang und schließlichen Erlöschen des ganzen Stammes führte." Aber der gleiche Verfasser hütet sich, die schrecklichen Konsequenzen, die sich damit für die zukünftige Entwicklung der noch weit behüteter lebender Menschheit ganz unausweichlich ergeben, mit irgendeinem Worte zu berühren.

24,89. Theorie des Rassenwandels.

Auf Grund unserer Erfahrungen über Erbsprünge und Auslese[243] können wir folgendes vereinfachte Vorstellungsmodell über die inneren Bedingungen des Rassenwandels ansetzen, d. h. soweit sie im Organismus selbst und seiner Abhängigkeit von der Außenwelt begründet sind:

a) Wir gehen von Rassen aus, welche einheitliche Zeugungskreise bilden, und nehmen 100.000 Individuen an, welche in Fortpflanzung stehen. Als Fortpflanzungsrate nehmen wir zwei verschiedene Fälle an: vier, bzw. 200 Nachkommen pro Elternpaar, oder, da wir die Nachkommen auf den Einzelelter beziehen: zwei, bzw. 100 Nachkommen pro Elter (jede befruchtete Eizelle rechnet als Zeugung oder Nachkomme). Die Bevölkerungszahl bleibe mit jeder Generation die gleiche, d. h. von den Nachkommenzeugungen in Höhe von jeweils 200.000 und 10'000.000 mit jeder Generation seien 100.000 erfolgreich oder liefern die sich wieder fortpflanzenden Individuen der nächstfolgenden Generation. Die Ausmerzungen betragen also jeweils 50 % und 99 % pro Generation.

b) Wir gehen von einer Erbsprungrate von 5 % aus; das ergibt pro Generation 10 % neue Erbsprünge, d. h. auf 10 Zeugungen einen Erbsprung.

c) 99 % aller Erbsprünge seien negativ, 1 % positiv: das ergibt auf 1.000 Zeugungen einen positiven Erbsprung.

d) Wir rechnen, daß der Erbsprung, wie im Normalfalle der Wildorganismen, deckbar sei und daher eine Anzahl Generationen braucht, bis er sich bekundet, sei es durch Inzucht, sei es dadurch, daß er in Erbkombinationen gerät, welche ihn aus einem deckbaren zu einem überdeckenden machen. Da nun jeweils 50 % und 1 % der Zeugungen jeder Generation erfolgreich sind, d. h. die nächstfolgende Fortpflanzungsgeneration liefern, so gelangen nur ebensoviele Prozentzahlen der neu entstandenen, positiven, noch deckbaren Erbsprünge zur Zufallsauslese in die weiteren Fortpflanzungsgenerationen; man muß daher einen positiven Erbsprung statt auf 1.000 Zeugungen auf 1.000 erfolgreiche Zeugungen beziehen und somit obige 1.000 Zeugungen mit 2, bzw. mit 100 multiplizieren: das ergibt jeweils auf 2.000 und auf 100.000 Zeugungen 1.000 erfolgreiche Zeugungen und unter letzteren einen positiven Erbsprung.

[243] Siehe auch Ludwig, W., 1943: „Die Selektionstheorie". Aus Heberer, G.: „Die Evolution der Organismen". S. 479—520. Jena.

e) 25 % dieser positiven Erbsprünge mögen neuartige sein, dagegen die übrigen 75 % solche, welche, nachdem sie früher bereits an anderen Rasseindividuen sich ereignet hatten, schon auf dem Wege sind, durch Selektion zu Rasseeigenschaften zu werden: das ergibt jeweils auf 8.000 und auf 400.000 Zeugungen eine erfolgreiche mit einem neuartigen, positiven Erbsprung.

f) Ehe die betrachteten Erbsprünge durch ihren Wandel in überdeckende von der Selektion genügend erfaßbar werden, mögen sie durch Zufall in 80 % der Fälle wieder verloren gehen, während sie in den restlichen 20 % der Fälle erhalten bleiben (und sich entsprechend durch Zufall durchschnittlich auf das Fünffache vermehren): das ergibt jeweils auf 40.000 und auf 2'000.000 Zeugungen eine erfolgreiche mit einem neuartigen, erhalten bleibenden, positiven Erbsprung.

g) Wir wollen die Überlebenswahrscheinlichkeit eines Individuums mit einem Eignungserbsprung gegenüber seinen Rassegenossen mit normalem Erbpaarling als Auslesevorteil oder Selektionsvorteil bezeichnen. Ein Auslesevorteil von 1 % besagt also, daß dessen Träger unter 100 Fällen, in denen er sonst zugrunde gegangen wäre, einmal überlebt. In welchem Ausmaße sich dieser Auslesevorteil rassenzüchterisch auswirkt, hängt ganz davon ab, wie hoch die Überproduktion an Nachkommen ist, in denen er wirksam wird, wie hoch also die Vernichtungsgröße pro Generation ist. Wir wollen also den Auslesevorteil auf die Nachkommenzahlen pro Elter beziehen. Setzen wir nun Reinerbigkeit der Eltern voraus und vervielfältigen diesen Auslesevorteil des Einzelnachkommen mit der Zahl der Nachkommen eines Elters, in denen dieser Vorteil Wirkungsfähigkeit gewinnt (d. h. jener Nachkommen, die in jenes Altersstadium und in jene Auslesesituationen gelangen, in denen ein solcher Vorteil zur Wirkung kommt), so erhalten wir den Fortpflanzungsgewinn[244], den ein solcher Elter durch den betreffenden Eignungserbsprung erlangt. ($k = n \cdot d$, worin k der Fortpflanzungsgewinn, d der Auslesevorteil des einzelnen und n die Zahl der betroffenen Nachkommen ist).

Wir wollen nun in unserem Vorstellungsmodell die beiden Fälle herausgreifen, daß der Fortpflanzungsgewinn 50 % bzw. 1 % betrage, das heißt, daß ein derartiger Erbsprungelter statt durchschnittlich einem wieder zur Fortpflanzung gelangenden Nachkommen deren durchschnittlich 1,5 bzw. 1,01 habe. Der Einfachheit halber nehmen wir weiter an, daß der Erbsprung bei allen Nachkommen zur Wirkung gelange. Dann beträgt bei den

Fortpflanzungsraten von . . .	2	bzw.	100	Zeugungen
statt der Normalausmerze von	1	bzw.	99	Zeugungen
die Ausmerze im 1. Falle . . .	0,5	bzw.	98,5	Zeugungen,
die Ausmerze im 2. Falle . . .	0,99	bzw.	98,99	Zeugungen.

Gegenüber dem ursprünglichen Zustand (1 bzw. 99 Ausmerzungen) ergibt sich also ein Auslesevorteil

im 1. Falle von 0,5 : 1 = 50 %; bzw. 0,5 : 99 = 0,505 %;
im 2. Falle von 0,01 : 1 = 1 %; bzw. 0,01 : 99 = 0,0101 %.

Durch diesen Auslesevorteil wird also von 2 bzw. 198 (Fall 1) oder von 100 bzw. 9900 (Fall 2) normalen Ausmerzungen eine unterbunden; d. h. bei einer Fortpflanzungsrate von nur 4 Zeugungen pro Elternpaar (was unter Kulturvölkern oft schon zu „Kinderreichtum" führt) und der ihnen entsprechenden hohen Lebenssicherungen muß also der Auslesevorteil eines Erbsprunges sehr groß sein (50 %), um durchschnittlich eine von den normalen Ausmerzungen unterbinden zu können; dagegen hat bei 200 Zeugungen pro Paar und den ihnen entsprechenden hohen

---

[244] Gewöhnlich wird der Fortpflanzungsgewinn für einen Elter, der sich aus einem Eignungserbsprung durch Nachkommenselektion ergibt, weniger treffend als „Selektionsvorteil" bezeichnet, nach dem Vorgange von Haldane.

Lebensgefährdungen (denn es tritt ja keine Vermehrung ein) schon ein kleiner Auslesevorteil von 0,5 % diesen Erfolg (d. h. ein so kleiner Erbsprunggewinn, daß er unter 198 Normalausmerzungen nur einmal eine solche Ausmerze unterbindet, erhöht schon die erfolgreiche Fortpflanzung, also die Auslese dieses Erbgewinnes, um 50 %). Nur bei hohen Fortpflanzungen und den ihnen entsprechenden Lebensgefährdungen werden die züchterisch wertvollen Kleinerbsprünge durch die Auslese genügend erfaßbar, so daß Fehlentwicklungen vermeidbar werden. (Vgl. auch Abschnitt 24,30.) Beim Kulturmenschen, selbst bei den sogenannten Kinderreichen, ist dies ganz unmöglich. Wenn nicht die natürliche Ausmerze die Vermehrung wieder wegschöpft, bleibt ja Kinderreichtum ohne allen Aufartungswert, ja er wird sogar zum Rassenverhängnis (siehe unter Punkt 18c IV und Abschnitt 23,44). Kinderreichtum quillt nur dann segnend in die Rassenzukunft, wenn es zu keinem unbiologischen Bevölkerungsüberschuß kommt, wenn also Kinderreichtum und seine biologische Normalwirkung: die Erbschatzreinigung durch ständige Wiederwegschöpfung der Überschüsse, ein phylogenetisch stationärer Prozeß zu bleiben vermögen.

Der Einfachheit halber ließen wir außer Betracht, daß der Lebensvorteil durch Eignungserbsprung sich meistens auch in Fruchtbarkeitssteigerungen auswirkt (nicht direkt erbliche Fruchtbarkeitssteigerungen sind gemeint, sondern aus andersartigen Erbgewinnen folgende, über den Umwelteinfluß wirksame, nämlich durch besseres Gedeihen auf Grund von irgendwelchen Eignungserbsprüngen), nicht nur in Ausmerzeunterbindungen, womit zu dem besprochenen Fortpflanzungsgewinn noch ein zweiter, züchterisch äußerst wirksamer Fortpflanzungsgewinn hinzukommt, der fekundative, mit welchem sich die Zahl der Nachkommenzeugungen in einem oft recht beträchtlichen Prozentsatz steigert. Wir sehen daraus, daß der Ansatz des 2. Falles von 1 % Fortpflanzungsgewinn für die allermeisten Eignungserbsprünge gewiß viel zu niedrig ist[245]. Da in den Berechnungen der Selektionstheoretiker (die meist Schreibtischgelehrte oder Experimentatoren sind, aber um so weniger Naturbeobachter und Feldbiologen) dieser zu niedrige Fortpflanzungsgewinn von 1 % meist zugrundegelegt ist, der fekundative aber übersehen wurde, so wird durch solche Unzulänglichkeit in den Berechnungen selbst in Biologenkreisen die Unterschätzung von der Bedeutung der Auslese gefördert. Obendrein verfallen diese Selektionstheoretiker auf diese Weise dem Irrtum, dem Zufall eine ganz unsinnige Bedeutung für die Evolution zuzuerkennen, was allein schon dadurch widerlegt ist, daß die Rassen der Wildorganismen eine außerordentlich beschränkte Variabilität aufweisen; diese ist schlechterdings unvereinbar mit einer maßgeblichen Rolle des Zufalls für den Rassenwandel unter normalen natürlichen Zuchtwahlbedingungen. Daß die Selektion normalerweise ganz bedeutend schneller arbeitet als in dem Ansatze der Selektionstheoretiker von 1 % Fortpflanzungsgewinn, dafür möge folgendes Beispiel dienen: Der Vererbungsforscher Erwin Baur machte an Löwenmäulchenrassen, die er in Spanien gesammelt hatte, eingehende züchterische Erbanalysen. Von diesen Rassen bewohnt jede ein geschlossenes Areal in einheitlich erscheinenden Rassetypen. Sät man aber die an den natürlichen Standorten gesammelten Samen in Kultur aus, so ergibt sich überraschenderweise eine große Spalterbigkeit dieser gezüchteten Nachkommen, von Eigenschaften, welche an den jeweiligen natürlichen Standorten nicht beobachtet werden. Die Erklärung ist die, daß die Pflanzen in der Natur oft von Insekten bestäubt werden, welche von benachbarten Standorten zugeflogen sind und welche dadurch Kreuzbefruchtungen verschiedener Rassen vollführen. Die Bastardpflanzen sind aber den jeweiligen Standorten weniger trefflich angepaßt als die ansässigen Rassen, so daß sie schon als junge Pflänzchen verdrängt werden, während sie in Kulturpflege natürlich gut gedeihen. Es genügt also hier in freier Natur schon eine einzige Generation, um Erbeigenschaften, die eine so leichte Lebensbeeinträchtigung

---

[245] Bauer und Timoféeff-Ressovsky, 1943, in: Heberer, G.: „Die Evolution der Organismen". S. 401 f. „Volk und Rasse", 1934, Bd. 9, S. 3 f.

bewirken, daß wir diese bei Kulturpflege gar nicht wahrnehmen, bei der Lebenserschwerung im freien Wettbewerbe von der Fortpflanzung auszuschalten[246]. Die harte natürliche Widersacherumwelt ist eben für die Bewährungsauslese der für jedes Rassenzukunftsgedeihen so wichtigen Kleinerbsprünge völlig unentbehrlich. Es möge dies Beispiel auch für Abschnitt 24,6 beachtet werden; es zeigt, eine wie starke Selektionswirkung die erbliche Disharmonie von Rassenbastarden bei normaler Zuchtwahl zur Folge hat, daß sie also voll ausreichen muß, um die erläuterten Einrichtungen der Bastardierungsverhinderung zwischen verschiedenen Rassen zu züchten.

h) Lassen wir nun weiter außer Betracht, daß die unter obigen Ziffern angesetzten Erbsprünge beim Einsetzen der Auslese wahrscheinlich bereits in einer Anzahl Individuen vorhanden sind, gemäß f), und setzen den ungünstigsten Fall, daß sie nur einmalig da sind, setzen wir andererseits für ihre Verbreitung der Einfachheit halber die Begünstigung, daß eine gestaffelte Inzucht nicht so stark ausgeprägt sei, daß sie die Ausbreitung überdeckend gewordener Erbsprünge in der ganzen Rasse wesentlich zu verlangsamen vermöchte; dann braucht bei Fortpflanzungsgewinnen von 50 % bzw. 10 % gegenüber der nicht erbgesprungenen Bevölkerung ein in einer Rasse von 100.000 fortpflanzungsreifen Individuen einzeln aufgetretener überdeckender oder überdeckend gewordener Erbsprung rund 40 bzw. 170 Generationen, um in mehr als 99 % aller Rasseindividuen zum Siege zu gelangen, um also praktisch zu einer neuen Rasseeigenschaft zu werden. Die wenigen übrig bleibenden Individuen ohne eine solche neue Eignungseigenschaft sind damit zum Range von Fehlerbsprungindividuen abgesunken, weil der nicht gesprungene Erbpaarling eignungsgemäß nunmehr einem fehlgesprungenen entspricht, denn der Eigenschaftswert bemißt sich an der jeweils erreichten Höhe der Rassenorm.

i) In unserem Ansatz eines neuartigen, die Rasse erobernden, positiven Erbsprunges jeweils auf 40.000 oder 2'000.000 Zeugungen ergeben sich bei einer Bevölkerung von 100.000 sich fortpflanzenden Individuen mit jeweils 200.000 oder 10'000.000 Zeugungen pro Generation in allen Fällen mit jeder Generation fünf, wie ersichtlich, solche neu hinzukommenden positiven Erbsprünge. Nach 1000 Generationen sind es also deren schon jedesmal 5.000. In Wirklichkeit werden freilich im Falle geringer Fortpflanzungsraten relativ viel weniger Eignungserbsprünge ausgelesen als im Falle hoher, weil die Auslese hier viel zu lässig arbeitet, um Erbsprünge ohne hohen Eignungswert genügend erfassen zu können, worauf wir unter g) hinwiesen (der unter c—f gemachte Ansatz ist ja allzu schematisch einfach). Andererseits bleiben bei geringer Fortpflanzung so viele der kleineren Fehlerbsprünge unerfaßt und entgehen der Ausmerze, daß der Rassenwandel gleichwohl (auch bei gleicher Erbsprungrate) schneller erfolgen wird, aber in Sackgassenrichtungen (wie z. B. beim Mammut) und bei noch stärkerer Nichterfassung zu ungehemmter Variabilität und Erbschatzverwahrlosung führt (wie beim Höhlenbären und Kulturmenschen). Die Zahl der positiven Erbsprünge, welche eine Rasse sich einverleiben kann, ist natürlich in hohem Grade von ihrer Gesamt-Individuenzahl abhängig. Unter einer gewissen Zahlengröße ist jede Rasse, selbst bei scharfer Auslese, zum Untergange vorherbestimmt, nicht wegen der Inzucht, sondern weil die einsammelbaren, positiven Erbsprünge zu selten werden, um die Rassenplastizität aufrecht zu erhalten, weil also die Rasse entwicklungsrückständig werden muß und somit einer schließlichen Verdrängung durch fortgeschrittenere Arten nicht entgehen kann, auch wenn sie von Entartungen frei bleibt. Sehen wir von alledem ab und rechnen als Generationsdauer (Zeitabstand zwischen dem durchschnittlichen Zeugungsalter zweier aufeinanderfolgender Generationen) zweier Arten jeweils 20 oder ein Jahr, so entsprechen den 1000 Generationen jeweils 20.000 oder 1000 Jahre. Es wären also z. B. nach 10.000 Jahren die beiden Rassen unseres theoretischen Beispiels bereits äußerst verändert: die erste durch 2500, die zweite durch 50.000

---

[246] Koßwig, C., 1934: „Biologische Grundlagen der Staatsführung". S. 25 f.

Verbesserungen ihres Erbanlagenbestandes, trotzdem in unserem Ansatze vieles zuungunsten der positiven Erbsprünge wirksam erscheint.

k) Eine derart schnelle Evolution finden wir aber nirgends in der freien Natur. Wir wissen vielmehr, daß 10.000 Jahre kaum zur Bildung einer neuen Rasse ausreichen. Wir ersehen daraus, daß der mäßig erscheinende Ansatz, den wir machten, noch allzu günstige Faktoren enthält. Selbst wenn unter 1000 Erbsprüngen nur ein positiver und 999 negative sind, kommen wir nach unseren sonstigen Annahmen noch zu einem viel zu schnellen Rassenwandel, wie er der tatsächlichen Evolution nicht entspricht. Man beachte auch, daß die unter d) gemachte Reduktion der erfolgreichen Zeugungen jeder Generation auf jeweils 50 % und 1 % nur für deckbare Erbsprünge gilt; die überdeckenden, die sich sogleich in den Nachkommen, in denen sie entstanden, bekunden, erfahren keine derart hohe Zufallsausmerze, und die Erbsprünge sind fast alle nicht ganz deckbar, sondern wirken auch im überdeckten Zustande mehr oder weniger stark auf die Vitalität ihrer Träger mit, so daß mit der Zahl der Zeugungen pro Generation und Elter die Zahl der Eignungserbsprünge stärker anwachsen muß als unter d) angesetzt.

24,90. Die Abwesenheit metaphysischer Schöpfungsprinzipien.

Die einstige Verwunderung, welche der Mensch darüber empfand, daß die Natur es fertig bringt, die größten Wunderwerke in den Organismen zu schaffen, und welche ihn immer wieder vergeblich danach suchen ließ, zwecktätige Prinzipe hinter dem Evolutionsgeschehen zu finden, schlägt heute beinahe um in eine Verwunderung darüber, daß es nicht schneller aufwärts geht, in ein Suchen nach den Hemmnissen, welche die züchterischen Höherentwicklungen des Lebens behindern und verlangsamen, da man nach den bekannten Evolutionsmechanismen schnellere Erfolge der Naturzüchtung verständlicher finden würde. Aber gar eine göttliche Vernunft oder vitalistische Schöpfungsprinzipien noch zusätzlich zu allen mechanistischen Prinzipien (die uns für sich allein schon für ein viel schnelleres Entwicklungstempo ausreichend erscheinen wollen) für die Lebensaufstiege tätig zu vermeinen, geht heute tatsächlich nicht mehr an, wir entdecken nicht nur nirgends einen Spielraum, wo eine Weltenvernunft noch tätig sein sollte, sondern die zahlreichen Mängel der Schöpfungsentwicklungen, Nichtausnutzungen von Entwicklungsmöglichkeiten, Entwicklungsstagnierungen, wo nicht das Umweltwidersachertum die Entwicklung vorwärts treibt, die Unvernunft der Erbsprünge, welche die Grundlage jeden Rassen- und Artenwandels bilden, Entwicklungsentgleisungen und Entartungen, nachdem das Gleichgewicht zwischen Zeugungsüberschuß und Vernichtung gestört ist, grobe Fehleinsätze von Erbmechanismen, welche an falscher Stelle sonst sehr sinnvolle Organbildungen entstehen lassen (z. B. wenn in sogenannten Wundergeschwülsten oder Teratomen der Eierstöcke, Hoden oder sonstiger Körperstellen ganz widersinnig Organbildungen wie Haut, Haare, Knochen, Zähne, Augenanlagen, Gehirn- oder Lungenteile usw. durcheinander entstehen durch den Fehleinsatz der zugrundeliegenden Erbkomplexe an verkehrter Stelle), alle diese und viele andere Unvollkommenheiten der Schöpfung beweisen immer wieder jedem offen Sehenden das völlige Fehlen einer tätigen Schöpfungsvernunft hinter den Lebenserscheinungen. (Siehe auch Abschnitte 21,31—33; 22,4; 23,6; 24,40; 24,59.)

24,91. Erbverwandtschaftsschwund in den Geschlechterketten als Ausdruck des Rassenwandels des in zweckfreier Selbstopferung siegenden und aufsteigenden Lebens.

Unter 23,39 hatten wir ausgeführt, daß wir den Erbschatz eines Menschen, würden wir ihn Jahrtausende durch die Generationenketten in seiner Aufspaltung zurückverfolgen können, schließlich im Erbstrome des ganzen Volkes verteilt fänden. Der ganze damals zerstreute Erbschatz eines heutigen Menschen

stand aber nicht im gleichen Verhältnis zum Erbstrome des damaligen Volkes wie der heutige Erbschatz zum heutigen Erbstrome: mancher Erbzeuger eines heutigen Erbschatzes war — wie unter 23,40 ausgeführt — im damaligen Erbstrome reichlicher vertreten als im heutigen, mancher andere seltener. Schließlich war der damalige zerstreute Erbschatz eines heutigen Menschen in einer Anzahl Erbzeugern nicht mit dem heutigen Erbschatze identisch, denn in der seitdem verflossenen Zeit haben sich ja eine Anzahl Erbsprünge in diesem Erbschatze verwirklicht. Die Erbverwandtschaft mit einem Vorfahren vermindert sich also mit der Entfernung in einem höheren Grade als der übertragene Anteil des Erbschatzes, und die Erbverwandtschaft mit dem gesamten übertragenen Erbschatz, der sich in einer bestimmten Vorfahrenfolge befindet, sinkt mit der Entfernung nach rückwärts immer tiefer unter den Wert von 100 % hinab, den sie nur in den letzten Generationen ganz oder fast erreicht. Es tritt nach rückwärts allmählich ein Erbverwandtschaftsschwund ein, entsprechend dem seitdem vollzogenen Rassenwandel. Gehen wir sehr weit zurück, so wird der Unterschied schließlich so groß, daß als Gemeinsamkeit nur noch ein allgemeiner Rasse- oder Arttyp verbleibt; die individuellen erblichen Besonderheiten von heute dagegen sind im wesentlichen auf dem Wege von jener fernen Vorfahrenzeit bis heute als neue Erbsprünge entstanden, die sich durchsetzten, während die individuellen erblichen Besonderheiten jener Vorfahren zumeist zugunsten später aufgetretener Erbsprünge allmählich in ihren Nachfahren ausgemerzt wurden. Die Individualität jener Vorfahren ist auch in ihren aufgespaltenen Einzelzügen ausgestorben, und je mehr Vorfahrengeschlechter folgen, desto tiefer greift der Wandel in den Rassetypus ein, d. h. die Vielfältigkeit der Änderung des Erbes bedeutet Änderung des Rassetypus. Jede Kombination wertvoller Erbsprünge, die ihrem Träger einen positiven Rangwert verleiht, durch den er im Zuchtkampfe Sieger werden kann, muß auf späterer höher eropferter Rassenstufe einen Rückschritt bedeuten, sie verleiht jetzt ihrem Träger einen geringeren Rangwert; ehedem führte ein solcher Erbträger durch seine Auslese, durch seinen Zuchtkampfsieg, jetzt aber führt er durch seine Ausmerze, durch seinen Untergang seine Rasse zu weiterem Aufstieg und zum Siege durch die Zeiten. Was ehedem Auszeichnung war, wurde nun, nach weiterem Rassenaufstieg, reif zum Untergang, und durch seinen Erbuntergang führt der Träger überalterter Eigenschaften seine Rasse in eine erbglückliche Zukunft. Nietzsche: „Der Tod ist das Siegel auf jede große Leidenschaft und Heldenschaft, ohne ihn ist das Dasein nichts wert. Für ihn reif sein ist das Höchste, was erreicht werden kann, aber auch das Schwierigste und durch heroisches Kämpfen und Leiden Erworbene." Nur im ewigen Wandel, nur im ewigen Untergehen kann das Leben durch die Zeiten siegen.

Auf jeden Erbsprung aber, der einen kleinen aufsteigenden Wandel bedeutet und der sich damit durchsetzt, kommen zahlreiche Fehlerbsprünge, deren Träger der Ausmerze verfallen müssen, soll nicht die Rasse als Ganzes entarten und zugrunde gehen. Furchtbar aber werden die Erbfolgen, wenn, wie in den Völkerkriegen unserer Zweckkulturen, umgekehrt das rangwertig höhere Leben sich für den übrigen Volkskörper, der also als rangwertiger Durchschnitt tiefer steht, aufopfern muß, weil infolge der erbfremden Nutznießungsverkettungen kein anderer Ausweg aus einer drohenden Unterjochung und Versklavung bleibt als der des Nutznießungsopfers der Leistungsträger, der Erbwerte. Jede Nutznießung am Leistungsopfer (z. B. Werken der Barmherzigkeit) oder am Lebensopfer (z. B. Kriegsopfern) bedeutet erbfremde Selbstbehauptung und zehrt damit an den einzigen Lebenswerten, den überindividuellen Erbschätzen, d. h. am Erbglück und Bestand der Zukunft.

24,92. Die Einsammlung und Hortung der Erbschätze.

Wir haben das Erbgut eines Lebewesens oder einer Rasse in seiner Gesamtheit Erbschatz genannt, man kann es sehr treffend auch als Erbhort bezeichnen, denn seine Bestandteile sind in Milliarden von Ausleseakten im Laufe

von weit über einer Milliarde Jahre in den Vorfahren zusammengehortet worden, durch die Bewährungserprobung seiner Schaffensprodukte, der Individuen oder Erbträger, am Umweltwidersacher. Mit Hilfe des mechanischen Zaubergriffes der automatischen Erbhortverdoppelungen und somit Selbstreproduktivität der immer erneut in sich zurückmündenden Individualkreisläufe entstand ohne alle geistigen oder zweckgesetzten Fundamente das organisationsschöpferische Lebensprinzip, das wir in Abschnitt 21,33 kennzeichneten, womit wir die gesamte Lebensschöpfung der Erde als durch unmetaphysische Naturnotwendigkeit bedingt verstehen lernen.

Jede kleinste der viel Millionen Einzelverbesserungen, welche ein Rassehort in seiner Geschichte von Urbeginn erfuhr, hat eine Menge Lebensopfer gekostet, sei es durch Individualvernichtung, sei es durch (oft ganz allmähliche) Fortpflanzungsverdrängung, denn sie mußte sich jedesmal in der gesamten Rasse durchsetzen. Ist aber einmal der Rassensieg errungen, so ist der eropferte Wert Bestandteil des Erbhortes der Rasse, er ist nunmehr in den Erbringautomatismus geschaltet und wird selbsttätig mit dem Gesamthort und für jeden Individualkreislauf sicher und beliebig reproduziert. Auf solche Weise können zum Horte immer erneut neue Werte hinzugehortet werden; sie werden durch die Auslese der Individuen (für die Fortpflanzung als Bewährungsprämie) in die Rasse eingesammelt, d. h. in deren Gesamthort eingegliedert und werden damit in ihrer Reproduktivität automatisch, so daß die Auslese frei wird zur erneuten Einsammlung von Werten. Das Leben kann so von Stufe zu Stufe immer höher klettern, indem die Auslese sich immer erneut nur auf Einzelverbesserungen erstreckt, der Wert des Gesamthortes aber, auch bei höchster Vollkommenheit, durch seinen Reproduktionsautomatismus gesichert ist, d. h. durch seine infolgedessen ermöglichte Selbstverschwendungsfähigkeit (bzw. Verschwendungsfähigkeit der Individuen als Träger und Schicksalsexponenten dieser Erbhorte). Nur Werte, die durch ihr automatisches Reproduktionsvermögen verschwendungsfähig sind, sind wahre Werte, denn mit ihrer Opferbarkeit tragen sie auch den Keim ihrer Beständigkeit im Flusse ihrer Kreisläufe und den Keim ihrer Vervollkommnungsfähigkeit, also ihrer eigenen Werteschöpfung in sich.

Auf dem allgemeinen Naturgesetze, das auch in der gesamten Himmelsmechanik wirksam ist, daß in allen Naturvorgängen das Dauerhafte und periodisch in sich selbst Zurücklaufende zur Selbstauslese gelangt und daß es damit selbsttätig zur Schaffung von Ordnungsgebilden und Ordnungsvorgängen in der Natur kommen muß, hat sich das Reich des Lebendigen aufgebaut. Den Unterschied des Lebensreiches gegenüber der toten Welt, der auf jedem begünstigten Planeten des Weltalls mit der Geburt des organisationsschöpferischen Lebensprinzips den Start in die Welt beginnen muß, charakterisierten wir in Abschnitt 21,33.

24,93. Das Regulativ zur Hortung der Erbschätze und sein Verlust.

Das Regulativ für den Werteinsammlungsprozeß des Lebens in dessen Erbhort ist die Erbsprungordnung. Hat eine niedere Lebensform beispielsweise nur tausend Erbzeuger, so mag eine Stabilisierungszüchtung von Erbzeugern vielleicht nur gelegentlich oder nur in geringfügigem Grade nötig sein, es mag daher vielleicht auch gar nicht zu einer Anzüchtung von Instinkten der Heimattreue trotz guter Wanderungsfähigkeit bei niederen Tieren kommen. Besteht aber, wie beim Menschen, der Erbhort aus vielleicht 20.000 oder 30.000 oder noch mehr Erbzeugern, so ist eine ständig tätige Stabilisierungszüchtung der Erbzeuger ein dringendes Rassenerfordernis, und hiermit auch die Erhaltung aller überindividuellen, individualschädigenden Werteigenschaften, welche im Dienste einer solchen opfervollen Stabilisierungszüchtung arbeiten. Denn die Erbsprungrate muß sich ja in niederen Prozenten halten, und die Erberprobung muß jedem Erbsprung ohne Zeitverzögerung folgen, so daß es nicht zur Kumulation von Fehlerbsprüngen kommt, welche jede Erbsprungordnung und Aufartungsmöglichkeit vernichten muß. (Vgl. namentlich Abschnitte 16,37; 21,4; 23,28; 23,46.) Je größer

die Gesamtzahl der Erbzeuger ist, desto stabiler müssen sie also gegen Erbsprünge sein, so daß die Gesamterbsprungrate sich nicht erhöht. In einer guten Züchtungsordnung einer entwicklungsplastischen Rasse muß sich durch Mitauslese derjenige Stabilisierungsgrad der Erbzeuger einzüchten, der sich für die Hortungen in die rassischen Erbschätze als der fruchtbarste erweist, so daß sich das Prinzip der Eigenwertschöpfung des Lebens selbsttätig einreguliert.

Jegliche Wertschöpfung basiert auf dem Opfer. In fast allen unseren Lebensverrichtungen sind die Wirkungen von Tausenden von Erbzeugern mitenthalten, und irgendwelche unter ihnen, welche durch Erbsprung nicht ihre volle Normalfunktion ausüben, mindern den Leistungsgrad des Gesamtergebnisses. Im wildfreien Leben führen sie über kurz oder lang direkt oder indirekt zum Untergang, im erbfremden Kulturschutz erhalten sie sich; jeder Kulturmensch hat irgendwelche Schwächestellen (meist viele) in seinem Gesamtleistungsvermögen: das ist bereits ein untragbarer Entartungszustand und ein Zeichen dafür, daß ein Riesenheer von Fehlerbsprüngen von der Zuchtwahl überhaupt nicht mehr erfaßt wird, sich also ganz notwendig kumulieren und damit die Erbschätze zur Verwahrlosung bringen muß, denn ohne eine Vereinzelung der Fehlerbsprünge ist eine Aufartung zur Norm überhaupt nicht möglich und der Erbabstieg ist bereits im Rollen. Der in allem erbnormale, also erblich fehlerfreie Mensch, der eine Erbzukunfts-Voraussetzung ist, hat in unseren Kulturen nicht nur keinen Selbstbehauptungsvorrang, sondern er existiert überhaupt nicht mehr; oder mit anderen Worten: einer umfassenden Bewährungserprobung, welche genügend scharf wäre, um den überindividuellen Erbschatz von allen Fehlerbsprüngen reinigen zu können, wäre — im Gegensatz zu Wildorganismen — auf die Dauer wohl kein Kulturmensch gewachsen, wohl jeder ginge schließlich dabei zugrunde.

24,94. Die Abschneidung der Züchtung des Menschen auf Umwelteinpassung durch den Geist.

Gegenüber dem Stamme der Menschenaffen zeichnete sich die Menschheitsentwicklung dadurch aus, daß sie zur Expansion des werdenden Menschen über den ganzen Erdball führte. Die biologische Erstmaligkeit dieser Expansion gegenüber tierischen Expansionen besteht aber darin, daß sie nicht auf einer Einpassungszüchtung auf die Umweltbedingungen beruht, sondern auf der außerordentlichen Entfaltung des menschlichen Geistes, welche es ermöglichte, auf künstliche Weise die zuträglichen Umweltbedingungen auch in andersartigen Umwelten zu schaffen, welche die Expansion des Menschen vorzutragen vermochten. Es kommen auch bei Tieren infolge eines überhohen biologischen Potentiales Expansionen über den ganzen Erdball, auch in unangepaßte Umwelten, vor; als Beispiel sei auf die Wanderratte hingewiesen; aber alle diese Tiere bleiben der Einzüchtung in ihre neuen Umwelten verhaftet, welche sie nachholen. Der Mensch hat sich jedoch durch sein geistiges Vermögen, sich die zuträgliche Umwelt auf künstlichem Wege zu schaffen, den großen biologischen Wert einer Einzüchtung auf veränderte Umweltbedingungen weitgehend abgeschnitten; dadurch ist nunmehr sein Geist dazu verurteilt, zur künstlichen Erfüllung dieser Umweltansprüche (man denke vor allem an Kleidung[247], Wohnung, Ernährung) immer erneut in Beschlagnahme genommen zu werden, also in weitem Maße unfrei zu werden durch Umgehung der Lebensopfer, welche allein eine erbliche Umwelteinzüchtung ermöglichen könnten, während das Tier sich vermöge seiner durch Lebensopfer erkauften physiologischen Umzüchtungen in volle Harmonie mit seiner Umwelt zu setzen vermag, indem es sodann automatisch auf dieselbe im Sinne seiner Daseinsbehauptung anspricht. Es war also ganz unumgänglich, daß der Mensch als zu zahlenden Preis für seine Geistesentwicklung das hinsichtlich einer harmonischen Umwelteinpassung und automatischen Daseinssicherung unvollkommenste Geschöpf der Erde werden mußte, daß er sich

---

[247] Zum Verständnis der menschlichen Nacktheit siehe im zweiten Teile dieses Werkes den Abschnitt: „Menschliche Läusezucht . . .“

durch den Einsatz seines Geistes für die Individualsicherung seines Daseins nun auch an die verewigte Beschlagnahme dieses Geistes zu solchem Einsatze versklaven mußte. In dem Maße, wie die Hochkultur den Geisteseinsatz für die Individualbewahrung in seiner Wirksamkeit mächtig erweiterte, muß die Entwicklung in dieser Richtung bald zu einer Katastrophe für dieses Geistwesen ausarten. (Vgl. vor allem Abschnitt 17,5 sowie Abschnitte 15,7 und 15,12.)

24,95. Die mangelhafte Einzüchtung auf die Umwelt als Vorbedingung für die Aufstiegszüchtung des menschlichen Geistes.

Nun ist es aber nicht so, daß der Vormensch durch eine volle Unterwerfung (durch irgendwelchen äußeren Zwang) unter die physiologischen Züchtungserfordernisse eine harmonische Umwelteinpassung zugleich mit einer Geisteszüchtung hätte erwerben können, um der gekennzeichneten Entwicklungssackgasse zu entgehen und seine Erbzukunft zu besserer Vollkommenheit zu gestalten. Die Geisteszüchtung war von vornherein belastet mit der Ausweglosigkeit, Sackgassenentwicklungen zu entraten. Während die Menschenaffen ihre angestammte Umwelt, angestammte Ernährungsweise usw. beibehielten und dementsprechend auch keine großen Umzüchtungen erfahren konnten, war mit dem Abzweigpunkt zum Vormenschen ein Stadium der Geisteszüchtung und der geistigen Macht über die Umwelt erreicht, das es ermöglichte, sich auch in unangepaßten Umwelten behaupten zu können. Es lag somit der phylogenetisch bedenkliche Fall vor, den wir in den Abschnitten 24,49 und 24,76 kennzeichneten, daß sich eine Lebensform in einer Umwelt, der sie nicht angepaßt ist, gleichwohl zu erhalten vermag, was durch die dann folgende Einzüchtung auf die neuen Umweltbedingungen zu einer zu großen Besiegung des Umweltwidersachers und somit in Sackgassen oder direkt in die Entartung führt. Hier war nun die Entwicklungssituation des Vormenschen insofern eine neuartige, als der geistige Einsatz für eine künstliche Erschaffung zuträglicher Umweltbedingungen die physiologische Einpassungszüchtung in die unangepaßte Umwelt verhinderte und auf diese Weise dauernd die erforderliche hohe Gefährdung durch das Umweltwidersachertum aufrecht erhielt (solange letzteres noch nicht durch die Nutzbarmachung erbfremder Leistungen für den Kulturzustand vernichtet wurde). So war es möglich, daß der geistige Aufstieg in die Menschwerdung immer höher zu klettern vermochte durch die Züchtungskraft dieser bleibenden Umweltgefährdungen, in welche der Vormensch und Mensch sich parallel mit seinen geistigen Höherzüchtungen raumerobernd immer weiter hineintrug. Statt dessen hätte eine physiologische Einpassungszüchtung auf die Umwelt zu einer derart hohen Erleichterung des individuellen Daseins (durch Fortfall der hohen Ansprüche an Bekleidung und künstliche Bewehrung, an Wohnungsschutz, Wahl und Zubereitung der Nahrung usw.) geführt mit verhängnisvollen Massenvermehrungen, daß es dem Vormenschen ähnlich ergangen wäre wie dem Höhlenbären und die Menschwerdung ihren vorzeitigen Abbruch durch Entartung gefunden hätte. So jedoch wurden die Lebensopfer, welche die Menschwerdung vorantrieben, durch das Auslesegewicht des Werkes der Hände immerfort einseitig fruchtbar für die Höherzüchtung des Geistes als Werkschöpfers und wurden gerade dadurch abgewendet von einer Fruchtbarkeit für die physiologische Einzüchtung auf die Umwelt, so daß letztere ihren Widersachercharakter für die erforderliche Individualgefährdung des Menschen in gewissem Maße noch beibehalten konnte. Dies gilt vor allem für die gemäßigten und kälteren Klimazonen, wo das härtere Umweltwidersachertum die Geisteszüchtung am weitesten vorantrieb, aber auch den Menschen in höchstem Grade zur Nutznießung an den Werken seiner Hände versklavte, ihn auf einen riesigen Ballast von Kulturdingen angewiesen machte und kulturbedürftig züchtete[248].

[248] Vgl. Scheurmann, E.: „Der Papalagi".

24,96. Geisteszüchtungen der Erdenzukunft.

Die Ausbildung der Hand zum umweltgestaltenden Werkzeug hat einer der zahlreichen Stammeslinien innerhalb der Säugerentwicklung eine sehr frühzeitige Geistesüberlegenheit zugezüchtet, die zur Menschwerdung führte. Mit dieser Geisteszüchtung sind alle etwa parallelen Ansätze zu einer Geisteszüchtung aus dem Menschenaffenstamme oder aus der Vormenschenlinie selbst abzweigende (wie z. B. als letzte die Linie des Neandertalers) immer vorzeitig abgeschnitten worden, so daß nur eine einzige Linie sich immer als die erfolgreichste durchsetzte, denn das Ausbreitungsvermögen des Menschen über den Erdball mußte alle Parallelentwicklungen einer Geisteszüchtung abschneiden. Die Menschenaffen wurden durch diese Konkurrenz völlig in ihrer tierischen Stufe als Baumkletterer festgehalten, auf welcher Stufe sie allein dem Menschen hinreichend auszuweichen vermochten. Der werdende Mensch spezialisierte sich einseitig auf die künstliche Erfüllung seiner Existenzbedingungen durch deren Erschaffung vermittels der Werke seiner Hände auf Grund der Erfahrungsnutzungen seines Gehirnes, er wurde Gehirntier, so sehr, daß ihm sein Gehirn zur Entwicklungsfalle wurde, denn er hatte keine ebenbürtigen Geisteskonkurrenten in der übrigen Tierwelt, die ihm genügend Feind hätten sein können, um die für jede biologische Entwicklung verhängnisvolle Besiegung des Umweltwiderstandes auf die Dauer zu verhindern. Inzwischen haben sich andere Säugergruppen, in härterem Zuchtkampfe stehend, ihre physiologische Leistungsfähigkeit in einem Grade vervollkommnet, wie sie Affen und Menschen mit ihrer herabgeminderten Fruchtbarkeit nie einholen könnten. Wenn im Affenstamme seit mehr als 30 Millionen Jahren die Leistung an Fortpflanzungsproduktion pro Individuum nur ein Junges pro Jahr oder pro zwei Jahren betragen hat, dessen Entwicklung bis zur Reife Jahre erfordert, während in anderen Stämmen die Produktion und also auch die Auslese durch Vernichtungen das Vielfache pro Jahr betrug bei beschleunigtem Wechsel der Generationen, so könnte der dadurch erzüchtete physiologische Vorsprung niemals mehr vom Stamme der Affen und Menschen eingeholt werden.

Die geistige Entwicklung ist in den übrigen Säugergruppen nicht stehen geblieben; wie wir an der Zunahme der Schädelinhalte über hundert Millionen Jahre hin verfolgen können, hat sie stetig in allen Ordnungen zugenommen, ohne ein geologisch so verfrühtes bedenkliches Übergewicht zu erlangen wie im Menschenstamme. Die geistige Weiterentwicklung hat mit der Individualgefährdung Schritt gehalten, da sie in allen im Wettbewerb miteinander stehenden Säugerordnungen gleichzeitig erfolgte. So sind in anderen Säugerordnungen für eine geistige Hochzucht gediegenere körperliche Allgemeingrundlagen geschaffen worden als einst in der Halbaffenordnung bestanden, ehe die zum Menschen hinaufführende Entwicklungslinie daraus hervorging. In späteren Jahrmillionen, nachdem der Mensch längst vom Schauplatze des Daseins abgetreten sein wird, wird die Erde reiche Geisteszüchtungen in den verschiedensten Säuger- und Vogelordnungen verwirklichen. Mit einem schweren Verhängnis hat freilich der heutige Mensch die Erde für alle Zukunft belastet: mit den Erzeugnissen seiner Werkkultur. Jede geistesgezüchtete Tierwelt wird schließlich einmal die verschütteten Werke des Menschen als geologische Denkmäler staunend betrachten und zu enträtseln suchen. Unglücklicherweise ist es ihr in dieser Hinsicht nicht so schwer gemacht wie dem Menschen, dem niemand das Entdecken und Erfinden vormachte und dem es trotzdem viel zu schnell gelang, um sich mit seinen Kulturschöpfungen zugrunde zu richten. Jede spätere geistesgezüchtete Tierwelt wird schon auf viel unreiferer Stufe als die der heutigen Menschheit mit deren Geistesprodukten bekannt werden und läuft Gefahr, sich ihre fernere Züchtung damit gründlich zu vergiften. Wird der Mensch durch seine Kulturschöpfungen für alle Zukünfte der Erdenschöpfung zum Fluche geworden sein?...

24,97. Kosmische Verantwortung.

Könnte es eine schönere und erhabenere Verantwortung für den Menschen oder irgendein Geistwesen geben als die für die Zukunft der Erde schlechthin? Freilich, um für eine solche Verantwortung reif zu sein, dazu muß man wunschlos für sich selbst und seine Nächsten geworden sein, etwas in Zweckkulturen Unmögliches; wunschlos für sich als Individuum und Gemeinschaft, wunschlos für sich als Rasse oder als Art, nichts anderes als Wille zur kosmischen Einordnung! Jede andere Haltung führt zum Frevel am Werke der Natur. Was ist daran gelegen, daß der Mensch so viele Unvollkommenheiten aufweist! Wer darunter leidet, liebt sich selbst allzu sehr. Der Mensch sollte sich weniger wichtig nehmen, weniger christlich nehmen. Darf denn der Mensch eine Überhöhung der Natur, also eine Unnatur sein wollen? ohne auch physisch eine Unnatur zu werden? darf er sich in Gegensatz zu aller Natur verewigen wollen? ohne sich und alle Kreatur mit sich zugrunde zu richten? Müßte er nicht froh sein abzutreten, wenn er etwa dadurch anderen wohlgerateneren Geisteszüchtungen in späteren Jahrmillionen die Bahn freimachte? welche gediegenere Entwicklungsgrundlagen hätten als er selbst, um vielleicht Stufen zu erreichen, die er selbst nie erreichen könnte? Erst wenn die ganze Menschheit zugrunde gegangen sein wird, hat die Erdenschöpfung wieder die Freiheit gewonnen, zu neuen Geistesentwicklungen emporzusteigen. Nietzsche: „Und mißrietet ihr selber, mißriet darum der Mensch? Mißriet aber der Mensch: wohlan! wohlauf!... Seid guten Muts, was liegt daran! Wie vieles ist noch möglich! Lernt über euch selber lachen, wie man lachen muß!... Habt ihr Mut, oh meine Brüder?... wer den Abgrund sieht, aber mit Stolz, wer den Abgrund sieht, aber mit Adlers-Augen — wer mit Adlers-Krallen den Abgrund faßt: der hat Mut — —."

Mit jedem Willen, sich zu behalten, zu bewahren, zehrt man am Erbglück der eigenen Rassenzukunft und hemmt obendrein die Aufwärtsentwicklung der Natur oder zerstört sie. Jeder Weg zum Aufstieg führt nur über das Selbstopfer der Individuen und der Rassen und Arten. Der Selbstbehauptungskampf darf nicht Zweck sein, wie er es in Zweckkulturen ist und daselbst nicht anders sein kann. Ritterlich kämpfen heißt: für die Bewährung kämpfen, nichts danach fragen, wer siegt, wer den Lebenslohn davonträgt, wenn er nur dem Würdigsten zufällt, so wie oben der heldische Reiter uns zuruft (18,2):

„Der Beste ist, der Sieger bleibt,
Und ich begehr' nichts weiter!"

Solche hochgearteten Instinkte vermag nur der freie Zuchtkampf zu züchten und zu erhalten, in welchem sich der Geist keiner Kulturmittel und keiner erbfremden Werkzeuge der Daseinserhaltung bedienen kann; in Zweckkulturen müssen diese Wertinstinkte der Ausrottung verfallen, und dann können sie nicht noch einmal erzüchtet werden; der erbbiologische Niedergang ist dann unaufhaltsam.

Schluß.

25,1. Das Wesen der Grundeigenschaften des Lebens.

Grundeigenschaften 1 (Individualität) und die Uranfänge der Grundeigenschaft 2 (Molekulargefügeordnung) sind ebenso wie freie, d. h. zur Kraftausübung fähige (arbeitsfähige) Energie Vorbedingungen für das Leben; diese Eigenschaften fanden sich auch schon vor der Urzeugung in der unbelebten Natur. Jede Molekel besitzt Individualität und Ordnungsgefüge.

Eigenschaften 16 (Erbsprungordnung) und 17 (Selbstvermehrung) sind die letzten inneren Urgründe des Lebens, aus denen es sich am Umweltwiderstande als äußerem umfassenden Lebensgefährdungs- und dadurch Auslesefaktor gestaltet. Dabei waren auch die Uranfänge dieser beiden Grundeigenschaften schon mit den anorganischen chemischen Vorbedingungen zur Urzeugung des Lebens gegeben.

Die Eigenschaften 2—15 sind die durch die Auslese auf der Grundlage der Erbsprünge und Selbstvermehrung gezüchteten Selbstbehauptungsvermögen und physischen Gestaltungen als Ermöglicher und Vollstrecker dieser Vermögen (nämlich Molekulargefügeordnung, Baugefügeordnung, Erbgefügeordnung, Entwicklung, Funktionsgefügeordnung, Stoff- und Energieabbau, Stoffangleichung, inneres Wachstum, Stoff- und Energiewechsel, funktionelle Anpassung, Regenerationsvermögen, Bewegungsfähigkeit, Reizbarkeit und Bewußtsein). Alle diese Eigenschaften entwickeln sich im Laufe der Evolution von den einfachsten Anfängen bis zu hoher Komplikation und verflechten sich miteinander in der innigsten Weise als individuelle Lebensganzheit.

Die Eigenschaften 18 (erbeigener Selbstbehauptungseinsatz), 19 (passive Selbstgefährdung), 20 (physiologische Selbstopferung), 23 (Erbschatzmischung) und die bereits genannte 16 (Erbsprungordnung) sind durch Mitauslese gezüchtete Eigenschaften und Mechanismen, welche selbst wieder Hilfsmittel zur Herbeiführung und Wirksamkeitssteigerung der Auslese, zur Vernichtung oder wenigstens verminderten Fortpflanzung der Träger mißglückter Erbsprünge und zur Beschleunigung des Rassenwandels sind. Es sind Eigenschaften, welche die Individuen, also die Gegenwart belasten zugunsten des überindividuellen Rasseerbstromes der Zukunft.

Eigenschaft 24 (Rassenbildung) ist eine notwendige Folge von 23 (Erbschatzmischung) unter der Vorraussetzung genügend wirkungskräftiger natürlicher Zuchtwahl.

Eigenschaften 21 (Einpassung) und 22 (historische Wandlung) sind das Züchtungsgesamtergebnis in seiner Umweltbezogenheit und sein historischer Charakter.

25,2. Urzeugung.

Die Urzeugung des Lebens selbst ist ein noch anorganischer Vorgang; in ihm wurzeln die Selbstvermehrungsfähigkeit, die auch im Anorganischen bekannt ist als Autokatalyse, und die Fähigkeit zu chemischen Abänderungen der sich

identisch selbstvermehrenden Substanz (als Uranfänge der durch Mitauslese gezüchteten Erbsprungordnung). Eine Grenzstufe gegen das anorganische Reich ist die Virusstufe, womit es keine scharfe Abgrenzung zwischen den Reichen der belebten und unbelebten Körper an der Grenzstufe des Lebens gibt.

Die Viren, welche der Größenordnung nach nur etwa $^1/_{10000}$ bis $^1/_{100000}$ mm messen, wurden erst durch das Elektronenmikroskop sichtbar gemacht. Ein Virus kann sowohl einen leblosen Kristall bilden, der keinen Stoff- und Energiewechsel besitzt, als auch, auf geeignetem Substrate, in chemische Reaktionen mit demselben treten und dabei sich selbst als Molekularkomplex katalysieren und so vervielfältigen wie ein Lebewesen. Die Grenzen zwischen Leben und Leblosem sind hier völlig verwischt. Es gibt nieder und höher organisierte Virusformen, und von den höheren führen Zwischenstufen zu den Bakterien, den einfachsten lebenden Zellen mit ständigem Stoff- und Energiewechsel. Da alle Viren, die man zunächst kennen lernte, als Krankheitserreger auf zelligen, also höher organisierten Organismen (von der Bakterienzelle bis zum Menschen) schmarotzen und ohne lebende Zellen nicht bestehen, nicht wachsen und sich nicht vermehren können, so verbreitete sich die Ansicht unter den Forschenden, daß Viren wohl nur durch parasitäre Rückentwicklung aus Bakterien phylogenetisch zu verstehen seien, so daß man sie nicht als Vorstufe der Entstehung der ersten Lebenszellen erachten könne. Dieser Schluß hat sich als voreilig erwiesen, denn es sind heute echte Viren bekannt geworden, welche auf faulenden Stoffen leben und welche somit auch auf toten Nährböden in Laboratorien züchtbar sind (man hat sie zusammen mit einigen Virusarten, welche gewisse tierische Lungenentzündungen erregen, zur Klasse der Cysticeten vereinigt.) Daß Virusformen, welche frei (d. h. ohne Ausbeutung der Kräfte lebender Organismen) zu leben vermögen, heute nur spärlich vertreten zu sein scheinen, wird durch die scharfe Konkurrenz von seiten der organisatorisch weit höher entwickelten frei lebenden Bakterien verständlich. Die freie Konkurrenz zwischen Mikroben, die sich an den Energiequellen außerhalb der Lebewesen weit schärfer auswirkt als in den normalerweise relativ mikrobenfreien Organismen selbst, hat im allgemeinen zur Verdrängung der Virusstufe aus den freien Lebensräumen führen müssen. Bevor jedoch die Bakterienstufe des Lebens zur Evolution gelangte, muß die Virusstufe die allein herrschende gewesen sein. Während heute alle leicht abbaubaren Energien, welche in chemischer Form an tote Stoffe gebunden sind, schnell der Ausbeutung durch Lebewesen, meist durch Bakterien, verfallen, so daß es nirgends auf der Erde mehr zu größeren und langdauernden Anhäufungen solcher Stoffe mit leicht gewinnbaren Energien kommt, müssen in den Zeiten vor der Urzeugung auf Erden solche Anhäufungen energiebeladener Stoffe leichter Zersetzlichkeit unter der ständigen Zufuhr von Sonnenenergie größere Ausmaße erreicht haben, so daß damit gute Vorbedingungen zur Urzeugung des Virus als der primitivsten Lebensstufe gegeben waren, während heute die enorme Konkurrenz hochgezüchteter Lebewesen um Aneignung und Ausbeutung von Energiequellen solche günstigen Urzeugungs-Bedingungen nicht mehr zustandekommen läßt, ja nur noch ausnahmsweise freilebenden Virusformen ein Fortkommen ermöglicht.

Der Beginn des Lebens ist dort anzusetzen, wo die Kette der Selbstvermehrungen nicht abreißt und wo durch chemische Abänderungen solcher sich selbstvermehrenden Substanz, infolge deren die Auslese zwischen solchen Substanzen durch die Umweltwiderstände erstmalig automatisch eingreifen muß, dieser energielenkende, -gestaltende und -fressende Prozeß historisch zu werden beginnt; denn an diesem Punkte beginnt sich die Kluft gegen das anorganische Reich herauszuentwickeln. Diese Geschichtlichkeit der sich selbst reproduzierenden Individualkreisläufe ist das letzte und eindeutige Kriterium des Belebten gegenüber dem Unbelebten.

25,3. Das offenbarte Leben und der Fluch seiner chemophysikalischen Erforschung.

Das Welträtsel des Lebens hat in den wesentlichsten Prinzipien seiner Vorgänge und Entwicklungen als gelöst zu gelten. Wir besitzen heute eine weitgehende Kenntnis der treibenden Faktoren seiner Abläufe und Entwicklungen und vermögen sie auf allgemeine Naturgegebenheiten zurückzuführen. Wir behaupten natürlich nicht mit dieser Aussage, daß wir die ungeheuere Komplikation der Lebensvorgänge auch nur einigermaßen in ihren Einzelheiten und Beziehungen chemophysikalisch wie kausalanalytisch klar durchschauten, das ist nicht wesentlich, dazu unabwendbar lebenszerstörend durch die individuelle Nutzausbeute, die proportional der Masse der Detaileinsichten gefördert wird. Vielmehr halten wir lediglich dafür, daß uns vielleicht kein für Vorgang, Formung und Aufstieg des Lebens wesentliches Prinzip unbekannt geblieben ist; das genügt. Es ergibt sich die schwerwiegende Einsicht, daß kein Spielraum für schöpferische Eingriffe metaphysischer Gestaltungsmächte hinter den Lebenserscheinungen bleibt. Um es an einem Einzelbeispiel noch verständlicher zu machen: Wir haben nur ganz ausnahmsweise mal durch intensive Spezialforschung einen Begriff davon bekommen, wie sich eine Erbeigenschaft durch die Wirksamkeit eines bestimmten Erbzeugers (Gens) herausbildet. Fast alles, was sich in dieser Hinsicht im Organismus abspielt, ist, weil es dem Experiment so schwer zugänglich ist, noch unerforscht. Aber dies beeinträchtigt nicht unsere obige Aussage, daß uns vielleicht kein wesentliches Prinzip des Lebens unbekannt geblieben ist, denn wir wissen um die Prinzipien, nach denen sich Erbeigenschaften herausbilden: wir wissen, daß alle Erbeigenschaften auf Erbzeuger zurückgehen; wir wissen, nach welchen Mechanismen sich dieselben von Eltern auf Kinder übertragen (Vererbung); wir wissen um deren Verdoppelung vor den Zellteilungen, so daß jede Zelle den gleichen Erbschatz erhält; wir wissen, daß die verschiedenen Ausdifferenzierungen der Zellen und Gewebe auf der Wirksamkeit bestimmter Entwicklungshormone beruhen, welche jeweils nur ganz bestimmte Erbzeuger für ihre spezifizierte chemisch-katalytische Tätigkeit freisetzen, und daß diese Entwicklungshormone an den entsprechenden Stellen im Individualkreislauf (in seinem Erbring) geschaltet sind, so daß ihre Wirkung automatisch einsetzt; wir wissen, daß alle Erbeigenschaften Funktionen derartig auf Grund der Schaltstoffwirksamkeit von Erbzeugern ausdifferenzierter stofflicher Strukturen sind; wir wissen, daß all diese lebensdienliche Ordnung des Ganzen das in unvorstellbar langen Zeiträumen gewachsene Aufbauergebnis einer immerwährenden Lebensbewährungsauslese ist auf der Grundlage einer eingespielten Erbsprungrate usw. usw.; kurz und gut, wir wissen um die wesentlichsten Prinzipien des Lebens. Mögen Millionen Einzelheiten erforschbar bleiben, es ist zu bezweifeln, ob sie noch zusätzliche wesentliche Prinzipien für Vorgang und Aufstieg des Lebens enthüllen könnten, da wir, soweit wir sehen, mit den erkannten Prinzipien zur Erklärung des Lebens auszukommen scheinen; wohl aber muß sich die immer weiter ins einzelne gehende Erforschung der chemophysiologischen Vorgänge im Körper als ein immer größerer Fluch für die gesamte Menschheit auswirken, indem diese Forschung die Handhaben für den erbfremden Selbstbehauptungseinsatz zur Ausmerzeunterbindung entartenden Lebens liefert, so daß die Naturwissenschaft der größte Schrittmacher für den Menschheitsuntergang ist. Jeder Erforscher der chemophysikalischen Lebensgeheimnisse muß ganz unvermeidlicherweise mit jeder gefeierten neuen Entdeckung zum Verbrecher an der Menschheitszukunft werden.

Erst mit der Enträtselung der Prinzipien des Lebens wird auch das Wesen der Vernunft als einer Lebenserscheinung (siehe namentlich unter 15) und ihr Gegensatzcharakter zu den unvernünftigen Züchtungsgrundlagen des Lebens und des Lebensaufstieges erkannt.

25,4. Die Selbstüberheblichkeit ins „Metaphysische“ als menschliche Hybris, und die Nemesis der Natur.

Daß der Mensch in allen 24 Grundeigenschaften des Lebens allen Lebewesen völlig gleichsteht und nicht den entferntesten Entwicklungsvorrang vor ihnen genießt, ist einfach eine Erfahrungstatsache. Alle Thesen über eine menschliche Seele, Verheißung himmlischer Seligkeit, Gotteskindschaft, Gewissen als göttlicher Stimme, Unsterblichkeit usw. sind nichts als eitle, eingebildete, ichsüchtige Anmaßungen und Selbstüberheblichkeiten, mit denen sich das Tier Mensch über den Bios hochnasig und selbstherrlich zu erheben trachtet und sich einen ewigen, nimmer opferbaren Wert einzureden sucht, was an sich ein ergötzliches Schauspiel für den Philosophen sein könnte, wenn nicht dieses Gehirntier mit der Ikarusseele durch sein Widersachertum gegen seine Erdgebundenheit den schrecklichen Erbfluch auf seine eigenen Nachfahren und die ganze Menschheit und Schöpfung lüde, da es ohne Preisgabe und ständige Selbstopfer-Bereitschaft, da es ohne völlige Uninteressiertheit für alles individuelle Seelenheil, ja für alle erbärmliche Glückseligkeitsfragen gar nicht überindividuell existenzfähig ist. (Vgl. auch die beiden letzten Abschnitte des zweiten Teiles dieses Werkes.)

25,5. Das Gewicht der Verantwortung in der entgötterten Welt.

Damit, daß wir alle Schicksalsgestaltung des Lebens als allein diesseitig bedingt erkennen, daß wir begreifen, daß jede aktive Schicksalsgestaltung unsererseits in alle unsere eigene biologische Zukunft aufbauend oder zerstörend weiterwirkt, damit erkennen wir uns selbst als Segnende oder Fluchzeugende unserer Lebenserben und fühlen diese Verantwortlichkeit auf uns zufallen mit einer Schwere und Wucht, wie sie von religiös gegängelten und gottvertrauenden Zeitaltern nie im entferntesten begriffen werden konnte. Für viele freilich wird das Leben stets ein ungelöstes, unlösbares und andächtig stimmendes Rätsel bleiben, um in seiner Nächtigkeit vertrauensvoll allen Wünschbarkeiten ihres Gemütes eine Pflege- und Kultstätte errichten zu können, zur Nichtigmachung und Erstickung aller drängenden Forderungen einer erbarmungslos feindlichen und lebenzermalmenden Wirklichkeit. So vollführen sie in frommer Gottseligkeit ihre geistige Erblindung gegenüber den ewig anbrandenden Mächten des Ragnarök, für das unsere Vorfahren noch ein wacheres Auge besaßen als wir naturentwurzelten und emanzipierten Kulturgenüßlinge und Bildungsphilister.

„Kein Entschuld'gen! Kein Verzeihen!
Gönnt ihr Frohen, Herzens-Freien
Diesem unvernünft'gen Buche
Ohr und Herz und Unterkunft!
Glaubt mir, Freunde, nicht zum Fluche
Ward mir meine Unvernunft!
Was ich finde, was ich suche —,
Stand das je in einem Buche?
Ehrt in mir die Narren-Zunft!
Lernt aus diesem Narrenbuche,
Wie Vernunft kommt — ‚zur Vernunft‘!

Also, Freunde, soll's geschehn? —
Amen! Und auf Wiedersehn!“ Nietzsche.

Personenverzeichnis.

Sachverzeichnis.

F

G

M

N

O

P

R

Berichtigungen.

S. 99, Fußnote 74, lies „schlecht“ statt „schecht“.
S. 185, Fußnote 150, lies Winkler, H., statt Winkler, R.